Die Glaubwürdigkeit der Zeugnisse für den Lebensgang und Charakter Christian Dietrich Grabbes

Von

Alfred Bergmann

LC237 Sep

Germanische Studien

unter Mitwirkung der Herren Universitätsprofessoren **H. H. Borcherdt, W. Brecht, G. Ehrismann, A. Götze, K. Helm, C. v. Kraus, H. Kindermann, S. v. Lempicki, F. Muncker †, H. Naumann, J. Petersen, R. Petsch, F. Ranke, G. Roethe †, E. Schröder, F. Schultz, Th. Siebs, W. Stammler, Ph. Strauch, R. Unger** u. a. herausgegeben von Dr. Emil Ebering.

Heft 137

Die Glaubwürdigkeit der Zeugnisse für den Lebensgang und Charakter Christian Dietrich Grabbes

Eine quellenkritische Untersuchung

Von

Dr. Alfred Bergmann

LANDES-BIBLIOTHEK DETMOLD

1933/206

01427233

Verlag Dr. Emil Ebering
Berlin 1933

Meinem Onkel

Dr. med. OSWALD WILHELM

(geb. den 6. Januar 1856, gest. den 16. Januar 1917)

zum Gedächtnis,

dem Freunde und Führer meiner Jugend, der, anfangs Schüler Zarnckes und Hildebrands, mich zuerst in den Geist germanistischer Forschung eingeführt hat.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort 3

Verzeichnis der benutzten Literatur

1. Gesamtausgaben 9
2. Biographien und Untersuchungen 11

Erster Hauptteil: Verzeichnis der biographischen Quellen

Zur Einführung 17

Erster Teil: Persönliche Quellen

1. Unmittelbare Berichte (Urquellen) 21
2. Vermittelte Berichte (Abgeleitete Quellen) 54

Zweiter Teil: Unpersönliche Quellen

1. Akten 63
2. Urkundliche Register 84
3. Handbücher und Verschiedenes 92

Zweiter Hauptteil: Kritik der biographischen Quellen

Einleitung 97

Erster Teil: Die Quellen zu Grabbes Lebensgang und Charakter

I. Kapitel: Biographische Aufsätze und Nekrologe bis zum Erscheinen der Dullerschen Biographie 127

II. Kapitel: Die Biographie Eduard Dullers

a) Ihre Vorgeschichte und Entstehung 151
b) Ihre Aufnahme 162
c) Der Prozeß 197

III. Kapitel: Die Biographie Karl Zieglers

a) Ihre Entstehung 201
b) Ihre Aufnahme 227

Zweiter Teil: Die Haltung der Forschung bis zur Erkenntnis des biographischen Problems. Mittel und Wege zu dessen Lösung

I. Kapitel: Die Bewertung der Biographien von Duller und Ziegler durch die Grabbeforschung bis zur Begründung des biographischen Problems 241

II. Kapitel: Wendung zur Skepsis 256

Seite

III. Kapitel: Mittel und Wege zur Lösung

a) Sammlung der Quellen
Durchsicht der Zeitschriften 261
Nachlaßforschung 265
Archivalische Forschungen 275
b) Methode der Verwertung 279

Dritter Teil: Kritik der Quellen

I. Kapitel: Untersuchung von vier strittigen Fällen

a) Die Rolle Clostermeiers 283
b) Der Berliner Aufenthalt 299
c) Die Beamtenlaufbahn 346
Mißglückte Versuche 361
Substitut und Auditeur 390
Präliminarien der Entlassung 414
Die Verabschiedung 443
Das Ergebnis 448
d) Die Ereignisse in Detmold während des Frühlings und Sommers 1836 454

II. Kapitel: Die Ereignisse am 12. September 1836 469

III. Kapitel: Die abschließende Beurteilung der Biographien von Duller und Ziegler 524

Anhang: Louise Grabbes Briefwechsel mit Jakob Stang, Karl Immermann und Carl Georg Schreiner in Düsseldorf 533

1. Stang an Louise Grabbe. Düsseldorf, 6. Jan. 1836 537
2. Louise Grabbe an Stang. Detmold, 20. Jan. 1836 538
3. Stang an Louise Grabbe. Düsseldorf, 6. Febr. 1836 548
4. Louise Grabbe an Immermann. Detmold, 13. Febr. 1836 550
5. Louise Grabbe an Stang. [Detmold, Mitte Febr. 1836] 556
6. Immermann an Louise Grabbe. Düsseldorf, 17. Febr. 1836 558
7. Stang an Louise Grabbe. Düsseldorf, 24. Sept. 1836 558
8. Louise Grabbe an Stang. Detmold, 3. Okt. 1836 559
9. Louise Grabbe an Stang. [Detmold, 28. Okt. 1836] 564
10. Schreiner an Louise Grabbe. Düsseldorf, 31. Okt. 1836 565
11. Louise Grabbe an Schreiner. Detmold, 17. Nov. 1836 567
12. Stang an Louise Grabbe. Düsseldorf, 28. Dez. 1836 571
13. Schreiner an Louise Grabbe. Düsseldorf, 14. Febr. 1837 572
14. Louise Grabbe an Schreiner. Detmold, 17. März 1837 573
15. Schreiner an Louise Grabbe. Düsseldorf, 17. April 1837 576
16. Louise Grabbe an Schreiner. Detmold, 23. April 1837 578
17. Schreiner an Louise Grabbe. Düsseldorf, 5. Juni 1837 581
18. Schreiner an Louise Grabbe. Düsseldorf, 15. Jan. 1838 582
19. Louise Grabbe an Schreiner. Detmold, 27. März 1838 583

Register 595

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit wurde vor fast zwanzig Jahren begonnen und hat ihre jetzige Gestalt erst nach mancherlei Wandlungen angenommen. Ursprünglich sollte sie Grabbes kritische Tätigkeit zum Gegenstande haben. Die langwierigen Verhandlungen über Benutzung und Ankauf der Handschriften für die Beiträge zum Düsseldorfer „Fremdenblatt" wirkten durch viele Monate hemmend auf den Fortgang; bis schließlich die durch Wukadinović inspirierte Konkurrenzuntersuchung von Hans van Els erschien und einen beträchtlichen Teil der Vorarbeiten entwertete, es aber auch zur Gewißheit machte, daß ein solches Thema eines breiteren biographischen und charakterologischen Unterbaues bedarf, weil das in mehreren Stößen erfolgende kritische Vorgehen Grabbes überhaupt nur im Zusammenhange mit dessen allgemeineren Lebenszielen auf eine fruchtbare Weise erörtert werden kann.

Es war also notwendig, das Thema stark zu erweitern, zunächst nach der biographischen Seite hin. Ernstlich dieses Gebiet in Bearbeitung zu nehmen, war erst nach Beendigung des Krieges gestattet. Sehr bald erwies es sich fast als eine terra incognita. Immer wieder tauchte unbenutztes Material auf. Dessen Prüfung stellte nun auch die frühere Forschung in ein neues Licht und führte schließlich zur Erkenntnis des biographischen Problems.

Damit hatte sich der Schwerpunkt der Arbeit verschoben, die, immer mehr anschwellend, nun folgendermaßen angelegt war: eine Einleitung enthielt die Kritik der biographischen Quellen; das erste Kapitel, die Ergebnisse der Quellenkritik verwertend, eine Darstellung des äußeren Lebens; das zweite die der Charakterentwicklung, das dritte die i n n e r e Geschichte der kritischen Schriften und Bemerkungen, mit dem Hauptziele, einer künftigen Behandlung des Werdegangs des Dramatikers die besonderen theoretischen Grundlagen zu liefern.

Aber nicht genug, daß mit so weitschichtiger Anlage der Rahmen einer normalen Doktorschrift längst völlig gesprengt war, sollten die darstellenden Partien durch sieben Anlagen ergänzt werden, deren einzelne für sich schon hunderte von Seiten umfaßten; so daß das Ganze einen immer kolossaleren Charakter annahm.

Es sollte z. B. Anlage A das wesentliche aus den im Lippischen Landes-Archiv zu Detmold aufbewahrten Akten zu Grabbes Beamtenlaufbahn bringen, Anlage B den an „Rotbergs Vollendung" sich anschließenden Schriftwechsel, Anlage C Grabbes Beiträge zum Düsseldorfer „Fremdenblatt", Anlage D die für eine Untersuchung der kritischen Tätigkeit des Dichters nicht zu entbehrenden, aufs eingehendste kommentierten „Glossen zur Journallektüre in Briefen an Carl Georg Schreiner", Anlage F sonstige Nachträge zu Grabbes Werken und Briefen, Anlage G endlich das Verzeichnis der biographischen Quellen, welches seinerseits wieder fünf Anhänge aufwies, darunter eine Reihe von Berichten über Besuche und Begegnungen, Louise Grabbes Briefwechsel mit Jakob Stang, Immermann und Carl Georg Schreiner, sowie die Rotuli.

Solch ungehemmter Tätigkeit bereitete die durch die Inflation der Mark bewirkte Zerstörung der Vermögen zunächst ein Ende. Bald nachher, am Himmelfahrtstage 1924, verschied Albert Köster, für den diese Arbeit bestimmt gewesen war, der sie durch all die Jahre mit seiner lebendigen Teilnahme gefördert, auch das Beiwerk ausdrücklich befürwortet hatte. Ihm, der bei seinem eigenen Forschen sich nie genug tun konnte, mußte solch Aufbauen auf breitester Grundlage, eine Arbeitsweise, die das Letzte erreichen und erschöpfen möchte, wohl ein wenig verwandt erscheinen.

Des verwaisten Torsos nahm sich Herr Professor Witkowski in Leipzig mit dankenswerter Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft an. Die völlig veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse zwangen nunmehr zu strengster Kürzung. Von den zwei, in dem Ganzen enthaltenen und zur Wahl gestellten Themen wurde die quellenkritische Untersuchung herausgegriffen, einmal, weil sie für das dringendere gehalten wurde, ferner, weil sie Gelegenheit bot, das langgehegte Bedürfnis nach Bekanntgabe so vieler unbekannter Dokumente zu befriedigen. Doch mußte erst noch die zweite Ausgabe des „Katalogs der Sammlung Kippenberg" bewältigt werden, ehe die endgültige, dem besonderen Zwecke angepaßte Formung vorge-

nommen werden konnte. Darüber waren wieder so viele Jahre hingegangen, daß schließlich nur weniges von den alten Niederschriften zu verwenden war und über dem Abrunden und Verselbständigen der ursprünglichen Einleitung am Ende doch eine gänzlich neue Arbeit entstand. —

Wenn ich diese Arbeit, deren Anfänge so weit zurückliegen, heute endlich der Oeffentlichkeit und damit der Kritik übergeben kann, zu einer Zeit, da die Problemstellungen der Literaturwissenschaft völlig andere geworden sind, so mache ich mir hinsichtlich ihrer Aufnahme keinerlei Illusionen, und es wird mich nicht befremden, wenn man sie dieser Zeit sehr wenig gemäß findet. Denn ich bin mir durchaus klar darüber, daß sie im Grunde um ein Menschenalter zu spät kommt. Noch vor dreißig Jahren hätte sie vielleicht einiges Aufsehen erregt; heute wird man sie als einen letzten Sproß eines absterbenden Zweiges der deutschen Literaturforschung behandeln, und es wird vielleicht sogar ein Name zitiert werden, der eine symbolische Bedeutung erlangt hat. Daß ich mich entschlossen habe, ungeachtet einer solchen Lage der Dinge das immer noch reichlich voluminöse Werk ganz zum Druck zu bringen, geschah zunächst in dem gewiß begreiflichen Wunsche, angesichts der Aussichtslosigkeit, meine großen Pläne zu verwirklichen, wie den einer umfassenden kritischen Gesamtausgabe der Werke oder doch des Briefwechsels Grabbes, denen die Vorbereitungen zweier Jahrzehnte gegolten haben, wenigstens einen Teil der Ergebnisse so anhaltender Bemühungen zu verwerten, es geschah aber auch in der Ueberzeugung, daß, wenn diese quellenkritische Untersuchung nicht zu einer Zeit erschien, da sie hätte erscheinen müssen, dies nicht Grund genug ist, sie überhaupt zu unterlassen; daß es auch der so spät geborenen Grabbe-Forschung nicht erspart bleiben kann, die selben Stufen der Entwicklung zu durchlaufen, wie die Forschung über andere Dichterpersönlichkeiten; daß auch sie, ohne eigenen Schaden, das Stadium der Sammlung und kritischen Sichtung des Materials, der Feststellung gesicherter Einzeltatsachen, nicht überspringen kann.

*

Möglich wurde die Arbeit nur dadurch, daß sich das Lippische Landes-Archiv in Detmold mir öffnete. Dessen reiche Bestände bilden die Grundlage dessen, was ich Neues zu bieten habe. Für

die mir erteilte Erlaubnis, den unbeschränktesten Gebrauch von ihnen zu machen, bin ich der damaligen Fürstlich Lippischen Regierung zu größtem Danke verpflichtet. Durch die freundlichste Förderung bei meinen Arbeiten hat mich Herr Archivdirektor Geheimrat Dr. Hans Kiewning sehr verbunden. Weit über seine Verpflichtungen hinaus hat er sie mit nie ermüdendem Interesse begleitet, mir auch unter schwierigsten Verhältnissen die Benutzung der Faszikel ermöglicht, durch seine Fingerzeige zu manchem Funde überhaupt erst den Weg gewiesen, auch eigene mir uneigennützig zur Verwertung überlassen, immer neue Feststellungen angeregt und so, unaufhörlich Auskunft gebend und aufklärend, mir das Einleben in die besonderen Bedingungen, unter denen der lippische Militärgerichtsbeamte gestanden hat, sehr erleichtert. Es ist mir ein Bedürfnis, Herrn Geheimrat Kiewning mein Gefühl herzlichster Dankbarkeit für seine Güte an dieser Stelle öffentlich zu bekunden.

Auch die Lippische Landesbibliothek in Detmold (unter der gleichen Leitung, vorher unter der des Herrn Prof. Dr. Anemüller), die Bibliothek der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz (unter den Herren Professoren Dr. Dr. Jecht und Schmidt), das Goethe- und Schiller-Archiv (unter den Direktoren Prof. Dr. Schlösser, Wahle und Wahl), sowie Frau Präsident Lewald in Berlin haben durch die gütig gewährte Erlaubnis, Handschriften zu benutzen, meine Untersuchungen gefördert und darum Anspruch auf meinen Dank.

Dieser gebührt ferner den Herren Konsistorialrat Scheumann und Pastor Werdelmann in Detmold für zahlreiche mühevolle Auskünfte nach ihren Kirchenbüchern, Fräulein Bertha Oesterhaus in Detmold, die mir im November und Dezember 1922, durch Vermittlung Professor Anemüllers, wochenlang Gastfreiheit in ihrem Hause gewährt hat, ohne die ich meine Durchforschung des Lippischen Landesarchivs nicht hätte zum Abschluß bringen können, und Herrn Fritz Lewy in Leipzig, der mir in jenen kritischen Zeiten zunehmender Inflation hilfreich die Hand bot.

Herr Dr. med. Erich Jacobssohn in Leipzig hatte die Liebenswürdigkeit, vor der Drucklegung die Einleitung zu überprüfen und ein paar kleine Retouchen anzuregen. Bei den Korrekturen fand ich die Unterstützung meiner Frau.

Alle diejenigen namentlich aufzuführen, die sonst, durch Erteilung von Auskünften, positiven und negativen, sich um mein Werk verdient und mich dadurch zu ihrem Dankesschuldner gemacht haben: alle die Privatpersonen und Verlage, die Archive, Bibliotheken und städtischen Sammlungen, die Pfarr- und polizeilichen Meldeämter, die Gerichtsschreibereien und Universitätsregistraturen, das würde zu weit führen, da ihre Zahl zweihundert noch übersteigt. Ich habe aller mir gewordenen Hilfe, im Text oder in den Anmerkungen, in jedem einzelnen Falle gedacht.

Weimar, im April 1932.

Dr. Alfred Bergmann.

Verzeichnis der benutzten Literatur.

1. Gesamtausgaben

(mit Angabe der gebrauchten Siglen).

WG = Christ. Dietr. Grabbe's sämmtliche Werke. Erste Gesammtausgabe. Herausgegeben und eingeleitet von Rudolf Gottschall. Erster — Zweiter Band. Leipzig. Philipp Reclam jun. 1870.

WBl = Christ. Dietr. Grabbe's sämmtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesammtausgabe. Herausgegeben und erläutert von Oskar Blumenthal. Erster Band mit dem Portrait des Dichters — Vierter Band. Detmold 1874. Uebergegangen in den Verlag der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung, Berlin 1875.

WGr = Christian Dietrich Grabbe's sämtliche Werke. In vier Bänden herausgegeben mit textkritischen Anhängen und der Biographie des Dichters von Eduard Grisebach. Berlin W. 35. B. Behr's Verlag. 1902.

WN = Christian Dietrich Grabbes sämtliche Werke in sechs Bänden. Vollständige Ausgabe mit den Briefen von und an Grabbe. Herausgegeben und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Otto Nieten. Mit drei Bildnissen des Dichters und einem Briefe als Handschriftprobe. Erster — Sechster Band. Leipzig. Max Hesses [später: Hesse und Becker] Verlag. o. J. [1908.]

WW = Grabbes Werke in sechs Teilen. Herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Spiridion Wukadinović. Mit Grabbes Bidnis in Gravure, einer Karte und einer Faksimilebeilage. [2 Bände.] Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. o. J. [1912.]

Eine Ausgabe von Grabbes Werken, die für wissenschaftliche Zwecke auch nur einigermaßen brauchbar wäre, existiert nicht. In

merkwürdiger Ueberschätzung hat man WGr lange Zeit dafür gehalten. Noch 1912 bezeichnete Robert Petsch sie als „unübertrefflich“,[1] und im folgenden Jahre, da bereits WW als lehrreicher Maßstab hätte dienen können, wiederholte Hugo Keßler in seiner Dissertation[2] Paul Friedrichs Urteil: „standard work“. Dagegen hatte sich bereits 1910 der an solche Unternehmungen mit Recht die höchsten Ansprüche stellende Hans von Müller den wahren Charakter der Ausgabe nicht verhehlt, indem er sie zu denjenigen Arbeiten Grisebachs rechnete, die dem „alten Herrn“ nicht mehr Selbstzweck, und darum „gewissermaßen schon bei Erscheinen veraltet“ gewesen seien.[3] In der Tat kann es dem, der diese Ausgabe wirklich kennt, keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß sie sich weder an Energie und Planmäßigkeit der Sammlung des Materials noch an Methode und Sorgfalt bei der Herstellung des Textes mit irgend einer der großen Leistungen auf diesem Gebiete im entferntesten messen kann.

Auch Wukadinovićs Ausgabe bedeutete keine Erfüllung der dringenden Wünsche des Forschers. Sein Urteil über sie hat der Verfasser in seiner ausführlichen Euphorion-Kritik niedergelegt,[4] die er, im ganzen, auch heute noch vertritt.[5] Unentschieden zwischen zwei ganz verschiedenen Zwecken schwankend, sich bald populär, bald wissenschaftlich gebend, räumlich und finanziell eingeengt und vom Verleger zum Abschluß gedrängt, konnte er unmöglich etwas befriedigendes zuwege bringen. In der richtigen Erkenntnis, daß insbesondere der Briefteil einer solchen Ausgabe „langsam und mühevoll“ vorbereitet werden müsse, hat er selbst an diesen Partien seines Werkes die denkbar herbste Kritik geübt. Nur in verhältnismäßig wenigen Fällen, so schreibt Wukadinović,[6] sei es ihm möglich gewesen, die Originale einzusehen, aber sie

1. Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Jg. 26 (1912), S. 63.
2. Der fünffüßige Jambus bei Christian Dietrich Grabbe. Ein Beitrag zur Metrik. Dissertation Münster i. W. 1913. S. 8.
3. Eduard Grisebach. Ein Versuch. Berlin. Eduard Meyer. 1910. S. 64/5.
4. Bd. 22 (1918), S. 199/212.
5. Im einzelnen würde schon bei Erscheinen der Kritik, die bereits 1913 geschrieben wurde und, der verwirrten Zeitläufte wegen, ohne Autorenkorrektur gedruckt werden mußte, manches anders formuliert worden sein.
6. WW V 222/23.

hätten genügt, ihm die traurige Gewißheit zu verschaffen, daß der Text der Grabbeschen Briefe sehr im argen liege, selbst da, wo Grisebach, der verläßliche, die Originale zur Hand gehabt habe. Hier seien noch viele Sünden gutzumachen; seine Arbeit sei Stückwerk geblieben. In den Anmerkungen hat er aus den Ergebnissen seiner Vergleichungen nur „besonders krasse Fälle" aufgezeigt. Der krasseste ist ihm aber entgangen. Er betrifft den Text der bei Grisebach unter den Nrn. 216 und 240 abgedruckten Briefe, in dem einhundertundzehn Fehler zu korrigieren sind.

Auch was die Sammlung des (gar nicht besonders verstreuten) Materials angeht, ist sich Wukadinović darüber klar, daß seine Ausgabe der Vollständigkeit zwar nähergerückt, aber von ihr immer noch weit entfernt sei.[7] In der Einsicht, daß eine Untersuchung über Grabbe, die nicht Gefahr laufen will, möglicherweise schon binnen wenigen Jahren überholt zu sein, nicht nur auf das gedruckte Briefmaterial gegründet sein darf, bestand denn auch ursprünglich die Absicht, dieses durch eine Reihe von Anlagen zu ergänzen, die der früheren Fassung der vorliegenden Arbeit beigegeben werden sollten. Die Zahl der bei Wukadinović mitgeteilten Briefe ,nämlich 309, hätte sich dadurch um etwa die Hälfte erhöht. Eine dira necessitas zwang zum Verzicht. Zu hoffen, daß in absehbarer Zeit die fehlende textkritische Ausgabe noch zustande kommen werde, wäre zu kühn. Aber für zwei Briefbände sollte die Kraft wohl noch ausreichen.

Einstweilen blieb nichts übrig, als die Briefe nach WW, als der relativ vollständigsten Sammlung, zu zitieren. Bei Bezug auf das ganze Stück geschieht es durch Angabe der Nummer.

2. Biographien und Untersuchungen.

Anonymer Artikel Grabbe: Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 14, 1836. Weimar. Bernhard Friedrich Voigt. 1838. Teil 2, S. 588/95.

Der Artikel ist zusammengesetzt aus Viebahns Nekrolog in der Außerordentlichen Beilage der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" vom 4. und 5. Februar 1837 (Q 107), jedoch ohne

7. A. a. O. S. 222.

die Strophen des Freiligrathschen Gedichts, und dem Schluß des Dullerschen „Schattenbilds“ aus dem „Phönix“ vom 20. September 1836 (Q 16).

Behrens, Carl: En tysk Digter Christian Dietrich Grabbe. Hans Liv og Digtning. Kjøbenhavn. Gyldendalske Boghandels Forlag. 1903.

Blumenthal, Oskar: Beiträge zur Kenntniß Grabbes. Nach ungedruckten Quellen. Eine von der philosophischen Fakultät der Universität Rostock genehmigte Promotionsschrift. Berlin. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1875.

Döring, Heinrich: Artikel Grabbe: Ersch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Erste Section. A—G. Herausgegeben von Hermann Brockhaus. Siebenundsiebzigster Theil. Leipzig 1864. S. 200/7.

Ebstein, Erich: Chr. D. Grabbes Krankheit. Eine medizinisch-literarische Studie. Mit Grabbes Bildnis, Faksimile und Ungedrucktem. (Grenzfragen der Literatur und Medizin in Einzeldarstellungen herausgegeben von Dr. S. Rahmer, Berlin. 3. Heft.) München 1906. Ernst Reinhardt, Verlagsbuchhandlung.

Goedeke, Karl: Charakteristik Grabbes: Goedeke, Grundriß zur Geschichte der Deutschen Dichtung. Bd. 3. [Heft 3, 1870.] S. 508/26.

Fast unverändert wiederholt: 2. Aufl. Bd. 8 (1905), S. 622/35.

Gottschall, Rudolf von: Dichter-Biographien. Siebenter Band: Christian Dietrich Grabbe. Mit Grabbes Bildnis. Leipzig. Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. o. J. [1901.]

Grisebach, Eduard: Grabbe's Leben: WGr IV I/LXIV.

Hillekamps, Carl Heinrich: Ch. D. Grabbes Briefe als biographische Quelle. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster i. W. vorgelegt. C. J. Fahle G. m. b. H. Münster i. Westf. 1929.

M[arggraff]., H[ermann].: Artikel Grabbe: Allgemeines Theater-Lexikon oder Encyklopädie alles Wissenswerthen für Bühnenkünstler, Dilettanten und Theaterfreunde unter Mitwirkung der sachkundigsten Schriftsteller Deutschlands her-

ausgegeben von R[obert]. Blum, K[arl]. Herloßsohn, H[ermann]. Marggraff. Bd. 4. Altenburg und Leipzig. Expedition des Theater-Lexikons. 1841. S. 88/92.

Nieten, Otto: Chr. D. Grabbe. Sein Leben und seine Werke. (Schriften der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn. Herausgegeben von Berthold Litzmann. IV.) Dortmund. Druck und Verlag von Fr. Wilh. Ruhfus. 1908.

Perger, Arnulf: Grabbes Persönlichkeit und literarische Stellung. In: System der dramatischen Technik mit besonderer Untersuchung von Grabbes Drama von Dr. Arnulf Perger. Alexander Duncker Verlag. Berlin 1909. S. 9/80.

Piper, Carl Anton: Grabbe, eine psychopathische Erscheinung. In: Beiträge zum Studium Grabbes. Von Dr. Carl Anton Piper. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Franz Muncker. VIII.) München 1898. Carl Haushalter, Verlagsbuchhandlung. S. 1/50.

Ploch, Arthur: Grabbes Stellung in der Deutschen Literatur. Eine Studie. Leipzig-R. Verlag von K. G. Th. Scheffer. 1905.

Sadger, I[sidor].: Belastung und Entartung. Ein Beitrag zur Lehre vom kranken Genie. 1910. Edmund Demme, Hofverlagsbuchhandlung, Leipzig.

Stern, Alfred: Artikel Grabbe: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 9 (1879), S. 532/6.

Die hier aufgeführten Werke und Artikel werden unter dem Namen des Verfassers zitiert. Das gleiche gilt von den Biographien Dullers und Zieglers. Alle anderen, im ersten Hauptteil zusammengestellten biographischen Quellen werden im Anhang und im zweiten durch ihre laufende Nummer kenntlich gemacht, der ein ‚Q' vorangestellt und nötigenfalls die Seitenzahl oder (bei Akten) die Nummer hinzugefügt ist.

Grabbe. Begegnungen mit Zeitgenossen. Herausgegeben von Alfred Bergmann. Weimar 1930. Verlag von Hermann Böhlaus Nachfolger. (Zitiert als: Begegnungen.)

Erster Hauptteil.

Verzeichnis der biographischen Quellen.

Zur Einführung.

Im ersten Teile dieser Bibliographie, der die persönlichen Quellen verzeichnet, werden zunächst, unter den unmittelbaren Berichten, diejenigen Zeitgenossen in alphabetischer Ordnung aufgeführt, deren Zeugnisse auf die persönliche Bekanntschaft mit Grabbe gegründet sind. Es stehen hier auch die Namen Solcher, die wohl eigene Eindrücke von ihm empfangen, diese aber nicht selbst wiedergegeben haben, vielmehr mit ihnen nur in den Mitteilungen Dritter, oder aber in unpersönlichen Quellen erscheinen. Es wird dann auf die betreffende Nummer der Bibliographie verwiesen.

Dem Namen derjenigen Zeugen, deren persönliche Bekanntschaft mit Grabbe zwar wahrscheinlich, nicht aber zu belegen ist, ist ein Fragezeichen vorangestellt.

Unter den vermittelten Berichten werden, gleichfalls in alphabetischer Reihenfolge, diejenigen Persönlichkeiten genannt, derer sich entweder unmittelbare Zeugen zur Mitteilung ihrer Eindrücke bedient, oder durch die Ueberlieferung aus zweiter, gelegentlich auch dritter Hand zum ersten Male schriftlich festgelegt worden ist.

Die Anordnung der Zeugnisse ist bei den einzelnen Personen im ersten, bei den einzelnen Gruppen im zweiten Teile chronologisch, wobei nach Möglichkeit nicht die Zeit der Veröffentlichung, sondern die der Entstehung maßgebend war.

Die Daten der Briefe sind in der Schreibung nicht getreu, sondern normiert wiedergegeben; gleiches gilt von der Bezeichnung der Zeitschriftenaufsätze.

Erster Teil.

Persönliche Quellen.

1. Unmittelbare Berichte (Urquellen).

Ahlefeldt-Laurwig, Gräfin Elisa Davidia Margaretha. [(1788—1855.)
Siehe Nr. 120.

Althaus, Friedrich. (1829—1897.)[1]

(1) Theodor Althaus. Ein Lebensbild. Bonn, Strauß. 1888. S. 17/8. — Begegnungen Nr. 44.

Althof, Friedrich Jakob. (1805—1874.)[2]
Kriminalgerichts-Sekretär in Detmold.
Siehe Nr. 211, im rotulus testium reprobatorialium.

(?) Anonyme Notizen und Korrespondenzen.

(2) [Biographische Skizze, datiert:] Ebendaher [Detmold], 28. Jan. 1828: Rheinisch-Westphälisches Korrespondenzblatt. Beiblatt zum Rheinisch-Westphälischen Anzeiger. Jahrgang 1828. Nr. 6. 9. Februar 1828. S. 86.

Sie ist hervorgerufen durch Johann Baptist Rousseaus Besprechung der „Dramatischen Dichtungen" im „Rheinisch-Westphälischen Anzeiger" Nr. 3 vom 9. Januar 1828, in der es heißt: „Die Vorrede ist mit Detmold unterzeichnet. Es wäre interessant, durch den Anzeiger zu erfahren, ob dieser große Dichter ein geborner Westfale ist." — Abgedruckt WW VI 251, dort fälschlich Grabbe selbst zugeschrieben.

(3) [Notiz aus] Detmold: Chronik Westphalens und der Rheinlande. 1828. Nr. 9. [Beilage zu:] Allgemeine Unterhaltungs-Blätter zur Verbreitung des Schönen, Guten und Nützlichen. Münster. Jg. 2. 1828. Bd. 3. Heft 9. Ausgegeben den 15. Mai, S. 241/2.

---

1. Auskunft seines Sohnes, des Herrn Th. F. Althaus in London.
2. Auskunft des Herrn Konsistorialrats Scheumann in Detmold.

(4) [Korrespondenz aus] D e t m o l d: Das Sonntagsblatt. Minden. Jg. 14. Nr. 21, 23. Mai 1830. S. 168.

(5) [Korrespondenz aus] D e t m o l d, vom 23. Nov.: Elberfelder Zeitung. Nr. 330, 28. November 1836. S. [3].
Polemik gegen das Probeblatt Nr. 1 des Hamburger „Argus", in dem behauptet wird, Grabbe sei ein natürlicher Sohn des Prinzen Louis Ferdinand gewesen.

(6) 8,[3] Etwas über Grabbe: Die Posaune. Ueberlieferungen aus dem Vaterlande und dem Auslande. Ein Tagblatt für Leser aller Stände. Redigirt und herausgegeben von Georg Harrys. Hannover. Jg. 7. Nr. 89. 27. Juli 1838. S. 353/4.
Polemik gegen Nr. 19.

(7) [Notiz aus] D e t m o l d, im Sept.: Didaskalia. Blätter für Geist, Gemüth und Publizität. Frankfurt a. M. Nr. 267, 27. September 1838. S. [4].
Hinweis auf Nr. 100.
Siehe auch unter „Rechtsanwalt" und „Reisende".

B a l l h o r n - R o s e n, Friedrich. (1774[4]—1855.)
Justizkanzlei-Direktor in Detmold.

(8) Briefe an seinen Sohn Friedrich: Felix Mendelssohn-Bartholdys Briefwechsel mit Legationsrat Karl Klingemann in London. Herausgegeben und eingeleitet von Karl Klingemann. Essen, Baedeker. 1909.[5]

(a) [Detmold,] 20. April 1823: S. 13.
(b) Detmold, 6. September 1823: S. 13/4. — Begegnungen Nr. 12.
(c) [Detmold,] 16. September 1823: S. 14. — Begegnungen Nr. 13.
(d) [Detmold,] 21. September 1823: S. 14.
(e) [Detmold,] 22. Februar 1824: S. 14/5.
(f) [Detmold,] 28. März 1824: S. 15.
(g) [Detmold,] 18. November 1824 [falsch statt 1827]: S. 15.

---

3. Der Verfasser stammt offensichtlich aus Detmold oder dessen Umgebung.

4. Auskunft des Herrn Prof. Dr. Anemüller in Detmold.

5. Den Hinweis auf dieses Buch verdankt der Verfasser Herrn Prof. Dr. H. H. Houben.

(**h**) [Detmold,] 6. April 1828: S. 15.
(**i**) Detmold, 3. März 1833: S. 16.
(**j**) Detmold, 13. November 1836: S. 16.

Becher, Alfred Julius. (1803—1848.)
Siehe Nr. 140.

Bechstein, Ludwig. (1801—1860.)

(**9**) Die Reisetage. Aus meinem Leben. 1. Teil. Mannheim, Hoff. 1836. S. 144/5.
Abdruck: (**a**) Hans Landsberg, Düsseldorfer Reminiszenzen (1835): Masken. Halbmonatsschrift des Düsseldorfer Schauspielhauses. Jg. 9. 1913/14. Nr. 18. S. 274. — Begegnungen Nr. 32.

Begemann, Friedrich. (1803—1829.)
Siehe Nr. 148.

Bethmann-Hollweg, Moritz August von. (1795—1877.)
Siehe Nr. 156 d, 2.

Biener, Friedrich August. (1787—1861.)
Siehe Nr. 156 d, 1.

Blanke, Johann Konrad Christof Heinrich. (1788—1845.)[1]
Polizeidiener in Detmold.
Siehe Nr. 211, bei der Inhaltsangabe von Nr. 15 der Polizeiakten.

Blinde, Wilhelm. (1820—?)
Marqueur im Meyerschen Gasthaus „Zur Stadt Frankfurt" in Detmold.
Siehe Nr. 211, im rotulus testium probatorialium.

Böger, Friedrich Adolph. (1767—1839.)
Obrist und Kommandeur des Lippischen Bataillons.
Siehe Nr. 179 b.

Bornemeier, Johann Christof Ludwig Adolf.[6] (1814—1895.)
Küster in Detmold.

(**10**) Ein Besuch bei Christ. Dietr. Grabbe. [Dazu die Anmerkung:] Aus dem Nachlasse unseres am 14. August 1895 ge-

6. Auskunft des Herrn Pastors Werdelmann in Detmold.

storbenen lieben Mitarbeiters A. Bornemeyer: Lippische Landeszeitung. Detmold.[7] — Begegnungen Nr. 17.

Brauns, Fr.
Freimeister[8] in Horn.
Siehe Nr. 183.

Brokmann, Clemens August. (1815—1891.)[9]
Wirt der Detmolder Ressource.
Siehe Nr. 146 und 211, im rotulus testium probatorialium.

Claepius, I. H.

(**11**) Brief an Grabbe. Dresden, 1. März 1824. (Detmold, Landesbibliothek.)

Clemen, Heinrich Christian Albrecht. (1799—1867.)[10]
Prorektor in Lemgo.

(**12**) Brief an Karl Immermann. Lemgo, 13. Dezember 1834. (Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv. Nachlaß Immermann. „Grabbes Briefe", fol. 10.)

---

7. Der Verfasser hat Kenntnis von diesem Aufsatz durch einen Zeitungsausschnitt, der sich im Lippischen Landesarchiv in Detmold befindet. Er ist unbezeichnet; trotzdem ist es sicher, daß er aus einem Exemplar der „Landeszeitung" stammt. Dies geht erstens aus dem Druckbild hervor, zweitens aus der von der Redaktion bestätigten Mitarbeiterschaft Bornemeiers an der „Landeszeitung". In welcher von deren Nummern der Bericht erschienen ist, hat der Verfasser auch während seines Aufenthaltes in Detmold nicht feststellen können. Denn die in Betracht kommenden Jahrgänge der Landesbibliothek sind dem Brande vom 22. November 1922 zum Opfer gefallen, und von der genannten Redaktion konnte nur der Jahrgang 1895 zur Verfügung gestellt werden, dessen nach dem 14. August datierte Nummern den Aufsatz nicht enthalten.

8. Unter Freimeistern versteht man Persönlichkeiten, die, ohne Mitglied einer Zunft zu sein, gegen eine an diese zu entrichtende Abfindung ihr Gewerbe betreiben konnten, freilich mit mannigfachen Einschränkungen. Man hatte diese Institution eingeführt, um die Privilegien der Zünfte zu brechen.

9. Auskunft des Herrn Pastors Werdelmann, durch Vermittelung des Herrn Osterhaus in Detmold.

10. Auskunft des Herrn Prof. Dr. Anemüller in Detmold.

Clostermeier, Christian Gottlieb. (1752—1829.)

(**13**) Briefe an den Buchhändler Gottlieb Leopold[11] Helwing in Lemgo. (a, b u. d: Detmold, Landesarchiv. Nachlaß Clostermeier Nr. 74. c: Detmold, Landesbibliothek.)

(**a**) Detmold, 20. März 1820.

(**b**) Detmold, 8. April 1820.

(**c**) Detmold, 10. Juni 1820.

(**d**) Detmold, 27. Juli 1820.

(**14**) „Collectanea über Grabbe Junior. Item Schauspielhaus in Detmold." (Detmold, Landesarchiv. Nachlaß Clostermeier Nr. 26.) Davon haben biographischen Charakter folgende Schriftstücke:

(**a**) Entwurf eines Briefes an Grabbe. Detmold, 7. November 1827.

(**b**) Promemoria, geschrieben im Oktober und November 1827.

(**c**) Promemoria über ein Erlebnis mit Grabbe. — Begegnungen Nr. 16.

(**d**) Anführung einer Reihe von Zeitschriftenaufsätzen, meist mit glossierten Exzerpten, über Detmold und sein Theater, deren Verfasserschaft Clostermeier Grabben zuspricht. Es sind folgende:

1) „Der Gesellschafter" Jg. 12, Nr. 8, 14. Januar 1828. (WW Nr. 4.)

2) „Das Sonntagsblatt" Jg. 11, Nr. 2, 14. Januar 1827. (WW Nr. 1.)

3) „Westphalia" Jg. 6, Nr. 39, 29. September 1827. (WW Nr. 3.)

4) „Rheinisch-Westphälischer Anzeiger" Nr. 34, 26. April 1826 [falsch für 1828]. Erwiderung auf eine Korrespondenz „Aus Münster", datiert vom 20. Februar 1828 und gezeichnet X + Y, im „Rheinisch-Westphälischen Korrespondenzblatt" Nr. 12/3 vom 19. u. 22. März 1828. (Vgl. WW VI 251; van Els, „Grabbe als Kritiker"[12] S. 37/8.)

5) „Rheinisch-Westphälisches Korrespondenzblatt. Beiblatt zum Rheinisch-Westphälischen Anzeiger" Bd. 49, Nr. 6,

---

11. Auskunft des Herrn Prof. Dr. Schacht in Lemgo.
12. Dissertation Marburg 1914.

9. Februar 1828. (WW VI 247/51, als erste der zweifelhaften; vgl. dazu van Els S. 33/4 u. Anm. 12.)

6) „Abendzeitung" Nr. 99/102, 24.—28. April 1828. (WW Nr. 5.)

7) „Rheinisch-Westphälisches Korrespondenzblatt. Beiblatt zum Rheinisch-Westphälischen Anzeiger" Nr. 28, 5. Juli 1828. (WW Nr. 6.)

Siehe auch die Nrn. 126 u. 159.

Clostermeier, Louise Christiane.
Siehe Grabbe, Louise Christiane.

Dresel, Adolf. (1795—1863.)[13]
Seminarinspektor in Detmold.

(**15**) [Ein Gespräch mit Grabbe:] Vaterländische Blätter. Herausgegeben von M[oritz]. L[eopold]. Petri. Jg. 3. Detmold, 1846. Nr. 27. 4. Oktober 1845. Sp. 428/9.
Die Mitteilung bildet den Beschluß einer Notiz über Pestalozzis „Lienhard und Gertrud", welche datiert ist „Detmold im September 1845". — Begegnungen Nr. 26.

Duller, Eduard. (1809—1853.)

(**16**) Grabbe. (Schattenbild.): Phönix. Frankfurt a. M. Jg. 2. Nr. 232. 30. September 1836. S. 925/6.

(**17**) Brief an Louise Grabbe. Darmstadt, 24. Mai 1837. (Detmold, Landesarchiv. Nachlaß Clostermeier Nr. 71.[14])

(**18**) [Rezension von:] Grabbe. Erzählung, Charakteristik, Briefe. (November 1834 bis Mai 1836). Von Karl Immermann. [= Nr. 60.]: Phönix. Frankfurt a. M. Jg. 3. 1837. Nr. 277. 23. November. S. 1105/7. Nr. 278. 24. November. S. 1109/10. [Grabbe:] S. 1105, 1106.[15]

(**19**) Grabbe. [Als Einleitung zur ersten Ausgabe der „Hermannsschlacht."] Düsseldorf, I. H. C. Schreiner. 1838. 91 S.

---

13. Auskunft des Herrn Prof. Dr. Anemüller in Detmold.

14. Ein dort befindlicher zweiter Brief Dullers an Louise aus Darmstadt vom 26. Juli 1837 ist nicht biographischen Charakters. Duller bittet darin dringend um die versprochenen Notizen zur Biographie.

15. S. 1105 wird das baldige Erscheinen der Dullerschen Biographie (vgl. die folgende Nummer) angekündigt, woraus sich der Verfasser ergibt.

[In Wirklichkeit nur 89, da S. 1 u. 2 nicht vorhanden sind.] 8°. Außer den unter den Nrn. 6, 26, 100 und 111 genannten sind folgende Besprechungen der Biographie erschienen: Zeitung für die elegante Welt. Leipzig. Jg. 38. Nr. 62. 27. März 1838. S. 248. Der zweite Teil nachgedruckt in der Mitternachtzeitung für gebildete Stände, Braunschweig, Jg. 13, Nr. 60, 13. April 1838, S. 477. — Europa. Chronik der gebildeten Welt. Stuttgart. Jg. 1838. Bd. 2. S. 520/1. (A. [= Berthold Auerbach]) Abdruck: Das literarische Echo. Jg. 4. Heft 10. Februar 1902. Sp. 660/1 (in Anton Bettelheims Aufsatz „Berthold Auerbach und Grabbe"). Vgl. Anton Bettelheim, „Berthold Auerbach. Der Mann. Sein Werk — Sein Nachlaß." Stuttgart und Berlin, Cotta. 1907. S. 116. — Literarische Zeitung. Berlin. Nr. 16. 18. April 1838. Beilage. Sp. 297/8, Nr. 582. (E[duard]. M[eyen].) — Literarische und kritische Blätter der Börsenhalle. Hamburg. Jg. 14. Nr. 1503. 23. April 1838. S. 391/2. (Karl Buchner.) — Die Posaune. Hannover. Jg. 7. Nr. 56. 11. Mai 1838. S. 222. (**N.**) — Humoristische Blätter. Oldenburg. Jg. 1. 1839. Nr. 14. 5. Juli 1838. S. 106/8. (Adolf Stahr, in seiner Besprechung der „Hermannsschlacht".) — Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig. Nr. 23. 23. Januar 1839. S. 94/5. (30. [= Wilhelm v. Lüdemann[16]]) — Ost und West. Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben. Prag. Außerordentliche Beilage zu Nr. 24. 23. März 1839. S. 98. (Ph. v. Leitner.) — Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater. Herausgegeben von E[rnst]. Willkomm und A[lexander]. Fischer. Leipzig. Bd. 2. 1839. S. 116. (Th. Mzf.) — Vgl. ferner: Mein Verhältniß zu Immermann. Von O[scar]. L[udwig]. B[ernhard]. Wolff (Karl Immermann. Blätter der Erinnerung an ihn. Herausgegeben von Ferdinand Freiligrath. Stuttgart, bei Adolph Krabbe. 1842. S. 71/116), S. 109, sowie Immermanns Erwiderung vom 28. Juni 1838, ebenda S. 112.

(**20**) Brief an Karl Immermann. Darmstadt, 1. Februar 1838. (Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv. Nachlaß Immermann. „Literarische Correspondenz vom 3ten September 1836 bis 16. April 1838." fol. 137.)
Antwort auf Nr. 61.

16. Auskunft des Brockhausschen Verlags.

Ellmenreich, Albert. (1816—1905.)

(**21**) Erinnerungen an Karl Immermann: Deutsches Wochenblatt. Zeitschrift für nationale Politik, für Kunst und Litteratur. Berlin. Jg. 12. 1899. Nr. 1. 6. Januar. S. 24/8. Nr. 2. 13. Januar. S. 74/80. [Grabbe:] S. 78/9. — Begegnungen Nr. 38.

Eschenburg, Wilhelm Arnold. (1778—1861.)[17]
Lippischer Regierungs- und Kammerpräsident in Detmold.

(**22**) Briefe an Fürst Leopold II. (Detmold, Landesarchiv. Nachlaß Leopolds II. Nr. 15.)

(**a**) Detmold, 30. Januar 1834.

(**b**) Detmold, 3. Februar 1834.

(**c**) Detmold, 17. Februar 1834.

Mitgeteilt in Alfred Bergmanns Aufsatz „Grabbe und Fürst Leopold II. zur Lippe“: Hamburger Fremdenblatt, Nr. 255, 13. September 1924.

Falkmann, Christian Ferdinand. (1782—1844.)

(**23**) Schulzeugnis für Grabbe. Detmold, 30. November 1817: WGr IV VI.

Freiligrath, Ferdinand. (1810—1876.)

(**24**) Briefe an Frau und Mademoiselle Clostermeier. (Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv. Nachlaß Freiligrath. F. 14.) Die in Frage kommenden Stellen sind bis auf eine bereits im ersten Bande von Wilhelm Buchners Werke „Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen.“ (Lahr, Schauenburg. o. J. [1882.]) mitgeteilt worden.

(**a**) Nr. III. Soest, 13. Juni 1830: S. 81.

(**b**) Nr. IV. Soest, 4. November 1830: S. 82.

(**c**) Nr. V. Soest, am grünen Donnerstage [= 24. März] 1831: S. 82.

(**d**) Nr. VI. Soest, 5. April 1831.

(**e**) Nr. VIII. Soest, 25. September 1831: S. 85.

(**f**) Nr. IX. Amsterdam, 10. Februar 1832: S. 100. (Antwort auf Nr. 36 a.)

(**g**) Nr. X. Amsterdam, 20. September 1832: S. 104.

---

17. Auskunft seines Urenkels, des Herrn Landgerichtsrats Ebert in Detmold, durch Vermittelung des Herrn Geh. Archivrats Dr. Kiewning.

(**25**) Brief an Hermann Kunibert Neumann. Soest, 28. Januar 1837: Adolf Strodtmann, Ungedruckte Jugendbriefe Ferdinand Freiligrath's: Deutsche Revue. Jg. 2. Bd. 3. Berlin, 1878. S. 269/70. (Auch bei Buchner, a. a. O. Bd. 1, S. 237/8.) Antwort auf Nr. 79 a.

(**26**) Brief an Ida Melos. [Unkel,] 19. Mai 1840, 5 Uhr früh: Freiligrath-Briefe herausgegeben von Luise Wiens geb. Freiligrath. Stuttgart und Berlin, Cotta. 1910. S. 73.

(**27**) Briefe an Oscar Blumenthal. (Im Besitz Alfred Bergmanns.[18]) Die wesentlichen der biographisch in betracht kommenden Stellen sind mitgeteilt in Oscar Blumenthals Aufsatz „Grabbe und Freiligrath. Nach ungedruckten Briefen Ferdinand Freiligraths": Deutsche Revue. Jg. 26. Bd. 4. Stuttgart und Leipzig, 1901.

(**a**) Stuttgart, 24. April 1872: S. 273/4.

(**b**) Stuttgart, 28. April 1872: S. 277.

(**c**) Stuttgart, 22. Mai 1872: S. 278/9.

(**d**) Stuttgart, 15. Oktober 1872: S. 281.

Grabbe, Adolph Henrich. (1762—1832.)

(**28**) Sechs Bücherzettel und kurze Schreiben an die Meyersche Hofbuchhandlung in Lemgo. (In der Sammlung des Verfassers.) Sie kommen hier wegen der in ihnen für Christian Grabbe bestellten Werke in betracht:

(**a**) Detmold, 2. Mai 1812. „[[Thomas Day,] Geschichte] Sandvorts [statt Sandforts] und Mertons für Kinder erzählt aus dem Englischen, Herausgegeben von J[oachim]. H[einrich]. Campe[. 3 Bde. 2. Aufl. Braunschweig, Schulbuchhandlung. 1788—1809. 12°.]"

(**b**) Detmold, 12. November 1812. „Französisches Lesebuch für Anfänger nebst einen vollständigen Französisch: Deutschen Wortregister von Johann Christian Wiedemann. Director des [Handlungs-]Instituts und Rector der Lateinischen Schule zu Hagen in der Grafschaft Mark. [2. Aufl. Halle, Schwetschke und Sohn. 1805/6. 8°.]"

---

18. Der Verfasser verdankt diese schöne Bereicherung seiner Sammlung Herrn Gotthard Müller in Berlin, dem Nachlaßverwalter Dr. Oscar Blumenthals.

(**c**) Detmold, 1. Februar 1814. „[Johann Ernst] Fabris kurzen Abriß der Geographie [für Schulen.] 14te Auflage [. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.] 1812 [.8°.]“

(**d**) Detmold, 30. Juni 1814. „[[Johann Andreas Christian Löhr,]] Bildergeographie. Eine Darstellung aller Länder und Völker [der Erde], der dritte Band Amerika und Australien. [2. Aufl.] Mit 19 Kupfern 2 Charten pr. [statt gr. 8°.] Leipzig /: G[erhard]. Fleischer :/ Ladenpreis 2 rthlr. 12 gg.“

(**e**) [Detmold, 1814.[19]] „[Joachim Heinrich] Campens [erste] Sammlung von Reisen [richtig: merkwürdiger Reisebeschreibungen für die Jugend] fortgesetzt von [Ernst Christian] Trapp[.] 6 Thl[e]. 8° [u. 16°. Braunschweig, Schulbuchhandlung.] 801—795 [statt 794—801.] Drukpp. kostet 2 rthlr. 18 gg“.

(**f**) Detmold, 6. August [180?.] „Der ganze Hesiot, eine mittelmäßige theure und gute Ausgabe. Homers Odysse Hallische Ausgabe[20] und Riemers griechisches Lexikon“.[21]

(**29**) Brief an den Buchhändler Gottlieb Leopold Helwing in Lemgo. Detmold, 4. Mai 1819. (Berlin, Preußische Staatsbibliothek.) Teildruck: WGr IV VII.

(**30**) Briefe an seinen Sohn Christian; sämtlich aus Detmold. Auszüge: WN VI.

(**a**) 14. Mai 1820: S. 289.

(**b**) 18. Mai 1820: S. 289/90.

(**c**) 2. Juni 1820: S. 290.

(**d**) 12. Juni 1820: S. 291.

(**e**) 3. Juli 1820: S. 292.

(**f**) 21. Juli 1820: S. 292/3.

(**g**) 21. August 1820: S. 293.

---

19. Die Jahreszahl ergibt sich aus der Notiz des Empfängers auf der Rückseite des Blattes.

20. Odyssea cum Batrachomyomachia, in usum scholarum edidit Fr. A. Wolf. 2 Tle. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1784. 8°.

21. Von Friedrich Wilhelm Riemers kleinem griechisch-deutschem Handwörterbuch, einem Auszug aus dem größeren Werke von Johann Gottlob Schneider (2 Abteilungen. Jena, Frommann) erschien die erste Auflage 1802/4, die zweite verbesserte 1815/6, die — schwerlich wohl noch in betracht kommende — dritte neu bearbeitete und vermehrte 1819/20.

(**h**) 29. September 1820: S. 293/4.
(**i**) 19. Mai 1822: S. 294/5.
(**j**) 10. September 1822: S. 295/6.
(**k**) 25. Dezember 1822: S. 296.
(**l**) 5. Februar 1823: S. 296/7.[22]
(**m**) 18. Februar 1823: S. 297/8.
(**n**) 28. März 1823: S. 298.
(**o**) 25. April 1823: S. 298/9.
(**p**) [30. Mai[23] 1823]: S. 299/300.
Siehe auch die Nrn. 154 u. 155 a.

Grabbe, Amalia Cathrina Dorothea, geb. Grüttemeier. (1765—1850.)

(**31**) Brief an den Buchhändler Georg Ferdinand Kettembeil in Frankfurt a. M. Detmold, 10. November 1838. Teildruck: WN VI 319/21.

(**32**) Brief an Karl Ziegler in Detmold. Ohne Ort und Datum. [Um 1840[24].] (In der Sammlung des Verfassers.)

Grabbe, Louise Christiane, geb. Clostermeier. (1791—1848.)

(**33**) Tagebuch. Dieses ist nicht erhalten; jedoch hat Bernhard Althaus (siehe Nr. 118) es lange Zeit besessen und Wichtiges daraus kopiert. Vgl. WW I XLIII, XLVI.

(**34**) Entwürfe zweier Briefe an Louise Renner geb. Rotberg in Mannheim. (Detmold, Landesarchiv. Nachlaß Clostermeier Nr. 41.)
(**a**) Detmold, 18. Februar 1828.
(**b**) Detmold, 26. April 1828.

(**35**) Korrespondenz an ihren (späteren) Gatten.[25]
(**a**) Briefentwurf. Detmold, 3. Juli 1828. (Detmold, Landesarchiv, in dem unter Nr. 160 aufgeführten Faszikel.)
(**b**) Briefentwurf. Detmold, 5. Oktober 1828. (Am gleichen Orte.)

---

22. Das dort stehende falsche Datum (3. Februar) ist nach der Handschrift berichtigt.
23. Das Datum ergibt sich aus Grabbes Brief Nr. 28.
24. Der Brief stammt aus der Zeit der Entstehung von Zieglers Biographie (= Nr. 117).
25. Vgl. dazu Nieten S. 440/1.

(c) Brief. Detmold, 13. Juli 1829: WN VI 312.

(d) Neujahrskarte vom Jahre 1832. (Detmold, Landesbibliothek.)

(e) Brief. Detmold, 13. November 1834. (Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv. Nachlaß Immermann. „Grabbes Briefe" fol. [132 a. b.])[26]

(f) Brief. Detmold, 19. Januar 1835: WN VI 312/4.

(g) Brief. Detmold, 4. März 1835: WN VI 314/6.

(h) Brief. Detmold, 24. Februar 1836: WN VI 316/7.

(i) Billett. [Detmold, 24. Juli 1836.] (Im Original nicht erhalten; sechsmal zitiert in den unter Nr. 211 aufgeführten Prozeßakten.)[27]

(36) Briefe an Ferdinand Freiligrath. (Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv. Nachlaß Freiligrath. F 34.)

Heft in Gr.-4°, in dünnem braunem Pappumschlag. Die Briefe sind mit Bleistift auf der ersten Seite links oben von I bis XIX, die Blätter rechts oben von 1 bis 43 durchnummeriert. Brief Nr. III, der nicht mit Ort und Datum versehen, überdies bei der Blattzählung ausgelassen ist, vielleicht auch der gleichfalls undatierte Brief Nr. X sind vermutlich gar keine selbständigen Schreiben, sondern nur Beilagen zu den vorangehenden Briefen, so daß es sich dann im ganzen um deren siebzehn handeln würde.

Auszüge aus zweien der Briefe finden sich im ersten Bande von Buchners Freiligrath-Biographie. Für die Grabbe-Forschung ist die Gesamtheit der Briefe zum ersten Male verwertet worden von Otto Nieten in seinem Aufsatz „Neue Kunde über Grabbe. Nach ungedruckten Briefen L. Grabbes.": Westfälisches Magazin. Dortmund. Neue Folge. Jg. 2. 1910. Nr. 12/3. S. 129/36.

---

26. Diesen Brief erklärt Nieten (S. 284 seiner Biographie) fälschlich für verloren.

27. Verschollen ist Louisens Brief vom 28. März 1835, ebenso die Abschrift, die sie davon zurückbehalten hatte. Vgl. das Schreiben an Immermann (= Nr. 40) sowie WW VI 119, 25/32. — Wenn WN VI 316, 21 (und ebenso im Erstdruck, Nieten S. 285, Z. 6) „d. J." zu lesen ist, so handelt es sich dabei, wie dem Verfasser von Herrn Prof. Dr. Anemüller in Detmold bestätigt wurde, um ein Versehen Nietens.

Blatt:

(**a**) Nr. I. Detmold, 27. Januar 1832. (Antwort u. a. auf Nr. 24 b—e. — Buchner S. 85/7.) 1—2
(**b**) Nr. II. Detmold, 29. April 1837. (Antwort u. a. auf Nr. 24 f u. g. — Buchner S. 87.) 3—4
(**c**) Nr. III. Ohne Ort und Datum. —
(**d**) Nr. IV. Detmold, 12. Mai 1837. 5—6
(**e**) Nr. V. Detmold, 6./7. Juni 1837. 7—8
(**f**) Nr. VI. Detmold, 19. August 1837. 9—10
(**g**) Nr. VII. Detmold, 29. März [falsch für April[28]] 1838. 11—16
(**h**) Nr. VIII. Detmold, 26. August 1838. 17—18
(**i**) Nr. IX. Detmold, 20. September 1838. 19—20
(**j**) Nr. X. Ohne Ort und Datum. 21
(**k**) Nr. XI. Detmold, 2. Oktober 1838. 22—24
(**l**) Nr. XII. Detmold, 14. Mai 1839. 25—26
(**m**) Nr. XIII. Mannheim, 8. Juli 1841. 27—28
(**n**) Nr. XIV. Mannheim, 16. August 1841. 29—30
(**o**) Nr. XV. Mannheim, 21. September 1841. 31—32
(**p**) Nr. XVI. Mannheim, 8. Oktober 1841. 33—34
(**q**) Nr. XVII. Mannheim, 20./21. Oktober 1841. 35—37
(**r**) Nr. XVIII. Detmold, 18. Dezember 1842. 38—41
(**s**) Nr. XIX. Detmold, 18. Juli 1846. 42—43

(**37**) Brief an Karl Ziegler in Detmold. Detmold, 9. März 1835. (In der Sammlung des Verfassers.)

(**38**) Briefe an Moritz Leopold Petri in Detmold. (Detmold, Landesbibliothek.)

(**a**) Detmold, 5. September 1835.
(**b**) Detmold, 5. Januar 1836.
(**c**) Detmold, 8. Januar 1836.
(**d**) Detmold, 27. September 1836.
(**e**) Detmold, 14. Oktober 1836.

(**39**) Entwürfe der Briefe an Jakob Stang in Düsseldorf. (Detmold, Landesarchiv. Nachlaß Clostermeier Nr. 76.)

---

28. Der rechte Monat ergibt sich aus der auf der ersten Seite stehenden Angabe, die Dullersche Biographie sei erst am 11. April in Detmold angekommen.

(**a**) Detmold, 20. Januar 1836. (Antwort auf Nr. 98 a.)
(**b**) [Detmold, Mitte Februar 1836.][29] (Antwort auf Nr. 98 b.)
(**c**) Detmold, 3. Oktober 1836. (Antwort auf Nr. 98 c).[30]
Abdruck: Anhang, Nr. 2, 5 u. 8.

(**40**) Brief an Karl Immermann. Detmold, 13. Februar 1836. (Reinschrift: Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv. Nachlaß Immermann. „Grabbes Briefe" fol. 131/2. Entwurf: Detmold, Landesarchiv. Nachlaß Clostermeier Nr. 73.)
Abdruck der Reinschrift: Anhang, Nr. 4.

(**41**) Entwürfe der Briefe an Carl Georg Schreiner in Düsseldorf. (Detmold, Landesarchiv. Nachlaß Clostermeier Nr. 73.)
(**a**) Detmold, 17. November 1836. (Antwort auf Nr. 96 a.)
(**b**) [Detmold,] 17. März 1837. (Antwort auf Nr. 96 b.)
(**c**) [Detmold,] 25.[31] April 1837. (Antwort auf Nr. 96 c.)
(**d**) Detmold, 27. März u. 4. April 1838. (Antwort auf Nr. 96 d u. e. — Zu diesem Brief ist noch ein zweiter, früherer Entwurf vorhanden.)[32]
Abdruck: Anhang, Nr. 11, 14, 16 u. 19.

(**42**) Entwurf des Briefes an Eduard Duller in Darmstadt. [Detmold,] 3. Juni 1837. (Detmold, Landesarchiv. Nachlaß Clostermeier Nr. 71.)
Antwort auf Nr. 17.[33]

(**43**) Erläuternde Bleistiftnotizen auf an sie gerichteten Billetts Grabbes.

---

29. Der terminus a quo ergibt sich aus dem Datum von Louisens Brief an Immermann (13. Februar), der terminus ad quem aus dem von dessen Antwort (17. Februar), die Louise noch nicht erhalten hat.

30. Der Entwurf des kurzen Schreibens vom [28. Oktober 1836] ist im Anhang als Nr. 9 nur des Zusammenhangs wegen mitgeteilt; biographischen Charakter hat er nicht.

31. Der Entwurf ist vom 23. April datiert, Schreiner aber spricht bei der Empfangsbestätigung vom 25. Daher wurde angenommen, daß Louise der Reinschrift dieses Datum gegeben habe.

32. Der Entwurf des kurzen Schreibens vom 7. Februar 1837 kommt für diese Biobibliographie nicht in betracht, denn Louise bittet darin nur um Schreiners Erklärung zur „Hermannsschlacht".

33. Der Entwurf des wichtigen Schreibens vom 5. August 1837, in dem Louise Dullern die Fragen zur Biographie beantwortete, ist bedauerlicherweise nicht erhalten.

Im Sommer und Herbst 1841 war Louise in Mannheim, wo sie mit Freiligrath und Duller den Plan einer Gesamtausgabe von Grabbes Werken erörterte. Mit dem Brief vom 20. u. 21. Oktober 1841 (Nr. 36 q) sandte sie zu diesem Zwecke die 42 in ihren Händen befindlichen Billetts Grabbes an Freiligrath, versah sie jedoch zuvor mit den Noten, weil ihre nahe Abreise nicht Zeit ließ, die notwendigen Aufklärungen in einem besonderen Schreiben zu geben.

Die bisher bekannt gewordenen Notizen finden sich an folgenden Stellen:

(a) WW I XXXVII.

(b) WW VI 280, als Anmerkung zu S. 76, Z. 11 ff.

(c) In der Mitteilung: „Ein ungedruckter Brief von Christian Grabbe. [Detmold, 23. Oktober 1829.] (Sammlung O. Ulex.)": Die Autographen-Rundschau. Berlin-Friedenau. Jg. 4. Heft 7. Anfang September 1922. S. 69/70.

(**44**) Das Memorandum, in welchem Louise Grabbe ihre Verteidigung gegen die Angriffe des „Lippischen Magazins" (= Nr. 100) führte. Das Original ist ebensowenig erhalten, wie die Abschriften, die Freiligrath (siehe Nr. 36 i) und Ignaz Hub besaßen. Hub hat wieder Oscar Blumenthal eine Abschrift mitgeteilt; während dieser aber glaubte, „die Veröffentlichung des trübseligen Documents unterlassen zu sollen",[34] hat Jener es für seinen Aufsatz „Zur Biographie des Dichters Christian Dietrich Grabbe" (= Nr. 54) benutzt.[35]

Gründler, Karl Julius. (1798—?)[36]

(**45**) Brief an Grabbe, zusammen mit Ludwig Gustorf (siehe Nr. 47 c). [Berlin, Ende April 1823]: WN VI 303.

Gubitz, Friedrich Wilhelm. (1786—1870.)

(**46**) Der Dichter Grabbe.: Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz. Berlin. Jg. 20. Nr. 173. 26. Oktober 1836. S. 856. Mit geringen, meist stilistischen Aenderungen wiederabgedruckt

---

34. Vgl. WBl IV 326, Anm.; es hat sich auch in Blumenthals Nachlaß nicht gefunden.

35. Verschollen ist Louise Grabbes Briefwechsel mit ihrer Kusine und Freundin Eleonore Kayser in Mannheim, einer gebürtigen Detmolderin.

36. Auskunft des evangelischen Pfarramtes in Oderberg (Mark).

(**a**) in Gubitzens Autobiographie „Erlebnisse. Nach Erinnerungen und Aufzeichnungen." Bd. 2. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1868. S. 257/60. Voraus geht

(**b**) ein Zusatz: S. 256/7. — Begegnungen Nr. 4.

Gustorf, Ludwig Christian Nikolaus. (1798—1888.)[37]

(**47**) Briefe an Grabbe.

(**a**) Berlin, 24. April 1823: WN VI 301.

(**b**) [Berlin,] 27. April 1823: WN VI 302/3.

(**c**) Nachschrift zu dem Brief von Gründler (= Nr. 45): WN VI 303.

Haubold, Christian Gottlieb. (1766—1824.)

(**48**) Testat für Grabbe über den Besuch seiner Pandektenvorlesung im Wintersemester 1820/21. Leipzig, 9. April 1821. (Detmold, Landesarchiv.)

Heine, Heinrich. (1799—1856.)

(**49**) Brief an Karl August Varnhagen von Ense. [Berlin,] 30. Dezember 1822: Heinrich Heines Briefwechsel. Herausgegeben von Friedrich Hirth. Bd. 1. München und Berlin, Georg Müller. [Uebergegangen in den Propyläen-Verlag zu Berlin.] 1914. S. 190. Nr. 25.

(**50**) Brief an C. Borch.[38] Berlin, 19[. wahrscheinlich Januar 1823][39]: ebenda S. 195/6. Nr. 28.

(**51**) Memoiren.: Sämtliche Werke. Herausgegeben von Ernst Elster. Bd. 7. Leipzig, Bibliographisches Institut. O. J. [1890.] S. 467/70. — Begegnungen Nr. 52.

Siehe auch die Nrn. 121, 128 u. 132.

Heinrichs, Carl Friedrich Christoph. (1798—1881.)[40]

Pastor in Detmold.

---

37. 1883 wurde Gustorf als Geheimer Medizinalrat in den preußischen Adelsstand erhoben. Vgl. Perthes' Taschenbuch der briefadeligen Häuser. Jg. 13. 1919. S. 323.

38. Trotz der Unstimmigkeit der Vornamen muß man es für wahrscheinlich halten, daß der Empfänger mit Wilhelm Leberecht von Borch, dem Studiengenossen Grabbes in Berlin, identisch ist.

39. Hirth setzt den Brief zwischen zwei andere vom 14. und 21. Januar.

40. Auskunft des Herrn Konsistorialrats Scheumann in Detmold. — Daß

(52) [Nekrolog aus] D e t m o l d, den 17. September.: Hannoversche Zeitung. Nr. 225. 20. September 1836. S. 1735.
Nachdrucke:[41]

(a) Allgemeine Preußische Staats-Zeitung. Nr. 266. 24. September 1836. S. 1084. (Stark gekürzt.)

(b) Didaskalia. Blätter für Geist, Gemüth und Publizität. Frankfurt a. M. Nr. 265. 24. September 1836. S. [2.] (Mit mannigfachen Kürzungen.)

(c) Elberfelder Zeitung. Nr. 266. 25. September 1836. S. [3.]

(d) Außerordentliche Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Augsburg. Nr. 450/1. 26. September 1836. S. 1798/9. (Mit geringen Veränderungen.)

H e r l i n g, Simon Heinrich Adolf. (1780—1849.)
Siehe Nr. 123.

H ö p f f n e r, Otto C a r l August Ludwig.[42]

(53) Brief an Grabbe. Leipzig, 4. April 1823: WN VI 300/1.

H u b, Ignaz. (1810—1880.)

(54) Zur Biographie des Dichters Christian Dietrich Grabbe. Aus noch unveröffentlichten Briefen Immermann's und Auszügen aus einem bisher ungedruckten Schriftstück der Frau Auditorin

---

Heinrichs der Verfasser des anonymen Nekrologs ist, ergibt sich aus Louise Grabbes Brief an Stang vom 3. Oktober 1836 (Nr. 39 c). Die Schreiberin geht zwar sonst bei ihren Vermutungen über die Autoren anonymer Feuilletons über Grabbe stark in der Irre. So rät sie bei dem „entsetzlichen" Aufsatze Viebahns (Nr. 107), indes andere Detmolder schon richtig geäußert hatten, er müsse wohl in Düsseldorf geschrieben sein, zuerst auf August Lewald (in Nr. 41 b), dann auf „Frank" in Stuttgart von der „Allgemeinen Theater-Revue" (in Nr. 36 d, S. [4]), endlich auf Gutzkow (in Nr. 36 f, S. [4]). Und von der Stockmeierschen Polemik im „Lippischen Magazin" (Nr. 100) erklärt sie anfangs, es sei „kein anderer als [Rektor] Schierenberg [in Detmold] welcher gegen Duller die Feder genommen." (In Nr. 36 h, S. [2].) In diesem Falle aber wird man ihrer Angabe Glauben schenken dürfen, da sie auf der Aussage des Verfassers selbst beruht.

41. Bezeichnet als ein Nachdruck aus der „Hannoverschen Zeitung" ist nur d. Man wird jedoch, gestützt auf Louisens Worte im Brief an Stang, bei a—c das gleiche Abhängigkeitsverhältnis annehmen dürfen.

42. Nach dem Matrikelbuch der Leipziger Universität. Der Familienname ist bisher stets fälschlich als Höpffer angegeben worden. Vgl. auch WW V 295, 7.

Louise Grabbe.: Korrespondent von und für Deutschland. Nürnberg. Jg. 1872. Nr. 205. 21. April. Morgenblatt. S. 973/5. Nr. 206. 22. April. Morgenblatt. S. 979/80.

Das bisher ungedruckte Schriftstück der Frau Auditorin ist deren Memorandum (= Nr. 44).

Die vermeintlich unveröffentlichten Briefe Immermanns sind zwei an Grabbe (= Nr. 56 h u. c) sowie der an Louise Grabbe (= Nr. 58). Jedoch waren alle drei bereits von Emil Belana (Pseudonym für Dr. Bernhard Meyer) publiziert worden in dem Aufsatz „Briefe von Immermann an Grabbe": „Das Rheinland wie es ernst und heiter ist." Mainz. Jg. 6. Nr. 23. 22. Februar 1842. Und zwar der erste als Nr. V, der zweite, von dem Hub überdies nur ein Fragment bringt, als Nr. I, der dritte nur in fragmentarischer, jedoch die Hubsche gleichfalls ergänzender Gestalt.

Die im zweiten Teile des Aufsatzes abgedruckten Auszüge aus Billetts Grabbes an Louise Clostermeier sind mit Ausnahme je einer kurzen Stelle aus denen vom 13. Juli und 27. August 1831 von Hub selbst, unter dem Decknamen Frank von Steinach, schon einmal, zum Teil sogar vollständiger, veröffentlicht worden. („Das Rheinland wie es ernst und heiter ist." Mainz. Jg. 5. Nr. 148. 12. Dezember 1841. S. 590.)

Immermann, Karl Leberecht. (1796—1840.)

(**55**) Reisejournal. Düsseldorf, Schaub. 1833. S. 448/51. — Ein Auszug in dem, mit „. . .s." unterzeichneten Artikel „Grabbe": Hermann. Zeitschrift für die Lande zwischen der Weser und Maas. Barmen. Redigirt von Dr. Runkel. Nr. 82. 12. Oktober 1833. S. 657/8.

= (**a**) Karl Immermann's Schriften. Bd. 2. Düsseldorf, Schaub. 1835. S. 448/51.

= (**b**) Immermann's Werke. Mit einer Einleitung von Robert Boxberger. 10. Teil. Berlin, Hempel. O. J. [1883.] S. 224/5.

Vgl. [Marianne Immermann geb. Niemeyer,] Karl Immermann. Sein Leben und seine Werke, aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie zusammengestellt. (Herausgegeben von Gustav zu Putlitz.) Bd. 1. Berlin, Hertz. 1870. S. 307/8. — Begegnungen Nr. 24.

(**56**) Briefe an Grabbe.

In der Nietenschen Ausgabe, der letzten, die auch die Briefe an Grabbe bringt, sind von den sieben damals bekannten Briefen nur fünf enthalten, davon einer nur als Bruchstück. Man ist infolge dieser Versäumnis genötigt, auf eine Sonderpublikation zurückzugreifen, und zwar auf Werner D e e t j e n s Aufsatz „Grabbe-Studien.“: Sonntagsbeilage Nr. 46 zur „Vossischen Zeitung“ Nr. 535. 13. November 1904. S. 373/6.

(**a**) [Düsseldorf,] 21. November 1834: WN VI 309. (Nr. 1.)

(**b**) [Düsseldorf,] Sonntags, 11. Januar [1835]: WN VI 309/10. (Nr. 2.)

(**c**) [Düsseldorf, 18. Februar 1835]: Deetjen S. 373. (WN VI 310/11 nur ein Fragment als Nr. 4.)

(**d**) [Düsseldorf, 20. Februar 1835][43]: WN VI 310. (Nr. 3.)

(**e**) Düsseldorf, 15. März 1835: Deetjen S. 374.

(**f**) [Düsseldorf, zwischen dem 28. März und dem 3. April 1835.] (In der Sammlung des Verfassers.)

(**g**) [Düsseldorf, 1. Mai 1835]: Deetjen S. 374.

(**h**) [Düsseldorf,] 25. Februar 1836: WN VI 311. (Nr. 5.)

(**57**) Tagebuch von Ostern 1834 bis Mitte August 1836. (Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv.)

In betracht kommen folgende Stellen:

(**a**) Die Stelle „Eine bedeutende Bekanntschaft entstand für mich [bis] vielleicht sogar undankbar.“ (S. 61[b] — 63[b].) = [stark verändert] (**b**) [Marianne Immermann geb. Niemeyer,] Karl Immermann. Sein Leben und seine Werke, aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie zusammengestellt. (Herausgegeben von Gustav zu Putlitz.) Bd. 2. Berlin, Hertz. 1870. S. 93/6. — Auszug: Ploch S. 61/2.

(**c**) Einige Sätze unter der Ueberschrift „Dürftige Notizen. 1835.“ (S. 66[b].)

(**d**) Eine kurze Notiz über Burgmüllers Tod und Grabbes Weggang von Düsseldorf. (S. 72[b].)

---

43. Zu dieser (bei Nieten fehlenden) Datierung vgl. Werner Deetjens Aufsatz: „Zu Grabbes ‚Hannibal‘. Ein Nachtrag zum Jubiläum des Dichters.“: Sonntagsbeilage Nr. 22 zur „Vossischen Zeitung“ Nr. 251. 1. Juni 1902. S. 176.

(**58**) Brief an Louise Grabbe. Düsseldorf, 17. Februar 1836: Paul F r i e d r i c h, Neues von und über Grabbe.: Vossische Zeitung. Berlin. Nr. 579. 11. Dezember 1901. Morgenausgabe. Antwort auf Nr. 40.

(**59**) Brief an Oscar Ludwig Bernhard Wolff. Düsseldorf, den 2. Juni 1836: Mein Verhältniß zu Immermann. Von O. L. B. Wolff. (A. a. O. S. 71/116.) S. 84/6. [Grabbe:] S. 85/6.

(**60**) Grabbe. Erzählung, Charakteristik, Briefe. November 1834 bis Mai 1836. Bruchstück eines noch ungedruckten Werks: „Dramaturgische Erinnerungen".: Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Jg. 2. Leipzig, 1838. S. I/CXII. (Vgl. den Meinungsaustausch über diesen biographischen Beitrag zwischen Immermann und Oscar Ludwig Bernhard Wolff in dessen Aufsatz „Mein Verhältniß zu Immermann" (a. a. O. S. 71/116) S. 104, 105/6, 107/8.)

= (**a**) Memorabilien von Karl Immermann. Zweiter Theil. (= Karl Immermann's Schriften. Dreizehnter Band.) Hamburg. Bei Hoffmann und Campe. 1843. S. 1/181.

= (**b**) Immermann's Werke. Mit einer Einleitung von Robert Boxberger. 19. Teil. Berlin, Hempel. O. J. [1883.] S. 3/106. Begegnungen Nr. 31.

(**61**) Brief an Eduard Duller. Düsseldorf, 26. Januar 1838. [Nach dem im Immermannschen Nachlaß befindlichen Konzept mitgeteilt in:] Richard F e l l n e r, Geschichte einer Deutschen Musterbühne. Karl Immermanns Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf. Stuttgart, Cotta. 1888. S. 91/3, in der Anmerkung. Siehe Nr. 20.

(**62**) [Marianne Immermann geb. Niemeyer,] Karl Immermann. Sein Leben und seine Werke, aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie zusammengestellt. (Herausgegeben von Gustav zu Putlitz.) Bd. 2. Berlin, Hertz. 1870. S. 231/2.[44] — Abdruck: Ploch S. 51.

Siehe auch die Nrn. 130 und 210.

---

44. Welcher Art die für diese Mitteilung benutzten Aufzeichnungen Immermanns sind und wo sie sich befinden, hat der Verfasser bis jetzt nicht feststellen können.

Jacobi, Gotthelf Heinrich.[45]

(**63**) Brief an Grabbe. Leipzig, 21. November 1822. (Detmold, Landesbibliothek.) Teildruck: WW I XV, in der Anmerkung.

Jerrmann, Eduard. (1798—1859.)

(**64**) Ein Besuch in Leipzig.: Deutsches Museum. Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgegeben von Robert Prutz. Leipzig. Jg. 2. 1852. Bd. 1. Januar—Juni. S. 188/98. — Begegnungen Nr. 5.

Jürgens.

Schmiedemeister in Berlebeck.

Siehe Nr. 187 b.

Kehde, Henriette.

Siehe im 2. Abschnitt (Vermittelte Berichte) unter: Althof, Friedrich Jacob.

Kestner, Johann Karl August. (1794—1865.)[46]

Forstsekretär in Detmold.

Siehe Nr. 160.

Klingemann, Ernst August Friedrich. (1777—1831.)

(**65**) Brief an Ludwig Tieck. Braunschweig, 8. September 1823: Braunschweigisches Magazin. Nr. 1. Januar und Februar 1924. Sp. 8. (In dem Aufsatz „Aus den Briefschaften August Klingemanns“ von Paul Zimmermann.) — Begegnungen Nr. 11.

Kobbe, Theodor Christoph August von. (1798—1845.)

(**66**) Ein Brief von Grabbe [an Theodor von Kobbe. Detmold, 10. Februar 1832].: Humoristische Blätter. Herausgegeben von Theodor von Kobbe. Oldenburg. Jg. 2. 1840. Nr. 29. 18. Juli 1839. S. 225/9.

= [stark verändert und teils gekürzt, teils erweitert] (**a**) Theodor von Kobbe, Humoresken aus dem Philisterleben. Allen braven Hypochondristen gewidmet. Bd. 2. Bremen, Kaiser. 1841. S. 11/24. — Begegnungen Nr. 35.

---

45. Nach dem Matrikelbuch der Leipziger Universität.
46. Auskunft des Herrn Konsistorialrats Scheumann in Detmold.

Köchy, Karl Georg Heinrich Eduard. (1800—1880.)

(**67**) Brief an den Regisseur Carl Georg Eduard Gaßmann in Kassel. Berlin, 19. März 1823: WBl IV 666/8.

(**68**) Briefe an Grabbe.

(**a**) Braunschweig, 24. Juli 1823: WN VI 304/6.

(**b**) Braunschweig, 16. Februar 1824: WN VI 306/8.[47]

Siehe auch die Nrn. 121, 127 b u. 128.

Koeler, Georg David. (1757—1818.)[48]

Rektor des Gymnasiums zu Detmold.

(**69**) Schulzeugnis für Grabbe. Detmold, 21. Oktober 1817: WGr IV V/VI.[49]

Kreymeyer, Wilhelmine Dorothea, geb. Wallbaum. (1806—?)[50]

Siehe Nr. 211, im rotulus testium probatorialium.

Lohse.

Wirtin Grabbes in Dresden.[51]

(**70**) Brief an Grabbe. Dresden, 23. November 1823. Detmold, Landesbibliothek.)

Lortzing, Gustav Albert. (1803—1851.)

(**71**) Brief an seine Eltern. Osnabrück, 2. Juni 1828: Albert Lortzing. Gesammelte Briefe. Herausgegeben von Georg Richard Kruse. Neue, um 82 Briefe vermehrte Ausgabe. (= Deutsche Musikbücherei. Bd. 6.) Regensburg, Bosse. O. J. [1913.] S. 11.

Meien, Simon Johann Christian Theodor von. (1781—1857).

Regierungsrat in Detmold.

Siehe 1) Nr. 179.

2) Nr. 211, im rotulus testium reprobatorialium und bei der Inhaltsangabe von Nr. 12 der Polizeiakten.

---

47. Nach dem Briefe Blumenthals an Freiligrath aus Leipzig vom 23. Januar 1874 (Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv. Nachlaß Freiligrath. F 65.) hat Köchy die „vielen" an ihn gerichteten Briefe Grabbes auf seinen bunten Wanderzügen verloren.

48. Auskunft des Herrn Prof. Dr. Anemüller in Detmold.

49. Das „Ch." des Drucks ist durch einen Lesefehler verschuldet.

50. Auskunft des Herrn Pastors Werdelmann in Detmold.

51. Vgl. WW V 255, 21/4.

Mendelssohn Bartholdy, Jacob Ludwig Felix. (1809—1847.)

(72) Brief an Ignaz und Charlotte Moscheles. Düsseldorf, 7. Februar 1835: Briefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy an Ignaz und Charlotte Moscheles. Herausgegeben von Felix Moscheles. Leipzig, Duncker & Humblot. 1888. S. 111.

(?) Merkel, Ludwig Adolf. (1810—1890.)[52]
Pfarrer zu Oerlinghausen.

(73) Beleuchtung der Dingelstedtschen Mitternacht. [= Nr. 124.]: Lippisches Magazin für vaterländische Cultur und Gemeinwohl. Jg. 4. Lemgo, 1839. Nr. 3. 18. April 1838. Sp. 35/43. Nr. 4. 25. April 1838. Sp. 56/9. [Grabbe:] Sp. 57/9.

Meyer, Georg Heinrich. (1803—1866.)[53]
Inhaber des Gasthofs „Zur Stadt Frankfurt" in Detmold.
Siehe Nr. 211, in den rotuli testium probatorialium und reprobatorialium.

Moebius, Ernst Anton Ludwig. (1779—1838.)[54]
Direktor des Gymnasiums in Detmold.

(74) Schulzeugnis für Grabbe aus dem Jahre 1817: WGr IV VI. Siehe auch Nr. 156 b.

Müller, Johann Gottfried. (1757—1832.)

(75) Testat für Grabbe über den Besuch seiner Vorlesung „de Jure Feudali" im Wintersemester 1820 auf 21. Leipzig, 7. April 1821. (Detmold, Landesarchiv.)

Müller von Königswinter, Wolfgang. (1816—1873.)

(76) Erinnerungen an Norbert Burgmüller.: Neue Zeitschrift für Musik. Leipzig. Bd. 12. Januar—Juni 1840. Nr. 1/12. [Grabbe:] Nr. 6. 17. Januar. S. 21/2. — Begegnungen Nr. 37.

(77) Erzählungen eines rheinischen Chronisten. Bd. 1. Karl Immermann und sein Kreis. Leipzig, Brockhaus. 1861. VIII, 417 S. 8°. S. 57/68, 73/83, 87/8, 91, 95, 98, 99, 115/9, 122, 123,

52. Auskunft des Herrn Prof. Dr. Anemüller in Detmold.
53. Auskunft des Herrn Konsistorialrats Scheumann in Detmold.
54. Auskunft des Herrn Prof. Dr. Anemüller in Detmold.

124/5, 126, 127/8, 129, 130, 131, 132, 133/56, 157, 170, 171, 173/4, 175, 179/200, 214, 215/27, 233, 234, 235, 237, 240, 241, 246, 248, 249, 254, 255, 273/77, 282/302, 323, 407.
Siehe auch Nr. 146.

Neumann, Hermann Kunibert. (1808—1875.)

(**78**) [Bruchstück aus seinem Tagebuch. Veröffentlicht in:] Fedor von Köppen, Hermann Kunibert Neumann.: Nord und Süd. Breslau. Bd. 50. Juli—September 1889. S. 369/84. [Grabbe:] S. 373/5. — Begegnungen Nr. 41.

(**79**) Briefe an Ferdinand Freiligrath. (Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv. Nachlaß Freiligrath. F 37.)

(**a**) Nr. [1.] Wesel, 22. Januar 1837. — Begegnungen Nr. 39.
(**b**) Nr. [2.] Wesel, 4. Februar 1837. — Begegnungen Nr. 40.
(**c**) Nr. [3.] Wesel, 7. März 1837.
Siehe Nr. 25.

(**80**) [Eine Stelle aus] Kuniberts Leben von Hermann Neumann von Marienweder [datiert] d. 12. Juni/d. 22. Juli 1862. (Handschriftlich im Besitz von Fräulein Lina Neumann in Dresden, der Tochter des Dichters.) — Begegnungen S. 171—173.

Neumann, Marie, geb. Mannel. (1825—1917.)[55]
Siehe Nr. 144.

Oberdörffer, Johann.[56]

Gastwirt in Düsseldorf.

(**81**) Brief an Louise Grabbe. Düsseldorf, 1. Januar 1837. (Detmold, Landesarchiv. Nachlaß Clostermeier Nr. 73.)

Paulina, Fürstin zur Lippe. (1769—1820.)

(**82**) Brief an den Archivrat Clostermeier. Detmold, 7. Februar 1818. (Original: Detmold, Landesarchiv. Nachlaß Clostermeier Nr. 20. Auszug von der Hand Adolph Grabbes: Detmold, Landesbibliothek.)
Siehe auch Nr. 155 b u. d.

---

55. Auskunft des Herrn Konsistorialrats Scheumann in Detmold.
56. Auskunft des Herrn Bibliotheksdirektors Dr. Nörrenberg in Düsseldorf.

Petri, Moritz Leopold. (1802—1873.)

(83) Brief an Grabbe. Detmold, 5. Mai 1836. (Das Original ist nicht bekannt; eine Abschrift befindet sich bei Nr. 211.)

Piderit, Karl. (1797—1875.)[57]
Leibarzt in Detmold.

(84) Zeugnis über den Gesundheitszustand Grabbes. Detmold, 29. November 1833.[58]
Siehe auch Nr. 127 c.

Piderit, Wilhelm Karl. (1792—1868.)[59]
Amtmann in Detmold.
Siehe Nr. 145.

Poelitz, Karl Heinrich Ludwig. (1772—1838.)

(85) Testat für Grabbe über den Besuch seiner Vorlesung „de jure publico universali" im Wintersemester 1821 auf 22. Leipzig, 9. März 1822. (Detmold, Landesarchiv.)

Preuß, Franz Ludwig. (1772—1845.)[60]
Direktor des Gymnasiums in Detmold.

(86) Schulzeugnis für Grabbe. Detmold, 20. November 1817: WGr IV VI.

Priester, Wilhelm. (1796—1836.)[61]
Polizeidiener in Detmold.
Siehe Nr. 211, bei der Angabe des Inhalts von Nr. 15 der Polizeiakten.

Pustkuchen, Ernst Eduard Theodor. (1804—1887.)[62]
Auditeur des Lippischen Bataillons.
Siehe 1) Nr. 178 d.
2) Nr. 179 b.
3) Nr. 185 c.
4) Nr. 187 b.

---

57. Auskunft von Frau von Meien in Detmold, seiner Tochter.
58. Wo sich dieses befindet und wer es zur Verfügung gestellt hat, ist der Verfasser durchaus verpflichtet zu verschweigen.
59. Auskunft des Herrn Bernhard Thümmel in Detmold.
60. Auskunft des Herrn Prof. Dr. Anemüller in Detmold.
61. Auskunft des Herrn Pastors Werdelmann in Detmold.
62. Auskunft seines Sohnes, Exzellenz Pustkuchen in Detmold.

Rechtsanwalt in L., ein alter.
Siehe Nr. 127 a.

Reichel, Valerius Friedrich. (1756—1823.)[63]

(**87**) Testat für Grabbe über den Besuch seiner Vorlesung „de Processu judiciario" im Sommersemester 1821. Leipzig, 22. September 1821. (Detmold, Landesarchiv.)

Reinhardt (eigentlich Ries), Hermann Eduard. (1807—1884.)

(**88**) Ein Besuch bei Grabbe [in Detmold im Jahre 1827]. Aus den Tagebuchblättern eines Schauspielers. [Mitgeteilt von Professor Ernst Lewinger in Dresden.][64]: Kölnische Zeitung. Nr. 959. 8. Dezember 1901. Erste Beilage zur Sonntags-Ausgabe.
Entnommen ist dieser Bericht den im ganzen ungedruckten Memoiren Reinhardts, welche den Titel führen: „Blätter aus dem Tagebuch eines Schauspielers" und im Hamburger Staatsarchiv aufbewahrt werden. Sie sind erst kurz vor Reinhardts Tode aufgeschrieben worden. — Begegnungen Nr. 15.

Reisende, Detmolder.
Siehe die Nrn. 119 u. 141.

Robert, August Ludwig. (1798—1852.)[65]

(**89**) Brief an Grabbe. [Berlin, etwa Ende April 1823]: WN VI 303/4.

Röpe, Hermann Bernhard. (1801—1843.)
Hofschauspieler in Oldenburg.
Siehe Nr. 135.

Rosen, Friedrich August. (1805—1837.)

(**90**) Briefe an seine Eltern: Felix Mendelssohn-Bartholdys Briefwechsel mit Legationsrat Karl Klingemann in London. Herausgegeben und eingeleitet von Karl Klingemann. Essen, Baedeker. 1909.

(**a**) An die Mutter. Leipzig, 6. Dezember 1822: S. 10.

---

63. Auskunft des Polizeiamts in Leipzig.
64. Auskunft der Redaktion.
65. Auskunft seines Enkels, des Herrn Majors a. D. Fritz Robert in Berlin.

(**b**) An den Vater. Leipzig, 24. März 1823: S. 12/3. — Begegnungen Nr. 7.

(**c**) An denselben. Dresden, 10. April 1823: S. 13. — Begegnungen Nr. 9.

Runkel, Martin Matthias. (1807[66]—1872[67].)

(**91**) [Korrespondenz aus] Düsseldorf.: Westliche Blätter, für Unterhaltung, Kunst, Literatur und Leben. Aachen. 1ter Jahrgang. (Redakteur: Louis Lax.) Nr. 3. 5. Juli 1837. S. 9/10. [Grabbe:] S. 10.

Runnenberg, Wilhelm. (1796—1877.)[68]

Syndikus in Detmold.

Siehe Nr. 211, im rotulus testium reprobatorialium.

Schack, Adolf Friedrich Graf von. (1815—1894.)

(**92**) Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen. Bd. 1. [1. Aufl. 1888.] Zweite, durchgesehene Auflage. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889. S. 90/1. — Begegnungen Nr. 29.

Schnaase, Karl Julius Ferdinand. (1798—1875.)

(**93**) Karl Lebrecht Immermann.: Allgemeine Preußische Staats-Zeitung. Berlin. Nr. 268. 27. September 1840. Beilage. S. 1077/8. [Grabbe:] S. 1077.

Nachdrucke:

(**a**) Die Posaune. Hannover. Jg. 9. 1840. Nr. 117. 2. Oktober. S. 465/7. Nr. 118. 4. Oktober. S. 469/71. Nr. 119. 7. Oktober. S. 473/5. [Grabbe:] S. 470.

(**b**) Blätter für Scherz und Ernst. (Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.) Jg. 1840. Nr. 80. 4. Oktober. Nr. 81. 7. Oktober. [Grabbe:] Nr. 81. S. [1]—[2].

(**c**) Neuer Nekrolog der Deutschen. Jg. 18. 1840. 2. Teil. Weimar, 1842. Nr. 275. S. 901/14. [Grabbe:] S. 909.

---

66. Auskunft des Einwohnermeldeamts Düsseldorf.

67. Nach der Todesanzeige in der „Vossischen Zeitung" Nr. 2 vom 3. Januar 1873.

68. Auskunft des Herrn Pastors Werdelmann, durch Vermittelung des Herrn Oesterhaus in Detmold.

Schreiner, Carl Georg. (Geb. 1803; Todesjahr unbekannt.)

(**94**) Briefe an Karl Immermann. (a: Detmold, Landesarchiv. Nachlaß Clostermeier Nr. 73. b—g: Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv. Nachlaß Immermann. „Grabbes Briefe.")

(**a**) Düsseldorf, 21. November 1834.
(**b**) Düsseldorf, 14. Januar 1835: fol. 40.
(**c**) Düsseldorf, 16. Januar 1835: fol. 41.
(**d**) Düsseldorf, 20. Februar 1835: fol. 66.
(**e**) Düsseldorf, 23. Februar 1835: fol. 70.
(**f**) Düsseldorf, 25. Februar 1835: fol. 71.
(**g**) Düsseldorf, 11. Mai 1835: fol. 115.

Grisebach teilt nach den Briefen b—g Schreiners Honorare für „Hannibal", „Aschenbrödel" und „Das Theater zu Düsseldorf" mit. (Vgl. WGr IV 521, Anm. zu S. 423, Z. 11.) — Siehe auch Nr. 210.

(**95**) Briefe an Grabbe. (Detmold, Landesarchiv. Nachlaß Clostermeier Nr. 73.)

(**a**) Düsseldorf, 27. August 1835.
(**b**) Düsseldorf, 31. März 1836.
(**c**) Düsseldorf, 21. April 1836.
(**d**) Düsseldorf, 9. Juli 1836. (Antwort auf Brief Nr. 297.)

(**96**) Briefe an Louise Grabbe. (Detmold, Landesarchiv. Nachlaß Clostermeier Nr. 67.)

(**a**) Düsseldorf, 31. Oktober 1836. (Antwort auf Nr. 39 c sowie das gleichfalls an Stang gerichtete Schreiben Louisens vom 28. Oktober 1836, das im Anhang als Nr. 9 mitgeteilt ist.)
(**b**) Düsseldorf, 14. Februar 1837. (Antwort auf Nr. 41 a.)
(**c**) Düsseldorf, 17. April 1837. (Antwort auf Nr. 41 b.)
(**d**) Düsseldorf, 5. Juni 1837. (Antwort auf Nr. 41 c.)
(**e**) Düsseldorf, 15. Januar 1838.
Abdruck: Anhang, Nr. 10, 13, 15, 17 u. 18.

Spohr, Louis. (1784—1859.)

(**97**) Selbstbiographie. Bd. 2. Cassel und Göttingen, Wigand. 1861. S. 203/4. — Begegnungen Nr. 34.

Stang, Jakob. (1802—1840.)[69]
Inhaber des Wirtshauses „Zum Drachenfels“ in Düsseldorf.

(**98**) Briefe an Louise Grabbe. (Detmold, Landesarchiv. Nachlaß Clostermeier Nr. 76.)

(**a**) Düsseldorf, 6. Januar 1836.

(**b**) Düsseldorf, 6. Februar 1836. (Antwort auf Nr. 39 a.)

(**c**) Düsseldorf, 24. September 1836.[70]

Abdruck: Anhang, Nr. 1, 3 u. 7.

Stedtfeld, Chr.
Gastwirt in Detmold.
Siehe Nr. 183.

Stockmeyer, Karl Heinrich Adolf. (1798—1857.)[71]
Pfarrer in Bad Meinberg.

(**99**) Bericht über ein seltsames Meteor, welches im Fürstenthume Lippe sich hat sehen lassen, als Ergänzung der „Mitternacht in Detmold“, von Franz Dingelstedt. (Siehe Didaskalia Nr. 55—57 [= Nr. 124 a].) [Unterzeichnet:] Der dunkle Körper.[72]: Das Sonntagsblatt. Minden. Jg. 22. Herausgegeben von Dr. N[ikolaus]. Meyer. 15. Stück. 15. April 1838. S. 116/9. [Grabbe:] S. 117, 118/9.

(**100**) Einige Bemerkungen über das Leben Grabbe's von E. Duller [= Nr. 19].: Lippisches Magazin für vaterländische Cultur und Gemeinwohl. Herausgegeben von R[udolf]. Brandes, M[oritz]. L[eopold]. Petri, H[einrich]. Schierenberg. Jg. 4. Lemgo, 1839. Nr. 21. 22. August 1838. Sp. 321/30. Nr. 22. 29. August 1838. Sp. 337/43.[73]

---

69. Auskunft seines Sohnes, des Herrn Professors Rudolf Stang in Boppard.

70. Das im Anhang als Nr. 12 mitgeteilte kurze Schreiben Stangs enthält nichts Biographisches.

71. Auskunft des Herrn Pastors Franzmeier in Bega (Lippe).

72. Zur Verfasserschaft Stockmeyers vgl. Nr. 41 d.

73. Im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar (Nachlaß Immermann. Nr. 105, fol. 47) befindet sich ein Brief Stockmeyers an Immermann aus Meinberg vom 31. August 1838, mit dem Jener seinen „Anti-Duller“ übersendet. „Es schien mir an der Zeit, — so heißt es darin — die Unverschämtheit des Biographen, der die Lüge dreist für Wahrheit ausgiebt, so weit es in meiner Kraft stand, zu rügen.“

Kurzer Auszug: (a) Telegraph für Deutschland. Hamburg. Nr. 156. September 1838. S. 1246/8.
Siehe auch Nr. 7.

Stoltze, Friedrich. (1816—1891.)

(**101**) Eine Anekdote vom Dichter Grabbe.: Gedichte in Frankfurter Mundart. Bd. 1. [1. Aufl. 1872.] 36. Aufl. Frankfurt a. M., Keller. 1910. S. 363/4. — Begegnungen Nr. 58.

Tieck, Johann Ludwig. (1773—1853.)

(**102**) Brief an August Klingemann. Dresden, 24. Juni 1823: Braunschweigisches Magazin. Nr. 3. November und Dezember 1923. Sp. 46. (In dem Aufsatz „Aus den Briefschaften August Klingemanns" von Paul Zimmermann.) — Begegnungen Nr. 10. Siehe auch die Nrn. 134 u. 136.

Uechtritz, Peter Friedrich von. (1800—1875.)

(**103**) Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben. Bd. 1. Düsseldorf, Schreiner. 1839. S. 189/92.
Fast vollständig abgedruckt bei Ploch S. 29/31, die Anmerkung, welche vornehmlich in betracht kommt, S. 31/2.

(**104**) Brief an Friedrich Hebbel. Düsseldorf, 17. Mai 1855: Friedrich Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Herausgegeben von Felix Bamberg. Bd. 2. Berlin, Grote. 1892. S. 217/9.
Vgl. dazu folgende Briefe Hebbels:
1) Wien, 19. März 1855: Briefe. Herausgegeben von Richard Maria Werner. Bd. 5. Berlin, Behr. 1906. S. 219, Z. 15 — S. 220, Z. 22. (Der Brief Friedrichs von Uechtritz bildet auf diesen die Antwort.)
2) Gmunden, 25. Juli 1855: ebenda S. 251, Z. 20 — S. 252, Z. 20.

(**105**) Brief an Karl Schnaase. Düsseldorf, 23. Juni 1855. (Im Uechtritzschen Nachlaß in der Bibliothek der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz.)[74]

---

74. Schnaase hat den Brief, wie er darauf vermerkt hat, am 15. 8. 55 beantwortet; dieses Antwortschreiben befindet sich nicht im Uechtritzschen Nachlaß.

(**106**) Lebensskizze, geschrieben nach dem April 1863 in Görlitz. 4 S. in Gr. -4°. (Am gleichen Orte.)

(?) Viebahn, Johann Georg Hermann Wilhelm. (1802—1871.)[75]

(**107**) Christian Dietrich Grabbe. (Nekrolog.): Außerordentliche Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Augsburg. Jg. 1837. Nr. 56/7. 4. Februar. S. 221/2. Nr. 58/9. 5. Februar. S. 231/2.
Nachdruck: (**a**) Frankfurter Konversationsblatt. Nr. 42/4. 10. —12. Februar 1837.

Wendt, Amadeus. (1783—1836.)

(**108**) Brief an Ludwig Tieck. [Leipzig, Mitte März 1823.] (Im Besitz des Verfassers.) — Begegnungen Nr. 6.
Der Brief war dem Grabbes an Tieck vom 18. März 1823 (terminus ad quem) beigelegt; vgl. WW V 250, 26/8. Siehe ferner Nr. 136, S. 281.

Wippermann, Friedrich Gustav. (1810—1856.)[76]
Amtsauditor in Detmold.

(**109**) Gehorsamster Antrag der Frau Auditeurin Grabbe zu Detmold gegen ihren Ehemann den Herrn Auditeur Grabbe daselbst. Ehescheidung betreffend . [Beim fürstlichen Konsistorium eingegangen am 6. August 1836.] (Detmold, Landesarchiv. Konsistorial-Registratur. Justizsachen. Buchst. G.)
Siehe auch Nr. 211, im rotulus testium reprobatorialium.

Wolff, Oscar Ludwig Bernhard. (1799—1851.)

(**110**) Briefe und Blätter aus meinem Reisetagebuche.: Mitternachtzeitung für gebildete Stände. Braunschweig und Leipzig. Jg. 10. 1835. Nr. 174. 22. Oktober. S. 693/5. Nr. 178. 29. Oktober. S. 709/11. Nr. 182. 5. November. S. 725/7. [Grabbe:] S. 725, 726, 727.
= (**a**) Briefe, geschrieben auf einer Reise längs dem Niederrhein, durch Belgien nach Paris. Leipzig, Kollmann. 1836. S. 111, 113, 115/6. — Begegnungen Nr. 33.

---

75. Daß dieser, damals Regierungsrat in Düsseldorf, der Autor des anonymen Aufsatzes ist, wurde dem Verfasser vom Cottaschen Verlage mitgeteilt.

76. Auskunft des Herrn Prof. Dr. Schacht in Lemgo.

Vgl. auch Wolffs Aufsatz „Mein Verhältniß zu Immermann“ (a. a. O. S. 71/116) S. 80 u. 82.

Ziegler, Carl Georg Henrich.[77] (1806—1867.)[78]

(**111**) [Korrespondenz] Aus Detmold.: Zeitung für die elegante Welt. Leipzig. Jg. 39. 1839.
[1.] Freiligrath. Erinnerungen an Grabbe.: Nr. 136. 15. Juli. S. 543/4.
[2.] Ueber Grabbe und seine Heimath.: Nr. 137. 16. Juli. S. 547/8. Im wesentlichen eine Polemik gegen Nr. 19.
Vgl. dazu die Notiz „Duller und K. Ziegler.“: Mitternachtzeitung für gebildete Leser. Braunschweig. Jg. 14. Nr. 124. 2. August 1839. S. 989.

(**112**) Zur Charakteristik Grabbe's.: Die Posaune. Norddeutsche Blätter für Literatur, Kunst und Leben. Hannover. Jg. 9. Nr. 127. 25. Oktober 1840. S. 505.
Polemik gegen Gutzkow, der im „Telegraphen“ (= Nr. 130) von Grabbes Tücke und Feigheit gesprochen hatte.

(**113**) Friedrich Begemann. Ein Lebensabriß.: Lippisches Magazin für vaterländische Cultur und Gemeinwohl. Jg. 8. Lemgo und Detmold, 1843. Nr. 8. 25. Mai 1842. Sp. 143/9. Nr. 9. 1. Juni 1842. Sp. 161/70. Nr. 10. 8. Juni 1842. Sp. 183/92. [Grabbe:] Sp. 149, 161.
Siehe auch Nr. 148.

(**114**) Bruchstück aus meinem „Leben Grabbe's“ [= Nr. 117].: Telegraph für Deutschland. Hamburg. Nr. 119/20. Juli 1843. S. 473/6, 478/80.
Es ist das 27. Kapitel der Biographie, im einzelnen jedoch stark von der endgiltigen Fassung abweichend.

Nachdrucke:

(**a**) Das Rheinland. Blätter für geistige Unterhaltung. Mainz. Jg. 7. 1843. Nr. 100. 20. August. S. 397/9. Nr. 101. 22. August. S. 401/3.

---

77. Auskunft des Herrn Pastors Wex in Wehrendorf bei Vlotho a. d. Weser.

78. Auskunft des Herrn Pastors Werdelmann, durch Vermittelung des Herrn Oesterhaus in Detmold.

(**b**) Berliner Figaro. Jg. 13. 1843. Nr. 213/6. 12.—15. September.

(**115**) [Korrespondenz aus] D e t m o l d, Oktober. Zur Lebensgeschichte Grabbe's.: Morgenblatt für gebildete Leser. Stuttgart und Tübingen. Jg. 41. 1847. Nr. 271. 12. November. S. 1084. Nr. 272. 13. November. S. 1088. Nr. 273. 15. November. S. 1092. Nr. 274. 16. November. S. 1096. Nr. 275. 17. November. S. 1100. Nr. 276. 18. November. S. 1104.
Der Inhalt entspricht etwa den Kapiteln 11/20 der Biographie, doch zeigen sich im einzelnen noch sehr starke Abweichungen von deren endgiltiger Fassung

(**116**) Grabbe.: Neues Sonntagsblatt. Eine Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung für Jedermann. Lemgo. Jg. 1854. Nr. 1. 1. Januar. S. 3/4. Nr. 2. 8. Januar. S. 10/1.
Der Inhalt entspricht den Seiten 18/25 sowie dem Kapitel 11 der Biographie, jedoch mit zahlreichen Abweichungen zumeist stilistischer Art.

(**117**) Grabbe's Leben und Charakter. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1855. (4) + 212 S. 8 °.[79]
B e s p r e c h u n g e n: Hamburger Literarische und Kritische Blätter. Jg. 31. Nr. 35. 2. Mai 1855. S. 276. (Dr. C. T r o p u s.) — Abend-Zeitung. Dresden. Jg. 39. (Neue Folge Jg. 5.) Bd. 1. Nr. 19. 3. Mai 1855. S. 298/301. (Adolf S t e r n.) — Protestantische Monatsblätter für innere Zeitgeschichte. Zur Beleuchtung der Arbeiten und Aufgaben der christlichen Gegenwart. Gotha. Bd. 6. Heft 6. Dezember 1855. S. 400/8. (Als ein „Beitrag zur modernen Sitten- und Culturgeschichte.") — Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik und Literatur. Jg. 14. 1855. Bd. 1. S. 460/1. ([Julian S c h m i d t.]) Vgl. auch den an diese Kritik sich

79. Seltsamerweise ist die Biographie bereits in der, 1850 (Leipzig, chez Guillaume Engelmann) erschienenen „Bibliographie Biographique" von Edouard-Marie Oettinger verzeichnet (S. 246, als Nr. 8030), und zwar mit der Angabe: Hannover 1848. Da sich aber eine solche Ausgabe in keinem anderen bibliographischen Werke, auch auf keiner öffentlichen deutschen Bibliothek hat nachweisen lassen, auch eine Rezension darüber nicht bekannt geworden ist, so darf und muß man einen Irrtum annehmen, verursacht vielleicht durch eine der vorangegangenen Veröffentlichungen (Nr. 112?) oder eine der sonstigen Ankündigungen.

knüpfenden, unter Nr. 104 aufgeführten Briefwechsel zwischen Hebbel und Friedrich von Uechtritz. — Unterhaltungen am häuslichen Herd. Herausgegeben von Karl Gutzkow. Leipzig. Bd. 3. 1855. Nr. 25. S. 400. ([Karl Gutzkow.]) — Herrigs Archiv. Braunschweig. Jg. 11. 1856. Bd. 19. S. 233/5. (Dr. Sachse.) — Siehe auch Nr. 122 a.

Ziegler, Catharine Sophie Amalie,[80] geb. Moeller. (1813—1888.)[81]

Siehe Nr. 211, im rotulus testium reprobatorialium.

2. Vermittelte Berichte. (Abgeleitete Quellen.)

Althaus, Bernhard. (1831—1917.)[1]

(**118**) Selbstbiographie. (Manuskript.) Vgl. WW I XLIII.

Althof, Friedrich Jakob. (1805—1874.)
Kriminalgerichts-Sekretär in Detmold.

Seine als Vertreter der Henriette Kehde aus Matorf verfaßten Eingaben an die Regierung siehe unter Nr. 183.

Anonyme Notiz.

(**119**) Grabbiana.: Zeitung für die elegante Welt. Leipzig. Jg. 36. Nr. 199. 10. Oktober 1836. S. 796.

Die Notiz bringt zuerst die auch von Marggraff (= Nr. 141) wiedergegebenen Berichte Detmolder Kaufleute, dazu allerhand Reminiszenzen aus Düsseldorf und Leipzig.

Assing, Ludmilla. (1827—1880.)

(**120**) Gräfin Elisa von Ahlefeldt, die Gattin Adolphs von Lützow, die Freundin Karl Immermann's. Eine Biographie. Berlin, Duncker. 1857. S. 122/6. — Begegnungen Nr. 36.

Blumenthal, Oscar. (1852—1917.)

(**121**) Anekdote von Gubitzens und Heines Unterhaltung über den „Herzog Theodor von Gothland" aus dem Munde Karl Köchys: WBl I 5.

Siehe auch die Nrn. 51 u. 128 a.

---

80. Auskunft des Herrn Pastors Wex in Wehrendorf bei Vlotho a. d. Weser.

81. Auskunft des Herrn Pastors Werdelmann, durch Vermittelung des Herrn Oesterhaus in Detmold.

1. Auskunft des Herrn Th. F. Althaus in London.

(**122**) Mündliche Mitteilungen von Moritz Petri

(**a**) zur Zieglerschen Biographie (= Nr. 117): WBl IV 325, Anm. 1.

(**b**) zu Grabbes Mutter: ebenda S. 674, Anm. 3.

Siehe auch Nr. 131.

Creizenach, Theodor. (1818—1877.)

(**123**) Grabbe in Frankfurt.: Frankfurter Museum. Süddeutsche Wochenschrift für Kunst, Literatur und öffentliches Leben. Jg. 2. Nr. 26. 28. Juni 1856. S. 207.[2]

Abdruck: (**a**) Karl Wehrhan, Christian Dietrich Grabbe in Frankfurt a. M.: Unter der Grotenburg. Lippische Blätter für Kunst, Geschichte und Heimatpflege. Detmold. Nr. 8. 11. Dezember 1920.[3] — Begegnungen Nr. 27.

Dingelstedt, Franz. (1814—1881.)

(**124**) Eine Mitternacht in Detmold.: Europa. Chronik der gebildeten Welt. Stuttgart. Jg. 1838. Bd. 1. S. 363/9.

Nachdrucke:

(**a**) Didaskalia. Blätter für Geist, Gemüth und Publizität. Frankfurt a. M. Nr. 55/7. 24.—26. Februar 1838.

(**b**) [Unter dem Titel:] Eine Mitternacht aus Detmold.: Täglicher Anzeiger. Elberfeld. Jg. 13. Nr. 58/9. 9. u. 10. März 1838.

= (**c**) [mit dem Titel:] Eine Mitternacht in Lippe-Detmold.: Wanderbuch. Leipzig, Einhorn. 1839. S. 80/94. — Begegnungen Nr. 51.

Siehe die Nrn. 73 u. 99.

Drobisch, Gustav Theodor. (1811—1882.)

(**125**) Erinnerung aus dem Leben eines deutschen Dichters.: Der Komet. Unterhaltungsblatt für gebildete Stände. Leipzig. Jg. 18. 1847. Nr. 121/4. 18.—21. Juni. S. 481/2, 485/6, 489/90, 493/4. — Begegnungen Nr. 59.

---

2. Daß der anonyme Aufsatz von Theodor Creizenach geschrieben ist, teilte dessen Sohn, Herr Professor Wilhelm Creizenach, dem Verfasser mit.

3. Wehrhans Vorlage ist ein anderer Abdruck, und zwar in den „Frankfurter Hausblättern“ vom Jahre 1879.

Duller, Eduard. (1809—1853.)

(**126**) Ein Beitrag zur Charakteristik Grabbe's, durch ihn selbst und durch Clostermeier. (Aus authentischer Mittheilung[4].): Das Vaterland. Wochenschrift für Unterhaltung und Volksbildung. Darmstadt. Jg. 1842. Bd. 4. Heft 3, S. 122/32. Heft 4, S. 173/8. Gekürzter Abdruck: (**a**) Friedrich Seebass, Neues von und über Grabbe.: Zeitschrift für Bücherfreunde. Leipzig. Neue Folge. Jg. 11. 1919/20. Heft 8. S. 178/82.

Ebstein, Erich. (Geb. 1880.)

(**127**) Chr. D. Grabbes Krankheit. Eine medizinisch-literarische Studie. (= Grenzfragen der Literatur und Medizin in Einzeldarstellungen. Heft 3.) München, Reinhardt. 1906.

(**a**) Eine Anekdote von Grabbe, erzählt von einem alten Rechtsanwalt in L., vermittelt durch Wilhelm Oesterhaus in Detmold: S. 21.

(**b**) Mitteilung von Karl Köchy über Grabbes angebliche luetische Infektion, vermittelt durch Eduard Grisebach: S. 28/9.

(**c**) Angaben des Hofrats Dr. med. Karl Piderit in Detmold über seine Behandlung von Grabbes Krankheit, vermittelt durch Professor Winkelsesser und Wilhelm Oesterhaus in Detmold: S. 33.

Grisebach, Eduard Rudolf. (1845—1906.)

(**128**) Mündliche Mitteilungen von Karl Köchy.

(**a**) Anekdote von Gubitzens und Heines Unterhaltung über den „Herzog Theodor von Gothland": WGr IV IX/X.
Siehe auch die Nrn. 51 u. 121.

(**b**) Der Kern der in Heines „Memoiren" enthaltenen Anekdote von der silbernen Löffeln (= Nr. 51, S. 468): WGr IV X.

Gutzkow, Karl Ferdinand. (1811—1878.)

(**129**) Brief an Gustav Schlesier. Frankfurt [a. M.], 16. Januar 1835: H[einrich]. H[ubert]. Houben, Jungdeutscher Sturm und Drang. Ergebnisse und Studien. Leipzig, Brockhaus. 1911. S. 27.

---

4. Es ist in der Tat mit Seebass anzunehmen, daß diese (letzten Endes auf Louise Grabbe zurückgehenden) Mitteilungen von Duller eingesandt sind.

(**130**) K. Immermann in Hamburg.: Telegraph für Deutschland. Hamburg. Nr. 153/4. September 1840. S. 609/11, 613/5. [Grabbe:] S. 613.

= (**a**) Mosaik. Novellen und Skizzen. (= Vermischte Schriften. Bd. 3.) Leipzig, Weber. 1842. S. 155/6.

= (**b**) Karl Gutzkows ausgewählte Werke in zwölf Bänden. Herausgegeben von Heinrich Hubert Houben. Bd. 8. Leipzig, Hesse. O. J. [1908.] S. 149/50.

Abdruck: Ploch S. 49/50. — Siehe Nr. 112.

Husemann, Theodor Gottfried Valentin. (1833—1901.)[5]

(**131**) [Mitteilungen über Henriette Meyer und ihre Beziehungen zu Grabbe:] Oscar Blumenthal, Aus Grabbe's Leidensgeschichte. (Zum Theil nach ungedruckten Quellen.): Für alle Wagen- & Menschen-Classen. Plaudereien von Station zu Station. I. Classe. Leipzig, Günther. O. J. [1875.] S. 1/34. [Grabbe:] S. 20, 26.

Kalisch, Ludwig. (1814—1882.)

(**132**) Unterhaltungen mit Heinrich Heine.: Pariser Leben. Bilder und Skizzen. Mainz, v. Zabern. 1880. S. 325/42. [Grabbe:] S. 327/8. — Begegnungen Nr. 53.

Kobbe, Theodor Christoph August von. (1798—1845.)

(**133**) Brief an Karl Immermann. Oldenburg, 14. Juni 1836. (Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv. Nachlaß Immermann. „Literarische Correspondenz Düsseldorf." 1833—1836, fol. 105/6.)

(**134**) Mitteilung Ludwig Tiecks über Grabbes Dresdner Aufenthalt: Nr. 66 a, S. 11.

Abdruck: Nr. 127, S. 14, Anm. 41.

(**135**) Wie Grabbe die Gäste bewirthete, wenn er nichts ihnen vorzusetzen hatte. [Ein Erlebnis des Schauspielers Röpe.]: Humoristische Blätter. Herausgegeben von Theodor von Kobbe.

---

5. Vgl. „Chronik der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen für das Rechnungsjahr 1901", S. 5. — Den Hinweis auf dieses Werk verdankt der Verfasser Herrn Dr. med. Erich Ebstein in Leipzig.

Oldenburg. Jg. 6. 1844. Nr. 34. 24. August 1843. S. 270.[6] — Begegnungen Nr. 57.

Köpke, Ernst Rudolf. (1813—1870.)

(**136**) Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen. 2. Teil. Leipzig, Brockhaus. 1855. S. 22/6.
Die dort gegebene Darstellung des Verhältnisses zwischen Tieck und Grabbe „beruht wesentlich auf den mündlichen Mittheilungen des Ersten". (Vgl. ebenda S. 280/1.) — Begegnungen Nr. 8.

Kühne, Ferdinand Gustav. (1806—1888.)

(**137**) Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland. 9. Düsseldorf, den 25. Mai.: Zeitung für die elegante Welt. Leipzig. Jg. 36. Nr. 143. 23. Juli 1836. S. 569/70.
= (**a**) Weibliche und männliche Charaktere. 1. Teil. Leipzig, Engelmann. 1838. S. 326/31, vermehrt um eine Anmerkung S. 331. — Begegnungen Nr. 49.

Laube, Heinrich. (1806—1884.)

(**138**) Karl Köchy.: Moderne Charakteristiken. Bd. 2. Mannheim, Löwenthal. 1835. S. 103/20. [Grabbe:] S. 106/9.
Laube will die Geschichte von einem Bekannten gehört haben. Er bemerkt dazu, es komme nicht darauf an, ob sie wörtlich wahr sei; „wenn auch nur im Materiellen, so charakterisiert es doch seinen [Grabbes] frühen Kampf mit der Welt." — Begegnungen Nr. 56.

(**139**) Heine bei Stehely und im Kasino.: Neue Reisenovellen. Bd. 1. (= Reisenovellen. Bd. 5.) Mannheim, Hoff. 1837. S. 344/72. [Grabbe:] S. 356/7, 367/8.
= (**a**) Reisenovellen. 2. Aufl. 7. Teil. (= Novellen. 2. Aufl. 7. Teil.) Mannheim, Hoff. 1847. S. 193/210. [Grabbe:] S. 200, 207. — Begegnungen Nr. 54.

Löwenthal, Max. (1799—1872.)

(**140**) Aufzeichnung einer Aeußerung Lenaus vom 31. März 1841; darin eine Anekdote über Heine und Grabbe sowie eine

---

6. Kobbe wird mit ziemlicher Sicherheit als der Erzähler dieser anonymen Anekdote betrachtet werden dürfen.

Aeußerung dieses zu Immermann, nach einer Erzählung Alfred Julius Bechers in Wien: „Ach wärst du mein ....!“ Lenaus Liebesroman. Herausgegeben von Eduard Castle. Mit Bildnissen und Schriftproben. [Erste Ausgabe unter dem Titel „Lenau und die Familie Löwenthal“ 1906.] Zweite Ausgabe. Erster Band. Reisebriefe und Gespräche. Leipzig. Hesse & Becker Verlag. O. J. [1913.] Nr. 144. S. 170/1.[7] — Begegnungen Nr. 55.

Marggraff, Herrmann. (1809—1864.)

(**141**) Grabbe's Tod.: Berliner Conversations-Blatt für Poesie, Literatur und Kritik. Jg. 10. Nr. 127. 22. Oktober 1836. S. 511. Siehe auch Nr. 119.

Müller, Arthur. (1826 oder 1830—1873.)

(**142**) Moderne Reliquien. Bd. 1. Berlin, Gumprecht. 1845. S. VI/VIII.

Oesterhaus, Wilhelm. (1840—1927.)

(**143**) Christian Dietrich Grabbe geboren zu Detmold am 11. Dezember 1801.: Blätter für lippische Heimathkunde. Monatliche Beilage der Lippischen Landes-Zeitung. Detmold. Jg. 2. Nr. 2. Februar 1901 — Jg. 3. Nr. 1. Januar 1902.

(**144**) Mitteilungen der verwitweten Frau Regierungskalkulator [Marie] Neumann, geb. Mannel über [Grabbe und] Frau Auditeur Grabbe. [Auf ihren Wunsch von Wilhelm Oesterhaus aufgezeichnet.] (Manuskript.) — Begegnungen Nr. 22. 25.

(**145**) Grabbe als Physiognomiker. [Ein Erlebnis des Amtmanns Piderit in Detmold, aufgezeichnet von Wilhelm Oesterhaus.] (Manuskript.)[8]

---

7. Daß Becher mit Grabbe zu Düsseldorf in persönlichem Verkehr gestanden hat, bezeugt die Korrespondenz aus Wien vom 27. November in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ Nr. 338 vom 3. Dezember 1848, S. 5335, die mit πϱ gezeichnet ist, eine Chiffre, hinter der sich nach Angabe der Cottaschen Buchhandlung Heinrich Andreas Pröhle verbirgt. Alle, die später von dem persönlichen Verkehr der Beiden berichten, scheinen auf diese Quelle zurückzugehen.

8. Von diesen beiden Aufzeichnungen hat Herr Oesterhaus dem Verfasser Abschriften mitgeteilt.

Schrattenholz, Josef. (1847—1909.)

(**146**) Grabbe in seiner Vaterstadt. Eine Reminiscenz vom Detmolder Hermannsfest [im August 1875].: Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Berlin. Bd. 12. Nr. 29. 21. Juli 1877. S. 42/5.

Der Aufsatz enthält Mitteilungen von August Brokmann und Wolfgang Müller von Königswinter. Wie ihm zu entnehmen ist, hat Schrattenholz bei seinem Besuche in Detmold aus den Gesprächen mit Jenem mehr aufgezeichnet, als er darin verwertet hat. Nach der Auskunft seiner Söhne hat sich jedoch in seinem Nachlaß nichts weiter davon finden lassen. Ob die Aufzeichnungen an anderer Stelle veröffentlicht worden sind, war nicht festzustellen.

Willkomm, Ernst Adolf. (1810—1886.)

(**147**) Grabbe. (Silhouetten dramatischer Dichter. 1.): Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater. Herausgegeben von E[rnst]. Willkomm und A[lexander]. Fischer. Bd. 1. Leipzig, Wunder. 1837. S. 67/76.

= (**a**) Blitze. Novellen, Schilderungen und Skizzen. Bd. 1. Leipzig, Kollmann. 1846. S. 155/97. — Begegnungen Nr. 50.

Ziegler, Carl Georg Henrich. (1806—1867.)

(**148**) Friedrich Begemann.: Aus vergangenen Tagen. Gesammelte Blätter. Lemgo, 1862. Gedruckt bei F[riedrich]. L[eopold]. Wagener. S. 69/91. [Grabbe:] S. 74, 75/6. — Begegnungen Nr. 3.

Zweiter Teil.

Unpersönliche Quellen.

1. Akten.

(**149**) Ortsakten Vogtei Detmold. B Nr. XVI. Hiddesen.
Die Verwertung dieser sehr ergibigen Quelle für die Geschichte der Grüttemeierschen Vorfahren Grabbes muß einer besonderen Arbeit vorbehalten bleiben.

(**150**) Acta die Anstellung eines Zuchtmeisters (Hausverwalters) für das hiesige Zuchthaus (neue Strafanstalt) betrf. 1754—1855. (Fach 177 Nr. 7.)

Verwendet sind die Akten zu dem Aufsatze „Geschichte des Zuchthauses in Detmold. [Unterzeichnet:] Detmold, im Februar 1844. [Moritz Leopold] Petri.": „Vaterländische Blätter." Jg. 2. Detmold, 1845. Nr. 1/32.

Uebersicht über die in betracht kommenden Nummern:

(**a**) Nr. 30. Detmold, 10. Januar 1801. Die Zuchthauskommission[1] macht, wegen der Erkrankung des Zuchtmeisters Schilling, Vorschläge zur Nachfolgerschaft.

(**b**) Nr. 33. Detmold, 11. April 1801. Clostermeier meldet die tödliche Erkrankung Schillings und macht wiederum Vorschläge für einen Nachfolger.

(**c**) Nr. 34. Detmold, 11. April 1801. Clostermeier meldet, daß die von ihm Vorgeschlagenen nicht in frage kommen.

(**d**) Nr. 35. Detmold, 13. April 1801. Clostermeier äußert sich über die Schwierigkeiten der Neubesetzung des Zuchtmeisterpostens.

---

1. Diese bestand bis zum Jahre 1810 aus dem Obersten Johann Ernst von Schröderß als erstem und dem Rat und späteren Archivrat Christian Gottlieb Clostermeier als zweitem Zuchthauskommissarius. Von 1810 an bis zu seinem am 10. September 1829 erfolgten Tode leitete dann Clostermeier die Anstalt allein. Sein Nachfolger war der Rat und Kammerassessor Gottlieb Führer.

(e) Nr. 36. Undatiert, jedoch mit dem Vermerk: „Remissum d. 23. Apr. 1801." Bittschrift der Witwe des Zuchtmeisters Schilling.

(f) Nr. 37. Detmold, 26. April 1801. Clostermeier schlägt dem Fürsten[2] den preußischen Postboten Grabbe zum Nachfolger Schillings vor. Dazu 2 Anlagen.

(g) Nr. 38. Anlage 1. Schreibprobe Grabbes.

(h) Nr. 39. Anlage 2. Detmold, 26. April 1801. Attest des Rechenmeisters Meier in Detmold.

(i) Nr. 40. Detmold, 30. Mai 1801. Clostermeier meldet, daß Grabbe seine Wohnung im Zuchthause bezogen habe und er ihn am 1. Juni in seinen Dienst einführen werde.

(j) Nr. 43. Detmold, 25. Juni 1801. Die Zuchthauskommission berichtet dem Fürsten, daß Grabbe am ersten des Monats in seinen Dienst eingeführt und auf seine Instruktion verpflichtet worden sei.

(k) Nr. 44. Lemgo, 2. Mai 1801. Zeugnis des Lemgoer Magistrats.

(l) Nr. 45. Bielefeld, 30. April 1801. Zeugnis des preußischen Postamts in Bielefeld.

(m) Nr. 46. Lemgo, 2. Mai 1801. Zeugnis des [Ratsapothekers und preußischen Postmeisters Franz Konrad[3]] Krohn in Lemgo.

(n) Nr. 47. Detmold, 20. Mai 1801. Zeugnis des preußischen Postmeisters Keyser in Detmold.

(o) Nr. 48. Instruktion für den Zuchtmeister Adolph Heinrich Grabbe.

(p) Nr. 51. Ordnung für die Gefangenen.

(q) Nr. 52. Etat der jährlichen Einnahmen und Erfordernisse des Zuchthauses, aufgestellt im Mai 1801.

---

2. Regierender Fürst zur Lippe war damals Friedrich Wilhelm Leopold. Da sein Nachfolger, Paul Alexander Leopold, bei dem am 4. April 1802 erfolgten Tode des Vaters erst sechs Jahre alt war und erst am 3. Juli 1820 die Regierung antreten konnte, so führte bis dahin für ihn seine Mutter, die Fürstin Paulina, die Regentschaft.

3. Auskunft des Herrn Prof. Dr. Schacht in Lemgo.

(r) Nr. 53. 1. Juli 1801. Schreiben der Fürstin Paulina. Die Instruktion für den Zuchtmeister wird vom Fürsten mit einigen Vorbehalten angenommen.

(s) Nr. 56. Detmold, 18. Juli 1801. Protokoll über die Vereidigung des Zuchtmeisters Grabbe.

(t) Nr. 57. Detmold, 16. August 1814. Schreiben der Fürstin Paulina an die Zuchthauskommission. Sie beanstandet, daß der Zuchtmeister Grabbe zum Einziehn der Kriegssteuer in Detmold verwendet werde.

(u) Nr. 58. Detmold, 17. August 1814. Bericht Clostermeiers an die vormundschaftliche Regierung über die Verwendung Grabbes zur Hebung der Kriegssteuer.

(v) Nr. 59. Detmold, 13. März 1818. Bericht Clostermeiers über den Tod des Zuchtknechts [Johann Barthold[4]] Wal[l]-baum und die Anstellung eines neuen.

(w) Nr. 60. Detmold, 26. Juli 1825. Clostermeier bittet die Regierung, die Vergütung für die Feuerung von Zuchtmeister und -knecht zu erhöhen.

(x) Nr. 61. Detmold, 2. August 1825. Die Regierung lehnt dies Gesuch ab.

(y) Nr. 62. Detmold, 10. Mai 1830. Führer berichtet der Regierung, daß der Preis für die Dienstfuhren des Holzes für den Zuchtmeister erhöht worden sei, und bittet um Erstattung des Aufschlags.

(z) Nr. 63. Detmold, 18. Mai 1830. Das Gesuch Führers wird genehmigt.

(aa) Nr. 64. Detmold, 17. Dezember 1832. Führer meldet den Tod des Zuchtmeisters Grabbe.

(bb) Nr. 69. Detmold, 24. Dezember 1832. Bescheid der Regierung an den Kammerrat Führer. Sie genehmigt die Anstellung Wagners als Zuchtmeister und Administrator der städtischen Straßenbeleuchtung.

(cc) Angeheftet ist ein Zettel über Gehalt und Emolumente des Zuchtmeisters.

---

4. Auskunft des Herrn Pastors Werdelmann in Detmold, durch Vermittlung des dortigen Magistrats. — Johann Barthold Wallbaum war der Nachfolger seines Bruders Anton, des Vaters der Wilhelmine Kreymeyer.

(**dd**) Nr. 73. Undatiert, jedoch mit dem Vermerk: „Remiss. am 29sten December 1832". Bittschrift von Dorothea Grabbe an den Fürsten.

(**ee**) Nr. 74. Detmold, 2. Januar 1833. Die Regierung bewilligt Dorothea Grabbe eine jährliche Pension von 40 Reichstalern.

(**ff**) Nr. 81. Detmold, 23. Januar 1833. Danksagung Dorothea Grabbes.

(**gg**) Nr. 95. Detmold, 4. April 1838. Dorothea Grabbe bittet um Erhöhung ihrer Pension.

(**hh**) Nr. 96. Detmold, 10. April 1838. Die Regierung beauftragt die Zuchthauskommission mit einem Bericht über die Bedürftigkeit der Supplikantin.

(**ii**) Nr. 97. Detmold, 23. April 1838. Führer verneint die Berechtigung des Gesuchs.

(**jj**) Nr. 98. Detmold, 1. Mai 1838. Die Regierung lehnt das Gesuch ab.

(**kk**) Nr. 108. Detmold, 25. April 1851. Der Grenzaufseher Krähmeyer[5] in Bösingfeld bittet, als Erbe Dorothea Grabbes, den Rest von deren Pension ihm auszuzahlen.

(**ll**) Nr. 112. Detmold, 6. Mai 1851. Bescheid an Krähmeyer.

(**151**) Acta die allgemeine Administration des Zuchthauses und die Abnahme der Zuchthausrechnungen betr.
Vol: II. 1801—1815. (Fach 177. Nr. 2II.)
Vol: III. 1815—1827. (Fach 177. Nr. 2III.)
Uebersicht über die in betracht kommenden Nummern:

(**a**) Nr. 132. Detmold, 9. November 1811. Clostermeier beantragt, dem Zuchtmeister und dem Zuchtknecht eine Gehaltszulage zu bewilligen.

(**b**) Nr. 139. Detmold, 21. Januar 1812. Zwei Fragen der Fürstin Paulina zu Clostermeiers Eingabe.

(**c**) Nr. 140. Detmold, 24. Januar 1812. Clostermeiers Antwort.

(**d**) Nr. 141. Detmold, 11. Februar 1812. Die Fürstin bewilligt u. a. dem Zuchtmeister eine Gehaltszulage von 40 Rtlrn.

---

5. Georg Friedrich Christian Kreymeyer, seit 1834 mit Wilhelmine Wallbaum, der Patin der Frau Zuchtmeisterin, verheiratet. (Auskunft des Herrn Pastors Werdelmann in Detmold.)

(e) Nr. 217. Detmold, 17. April 1821. Bericht Clostermeiers zum Zuchthausetat für das kommende Jahrzehnt. Darin wird der Antrag gestellt, den Zuchtmeister Grabbe für ein Emolument zu entschädigen, das er im Lauf der letzten zehn Jahre verloren hat.

(f) Nr. 220. Detmold, 8. Mai 1821. Die Regierung bewilligt die für den Zuchtmeister beantragte Zulage von 12 Rtlrn.

(**152**) Jährliche General-Zuchthausrechnungen, formirt nach den Titeln des Etats. 1803—1832. (R. R. Fach 178. Nr. 1 II—V.)
Die nach diesen Rechnungen zusammengestellte Uebersicht über die jährliche Einnahme Grabbes als Zuchtmeister befindet sich am Ende der Arbeit.

(**153**) Acta die im Zuchthause angelegte Leihbank betr. Vol: I. 1804—1823. (Fach 177. Nr. 5 I.)
Uebersicht über die in betracht kommenden Nummern:

(a) Nr. 1. Detmold, 21. Januar 1804. Clostermeier schlägt in einer Eingabe an den Fürsten vor, in Detmold einen Lombard oder eine Leihbank auf Pfänder einzurichten.

(b) Nr. 3. Instruktion für den Lombards-Verwalter, Zuchtmeister Grabbe. (Anlage zu Nr. 1.)

(c) Nr. 4. Detmold, 23. Januar 1804. [Regierungsrat] Helwing bemängelt in seinem Promemoria die Höhe der von Clostermeier vorgeschlagenen Verzinsung, ebenso die der Schreibgebühren.

(d) Nr. 5. Detmold, 27. Januar 1804. Clostermeier verteidigt seine Vorschläge.

(e) Nr. 6. Detmold, 4. Februar 1804. Helwing meint, die Leihekasse werde allwöchentlich Kasse-Extrakte abgeben müssen.

(f) Nr. 7. Detmold, 24. Februar 1804. Clostermeier nimmt endgiltig Stellung zu Helwings Gegenvorschlägen.

(g) Nr. 8. Detmold, 15. März 1804.[6] Avertissement Clostermeiers [wegen der Leihbank]. (Anlage zu Nr. 7.)

(h) Nr. 10. Detmold, 28. Februar 1804. Die Fürstin genehmigt das von Clostermeier eingereichte Avertissement wegen einer im Zuchthause anzulegenden Leihbank und die Führung ihrer Geschäfte durch den Zuchtmeister Grabbe.

---

6. Das Datum ist von Clostermeiers Hand nachträglich eingesetzt.

(i) Nr. 12. Detmold, 8. März 1804. [Endgiltige] Instruktion für den Leihbankverwalter Grabbe.

(j) Nr. 13. Detmold, 19. März 1804. Dem Rat Clostermeier wird bekannt gemacht, daß der Zuchtmeister am gleichen Tage als Leihbankverwalter auf die eingereichte und genehmigte Instruktion verpflichtet sei.

(k) Nr. 40. Detmold, 10. April 1819. Clostermeier berichtet zur Leihbankrechnung vom Jahre 1818. Darin beantragt er, das Gehalt des Verwalters in den folgenden Jahren bis auf 100 Rtlr. jährlich zu erhöhen.

(l) Nr. 45. Detmold, 27. April 1819. Bescheid der Regierung: wenn der Leihbankverwalter mit seinem gegenwärtigen Fixum nicht zufrieden sei, so sei es zweckmäßiger und dem Verhältnis der Mühewaltung angemessener, das Gehalt wieder, wie ursprünglich, nach gewissen Prozenten festzusetzen. Clostermeier möge darüber berichten.

(m) Nr. 46. Detmold, 14. Mai 1819. Clostermeiers Verteidigung Grabbes und seines Antrags.

(n) Nr. 48. Detmold, 28. März 1820. Die Regierung bewilligt die beantragte Zulage für den Leihbankverwalter, jedoch nur bis zu 80 Rtlr.; auch solle vorerst eine fernere Erhöhung ausgeschlossen sein.

(o) Nr. 54. Detmold, 20. Dezember 1822. Clostermeier trägt beim Fürsten darauf an, das Gehalt für den Verwalter der Leihbank für 1822 auf 90, für die folgenden Jahre auf 100 Rtlr. zu erhöhen.

(p) Nr. 56. Detmold, 23. Dezember 1822. Gutachten der Regierungsräte. Es befürwortet nur eine Erhöhung des Gehalts auf 90 Rtlr., da der Leihbankverwalter mit dieser Summe angemessen besoldet sei und der Fonds des Instituts eine stärkere Vermehrung der Ausgaben nicht zulasse.

(q) Nr. 57. Detmold, 27. Dezember 1822. Bescheid der Regierung im Sinne ihres vom Fürsten genehmigten Antrags.

(r) Nr. 58. Detmold, 21. August 1823. Clostermeier berichtet zur Leihbankrechnung vom Jahre 1822. Er wendet sich mit scharfen Worten gegen das seinem Antrage ungünstige Gutachten der Regierung und sucht den ausführlichen Nachweis

zu erbringen, daß die Leihkasse recht wohl das angeforderte Gehalt leisten könne.

(s) Nr. 63. Detmold, 26. August 1823. Bescheid der Regierung: sie könne das Gesuch um Gehaltserhöhung für den Leihbankverwalter zur Zeit nicht bewilligen, erwarte jedoch seine Erneuerung, falls der bisherige Ueberschuß der Kasse sich auch im gegenwärtigen Jahre ergeben sollte.

(t) Nr. 64. Detmold, 4. Juni 1824. Bericht Clostermeiers zur Leihbankrechnung vom Jahr 1823. Er stellt den Antrag auf Gehaltserhöhung von 1824 an, da die Bedingung der Regierung erfüllt ist.

(u) Nr. 66. Detmold, 15. Juni 1824. Die Regierung bewilligt für den Leihbankverwalter ein Gehalt von 100 Rtlrn. vom Beginn des laufenden Jahres an.

(v) Nr. 129. Detmold, 6. März 1832. Bericht Führers zur Leihbankrechnung vom Jahr 1831. Es ergibt sich, daß der Umschlag des Rechnungsjahres gegen das vorhergehende fast 1000 Rtlr. weniger beträgt. Führer beantragt, dem Verwalter eine Gratifikation von 25 Rtlrn. zu gewähren.

(w) Nr. 130. Detmold, 13. März 1832. Bescheid der Regierung: sie sieht sich außerstande, beim Fürsten auf die Gratifikation anzutragen, da der Abschluß des Rechnungsjahres so unerfreulich sei.

(x) Nr. 142 a. Detmold, 8. März 1836. Die Leihbankdirektion berichtet der Regierung, daß im Jahre 1826 der verstorbene Zuchtmeister Grabbe dem gleichfalls verstorbenen Tischler Simon Neese 30 Rtlr. ohne genügende Sicherheit auf kurze Zeit aus der Leihbank vorgeschossen habe und daß dieses Kapital jetzt als verloren zu betrachten sei. Sie habe sich zwar mit Ersatzansprüchen an Grabbes Witwe gewendet, diese aber habe erklärt, daß sie die Summe nebst den Zinsen unmöglich aufbringen könne, und außerdem mit Gründen, denen die Billigkeit zur Seite stehe, darum nachgesucht, daß man ihr die Zahlung erlasse.

(y) Nr. 142 b—d. Weiterer Schriftwechsel in dieser Angelegenheit.

(z) Nr. 142 e. Detmold, 29. März 1836. Bescheid der Regierung an die Leihbankdirektion: von dem Anspruch an die Witwe

des verstorbenen Zuchtmeisters Grabbe soll abgesehn und das verloren gegangene Kapital nebst den Zinsen in die Leihbankrechnung verausgabt werden.

(**154**) Verfolg die Denunciation des Strafwerkmeisters Brand gegen den Zuchtmeister Grabbe pp das Alleinlassen des Arrestaten Reckers mit seiner Braut betr. 1808 fg (R. R. Fach 177. Nr. 6.)

(**155**) Acta das Stipendium 1[1]/m virginum [et] st crucis betreffend. Vol. I. 1813—1828. (Detmold, Konstistorium. I. Tit. 3, Nr. 1. Fach 5.)

In betracht kommen folgende Nummern:

(**a**) Nr. 36. Undatiert, jedoch mit dem Vermerk: „pr Detlden 7. Febr. 1818." Gesuch des Zuchtmeisters Grabbe um Verleihung einer Anwartschaft auf die Stipendien zum Studium seines Sohnes.

(**b**) Nr. 37. Detmold, 7. Februar 1818. Ablehnende Resolution der Fürstin Paulina[7] und Anweisung des Konsistoriums, Grabbe darnach zu bescheiden.

(**c**) Nr. 57. Detmold, 13. Oktober 1819. Gesuch des Hauptmanns [Carl] Meister um ein Stipendium für seinen zum Studium der Theologie bestimmten Sohn.

(**d**) Nr. 58.
Detmold, 1. April 1820. Gutachten des Konsistoriums zu den Bewerbungsschreiben Grabbes und Meisters: es wird eine Teilung des Stipendiums vorgeschlagen. Randbemerkung Paulinens, die im Sinn dieses Gutachtens entscheidet. Detmold, 5. April 1820. Randbemerkung des Generalsuperintendenten Weerth, der gemäß der Resolution der Fürstin verfügt.

(**156**) Akten zu Grabbes Staatsprüfung. (R. R. Fach 79. Nr. 10 III.)

(**a**) Undatiert, jedoch mit dem Vermerk: „praes[entatum][8]. 14 Febr. 1824." Gesuch Grabbes um Zulassung zum Examen. Mit den Anlagen A, B u. C.

(**b**) Anlage A. Abgangszeugnis des Detmolder Gymnasiums. Es ist datiert: in Gymnasio Detmoldino, Idibus Martiis,

---

7. Siehe auch Nr. 82.
8. Eingegangen.

MDCCCXX, unterzeichnet: Ern. Antonius Moebius, h. t. Gymnasii Direktor, und gegengezeichnet: Ferdinand Weerth, Gymnasii Scholarcha.

(c) Anlage B. Abgangszeugnis der Leipziger Universität. Dieses, „Gegeben Leipzig, den 9ten Mart. 1822" und an erster Stelle unterzeichnet vom Rektor D. Christian Ernst Weisse, bezeugt, „daß Christian Dietrich Grabbe, Detmoldiensis, Juris Studiosus, von Zeit seiner Inscription de dato den 5ten Maii 1820. an sich auf hiesiger Universität Ein Jahr Zehn Monate aufgehalten, und laut der beygebrachten Zeugnisse [= Nr. 48, 75, 85 u. 87] wirklich studieret hat, auch gegen sein Betragen binnen solcher Zeit etwas widriges nicht vorgekommen."

(d) Anlage C. Abgangszeugnis der Berliner Universität, ausgestellt am 3. Februar 1824 vom Dekan und Profoß von der juristischen Fakultät Schmalz. Es ist zugleich Testat

1) für die Vorlesung des Professors Dr. Biener über Kriminalrecht im Sommersemester 1822,
2) für die Vorlesung des Professors Dr. Bethmann-Hollweg über den Prozeß im Wintersemester 1822/23.

Sittenzeugnis der Berliner Universität, ausgestellt am 23. Januar 1824 vom Rektor Hoffmann.

Dieses Sittenzeugnis wurde, mit etwas abweichendem Wortlaut, nach dem im Archiv der Universität aufbewahrten Duplikat zum ersten Male veröffentlicht in dem Aufsatz „Christian Dietrich Grabbe als Berliner Student.": „Berliner Tageblatt." Jg. 30. Nr. 630. 12. Dezember 1901. Morgen-Ausgabe. 1. Beiblatt. Doch wird es dort (ebenso wie in dem Wiederabdruck WGr IV XXI) fälschlich als Abgangszeugnis bezeichnet.

(e) Detmold, 17. Februar 1824. Schreiben der Regierung an den Justizkanzlei-Direktor Ballhorn-Rosen und den Regierungsrat [Friedrich Simon Leopold[9]] Petri, die zu Prüfungskommissaren für die Kandidaten der Rechte August Friedrich Krecke und Dietrich [Christian] Grabbe ernannt werden.

(f) Detmold, 27. März 1824. Schreiben Grabbes an die Prüfungskommission.

---

9. Auskunft seines Urenkels, des Herrn Dr. Walther Petri in Detmold.

(**g**) Detmold, 28. Mai 1824. Schreiben der Prüfungskommission an Grabbe.

(**h**) Detmold, 2. Juni 1824. Protokoll über die mündliche Prüfung.

(**i**) Detmold, 8. Juni 1824. Quittung über die Prüfungsgebühren.

(**157**) Acta die Anstellung eines Amts-Schreibers am Amte Oerlinghausen betr. Vol: I. 1793—1829. (R. R. Fach 13. Nr. 4 I.)

(**158**) Acta das Auditorat beim Amte Horn betr. 1776—1832; desgl. die Anstellung eines Hebungsbeamten für das Amt Horn betr. (R. R. Fach 61. Nr. 4 Vol. I.)

(**159**) Acta die Anstellung der Archivarien betr. 1781—1830. (Fach 104. Nr. 4 I.)

(**160**) Rotbergs Vollendung. (Nachlaß Clostermeier Nr. 41.) Verwertet in Alfred B e r g m a n n s Aufsatz „Wie Grabbe zu seiner Frau kam. Aus neuen Grabbe-Dokumenten.“: Beilage „Welt und Werk“ der Deutschen Allgemeinen Zeitung (Berlin). Nr. 470. 5. Oktober 1924.

(**161**) Acta die Aushebung der Conscribirten zum activen Militairdienste betr. Vol: I. 1822—1833. (Fach 24. M. Nr. 3 I.)

(**162**) Acta die Organisation des hiesigen Contingents betr.

(**a**) Vol: I. 1831. (Fach 24. M. Nr. 5 I.)

(**b**) Vol: II. 1831 [—1836]. (Fach 24. M. Nr. 5 II.)

(**163**) Acta die Wäscherinnen und Marquetenderinnen beim Bataillon betr. 1831. (Fach 24. M. Nr. 7.)

(**164**) Praejudicia die Militairpflicht pp einzelner Personen betr. 1827. (Fach 24. M. Nr. 13.)

(**165**) Acta die Vergütung für die Beeidigung der jüdischen Militairs betr. 1820 [—1849]. (Fach 29. M. Nr. 3.)

(**166**) Acta die Anstellung des pp Obristlieutenants [Friedrich Christian] R e i n e k e betr. 1807 seq. (Fach 30. M. Nr. 2.)

(**167**) Verhandlungen die Anstellung p des Hauptmanns [Karl Ludwig Friedrich] Meister betr. (Fach 30. M. Nr. 10.)

(**168**) Acta die Anstellung des Hauptmanns Carl v. E y b e n aus Dänemark betr. 1822. Desgl. dessen Ernennung zum Major betr. 1843. (Fach 30. M. Nr. 11.)

(**169**) Regierungs-Acten, die Anstellung der Compagnie:Chirurgen beim Feldbataillon betr. 1831 sqs. (F. 31. M. Nr. 9.)

(**170**) Acta die Tambouren und Signal-Hornisten betr. [1815—1853.] (Fach 32. M. Nr. 2.)

(**171**) Acta die Anstellung der Hornisten betr.

(**a**) Vol: I. (Fach 32. M. Nr. 6 I.)

(**b**) Vol: II. (Fach 32. M. Nr. 6 II.)

(**172**) Acta die Versorgung der Wittwen der Hoboisten betr. 1831. (Fach 32. M. Nr. 9.)

(**173**) Acta das Schuldenmachen der Officiere, Unterofficiere und Soldaten betr. 1818 [—1853]. (Fach 33. M. Nr. 6.)

(**174**) Acta die Schreibmaterialien für das Militair betr. Vol: I. 1815—1842. (Fach 35. M. Nr. 9 I.)

Der Aktenband enthält die Aufstellung der vom Regierungssekretär Ulrich an den Auditeur Grabbe ausgegebenen Schreibmaterialien für die Jahre

1828, attestiert Detmold, den 2. Januar 1829. [ad 332. M.]
1829, — — — 4. — 1830. ad 193.
1830, — — — 3. — 1831. ad 414. (Hier liegen bei fünf Empfangsbescheinigungen Grabbes vom 1. Februar, 20. April, 26. Mai, 7. Oktober und 12. November 1830.)
1831, attestiert Detmold, den 4. August 1831. [ad 5846.]
— — — — 6. Januar 1831 [statt 1832]. ad 188
1832, — — — 2. Januar 1833. ad 113.
1833, — — — 4. — 1834. ad 319.

(**175**) Acta die dem Bataillon auf dem Marsche nach Luxemburg ohne Erlaubniß als Marquetenderin gefolgte Dorothea Kampmeier aus Wendlinghausen betr. 1831. (Fach 41. M. Nr. 4.)

(**176**) Acta die Anstellung eines Aufsehers für das neue Militairgebäude betr. 1832. (Fach 46. M. Nr. 33.)

(**177**) Acta generalia die Untersuchungs-Commission betr. Vol: II. 1823—1839. (Fach 47. M. Nr. 5 II.)

(**178**) Acta die Untersuchung der sich für dienstuntauglich ausgegebenen Conscribirten und Soldaten betr.

(**a**) Vol: XIII. 1824—1830. (Fach 49. M. Nr. 1 XIII.)

(**b**) Vol: XIV. 1831. (Fach 49. M. Nr. 1 XIV.)

(**c**) Vol: XV. 1831. (Fach 49. M. Nr. 1 XV.)

(**d**) Vol: XVI. 1832. 1833. 1834. (Fach 49. M. Nr. 1 XVI.)

(**179**) Acta die Anstellung eines Auditeurs betr.
(**a**) Vol: I. 1791—1828. (Fach 50. M. Nr. 1 I.)
(**b**) Vol: II. 1829—1842. (Fach 50. M. Nr. 1 II.)

(**180**) Acta die Bewilligung des Lippischen Intelligenzblatts für die Auditeurs Rotberg und Piderit [und Grabbe] betr. 1811 seq. (Fach 50. M. Nr. 4.)

(**181**) Acta das Militairgericht betr. Vol: I. 1810—1835. Fach 50. M. Nr. 5 I.)

(**182**) Die Prozeß - Tabellen des Militärgerichts. 1826—1834. (Fach 50. M. Nr. 6 IV.)

(**183**) Varia: Beschwerden über Justizverzögerungen, Forderungen usw. (Fach 50. M. Nr. 17.)

(**184**) Acta die Bestrafung der Unpflichtsvergehungen der Militairpersonen betr. 1813 [—1832]. (Fach 51. M. Nr. 4.)

(**185**) Acta die Excesse der Soldaten betr.
(**a**) Vol: XIII. 1822—1829. (Fach 54. M. Nr. 1 XIII.)
(**b**) Vol: XIV. 1830—1832. (Fach 54. M. Nr. 1 XIV.)
(**c**) Vol: XV. 1832—1837. (Fach 54. M. Nr. 1 XV.)

(**186**) Acta generalia die Stellvertretungs-Contracte der Soldaten betr. 1807 — [1850.] (Fach 56. M. Nr. 1.)

(**187**) Acta die Stellvertretungs-Contracte betr.
(**a**) Vol: IX. 1824—1830. (Fach 57. M. Nr. 1 IX.)
(**b**) Vol: X. 1831. (Fach 57. M. Nr. 1 X.)
(**c**) Vol: XI. 1831—1836. (Fach 57. M. Nr. 1 XI.)

(**188**) Acta Generalia die Ertheilung der Pässe an Conscribirte und Soldaten betr. 1812—1844. (Fach 59. M. Nr. 1.)

(**189**) Acta die vom Contingents- und Garnisons-Militairgerichte den Soldaten ertheilten Pässe betr. Vol: I. 1817—1837. (Fach 59. M. Nr. 2 I.)

(**190**) Acta die Gesuche um Zurückgabe einiger von den zur Militair-Paß-Tabelle gehörigen Cautions-Documenten betr. 1817—[1860.] (Fach 59. M. Nr. 4.)

(**191**) Anlagen zur Militair-Paß-Tabelle.
(**a**) Vol: IV. 1826—1827. (Fach 59. [M.] Nr. 5 IV.)
(**b**) Vol: V. 1828—1829. (Fach 59. [M.] Nr. 5 V.)
(**c**) Vol: VI. 1830—1831. (Fach 59. [M.] Nr. 5 VI.)

(**192**) Urlaubs- und Abschieds-Gesuche.

(**a**) Vol: XVII. 1833. 1834. 900—1000. (Fach 73. M. Nr. 1 XVII.)

(**b**) Vol: XVIII. 1834. 1835. 1836. 1001—1100. (Fach 73. M. Nr. 1 XVIII.)

(**193**) Acta generalia die Heiraths-Consense für die Conscribirten und Soldaten betr. (Fach 74. M. Nr. 1.)

(**194**) Verfolg die Bekleidung der zu öffentlicher Arbeit verurtheilten Deserteurs und die Absonderung der Krätzigen von den übrigen betr. 1812 [—1827]. (Fach 88. M. Nr. 6.)

(**195**) Deserteurs und Refractairs.[10]

(**a**) Vol: X. 1826—1829. (Fach 98. M. Nr. 1 X.)

(**b**) Vol: XI. 1825—1834. (Fach 98. M. Nr. 1 XI.)

(**c**) Vol. XII. 1825—1831. (Fach 98. M. Nr. 1 XII.)

(**d**) Vol: XIII. 1826—1835. (Fach 98. M. Nr. 1 XIII.)

(**196**) Acta die Bewilligung von Bädern für kranke Militairs betr. Vol: I. 1834 [richtig 1830] —1841. (Fach 102. M. Nr. 7 I.)

(**197**) Acta die Anstellung eines Krankenwärters beim hiesigen Militair betr. 1830—[1853.] (Fach 103. M. Nr. 5.)

(**198**) Allerley zu keinem Verfolge gehörige Gesuche von den Jahren 1812 [—1827]. (Fach 110. M. Nr. 16.)

(**199**) Acta die Anstellung des Lieutenants [August] Krücke desgl. dessen Ernennung zum Staabs-Capitain sowie die der Wittwe desselben bewilligte Pension betr. 1811—1845. (Fach 10. M C. Nr. 9.)

(**200**) Acta die Anstellung der Lieutenants [Ludwig] Roth, [Friedrich] Kestner und [Emil] Runnenberg betr. desgl. die Ernennung des Lieutenants Kestner zum Hauptmann. 1831 —1850. (Fach 10. M C. Nr. 17.)

(**201**) Acta den Hoboisten [August] Räuber betr. 1828—1859. (Fach 12. M C. Nr. 1.)

(**202**) Acta die Anstellung eines Militair-Arztes betr. 1831 [—1848]. (Fach 16. M C. Nr. 3.)

(**203**) Acta mil. die den Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen des Contingents bewilligten Pensionen betr. 1815 ff. (Fach 33. M C. Nr. 8.)

---

10. Das sind solche, die sich dem Rekrutierungsgesetze entziehn.

(**204**) Acta den Major und Gendarmerie-Commandeur Kellner betreffend. (Fach 9. M C. Nr. 12.)

(**205**) Acta die Abhaltung des Gogerichts[11] des Richteramts zu Detmold betr. 1830 — [1847.] (Fach 8. Nr. 12.)

(**206**) Acta in causa Auditeur Grabbe u. Forstsecretair Kestner, pto injuriarum. [1833.] (Fragment. Im Besitze von Frau Klara Burckhardt in Hannover.)

(**a**) Klagschrift des Forstsekretärs Kestner an die Lippische Justizkanzlei. Eingegangen den 7. Juli.

(**b**) Bescheid der Justizkanzlei vom 11. Juli.

(**c**) Protokoll über die Aussagen von Beklagtem und Kläger und über Grabbes Wiederklage. Detmold, 29. Juli.

(**d**) Gesuch Kestners um Mitteilung der Akten. Eingegangen den 12. September.

(**e**) Bescheid der Kanzlei vom 12. September.

(**f**) Vernehmlassung Kestners als Kläger und Wiederverklagter. Eingegangen den 17. September.

(**g**) Bescheid der Justizkanzlei vom 19. September.
Siehe auch Nr. 233.

(**207**) Acta die hiesige weltliche Wittwen- und Waisen-Casse betreffend. 1828—1837. (Fach 343. Nr. 1 VIII.)

Uebersicht über die in betracht kommenden Nummern:

(**a**) Nr. 117. Undatiert, jedoch mit dem Vermerk: „praes. am 30sten Septmbr 1833." Gesuch Grabbes an die Regierung um Teilnahme an der Witwenkasse.

(**b**) Nr. 118. Detmold, 8. Oktober 1833. Die Regierung gibt das Gesuch an die Kuratoren der Kasse weiter, damit diese sich dazu erklären.

(**c**) Nr. 121. Alverdissen, 14. Oktober 1833. Gutachten des [Kanzleirats] C. Rötteken.

(**d**) Nr. 122. Detmold, 10. Oktober 1833. Gutachten des [Amtmanns] Piderit.

(**e**) Nr. 123. Detmold, 22. Oktober 1833. Das Gesuch Grabbes wird abgelehnt.

---

11. An den alljährlich stattfindenden Gogerichten wurde der größte Teil der von den Ober- und städtischen Gerichten verhandelten kleineren Strafsachen von Kommissaren der Regierung als Gografen entschieden.

(**208**) [Verfolg, das Gesuch Spanier Herfords als Mandatar des Landhauptmanns Freiherrn Alexander von der Lippe wegen Rückgabe von 29 Urkunden der Familie von der Lippe aus dem Clostermeierschen Nachlaß betreffend.] Ms. fol. 49 (Sammelband, enthaltend Sachen von Küster, Knoch, Clostermeier.)

(**209**) Acta wegen Anstellung des Auditeurs bey fürstl: Militair-Gerichte. 1806 [—1828]. (Kammer Tit. 154. Nr. 6.)

(**210**) Zwei Verlagskontrakte, abgeschlossen zwischen Immermann und dem Buchhändler Schreiner. (Nachlaß Clostermeier Nr. 73.)
(**a**) Düsseldorf, 16. Januar 1835. (Ueber „Aschenbrödel.“)
(**b**) Düsseldorf, 21. Februar 1835. (Ueber „Hannibal.“)

(**211**) Prozeß der Witwe des Auditeurs Grabbe gegen die Redaktion des Lippischen Magazins, einen Artikel des Lippischen Magazins [= Nr. 100] betr. (Petrischer Nachlaß.)[12]

Die Verhandlungen zwischen den Parteien wurden nach damaligem Brauche schriftlich geführt, und so sind die Akten dieses Prozesses in mehreren Exemplaren vorhanden gewesen.[13] Eines davon ist erhalten geblieben, und zwar durch das Verdienst Moritz Petris, der sich im Jahre 1846 von dem Anwalt des „Magazins“, dem nachmaligen Bibliotheksdirektor Otto Preuß in Detmold, erbat, was dieser noch von seinen Manualakten besaß.[14] Nach Petris Tode ist es dann an das Landesarchiv gekommen.

Es ist nur ein Fragment. Das einst sehr stattliche Konvolut, das, aus der höchsten darin zitierten Nummer zu schließen, ehemals mindestens 67 Schriftstücke umfaßt hat, ist auf deren 26 zusammengeschmolzen, die jedoch ihrerseits wieder teilweise, infolge des

---

12. Zum Verständnis dieser Nummer sei hier nur folgendes gesagt: In Sp. 327 des Artikels war behauptet worden, daß Grabbe am 25. Juli 1836 vom Meyerschen Gasthofe nach seiner Wohnung in polizeilicher Begleitung geführt worden sei, weil die Gattin sich geweigert habe, ihn aufzunehmen. Wegen dieser Behauptung hatte Louise, vertreten durch den Kammersekretär Kestner, eine Beleidigungsklage gegen die Redaktion des „Magazins“ angestrengt, diese aber sich anheischig gemacht, den Beweis der Wahrheit zu erbringen.

13. Siehe Nr. 233 e u. f.

14. Dies ergibt sich aus dem, den Schluß der Akten bildenden Schreiben von Preuß an Petri vom 4. Dezember 1846.

Fehlens von Anfang oder Ende, nicht mehr vollständig, teilweise auch mit Textverlust beschädigt sind.

Dieses Aktenfragment bildet heute eine wertvolle, gleichwohl von der Forschung noch nicht erschlossene Quelle für die Beschreibung von Grabbes Leben, vornehmlich für deren letztes Kapitel.[15] Dies gilt weniger von den Schriften der Advokaten, in denen naturgemäß die Deutung der erwiesenen Daten den höchsten Grad der Subjektivität erreicht, in erhöhtem Maße dagegen von den beiden Zusammenstellungen der Zeugenaussagen (Rotuli), und dies im besonderen noch um des günstigen Umstandes willen, daß die Justizkanzlei, wie sie in ihrer Urteilsbegründung (S. [14]) sagt, „es im vorliegenden Falle mit der Zulassung der Beweis- und Gegenbeweis-Artikel überhaupt nicht streng genommen" hatte, „weil sich auf diese Weise vielleicht nähere Aufschlüsse, über die Gemüthsstimmung, welche damals zwischen dem Grabbeschen Ehepaar herrschte, erhalten ließen, und diese möglicherweise, wenigstens indirect, auf die Entscheidung der Streitfrage influiren konnten." Es dürfte kein allzu häufiger Fall sein, daß vier Jahre nach dem Tode eines deutschen Dichters Wirt und Marqueur des Gasthauses, in dem er zuvor mehrere Monate zugebracht hat, dazu noch Andere seines Bekanntenkreises über seine Lebensgewohnheiten u. dergl. eidlich vernommen werden, und deshalb würde es sich wohl gelohnt haben, diese denkwürdigen Protokolle in extenso abzudrucken.

Dagegen lohnt es sich nicht, alle die 26 Schriftstücke, aus denen die Akten heute bestehn, zu verzeichnen; noch weniger, von den zahlreich beiliegenden Quittungen Notiz zu nehmen.

Die wichtigen Schriftstücke des Konvoluts sind folgende:

(a) Beweisantretung der Redaktion des „Lippischen Magazins". Undatiert, jedoch mit dem Eingangsvermerk: „pr[aesentatum]. d. 28 Jan. 1840".
Anl. 1.: Beweisartikel und Namen der Zeugen, die darüber vernommen werden sollen.

15. Nieten hat um seine Existenz gewußt (siehe die Anmerkung zu Kap. XIII seiner Biographie, S. 445); benutzt hat aber auch er es nicht.

(b) Nachtrag zur Beweisantretung der Redaktion des „Lippischen Magazins." Undatiert, jedoch mit dem Vermerk: „Exped. d. 21 Febr. [1840[16].]"

(c) Gegenbeweisantretung der Klägerin vom [2. März 1840[17]].

Anl. A.: Abschrift eines Schreibens Grabbes an den Regierungsrat von Meien. Detmold, 24. Juli 1836. (= Nr. 13 der Polizeiakten[18].)

Anl. B.: Bescheinigung der Polizeikommission für Louise Grabbe vom 22. Dezember 1838. (= Nr. 10 der Polizeiakten.)

Anl. C.: Protokoll über die Vernehmung der Polizeidiener Blanke und Priester vom 5. Januar 1839. (= Nr. 15 der Polizeiakten.)

Außerdem gehörten zu den Anlagen der Gegenbeweisantretung, wie nicht aus dieser, sondern aus mehreren anderen Stellen der Akten geschlossen werden muß, Abschriften der beiden Briefe Grabbes an seine Gattin vom 24. Juli 1836 (= Nr. 7 der Polizeiakten; WW Nr. 304 u. 305), doch ist nicht ersichtlich, ob zu A oder B.

(d) Zusammenstellung der Aussagen der vier Beweiszeugen (Rotulus testium probatorialium).

(e) Fernere Gegenbeweisantretung der Klägerin. Undatiert, jedoch mit dem Vermerk: „pr. den 11. April 1840."

Anl. D.: Die Gegenbeweisartikel nebst der „Testium denominatio cum directorio."

Anl. E.: Abschrift eines Schreibens des Kanzleirats Petri an Grabbe. Detmold, 5. Mai 1836.

(f) Erklärung der Redaktion des „Lippischen Magazins" an die Justizkanzlei. Undatiert, jedoch mit dem Vermerk: „Mund[atum].[19] am 13. Juni 40."

(g) Zusammenstellung der Aussagen der sieben Gegenbeweiszeugen (Rotulus testium reprobatorialium).

---

16. Die Ecke ist beschädigt.
17. Das Datum ergibt sich aus Nr. i, S. [17].
18. Ueber diese siehe S. 80 ff.
19. Ins reine geschrieben.

(h) Deduktion der Redaktion des „Lippischen Magazins". Das Schriftstück, dessen Schluß fehlt, trägt kein Datum, jedoch den Vermerk: „Mund. am 23. Aug. [1840.]"

(i) Gegenschrift der Klägerin. Das Schriftstück, dessen Anfang fehlt, trägt kein Datum, jedoch den Vermerk: „Ins[inuatum].[20] am 24ten Dez. 1840."

(j) Das Urteil der Lippischen Justizkanzlei in Detmold vom 18. Februar 1841.

(k) Querela nullitatis[21] von seiten der Klägerin vom 22. Mai 1841.

(l) Antwort der Redaktion des „Lippischen Magazins" auf den Bescheid der Justizkanzlei vom 27. Mai 1841. Undatiert, jedoch mit dem Vermerk: „Mund. am 8. Jul. [1841.]"

Die Polizeiakten. Als Einleitung zu dem Prozeß haben Verhandlungen vor der Polizeikommission in Detmold (deren Chef der Regierungsrat von Meien war) stattgefunden, veranlaßt dadurch, daß Louise Grabbe sich von ihr eine Bescheinigung darüber erbat, daß sie zur Wiederaufnahme ihres Gatten nicht gezwungen worden sei, ein Zeugnis, welches sie für die von dem Kriminalgerichtssekretär Althof ihr angeratene öffentliche Gegenerklärung gegen den Artikel des „Lippischen Magazins" zu verwenden gedachte. Diese Polizeiakten würden eine willkommene Ergänzung zu den Prozeßakten liefern, wenn sie nicht, gleich allen andern der Polizeikommission, vernichtet worden wären.[22] Doch lassen sie sich aus diesen, allerdings nur zum kleinsten Teile, rekonstruieren.

Nach einem Protokoll vom 25. März 1840 (Nr. 16 der Akten) erkennt der Kammersekretär Kestner folgende bei den Akten der Polizeikommission befindliche Schriftstücke als von seiner Mandantin geschrieben an:

1) Ein Schreiben an den Regierungsrat von Meien vom 9. Oktober 1838.

2) Ein Gesuch an die Polizeikommission vom nämlichen Tage.

3) Ein Schreiben an den Ersteren vom 29. November 1838.

---

20. Zugestellt.
21. Nichtigkeitsbeschwerde.
22. Auskünfte des Landesarchivs und des Amtsgerichts in Detmold.

4) Ein Gesuch an die Polizeikommission vom 19. Dezember 1838.

5) Die Kopie zweier Schreiben Grabbes an seine Gattin vom 24. Juli 1836. (Nr. 7 der Polizeiakten.)

6) Eine Eingabe an die Polizeikommission vom 24. Dezember 1838.

7) Ein Schreiben an den Regierungsrat von Meien vom 2. Januar 1839.

8) Ein Gesuch an die Polizeikommission vom 16. Januar 1839.

Die Deduktionsschrift der Redaktion, die sich stark auf die hier angeführten Schriftstücke stützt, ergibt folgende, daraus entnommene Angaben Louisens:

1) Als Grabbe das erste Mal, am 23. Juli, in Begleitung eines Schlossergesellen im Hause seiner Gattin erscheint, zieht diese sich, „wie sie gesteht, ‚in grenzenloser Bestürzung' in ihr Zimmer zurück, wo sie vor ihrem Manne sich verriegelt. Selbst nachdem sie mit eigenen Ohren gehört, daß der verst. Grabbe im Nebenzimmer dem Policeydiener Priester auf dessen frage, was er hier beabsichtige, antwortet: ‚ich will zu meiner Frau; die ist hier in der Kammer', kommt sie aus ihrem Verstecke nicht hervor, zieht sich vielmehr durch eine Hinterthür vor dem Anblicke ihres Gatten ... zurück ...". (S. [2/3].)

2) „Bei seinem ohnedieß krankhaften Gesundheitszustande durch solche Vorgänge doppelt aufgeregt, sinkt er [Grabbe] erschöpft auf ein Sofa u verfällt eine Zeitlang in einen völlig bewußtlosen Zustand, den Productinn[23] einen ruhigen Schlaf nennt." (S. [3].)

3) Als Erwiderung auf Grabbes erstes Schreiben vom 24. Juli 1836 (Nr. 304) sendet Louise, „wie sie angiebt ‚bestürzt u geängstigt' ..... ein versiegeltes Blatt mit der lakonischen Antwort zurück: ich stehe unter dem Schutze der Obrigkeit!" (S. [4].)

4) Darauf schickt Grabbe seiner Gattin ein zweites Schreiben (Nr. 305), in dessen Postskriptum er besonders bemerkt, daß der Ueberbringer [Wilhelm Blinde, Marqueur im Gasthaus „Zur Stadt Frankfurt" in Detmold] Befehl habe, es ihr vor die Füße zu legen,

23. Der (die) Produkt(in): Gegner des Produzenten, d. i. der im Produktionstermin die Beweismittel Produzierende (Vorführende).

wenn sie es nicht annehme. Da Louise sich in der Tat weigert, den Brief aus den Händen des Kellners in Empfang zu nehmen, so sieht sich dieser gezwungen, den Befehl Grabbes zu vollziehn. (S. [4].)

Fernerhin lassen sich einige Angaben machen über den Inhalt folgender Nummern der Polizeiakten:

Nr. 10: Bescheinigung der Polizeikommission vom 22. Dezember 1838. Diese lautete: „Auf Verlangen der Frau Auditeurin Grabbe wird bescheinigt, daß von Polizei wegen die Einführung des weil: Auditeurs Grabbe in die Wohnung seiner Ehefrau nicht verfügt sey u. s. w." (Nr. i, S. [4].)

Nr. 12: Die „freylich nicht eydliche, aber officielle, und daher glaubhafte, Angabe des Chefs der hiesigen Policeycommission, Regierungsraths von Meien, in seinem P[ro]. M[emoria]. vom 25sten December 1838 ....., daß die Productin in den Tagen vom 23sten bis 25sten Jul. 1836 bey ihm habe anfragen lassen: o b s i e **r e c h t l i c h** v e r p f l i c h t e t s e y , i h r e n M a n n w i e d e r b e y s i c h a u f z u n e h m e n ? und daß er dies selbstredend mit J a ! beantwortet habe." (Nr. j, S. [10].)

Nr. 13: Während die beiden S. 81 unter Nr. 5 genannten Schreiben Grabbes vom 24. Juli 1836 erhalten geblieben sind, da sie nur in Abschrift zu den Akten genommen waren, ist ein drittes an den Regierungsrat von Meien vom gleichen Tage,[24] das sich im Original dabei befunden hat, mit ihnen so gut wie sicher vernichtet worden. Zwei Stellen daraus sind aber bekannt, da sie in den Prozeßakten mehrfach zitiert werden.

Nr. 15: Protokoll über die Vernehmung der Polizeidiener Blanke und Priester vom 5. Januar 1839.

Blanke ist von Louise Grabbe am 23. Juli 1836, als ihr Gatte in Begleitung eines Schlossergesellen in ihr Haus gekommen war, durch die Magd herbeigerufen worden. Bei seinem Erscheinen, so hat er ausgesagt, habe Louise sich ihm in die Arme geworfen, „ihn bittend, er möge bei ihr bleiben, was dieser jedoch ..... mit der Bemerkung ablehnt, daß er bei der Ruhe des Auditeurs nicht einsehe,

24. Das Datum ist genannt im rotulus testium reprobatorialium, Artikel 15.

wozu seine fernere Anwesenheit nützen solle." (Nr. h, S. [3].)
Ferner heißt es darüber in der querela nullitatis: „Zudem beweisst schon die Mitnahme des Schlossers, daß eine Gewaltthat beabsichtigt wurde, so wie das selbst vom Polizeidiener Blanke ad protocol: vom 5t Jan: 1839. angegebene Factum, daß ihn das Mädchen der Querulantin mitzugehen gebeten habe, weil der Hr. Auditeur mit einem Schlossergesellen gekommen und alle Schlösser aufzubrechen im Begriff stehe, zu dem Glauben berechtigt, daß damit schon angefangen war.

Wenn jener (Blanke) das geschehene Einschlagen der Stubenthür, welche er doch zertrümmert daliegend gesehen haben muß, mit Stillschweigen übergeht, auch durch keine Frage zur weiteren Angabe des Wahrgenommenen veranlaßt worden ist, so erscheint dieses zwar auffallend, ist aber keineswegs als ein Beweis des Gegentheils anzusehen." (S. [20/1].)
Priester hat folgendes ausgesagt: Grabbe habe, bevor er am 23. Juli aus seinem Hause in den Meyerschen Gasthof zurückkehrte, ihm bedeutet, daß er ihn dort für seinen Einzug abholen und in sein Haus führen solle. Er habe dagegen anfangs eingewendet, daß er das wohl nicht tun dürfe, doch habe Grabbe auf seinem Vorhaben bestanden. Nachdem der Regierungsrat von Meien „dem Priester auf dessen Anfrage erklärt hat, daß er bei dem, was der Hr. Auditeur wünsche, Nichts zu erinnern finde, begibt sich der p Priester zum verst. Grabbe, um demselben dieß zu hinterbringen". (Nr. h, S. [3/4].)
Priesters weitere Angabe darüber, wie Grabbe in seiner Begleitung am 25. Juli seinen Einzug in das Haus seiner Gattin gehalten habe, ist gleichfalls protokolliert gewesen, jedoch nicht wiederherzustellen. Zitiert ist in den Prozeßakten lediglich eine Aeußerung Priesters zu seinem Kollegen Blanke, der darüber folgendes zu Protokoll gegeben hat „Von der Zeit an habe er, Comparent,[25] von dieser Angelegenheit nichts gehört, als daß ihm der Polizeipedell Priester erzählt (er wisse nicht, ob am anderen oder dritten Tage nachher) er habe den Auditeur Grabbe aus Meiers Hause nach der Frau Auditeuren [!] gebracht, wo **er** gut aufgenommen,

25. Der vor Gericht Erschienene.

i h m a u c h nachdem er in Meiers Hause einen Stutzer Wein erhalten, 24 Pf. für seine Bemühung bezahlt seyen." (Nr. k, S. [15].)[26]

2. Urkundliche Register.

(**212**) Taufbuch der Gemeinde Detmold. Jg. 1661.
Die in betracht kommende Eintragung lautet:
„Den 8. Mertz hatt Tonnieß Grüttemeyer unndt seine Haußfrauwen ein junges Söhnlein tauffen lassen.
Gevattern seindt geweßen:

1. Frietz Meyer zu Holtzhaußen
2. deß Ziegelmeisters Tochter
3. Grotte auß Horrn."[2]

(**213**) Todtenbuch vom Kirchspiel Dethmold. Jg. 1661.
Die in betracht kommende Eintragung lautet:
„Im Martio
den 15. Töns Grutemeyers von Hitzen [= Hiddesen] zu Heidenoldendorff begraben."

(**214**) Confirmations-Register der Gemeinde Detmold.
Die in betracht kommende Eintragung lautet:
„Anno 1679 den 13. Aprilis seind nachfolgende Kindere confirmieret worden, umb an dem Tische des Herren zu erscheinen.

Knaben vom Lande.

---

26. Wenn Kestner, Louisens Anwalt, in dem Bemühn, deren Weigerung zur Wiederaufnahme Grabbes so unwahrscheinlich wie möglich zu machen, zu dieser Stelle bemerkt: „Ist es auch nicht ganz deutlich, ob sich das: w o **e r** g u t aufgenommen, auf den p. Grabbe oder seinen Begleiter hat beziehen sollen," so ist dazu zu sagen, daß es sich selbstverständlich einzig und allein auf Grabbes Begleiter, den Pedellen Priester, beziehn kann. Denn die Gerichtsschreiber der Detmolder Justizkanzlei waren, wie diese Akten beweisen, mit größter Peinlichkeit darauf bedacht, in dieser Hinsicht vollkommene Eindeutigkeit walten zu lassen, so daß sich bei der Beziehung der Worte auf die in frage stehenden Personen niemals ein Zweifel ergeben kann. Gleiche Genauigkeit wird man bei dem Protokollanten der Polizeikommission annehmen dürfen.

1. Der jeweilige Aufbewahrungsort der in diesem Teile aufgeführten Quellen ergibt sich leicht aus ihrer Art. Zumeist ist es gleichfalls das Lippische Landesarchiv in Detmold.

2. Die Nummern 212/14, 217/9 und 222/24 beruhen auf beglaubigten Abschriften des Herrn Geh. Archivrats Dr. Kiewning in Detmold.

.....
Hiddesen
Ernst Frerick Grütemeyer ..... 18 Jahre alt."

(215) Saalbücher der Vogtei Detmold 1617—1682.
Dort findet sich S. 587 folgender Schatzungsanschlag:

	Gut Landt		Mittel		Schlimm Landt		Wiese-wachs	Thut in Summa zur Heuer[3]		
	sch[4]	m[5]	—	—	—	—	fud[er]	thlr.	gr.	pf.
19 Grüthemeyers Ernsts Hauß zu	—	—	—	—	—	—	—	1	18	—
der Garte und Zuschlag[6] —	—	—	—	—	—	—	—	1	18	—

(216) Gohgerichts-Register der Vogtei Detmold 1680—1690.
In betracht kommen folgende Eintragungen:

(a) Aus dem Zeitraum „Mich. 1685 biß Oistern 1686" unter „Hiddessen. Weinkauff[7].": „1) Grüthemeyers halbspenners Hoff[8] muß endtlichen beweinkauffet werden weilen es nun vber funff jahr hingestanden. [Am Rande:] 3 Thlr."

(b) Aus dem Zeitraum Michaelis 1686 bis Ostern 1687 unter Hiddesen als Nr. 4: „Ernst Friederich Grüthemeyer mit einem

---

3. Niederdeutsche Bezeichnung für Miete, Pacht, Zins.
4. Scheffel.
5. Metze.
6. Ein Stück Land, das aus der gemeinen Weide zugeschlagen und eingehegt ist.
7. Weinkauf (eigentlich Winnkauf, von winnen oder gewinnen): die Abgabe, welche der Kolone beim Antritt der Erbleihe an die Gutsherrschaft zu entrichten hatte, um damit von neuem sein Abhängigkeitsverhältnis anzuerkennen.
8. Halbspänner oder Halbmeier hieß derjenige Grundbesitzer, der durchschnittlich nur einen halb so großen Hof besaß wie der an erster Stelle stehende Vollmeier oder Vollspänner und seinen Spanndienst mit einem anderen Hofbesitzer gemeinschaftlich leistete, während der Vollmeier diesen Dienst mit einem vollen Gespann oder vier Pferden leisten mußte.

Metgen auß dem Sterrnbergischen in Vnpflicht gelebet. p
[Urteil, am Rande:] 10 Thlr.
ad p[ias]. c[ausas]. ille 1 Thlr.
illa 2 Thlr."

(**217**) Ehebuch der Pfarre Dettmoldt. Jg. 1689.
Die in betracht kommende Eintragung lautet:
„December.

den 23 hujus ist Ernst Friderich Grütemeyer von Hitzen mitt Anna Hedewich Brinkmanns von Heydenoldendorff, nachdem sie sich vor einigen Jahren schon fleischlich vermischet, auff gnädigen Consens Illustrissimi absque consueta proclamatione in meiner Behaußung copuliret worden."

(**218**) Taufbuch der Gemeinde Detmold. Jg. 1693.
Die in betracht kommende Eintragung lautet:
„September.
den 10. dito.
Vater: Ernst Friderich Grütemeyer zu Hitzen.
Kind: Johann Berend.
Gevattern: 1. der Watermeyer zu Heyligenkirchen
2. Otto bürtig[?][9] von Kohlstette
3. Hans Gaußmann zu Hitzen
4. Haver-Johann Berend von Schmedissen."

(**219**) Ehebuch des Kirchspiels Detmold. Jg. 1729.
Die in betracht kommende Eintragung lautet:
„Nr. 53
den 18. December ist copuliret Johann Bernd Grutemeyer mit Catharina Agneten Knesen."

(**220**) Taufbuch der Gemeinde Detmold. Jg. 1735.
Die in betracht kommende Eintragung lautet:
„Nr. 161
den 27. November
Vater: Johann Berend Grütemeyer zu Hiddesen

---

9. Da dies kein lippischer Familienname, auch ein Träger dieses Namens für die fragliche Zeit in Kohlstädt nicht zu ermitteln war, so handelt es sich vermutlich um einen Hörfehler für „gebürtig".

Kind: Johann Christoph
Gevatter: Adam Kayser Holtzknecht daselbst."

(**221**) Trauregister der Münsterkirchgemeinde zu Herford. 1677—1800.
Die in betracht kommende Eintragung lautet:
„1745. Dom: 19 p. Trin.
Joh: Frider: Grabbe und An: Mar: Elisab: Meyers."

(**222**) Ehebuch des Kirchspiels Detmold. Jg. 1759.
Die in betracht kommende Eintragung lautet:
„Nr. 44
den 26ten December Johan Christoph Grütemeyer aus Hiddesen
mit
Cunigunda Friderica Huncken daselbst
copuliret worden."

(**223**) Taufregister der Gemeinde Detmold. Jg. 1765.
Die in betracht kommende Eintragung lautet:
„Nr. 133
10. November.
Wohnort: Hiddesen
Vater: Grütemeier, Christoph
Kind: Amalia Cathrina Dorothea
Gevattern: Amalia Anna Catharina Dreymann das.
Anna Maria Elisab. Grütemeyer
Dorothea Welster das.
Cathrine Ilsab. Drave v. Berlebeck.
[von anderer Hand zugefügt: † 2 Oct. 1850 in Bösingfeld.]

(**224**) Totenregister der Gemeinde Detmold. Jg. 1792.
Die in betracht kommende Eintragung lautet:
„Nr. 18
gestorben den 20. Februar
begraben den 23. Februar
Namen: Christoph Grütemeyer, Einlieger[10] zu Hiddesen
Alter: 57 Jahre
Krankheit: Brustkrankheit."

10. Ländlicher, grundbesitzloser Arbeiter, der zur Miete wohnt.

(**225**) Bürgermatrikel der alten Hansestadt Lemgo.
Die in betracht kommende Eintragung lautet:
„Den 22. Merz 1793.

Adolph Henrich Grabbe aus Strüe bei Ahmsen im Amte Schötmar gebürtig, ein Sohn des Friedrich Grabben daselbst, hat das Einkömlingsrecht dieser Stadt für sich und seine Braut Dorothee Grütemeiers aus Hitzen bei Detmold, des weil. Herrschaftlichen Eigenbehörigen[11] Christoph Grütemeiers Tochter, nach deshalb producirten Freischein überhaupt für 10 rthl. erhalten und hierauf den gewöhnlichen Bürgereid abgestattet."[12]

(**226**) Das Kirchenbuch von St. Nicolai in Lemgo.
Die in betracht kommende Traueintragung lautet:
„1793 April 21.
Der Tagelöhner Adolph Henrich Grabbe, gebürtig aus Ahmsen und Jgfr. Dorothea Grütemeyers, gebürtig aus dem Amt Detmold aus Hitzen. Aufgeboten am Sonntag Palm., 2. Ostert. und Quasimodogeniti. Getraut von Herrn Pastor Clemen."[13]

(**227**) Sterberegister der Münsterkirchgemeinde zu Herford.
Die in betracht kommende Eintragung lautet:
„Der Witwer Friedrich Grabbe, zu Strühen gest. am 4. Okt. 1793 an Gicht im Alter von 76½ J."[14]

---

11. Leibeignen.

12. Von dieser Eintragung hat Herr Prof. Dr. Schacht, Stadtarchivar von Lemgo, dem Verfasser eine Abschrift übermittelt.

13. Diese Eintragung ist von Herrn Prof. Dr. Schacht in Lemgo aufgefunden und dem Verfasser in Abschrift mitgeteilt worden. — Wilhelm Oesterhaus gibt in seinem Jubiläumsaufsatz über Grabbe (Nr. 143, S. 10) an, daß „Adolf Grabbe aus Ahmsen 1792 vom Pfarrer zu St. Marien in Lemgo mit Friederike Dorothea Grüttemeier aus Hiddesen getraut" worden sei. Dieses erweist sich nunmehr als falsch.

14. Diese Mitteilung ist Herrn Pfarrer Wöhrmann in Herford dank den Bemühungen des Herrn Gemeindehelfers Lichte möglich gewesen. — In den dem Verfasser übermittelten Registerauszügen erscheinen noch eine Reihe anderer, in der Strüh wohnender Persönlichkeiten mit Namen Grabbe, woraus sich vor allem für die Familie eines Johann Henrich Grabbe ein erschütterndes Bild sozialen Elends ergibt. Denn dieser verlor während der Jahre 1793/96 drei kleine Kinder und schließlich auch deren Mutter an Schwindsucht, Brustfieber oder der Brustkrankheit. Hier kommt jedoch nur noch ein Auszug aus dem Trauregister in betracht, weil es sich dabei fraglos um einen Oheim des

(**228**) Jahresregister der Kontributionseinnahmen der Stadt Lemgo. Aus ihm ergibt sich, daß Adolph Grabbe bis zum Jahre 1799 in der Tröger-Bauerschaft (6. Stadtbezirk) Nr. 74 im Hause des Bürgers Aug. Blankenburg mit noch einer Familie als Mieter gewohnt hat.[15]

(**229**) Verzeichnis der Geborenen (Getauften) der reformierten Stadtgemeinde Detmold. Jg. 1801.
Die in betracht kommende Eintragung lautet:
„Nr. 166.
Geburtsort: Detmold
Tag der Geburt: 11. (elfter) Dezember 1801 (tausendachthunderteins)
Tag der Taufe: 26. Dezember 1801
Namen des Kindes: Dietrich Christian
Namen der Eltern: G r a b b e, Adolph, aus dem Ströh bei Ahmsen (Amt Schöttmar), jetzt Zuchtmeister alhier, und Friederike Dorothea Grütemeiers aus Hiddesen.
Taufzeugen: Sohn des Herrn Kaufmanns Conrad Koch, Christian."[16]

(**230**) Matrikelbuch der Universität Leipzig.
Darnach ist Grabbe während des Tittmannschen Rektorats, und zwar unter Nr. 48, am 5. Mai 1820 inskribiert.

(**231**) Matrikelbuch der Universität Berlin.
Darnach ist Grabbe während des Wilkenschen Rektorats, und zwar unter Nr. 489, am 29. April 1822 inskribiert. Die mit Ausnahme der letzten Spalte eigenhändige Eintragung lautet:
„Vor- und Zuname: Christian Dietrich Grabbe
Geburtsort oder Vaterland: Detmold
Studium: Jura
Stand der Eltern: Leihbanksverwalter
Von welcher Universität sie gekommen: Leipzig

Dichters handelt. Er lautet: „Der Johann Bernhard Grabbe des verstorb. Friedrich Grabbe ehel. Sohn, mit Amalie Wilhelmine Limbergs des verst. Johann Heinrich Limbergs hinterl. ehel. Tochter, sind getraut am 21. April 1794. Er 40 J. sie 27 J. alt. Wohnung in Struehen."

15. Diese Angabe verdankt der Verfasser Herrn Prof. Dr. Schacht in Lemgo, der ihm überdies mitteilte, daß Adolph Grabbe im Kataster von Lemgo als Hausbesitzer n i c h t eingetragen ist.

16. Nach einem durch Herrn Pastor Werdelmann in Detmold beglaubigten Auszug.

Abgang: rite abg. d. 23/1 1824."[17]

(**232**) Verzeichnis der Gestorbenen der reformierten Stadtgemeinde Detmold.

Die in betracht kommenden Eintragungen lauten:

(**a**) Jg. 1832, Nr. 175.
„G r a b b e, Adolf, Zuchtmeister, hierselbst.
gestorben am 15. Dezember 1832
bestattet am 19. Dezember 1832
Alter: 68 Jahre.[18]
Krankheit: Wassersucht."

(**b**) Jg. 1836, Nr. 139.
„G r a b b e, Dietrich Christian, gewesener Auditeur, hierselbst.
gestorben am 12. September 1836
bestattet am 16. September 1836
Alter: 35 Jahre 9 Monate.
Krankheit: Auszehrung."

(**c**) Jg. 1850, Nr. 66.
„Amalia Catharine Dorothee G r a b b e geb. Grüttemeier aus Hiddesen, Witwe seit 15. Dez. 1832 des Zuchtmeisters (Heinrich) Adolf Grabbe hierselbst (angeblich copuliert vor 54 Jahren, aber nicht zu finden),[19] starb in Bösingfeld am 2. Oktober 1850, wurde bestattet zu Detmold am 5. Oktober 1850. Todesursache: Altersschwäche. Geburtstag: 10. November 1765."[20]

---

17. Ein (nicht eigenhändiges) Duplikat dieser Eintragung ist dem Verfasser des bei Nr. 156 d angeführten Aufsatzes „Christian Dietrich Grabbe als Berliner Student" bekannt gewesen.

18. Für die Kenntnis des Datums von Adolph Henrich Grabbes Geburt sind wir auf die (in Nr. 143, S. 79, Anm. mitgeteilte) Inschrift des Grabsteins in Detmold angewiesen; darnach war es der 6. März 1762. Eine Kontrolle ist nicht möglich, da ein Eintrag über Geburt oder Taufe in ein urkundliches Register bisher nicht bekannt geworden ist. Die Unstimmigkeit zwischen den Angaben des Grabsteins und des Sterberegisters muß also fürs erste auf sich beruhen.

19. Siehe Nr. 226.

20. Nach Auszügen, die Herr Pastor Werdelmann in Detmold teils beglaubigt, teils angefertigt hat.

(**233**) Repertorium zu den Akten der Detmolder Justizkanzlei. In betracht kommen folgende Eintragungen:

(**a**) Buchstabe G, Nr. 119. „Sophie G r ö n e aus Blomberg bei Kfm Lender in Horn contra Auditeur Grabbe pcto Schadensersatz betreffend."[21]

(**b**) Ebenda Nr. 120. „Auditeur G r a b b e uxoris nomine, contra Col[on] Möller in Billinghausen pcto debiti 1833."

(**c**) Buchstabe K, Nr. 364. „F. Secr. Kestner contra Aud. Grabbe pto. injur. 1833."
Vgl. Nr. 206.

(**d**) Buchstabe W, Nr. 222. „Wilh. Wallbaum contra Ehefrau p Grabbe pto. injur. 1833."

(**e**) Buchstabe S, Nr. 451. „Schuhmachermeister S c h i e r h o l z hies. contra Auditeur Grabbe pcto debiti. 1834."

(**f**) Ebenda Nr. 452. „exMüller Starke hies. contra Auditeur Grabbe. Rechnungsablage betreffend 1834."

(**g**) Buchstabe G, Nr. 181. „Wwe Auditeurs Grabbe hies. contra Redaction des Lipp. Magazins, wegen eines Artikels im Lipp. Magazin, 1839 u. f. J."
Vgl. Nr. 211.

(**h**) Ebenda Nr. 182. „Dieselbe contra Pastor Stockmeyer in Meinberg, pcto. injur., 1846 u. f. J."[22]

---

21. Die Jahreszahl von Nr. 118 ist 1832.

22. Im Repertorium der Akten des Hofgerichts in Detmold sind unter G folgende Sachen eingetragen:

Nr. 63. Grabbe ·/. Grabbe 1829

Nr. 64. Grabbe ·/. Magistrat in Lemgo, 1829

Nr. 77. Grabbe ·/. Peter 1834.

Nr. 78. Grabbe ·/. Meier Jürgen 1835.

Nr. 109. Grabbe ·/. Prüssner 1840

Nr. 133. Leibz[üchter]. G r a b b e zu Bentrup ·/. Col. G r a b b e das., pcto donat. 1845.

Ob Grabbe an einer der zu seinen Lebzeiten verhandelten Sachen beteiligt gewesen ist, läßt sich nicht entscheiden.

3. Handbücher und Verschiedenes.

(**234**) Heft von acht Druckseiten, datiert vom 26. Mai 1816, mit Grabbes Konfirmationsspruch.
Abdruck des Spruches: Nr. 127, S. 22.[1]

(**235**) Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des Gymnasiums und der Bürgerschule zu Detmold, nebst einer neuen Schulordnung. Zum Drucke besorgt von C[hristian]. F[erdinand]. F a l k m a n n, . . Lemgo, mit Meyerschen Schriften. 1819. [1. Teil,] S. 39/40.

Dort werden die Schüler der Prima in folgender Reihenfolge aufgeführt:

Franz K r o h n, aus Detmold.
Moriz P e t r i, ebendaher.
Ernst A l t h o f, ebend.
Christian G r a b b e, ebend.
Friedrich M e i s t e r, ebend.
Leopold von C ö l l n, ebend.
Friedrich B e h r e n d t, aus Diersfordt im Clevischen.
Wilhelm S t e i n, aus Detmold.
[S. 40.] Wilhelm S c h e i d t, aus Kettwig.
Richard M o l i n e u s, aus Barmen.
Friedrich R o s e n, aus Detmold.

(**236**) [Carl Ferdinand F i e d l e r,] Almanach der Universität Leipzig auf das Jahr 1823. Leipzig. In Ernst Klein's literarischem Comptoir. 1823. S. 222.[2]

(**237**) Ausleihjournal der im Jahre 1824 gegründeten Lippischen Landesbibliothek in Detmold.

Bd. 1: Controle über die von der Bibliothek verliehenen Werke. [3. Januar 1824 bis Dezember 1829.]

---

1. Ebstein verdankt seine Mitteilungen Herrn Wilhelm Oesterhaus in Detmold, der dazu bemerkt hat, daß das Heftchen im Nachlasse des Herrn Th. Bruno gefunden und der Fürstlichen Bibliothek in Detmold übergeben worden sei. (Vgl. a. a. O. S. 21.) Da es aber dort jetzt nicht zu ermitteln war, so sieht sich der Verfasser außerstande, jene Angaben nachzuprüfen und genauer zu fassen.

2. Der Verfasser verdankt den Hinweis auf diesen Almanach dem verstorbenen Prof. Dr. Karl Siegen in Leipzig.

Bd. 2: Verzeichniß der von der öffentlichen Bibliothek verliehenen Bücher vom 1sten Jan. 1830 an [bis Dezember 1833].

Bd. 3: Verzeichniß der von der öffentlichen Bibliothek verliehenen Bücher vom 1sten Jan. 1834 an [bis Mai 1839].[3]

(**238**) Bekanntmachungen in den Fürstlich Lippischen Intelligenzblättern. (Von 1843 an lautet der Name: Fürstlich Lippisches Regierungs- und Anzeige-Blatt.) (Lemgo, gedruckt mit Meyerschen Schriften.)
Die wichtigsten der Bekanntmachungen sind abgedruckt bei Ploch S. 193/7. Nachzutragen ist, daß in der Nr. 29 des Fürstlich Lippischen Regierungs- und Anzeige-Blattes vom 19. Juli 1851, S. 451/2, eine Bekanntmachung steht, wonach sich unter den eventuellen Regreßansprüchen, die an die Nachlassenschaft des im Dezember 1833 verstorbenen Amtsrats Bornemann, über die der Konkurs ausgebrochen war, angemeldet worden waren, unter Nr. 1 auch die „von dem wailand Auditeur Grabbe hieselbst" befanden.

(**239**) Friedrich Wilhelm von C o e l l n, Historisch-geographisches Handbuch des Fürstenthums Lippe. Leipzig, in Commission bei Wilhelm Engelmann. 1829. S. 253. 254. 257.
Abdruck der Grabbe betreffenden Stellen: Ploch S. 197.[4]

(**240**) Die Grabbe-Clostermeiersche Hochzeitskarte. (Ein Exemplar in der Sammlung des Verfassers.)
Sie hat folgenden Wortlaut:

Den verehrten Gönnern und Freunden zeigen wir unsere eheliche Verbindung gehorsamst an.

Detmold, den 6ten März 1833.

Grabbe.
Louise Clostermeier.[5]

---

3. Die Grabbeschen Bücherverzeichnisse, die der Hauptmann von Donop in Detmold Oscar Blumenthal mitgeteilt hat und von diesem in seinen „Nachträgen zur Kenntnis Grabbes" (Berlin, Grote. 1875. S. 17) verwertet werden, sind ohne Frage aus dieser Quelle gezogen.

4. Ploch erwähnt nicht, daß S. 254 als Mitglied der „Zuchthaus-Commission, nebst Leihbank und Lombard" — übrigens fälschlicherweise — der „Zuchthausverwalter G r a b b e" genannt ist.

5. Der Verfasser besitzt ein undatiertes Schreiben von Louise Grabbe an die Meyersche Hofbuchhandlung in Lemgo, in dem sie den Text der Anzeige mitteilt und bittet, die mitgesandten 75 Karten damit zu bedrucken.

Zweiter Hauptteil.

Kritik der biographischen Quellen.

Einleitung.

Mit der denkwürdigen, durch Albert Steinrück angeregten Aufführung des „Hannibal", die am 20. Dezember 1918 am Nationaltheater in München stattfand, begann für die deutschen Bühnen eine Periode des gesteigerten Interesses an dem Werke Grabbes. Wenn dieses Interesse jetzt auch wieder nachläßt, so hat es doch ohne Frage einen erheblichen Anteil daran, daß zur gleichen Zeit auch die deutsche Forschung in erhöhtem Maße sich der Persönlichkeit des Dichters zuwandte, und von 1920 an mehr als ein Dutzend Dissertationen hervorbrachte, die freilich mit wenigen Ausnahmen ungedruckt geblieben sind. Daß der angenommene Zusammenhang zwischen dem Vorgehen der Dramaturgen und Regisseure auf der einen, der Dozenten und Doktoranden auf der andern Seite in der Tat besteht, ergibt sich schon daraus, daß nicht weniger als sechs der Arbeiten die Beziehungen zwischen Grabbe und der Bühne zum Gegenstande haben. Vier behandeln das Thema mit allgemeiner Fragestellung: über „Grabbe und die Bühne" schrieben Theodor Dotzenrath[1] und Walter Keller,[2] „Grabbes Stellung zur Bühne" untersuchte Walter Kordt,[3] Harald Güthe endlich seine „Bedeutung für das Theater der Gegenwart".[4] Die

1. Dissertation der Philosophischen Fakultät Münster i. W. 1920. — Auszug: Jahrbuch der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät Münster. 1920. S. 34/7.

2. Dissertation der Philosophischen Fakultät Würzburg. 1926. Maschinenschrift. 190 S. in 4°.

3. (Mit einem Anhang: Aufführungstabellen der Dramen Grabbes.) Dissertation der Philosophischen Fakultät Köln. 1923. Maschinenschrift. V, 107 S. in 4°.

4. Dissertation der Philosophischen Fakultät Rostock. 1923. Maschinenschrift. 155 S. in 4°. — Auszug: [Rostock, Winterberg. 1923.] 1 Bl. in 8°.

andern beschränken es auf eine Tragödie: Hans Preß auf „Don Juan und Faust“,[5] Karl Martin Schiller auf den „Napoleon“.[6] Eine zweite Reihe von Dissertationen gilt einzelnen Werken oder Werkgruppen. Es arbeiteten: Paul Prüßmann vornehmlich über den „Herzog Theodor von Gothland“,[7] Paul Adams über „Grabbes Weltbild“ in diesem Werke,[8] Heinrich Riedel über „Grabbe als Komiker unter besonderer Berücksichtigung von ‚Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung‘“,[9] Fritz Metz über das gleiche Lustspiel,[10] Heinrich Allekotte über die Römertragödien („Marius und Sulla“, „Hannibal“),[11] Hellmuth Becker über „Napoleon“,[12] Arno Kupferschmidt über „Grabbes Hannibaldrama“.[13] „Grabbes Hohenstaufen-Zyklus und seine Quellen“ wurde von Walther

---

5. Christian Dietrich Grabbes Tragödie „Don Juan und Faust“ auf der Bühne. Dissertation der Philosophischen Fakultät München. 1921. Maschinenschrift. VII, 118 S. in 4°.

6. Grabbes Napoleon und die Bühne. Dissertation der Philosophischen Fakultät Leipzig. 1922. Handschrift. 254 S. in 4°. — Auszug: Jahrbuch der Philosophischen Fakultät Leipzig. 1923. 1. S. 38/9.

7. Studie über Chr. Dietr. Grabbes „Herzog Theodor von Gothland. Zu Chr. D. Grabbes „Kaiser Friedrich Barbarossa“ und „Kaiser Heinrich VI.“ Dissertation der Philosophischen Fakultät Marburg. 1921. Maschinenschrift. 87 S. in 4°. — Auszug: Jahrbuch der philosophischen Fakultät Marburg. 1922—1923. I. 1924. S. 41/4.

8. Das Weltbild in Grabbes „Herzog Theodor von Gothland“: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. Zweiter Band. Freiburg im Breisgau 1927. Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung. S. 103/35.

9. Dissertation der Philosophischen Fakultät Leipzig. 1920. Handschrift. 294 S. in 4°. — Auszug: Jahrbuch der Philosophischen Fakultät Leipzig. 1920. 2. S. 159/61.

10. Grabbes Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“. Dissertation der Philosophischen Fakultät Marburg. 1924. Maschinenschrift. III, 98 S. in 4°. — Auszug: Jahrbuch der philosophischen Fakultät Marburg. 1923—1924. 1926. S. 203.

11. Chr. D. Grabbes Römertragödie. Dissertation der Philosophischen Fakultät Münster i. W. 1920. — Auszug: Jahrbuch der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät Münster. 1920. S. 31/3.

12. Chr. D. Grabbes Drama Napoleon oder die hundert Tage. Verlag K. F. Koehlers Antiquarium. Leipzig 1921. [Erweiterte Marburger Dissertation.]

13. Dissertation der Philosophischen Fakultät Greifswald. 1923. Maschinenschrift. 213 S. in 4°. — Auszug: Magdeburg, Mebes & Konow. [1922.] 2 Bl. in 8°.

Flusser untersucht,[14] trotzdem für die beiden Hohenstaufendramen seit 1917 die Schrift von Wilhelm Schulte vorliegt.[15] Ueber die Technik dieser beiden Werke sowie des „Napoleon" arbeitete Richard Artur Hees.[16] So sind von den großen dramatischen Werken nur noch zwei übrig, die des Monographen harren. Vor allem hat sich an „Don Juan und Faust" noch niemand herangewagt; unverständlicher ist, daß auch die „Hermannsschlacht" bisher beiseite gelassen wurde. Mit den Prosaschriften hat sich schon vor Jahren Hans van Els befaßt. Freilich bleibt seine, „Grabbe als Kritiker" genannte Arbeit zu vieles schuldig und müßte, bei der Bedeutung des Themas, noch einmal gemacht werden.[17] Dies erwies sich schon bei einer früheren als notwendig. Die Dissertation von Hermann Bartmann über „Grabbes Verhältnis zu Shakespeare" vom Jahre 1898[18] konnte schon deswegen nicht völlig glücken, weil sie auf den unzulänglichen Text der Blumenthalschen Ausgabe angewiesen war. So hat denn dieser Gegen-

---

14. Auszug: Jahrbuch der Philosophischen Fakultät der Deutschen Universität in Prag. Dekanatsjahr 1924—25. (II. Jahrgang.) Prag 1926. J. G. Calvesche Universitätsbuchhandlung (Robert Lerche). S. 23—27.

15. Ch. D. Grabbes Hohenstaufendramen. Neue Beiträge zur Grabbe-Forschung. Münster in Westfalen 1917. Universitäts-Buchhandlung Franz Coppenrath. Ein Teil dieser Arbeit wurde gedruckt als Dissertation der Philosophischen Fakultät Münster i. W. unter dem Titel: Ch. D. Grabbes Hohenstaufendramen auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder geprüft. Münster i. W., Coppenrath. 1917.

16. Ueber die Technik in Grabbes Dramen „Die Hohenstaufen" und „Napoleon". Dissertation der Philosophischen Fakultät Gießen. 1922. Maschinenschrift. 84 Bl. in 4 °. — Auszug: Gießen 1922. 18 S. in 8 °.

17. Anstatt in dieser Arbeit an der Hand alles vorhandenen Materials, also auch der dafür unentbehrlichen Briefe, eine großangelegte Darstellung von Grabbes aesthetischen Anschauungen zu geben und damit eine der Voraussetzungen für eine Untersuchung seines dramatischen Schaffens zu erfüllen, hat sich van Els im wesentlichen darauf beschränkt, die äußere Geschichte von Grabbes kritischer Tätigkeit zu schreiben. Er hat da gewiß manches eruiert, im ganzen aber nicht einmal dieses stark eingeengte Thema erschöpft. Insbesondere ist das Kapitel über die Detmolder Kritiken völlig verfehlt, insofern dem Verfasser der tiefere Sinn dieser eigentümlichen Aktion überhaupt nicht aufgegangen zu sein scheint. Wenigstens tritt er nicht zu tage. Dies konnte nur geschehen, wenn diese Kritiken aufgefaßt wurden als Teil eines größeren Feldzugsplans.

18. Dissertation der Königl. Akademie zu Münster i. W. Münster 1898.

stand, wenn auch mit entgegengesetzter Blickrichtung, in H. L. Hoch, Doktoranden der Universität von Pennsylvanien in Philadelphia, einen zweiten Bearbeiter gefunden.[19] Der dritte Fall einer Parallelarbeit wird durch die Heidelberger Dissertation von Melitta Grünbaum vom Jahre 1927 geschaffen, die den „fünffüßigen Jambus bei Grabbe" zum Gegenstande hat, das gleiche Thema, welches schon 1913 Hugo Keßler behandelt hatte.[20] Die Arbeit gehört bereits einer dritten Gruppe an; zu dieser kann man diejenigen Schriften rechnen, deren Verfasser an das Werk Grabbes mit ganz spezieller Fragestellung herantreten. Dies taten ferner Fritz Gaupp, der „Grabbes Heldentypus im Verhältnis zu dem Charakter des Dichters und den literarischen Vorbildern",[21] und Karl Wittmann, der „Die Vergleiche in den Dramen Grabbes"[22] untersuchte. Für sich stehen vorläufig eine Greifswalder Dissertation von Artur Koetz über „Das Grabbe-Problem in seiner zeitgeschichtlichen Bindung"[23] und eine Kieler über „Christian Dietrich Grabbes Dramen im Wandel der Urteile von Ludwig Tieck bis zur Gegenwart" von Eberhard Moes.[24] Die einzige Arbeit, die ein rein biographisches Thema behandelt, ist die von Hillekamps über „Ch. D. Grabbes Briefe als biographische Quelle".

Diese knappe Uebersicht wird zeigen, daß man durchaus berechtigt ist, heute von einer Grabbe-Forschung zu sprechen,[25] und es kann insbesondere der Ernst, mit dem es Paul Adams unternommen hat, das Wesen des „Herzog Theodor von Gothland", jener einstmals beinahe verrufenen Jugendtragödie, zu erkennen,

---

19. Shakespeare's influence on Grabbe. Philadelphia 1911.

20. Dissertation der Philosophischen Fakultät Münster. Münster in Westf. 1913.

21. Dissertation der Philosophischen Fakultät Breslau. 1923. Maschinenschrift. 112 S. in 4 °. — Auszug: Breslau, Hochschulverlag. [1923.] 2 Bl. in 8 °.

22. Dissertation der Philosophischen Fakultät Gießen. Gießen 1924.

23. Dissertation der Philosophischen Fakultät. 1923. Maschinenschrift. VII, 296 S. in 4 °. — Auszug: O. O. [1923.] 2 Bl. in 8 °.

24. Borna-Leipzig 1929.

25. Auch Werner Mahrholz zählt in seiner 1923 erschienenen Schrift „Literargeschichte und Literarwissenschaft" (Berlin im Mauritius-Verlag) Grabbe zu den literarischen Existenzen, die in den letzten Jahren eine Neuwertung erfahren haben, und von denen der Forschung neuer Stoff zuwachse. (S. 163. 164.)

deutlich machen, wie grundlegend die Geltung Grabbes im Bereiche der Wissenschaft sich gewandelt hat. Fast könnte man versucht sein, zu glauben, daß das Wichtigste bald schon getan sei; daß die junge Forschung sich ihrer Aufgabe, für eine künftig erneut in Angriff zu nehmende kritische Biographie die Vorarbeiten zu schaffen, bereits zu einem guten Teile entledigt habe. Zumal ergänzend neben die akademischen Schriften, auf die es hier in erster Linie ankam, eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten früherer Jahre treten, teils selbständig, teils als Programm oder in Zeitschriften erschienen.[26] In der Tat ist bereits vor einiger Zeit in der „Stuttgarter Thalia" eine neue Biographie Grabbes angekündigt worden, die Curt Elwenspoek zum Verfasser hat und bei einem Berliner Verleger erscheinen sollte. Nur dem Umstande, daß dieser Verlag kurz nachher in Schwierigkeiten kam, ist es zu danken, daß die Biographie nicht zur Ausgabe gekommen und dadurch dem Schicksal eines anderen großen Werkes des fleißigen Verfassers, nämlich der Arbeit über den Räuberhauptmann Rinaldini,[27] entgangen ist, bereits bei Erscheinen überholt zu sein.[28] Denn eine Probe, die in der „Stuttgarter Thalia" mitgeteilt ist, zeigt eine völlig unkritische Verwertung der Quellen.[29]

Nichts wäre verhängnisvoller als jene Annahme; in Wirklichkeit stehen wir doch erst am Anfange, und für eine zusammenfassende Darstellung bleibt noch viel zu tun übrig. Dringend bedarf darum die Grabbe-Forschung eines Plans, eines Aufsatzes, der über den ganzen Umkreis der Grabbe-Probleme orientiert, wie er für eine Reihe anderer Dichter-Persönlichkeiten geschrieben

---

26. Vgl. die Grabbe-Bibliographien von Alfred Bergmann (Das Grabbe-Buch. Herausgegeben von Paul Friedrich und Fritz Ebers. Detmold 1923. Meyersche Hofbuchhandlung. S. 166/70) und Heinrich Brandt (Die Scene. II. Jahrgang. Heft 11/12. Mai/Juni 1913. S. 191/97).

27. Rinaldo Rinaldini, der romantische Räuberfürst. Das wahre Gesicht des geheimnisvollen Räuber-Don-Juans, durch erstmalige Quellenforschungen enthüllt. Mit vielen unveröffentlichten Bildern und Faksimiles. Stuttgart. Süddeutsches Verlagshaus. 1929.

28. Vgl. Alfred Bergmann, „Der historische Rinaldini": Die Literatur Jg. 31. Heft 7. April 1929. S. 379/80.

29. Der Stuttgarter Dramaturgischen Blätter 8. Jahrgang, Heft 15, S. 113/19.

wurde. Mit einem kritischen Referat über den bisherigen Gang und augenblicklichen Stand der Forschung, doppelt erwünscht bei so vielen ungedruckten Dissertationen, müßte er beginnen, dann des noch Ungetanen sich bewußt werden. Wichtig ist, daß Adams dergleichen wenigstens andeutet, in der Erkenntnis, daß eine Monographie über Christian Dietrich Grabbe vielleicht zu den schwierigsten Aufgaben gehört, welche die deutsche Literaturwissenschaft zu stellen hat. Was Adams fordert, geht aus der Fülle der Themen hervor, die er bei seiner Untersuchung über den „Gothland" absichtlich beiseite gelassen hat. Ausgeschieden hat Adams u. a. die Fragen nach dem ideellen und formalen Zusammenhang der Dramen Grabbes untereinander, also die innere Geschichte seiner Dramatik, ebenso die Beeinflussung in gehaltlichem und formalem Betracht durch Umwelt und Tradition, die Fragen nach dem Stammescharakter und der Pathologie Grabbes, Fragen also, die dem biographischen und historisch-soziologischen Gebiete zufallen. Ferner alle Fragen der Wertung in ästhetischer, geschichtsphilosophischer und poetischer Hinsicht.[30] Am Schlusse seiner Darlegungen betont er dann, um die Verbindung Grabbes mit Umwelt und Tradition, die Beeinflussung, die er durch seine Zeit und die Vergangenheit erfahren habe, die Auslese, die er aus der Geschichte getroffen, die Veränderungen, welche er an Gestalten und Ereignissen vorgenommen habe, genauer darzustellen, würden eingehende und differenzierte Untersuchungen notwendig sein. Nicht minder wichtig sei auch die Erkenntnis des formalen Charakters von Grabbes Dramen, für die bislang noch sehr wenig getan sei, von den Bemerkungen einzelner Autoren, z. B. Oskar Walzels in der „Geschichte der deutschen Dichtung seit Goethes Tode", abgesehen. Erst wenn die ganze und noch sehr weitschichtige und umfassende Erkenntnis des Wesens der Dramen Grabbes hinsichtlich ihrer formalen und gehaltlichen Seite, die Erkenntnis des Lebens und Charakters Grabbes gründlich geleistet sei, dann erst vermöge auch die Krönung des Werkes zu erfolgen, durch eine poetische, ästhetische und geschichtsphilosophische Wertung des Gesamtphänomens Christian Dietrich Grabbe.[31]

---

30. A. a. O. S. 104/05.
31. A. a. O. S. 134/35.

Es kommt Adams nicht auf Vollständigkeit an; so kann es nicht schwer fallen, seinen Plan zu ergänzen. Nur drei Themen seien noch genannt, die man in Angriff nehmen müßte: erstens: Grabbes Weltanschauung und ihre Stellung innerhalb der philosophischen Strömungen der Zeit, zweitens: Grabbes Phantasie, drittens: Grabbes Sprache. Auf dies Gebiet hat sich bisher nur der schon erwähnte Karl Wittmann begeben. Seine knappe Untersuchung kann die Anregung zu einer umfassenderen Darstellung geben, für die, beiläufig bemerkt, die Werke von Grabbes Deutschlehrer Falkmann gebührende Beachtung finden müßten.

Die aufgeführten Dissertationen gelten fast ausnahmslos den Werken Grabbes. Zu deren Erforschung ist dem Literarhistoriker die Kenntnis der Persönlichkeit des Urhebers unerläßlich, weil diese ein echtes Kunstwerk immer durchdringen wird. Auch die Werke Grabbes, seine Prosaschriften nicht ausgenommen, sind ganz von der Art, daß sie sich nie völlig würden deuten lassen, wenn man sie abgelöst von seiner besonderen Wesenheit betrachten würde. Schöpfungen wie der „Gothland“ oder „Hannibal“ sind in einer Zeit stärksten inneren Erlebens konzipiert. Die tiefpessimistische Weltanschauung, mit der sie durchtränkt sind, hängt aufs engste mit dem Charakter Grabbes, ja mit dessen körperlicher Beschaffenheit zusammen. Sie erklärt ihrerseits die dem Dichter eigentümliche Auffassung des Tragischen. In richtiger Erkenntnis solcher Bedingtheit hat Fritz Gaupp in seiner Breslauer Dissertation Grabbes Heldentypus nicht nur zu den literarischen Vorbildern, sondern auch zu dem Charakter des Dichters in Beziehung gesetzt. Bis ins Allerpersönlichste reichen die Wurzeln seines dichterischen Schaffens; selten bewährte sich so, wie bei Grabbe, die Erkenntnis: Le style, c'est l'homme lui-même.

Notwendig ist jedoch die Frage: ob auch die Erforschung von Grabbes Charakter, seiner menschlichen Persönlichkeit, schon so weit vorgedrungen ist, daß Arbeiten wie z. B. diejenige Gaupps auf sicherem Grunde stehen. Adams scheint sie gleichfalls zu verneinen.

Problematisch ist die Natur des Dichters dem Prüfenden von jeher erschienen. Zum Gegenstande einer wissenschaftlichen Arbeit hat sie zuerst Carl Anton Piper gemacht. „Grabbe, eine psychopathische Erscheinung“, so heißt der erste Teil seiner 1898

publizierten Münchner Dissertation, welche die Lehren des Psychiaters J. L. A. Koch auf die Persönlichkeit Grabbes anwendet und damit seinerzeit viel Aufsehen erregt hat. Zu denen, die sich mit Pipers Auffassung kritisch auseinandersetzten, gehört vor allem Arthur Ploch. Dessen Studie über „Grabbes Stellung in der Deutschen Literatur" erschien 1905; die beiden ersten Kapitel waren ein Jahr zuvor unter dem Titel „Grabbe als Mensch und Dichter" als Hallesche Dissertation gedruckt worden. Ploch ist ein guter Materialsammler, aber ein schlechter Fragesteller gewesen. Seine Arbeit, reich an sehr brauchbaren Einzelfeststellungen, ist darum ohne ein wirklich entscheidendes Gesamtergebnis geblieben, hat auch die Erörterung des Charakterproblems nicht wesentlich gefördert. Das Jahr 1910 brachte dann noch, als einen „Beitrag zur Lehre vom kranken Genie", die Schrift von Isidor Sadger über „Belastung und Entartung". Darin wird, vom Standpunkte der Freudschen Lehre aus, auch über Grabbe auf eine sehr bemerkenswerte Weise gesprochen, und es werden insbesondere eine Fülle von Zügen seines Wesens, die nichts, oder doch nur wenig, mit einander zu tun zu haben schienen, unter dem Begriffe des Assoziationswiderwillens zusammengefaßt. Sie blieb von der Grabbe-Forschung unbeachtet und deshalb ohne die anregende Wirkung, die wohl von ihr hätte ausgehen können. Wie es denn überhaupt als sicher gelten darf, daß die Deutung von Grabbes Wesensart aus den Erkenntnissen von Freud und dessen Schülern noch manchen Gewinn wird ziehen können. An diesem Stand der Dinge hat sich bis heute nicht viel geändert; auch nicht durch Hillekamps', wohl zu früh unternommene Arbeit. Man kann sagen, daß die Erörterung des Charakterproblems hinter der von Grabbes Schöpfungen zurückgeblieben ist.

Daß dies geschah, hat vornehmlich zwei Gründe.

Zunächst den, daß man es hier nicht mit einem rein literarhistorischen, sondern mit einem an das medizinische angrenzenden, also einem Zwischengebiete zu tun hat, und daß die daraus sich ergebenden Schwierigkeiten noch dadurch vermehrt werden, daß auch die medizinische Wissenschaft mit mehreren Disziplinen beteiligt ist, nicht bloß mit der psychiatrischen. Auf die Hemmungen, die in der Zwitternatur derartiger Aufgaben liegen, und an denen deren befriedigende Lösung vielfach scheitert, hat Karl Johannes

Neumann, der verstorbene Historiker an der Straßburger Universität, in seiner Besprechung von Domaszewskis „Geschichte der römischen Kaiser" hingewiesen.[32] Er führt darin folgendes aus: Die psychologischen Arbeiten über römische Kaiser leiden an einem doppelten Dilettantismus, nämlich an dem psychiatrischen der Historiker, und dem historischen des Psychiaters. Beseitigen kann diesen doppelten Dilettantismus lediglich das planmäßige Zusammenarbeiten zweier Fachleute, des Psychiaters und des Historikers. Zur Feststellung der Tatsachen hat dessen Quellenkritik den Grund zu legen, und auf dem Grunde der sicher festgestellten Tatsachen kann dann der Psychiater seine Diagnose stellen. Freilich wird der Historiker den Psychiater schon bei der Würdigung der Quellen nicht ganz entbehren können, weil er als Historiker von manchen Erscheinungen keinerlei Kenntnis besitzt und infolgedessen diesen oder jenen Bericht als unmöglich verwerfen würde, der nicht unmöglich ist. Vor dem Eintritt in das Urteil werden also Beide die Quellen oder wenigstens einen Teil der Quellen gemeinsam lesen müssen.

Kritik und Anregung Neumanns gelten auch für Grabbe. Es handelt sich bei diesem um einen Grenzfall zwiefacher Art: Erstens ist die Natur seiner körperlichen Leiden und die Ursache seines frühen Todes zu erforschen. Zweitens muß eine Antwort gefunden werden auf die Frage, ob sich an ihm irgendwelche Anomalien oder Defekte zeigen; Spuren erblicher Belastung, Symptome psychopathischer Minderwertigkeit oder wirklicher Geisteskrankheit. Im ersten Falle würde die literarhistorische Untersuchung auf das Arbeitsgebiet des Internisten, möglicherweise auch des Dermatologen, hinüberführen, im zweiten auf das des Psychiaters. Es kann aber weder der eine noch der andere Fragenkomplex für sich behandelt werden. Denn beides, Physisches und Psychisches, steht in innigster Wechselbeziehung, was an der Erörterung von Grabbes Alkoholismus, dessen Ursachen und Folgen, besonders deutlich wird.

Wenn Ebstein seine „medizinisch-literarische Studie" „Chr. D. Grabbes Krankheit" nennt, so meint er damit die physische. Es ist sein unbestreitbares Verdienst, die differential-diagnostische

32. Deutsche Literaturzeitung Jg. 38 (1917), Sp. 536.

Methode zum ersten Male auf den Fall Grabbe angewendet zu haben. Daß sein Ergebnis, es sei: „die Tabes dorsalis (Rückenmarksschwindsucht) mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit bei Grabbe anzunehmen“,[33] völlig überzeugend sei, muß freilich bezweifelt werden. Auch Ebstein ist, bei der Deutung der Quellen, der Gefahr des literarhistorischen Dilettantismus nicht entgangen; so ist das letzte Wort in dieser Sache nicht gesprochen.

Daß man auf literarhistorischer Seite von medizinischem Dilettantismus sich durchaus frei gehalten habe, kann gleichfalls nicht behauptet werden. Da der Literarhistoriker von einer rein medizinischen Untersuchung wie derjenigen Ebsteins schon deswegen nie befriedigt sein wird, weil er, nachdem die Existenz einer bestimmten Krankheit konstatiert ist, nun auch zu wissen wünscht, welche Bedeutung sie für die dichterische Produktion Grabbes gehabt habe, so wird er versucht sein, seinerseits das Versäumte nachzuholen. Es spielt denn in der Literatur über Grabbe dessen Alkoholismus eine beträchtliche Rolle. Auf wie unsicherem Grunde jedoch alle die Ansichten darüber beruhen, ist leicht zu erkennen. Zunächst muß es auffallen, daß bis heute noch keine Einigkeit darüber hat erzielt werden können, ob man es bei Grabbe wirklich mit einem Alkoholiker zu tun hat oder nicht. Während eine ganze Reihe von Forschern, von Gottschall angefangen, dies ohne weiteres für gewiß nehmen, stellen sich andere mit Entschiedenheit auf den entgegengesetzten Standpunkt. So schreibt Grisebach, es sei zwar richtig, daß der junge Grabbe schon auf dem Gymnasium einen kräftigen Trunk geliebt, auch auf der Universität und später dem Rheinwein und Burgunder mehr als der gewöhnliche Philister zugesprochen habe, aber ein Trinker sei er darum niemals gewesen. Denn ein Trinker schreibe keine Werke wie den „Don Juan und Faust“, die „Hohenstaufen“ und „Napoleon“, „Hannibal“ und die „Hermannsschlacht“.[34] Und Arnulf Perger leugnet zwar — befremdlich genug — nicht Grabbes Trunksucht, wohl aber dessen Trunkenheit, von der er behauptet, daß davon niemand etwas zu berichten wisse.[35] Zunächst erweist sich Perger mit einer solchen Feststellung als recht schlecht unterrichtet. Denn aus-

33. A. a. O. S. 43.
34. W Gr IV LVIII.
35. A. a. O. S. 29.

drücklich erzählt Gubitz, daß er ein paar Mal von dem Schreckensanblick und den Folgen einer, den Manneswert selbstmörderisch entwürdigenden Trunkwut erschüttert worden sei,[36] und dieses Zeugnis wird bekräftigt durch die vom Kanzler Ballhorn-Rosen überlieferte „Primaner-Anekdote", die so sehr mit Grabbes eigenen Angaben über seine damalige Lebensführung übereinstimmt, daß man sie glauben darf, wiewohl sie aus sekundärer Quelle stammt.[37] Sodann aber zeigen die angeführten Stellen mit Deutlichkeit, wie vage alle diese Aussagen sind und wie wenig damit die Erkenntnis gefördert wird. Soll endlich einmal Einigkeit in dieser keineswegs gleichgültigen Sache zustande kommen, dann müssen sich die Literarhistoriker zuerst mit den biographischen Quellen aufs genaueste vertraut machen. Sie müssen zweitens sich darüber unterrichten, was im medizinischen Sinne unter Alkoholismus oder Trunksucht zu verstehen ist. Ebstein zitiert in seiner Studie die Definitionen von Kraepelin und von Hirth. Nach jenem ist Trinker jeder, bei dem eine Dauerwirkung des Alkohols nachzuweisen ist, bei dem also die Nachwirkung einer Alkoholgabe noch nicht verschwunden ist, wenn die nächste einsetzt; nach diesem jeder, „der seinem Organismus nicht die Zeit zur Entlastung von den einzelnen alkoholischen Angriffen gönnt, der also permanent unter der Einwirkung des Giftes steht."[38] Es käme also ferner darauf an, zu prüfen, ob diese Definition auf Grabbe paßt oder nicht; soweit dies überhaupt möglich ist bei einer Person, die nicht mehr lebt. Ebstein hält Grabbe für einen Trinker, auf Grund seines Befundes. Erst wenn dieses Ergebnis der planmäßigen Zusammenarbeit des Arztes und des Literarhistorikers (im Sinne Neumanns) stand hielte, könnte es als völlig gesichert gelten.

Ist es aber gesichert, darf man Grabbe, auch im strengen Urteil der Fachwissenschaft, als einen Alkoholiker bezeichnen, dann stünde der Literarhistoriker vor der letzten und schwersten Aufgabe. Dann hätte er zu untersuchen, ob, und in welcher Art, dieser Alkoholismus Grabbes dichterische Produktion beeinflußt hat.

---

36. Q 46 a, S. 257.
37. Q 8 c.
38. A. a. O. S. 27/8.

Auch darüber finden sich in der Grabbeliteratur die widersprechendsten Ansichten. Perger hält es für ganz unangebracht, von der schlimmen Einwirkung des Alkohols auf die geistige Tätigkeit Grabbes zu sprechen, der vielmehr diesem allein die Vollendung seiner letzten Werke zu verdanken habe. Nicht um sich zu betäuben, habe er getrunken, sondern, um seine erschlafften Geisteskräfte anzuregen. Doch habe ihn dieses Reizmittel, in immer stärkeren Dosen genossen, notwendigerweise einem raschen, physischen Verfall zutreiben müssen.[39] Dagegen schreibt Gottschall: „Nicht an seinem Genius ging Grabbe zu Grunde, wie uns die Weltschmerzpoeten lange Zeit hindurch glauben machen wollten, sondern sein Genius wurde durch den Alkohol zu Grunde gerichtet. Das Feuer in seinen letzten Dramen erinnert an die Selbstverbrennung der Trunksüchtigen. Alle Excentricitäten, barocken Launen und die krassen Cynismen, in denen sich Grabbe gefiel, sind wohl meist auf das Stadium des Rausches zurückzuführen. Das dumpfe Hinbrüten, dem er sich in seiner spätern Lebensepoche hinzugeben pflegte, ging wohl aus jener Verdüsterung der Seele hervor, wie sie durch einen stereotypen Zustand der Berauschung, der den Reiz und die anregende Kraft allmählich verloren hat, hervorgerufen wird."[40] Schroffer können schwerlich zwei Meinungen einander gegenüberstehen. Nach Perger regte der Alkohol Grabbes erschlaffte Geisteskräfte an, nach Gottschall versetzte er ihn in einen Zustand dumpfen Hinbrütens. Nach Jenem zerstörte er lediglich den physischen Teil, während der geistige vor jedem schlimmen Einfluß bewahrt blieb; nach Diesem wurde durch ihn der „Genius" — wie Gottschall, unbestimmt genug, es nennt — zugrunde gerichtet.

Vermutlich ist es doch hier, wie sonst zumeist: der Literarhistoriker, als ein Nichtfachmann, sieht die Beziehungen zwischen Alkoholismus und geistiger Tätigkeit im allgemeinen viel einfacher, als sie in Wirklichkeit sind, und er ist ferner viel zu rasch bereit, auch im besonderen bestimmte Einwirkungen des Alkohols oder Alkoholmißbrauchs auf die dichterische Tätigkeit anzunehmen. Was zunächst diese angeht, so müßte wohl erstens scharf ge-

39. A. a. O. S. 29.
40. A. a. O. S. 70.

schieden werden die dichterische Produktivität von dem dichterischen Produkt; und es müßte zweitens bei diesem wiederum ebenso scharf getrennt werden die Form von dem Gedanken- oder Weltanschauungsgehalt. Die dichterische Produktivität kann günstig beeinflußt werden, aber auch ungünstig. Eine solche Beeinflussung, ob in dem oder jenem Sinne, kann ganz unmittelbar gedacht werden, oder sehr mittelbar, auf dem Umwege über einen allgemeinen Verfall der körperlichen Kräfte, schmerzhafte Leiden, damit im Zusammenhang stehende Hemmungen und dergleichen. Welches können, rein theoretisch, die Einwirkungen mißbrauchten Alkohols auf die Form der Dichtung sein? Es könnte, um von Grabbe zu sprechen, zum Beispiel die bekannte, mit dem „Napoleon" beginnende Auflockerung oder Auflösung des dramatischen Gefüges, die man wohl mit der gleichzeitigen Erscheinung der „Scènes historiques" des Ludovic Vitet in Verbindung gebracht hat, vielmehr die Folge eines inneren Auflösungsprozesses sein, der sich etwa darin zeigte, daß die Kraft des Geistes erlahmt, sich auf eine große dramatische Handlung zu konzentrieren, diese in kunstvoller Verzahnung logisch und zwingend zu verknüpfen, und deshalb darin ihr Genüge findet, die einzelne, locker an die früheren sich anhängende Szene zu bilden. Auch wäre das möglich, daß die Form der Sprache sich völlig wandelte, indem etwa der anspruchsvollere Vers einer bequemen Prosa wiche, ein früherer Reichtum dichterischer Bilder durch den kargen Vorrat gewöhnlicher, oder in bestimmten Bezirken gesuchter Ausdrucksmittel ersetzt würde, was aus einer unter dem Einflusse des Alkohols eintretenden Verminderung der Fähigkeit, Assoziationen zu bilden, einer Veränderung von deren Richtung hergeleitet werden könnte. Der Gehalt endlich eines dichterischen Werkes: die ursprüngliche Fülle kühner, schöpferischer Gedanken kann sich in Banalität und Abgeschmacktheit verlieren, Witz sich abstumpfen, aber auch schärfer werden, Humor in Galligkeit und Zynismus sich wandeln, das gesamte Weltbild eine völlige Veränderung erleiden, vielleicht eine Färbung annehmen, wie sie für den Trinker typisch ist.

Die Frage ist nun, ob diese Hypothesen mehr sind als nur solche, und folglich in den gesicherten Ergebnissen der medizinischen Wissenschaft irgend eine Stütze finden. Die allgemeine der zur Erörterung gestellten Beziehungen war die zwischen Alkoholis-

mus und geistiger Tätigkeit schlechthin. Der Literarhistoriker, welcher es mit einem dem Trunke ergebenen Dichter zu tun hat, muß sich also fragen, ob denn die Erforschung dieser Beziehungen schon so weit gekommen ist, daß sich daraus sichere Schlüsse auf die dichterische Tätigkeit im besonderen ziehen lassen.

Soweit man sehen kann, haben die im Jahre 1892 von Kraepelin formulierten Ergebnisse seiner Untersuchungen auch heute noch Gültigkeit, wonach Alkohol auf die feineren geistigen Vorgänge nicht fördernd wirkt, sie vielmehr hemmt und meßbar beeinträchtigt. Um welche Arten von geistigen Vorgängen handelt es sich aber bei den, diese These bestätigenden Experimenten neuester Zeit? Einer im Jahre 1927 erschienenen Schrift von Dr. Holitscher mit dem Titel „Neuere psychophysiologische Versuche über die Wirkung des Alkohols“ (Berlin, Neuland-Verlag) ist darüber folgendes zu entnehmen. An den Versuchspersonen wurden u. a. einer Prüfung unterworfen: die Sinnesfunktionen, Klarheit und Umfang des optischen Bewußtseins, der Ablauf der Vorstellungen, das Gedächtnis, im besonderen das für Assoziationen, die Schnelligkeit und Genauigkeit an der Schreib- und Additionsmaschine, die Sicherheit bei der Berührung eines bestimmten Punktes, Kopfrechnen, logische Beziehungen, die Schnelligkeit des Lernens, die Auffassungsfähigkeit (durch das Durchstreichen bestimmter Buchstaben), das Auswendiglernen und Wiedererlernen sinnloser Buchstaben, Additionen und Assoziationen. Das Ergebnis war im allgemeinen immer wieder dies, daß bei allen geistigen Prüfungen der Alkohol die Leistungen verminderte. Gesetzt nun den Fall, man würde Grabbe allen diesen Versuchen haben unterwerfen können, und auch an ihm hätte sich gezeigt, daß nach dem Genuß bestimmter Mengen Alkohols seine Leistungen im Addieren, im Kopfrechnen oder im Erlernen sinnloser Silben abnehmen, was wäre damit für die Erkenntnis seines dichterischen Wesens, der besonderen Artung seiner dichterischen Gebilde gewonnen? Mit der nachteiligen Einwirkung auf das Gedächtnis und die Fähigkeit, Assoziationen zu bilden, ließe sich vielleicht etwas anfangen, aber wie weit ist es, im ganzen, von dieser Gruppe geistiger Leistungen bis zu dem geheimnisvollen Schöpfungsakte dichterischer Phantasie! Es soll hier durchaus nicht einem radikalen Skeptizismus das Wort geredet, sondern nur auf die beträchtlichen Schwierig-

keiten aufmerksam gemacht werden, denen die Behandlung solcher Grenzfälle ausgesetzt ist, Schwierigkeiten, die noch dadurch erhöht werden, daß das Alkoholproblem notwendigerweise mit dem Wertproblem sich kreuzt. Es ist bekannt, wie verschieden gerade die letzten Schöpfungen Grabbes bewertet werden. Während manche Grabbeforscher in ihnen nichts als Verfallserscheinungen erblicken, sah Richard M. Meyer die Aufgabe darin, eine Erklärung für die ungewöhnliche Tatsache zu finden, daß Grabbe das Bedeutendste in der Zeit geschrieben habe, da er am stärksten heruntergekommen gewesen sei.[41] Zwischen beiden Extremen steht Perger. Dieser ist der Meinung, daß Grabbes krankhafte Zustände seine Schaffenskraft in hervorragender Weise beeinflußt hätten, doch sei dieser Einfluß nicht durchweg schlecht gewesen. Grabbe habe einige künstlerische Qualitäten verloren, andere unleugbar gewonnen. Gerade in den letzten Werken werde er am eigentümlichsten, sein Stil noch kräftiger und prägnanter.[42] Erinnert man sich der Haltung, die Perger in der Frage des Alkohols einnimmt, so wird ohne weiteres klar, wie für den Literarhistoriker immer das Wertproblem das Primäre ist. Wer Grabbes letzte Leistungen hochstellt, dem wird es relativ gleichgültig sein, ob Grabbe Trinker war oder nicht. Höchstens wird er sich fragen, wie es kommt, daß Grabbe trotz seiner Trunksucht so Bedeutsames schaffen konnte. Wer aber am „Hannibal" und der „Hermannsschlacht" nur Züge der Krankheit und des Verfalls sieht, der wird leicht geneigt sein, das alles für Folgen des Alkoholismus zu erklären. Dabei läge wohl nahe, einmal zuzusehen, wie es damit bei anderen Dichtern steht. Könnte man nicht untersuchen, ob etwa die Werke sozusagen klassischer Alkoholiker, wie Hoffmann oder Poe, bestimmte Merkmale aufweisen, die denen von Nicht-Alkoholikern fehlen, oder ob die innere Geschichte der dichterischen Produktion solcher Persönlichkeiten irgendwie typisch verläuft? Notwendig ist jedenfalls, daß man bei Erörterung dieser schwierigen Frage auf literarhistorischer Seite stets bedacht bleibt, die eigenen Feststellungen mit denen der medizinischen Wissenschaft

41. Deutsche Literaturzeitung. Jg. 30 (1909), Sp. 1891 (in der Besprechung von Nietens Grabbe-Biographie).

42. A. a. O. S. 28.

in Einklang zu bringen, nie zu vergessen, daß auch dort die Forschungen noch jung sind und jedes neue Experiment neue Probleme auftauchen läßt, die der Bearbeitung harren, im ganzen aber sich möglichst zurückzuhalten, da man sonst Gefahr läuft, ins Phantastische zu geraten und eben jenem medizinischen Dilettantismus zu verfallen, vor dem Neumann gewarnt hat.

Mag man nun über die Möglichkeit des Literarhistorikers, sehr viel wirklich Sicheres über den Einfluß von Grabbes Alkoholismus auf seine dichterische Produktion zu sagen, noch so skeptisch denken, daß es notwendig ist, diesen Alkoholismus zu erforschen, steht außer allem Zweifel. Denn einmal gehen dessen Wirkungen auch nach der moralischen Seite, zweitens steht dieses Problem in engstem Zusammenhang mit dem etwaiger psychischer Krankheitserscheinungen, drittens wird natürlich Alkoholismus zum mindesten indirekt, nämlich in Gestalt von Störungen oder Zerstörungen im Organismus, auf dichterische Produktivität seinen Einfluß ausüben, endlich wird die Beantwortung der Frage, welches Leiden Grabbes frühen Tod herbeigeführt hat, immer jene andere zur Voraussetzung haben. Von diesem vierten Grunde soll noch mit einigen Worten gesprochen werden.

Zu diesem Zwecke ist es notwendig, auf die erwähnte Schrift Ebsteins zurückzukommen. Dieser hatte sich bei der Frage nach Grabbes Krankheit und Todesursache anfangs für die Annahme einer Polyneuritis alcoholica entschieden, weil durch diese die Symptome, welche Grabbe darbot, in befriedigender Weise erklärt werden könnten, als durch die Annahme einer Tabes dorsalis,[43] nachher aber geglaubt, auf Grund neuer Tatsachen dieses Ergebnis zu gunsten der echten Tabes umstoßen zu müssen. Bei seinen Erwägungen spielt die Annahme einer luetischen oder, wie man heute richtiger sagt, luischen Infektion, von der Ebstein vermutet, daß sie in Leipzig — also zwischen Ostern 1820 und Ostern 1822 — erfolgt sei, eine nicht unwesentliche Rolle. Es ist aber nicht so, daß das Vorhandensein der Lues mit zum Beweise für das einer Tabes dient, vielmehr ist der Schluß umgekehrt von der Tabes auf die Syphilis gerichtet, die als aetiologisches Moment fast vorauszusetzen sei.[44]

43. A. a. O. S. 20.
44. A. a. O. S. 31.

Darum ist noch kein entscheidender Schlag gegen Ebsteins Beweis im ganzen geführt, wenn man lediglich den der Existenz einer Syphilis geltenden für nichtig erklärt, worauf man sich bisher aus begreiflichen Gründen auf literarhistorischer Seite beschränkt hat. Es ist nicht zu leugnen, daß Ebstein diesen Kritikern die Sache ziemlich leicht gemacht hat. Die seltsame Auslegung, welche er einer gar nicht mißzuverstehenden Briefstelle gab,[45] mußte in der Tat den Spott der Literarhistoriker herausfordern. Robert Hallgarten vor allem hat ihn geübt[46] und später Wukadinović[47] andere Zitate beigebracht, um den wahren Sinn des fatalen Wortes zu deuten.

Was Ebstein sonst heranzieht, seinen direkten Beweis zu stützen, hat ebenfalls keinerlei Bedeutung. Die vielbesprochenen Anspielungen in den Jugendwerken und die Medizingläser der Madame Georgi besagen ebenso wenig, wie die viel zu allgemein gehaltene Briefstelle von den inneren und äußeren Abgründen, die Grabbe bestmöglich verstecken müsse, und wenn Ebstein selbst von dem „ganz authentischen" Zeugnis des alten Köchy („daß der

---

45. A. a. O. S. 30. „Daß Grabbe in dem Brief an Kettembeil vom 1. September 1827 (IV, 233 f.) mit dem Passus: ‚Du charakterisierst unsere Berliner Periode sehr gut, indem du sie als Periode der Pomade andeutest', an seine vor wenigen Jahren vorgenommene Schmierkur erinnert, scheint mir höchst wahrscheinlich."

46. Süddeutsche Monatshefte Jg. 4 (1907), S. 135/36.

47. Vgl. seine Anmerkung zu WW V 298, 23 und 299, 34. Zur Ergänzung mögen einige weitere Hinweise vor allem dartun, daß es sich bei dem Worte „Pomade" um einen spezifischen Studentenausdruck handelt. Als einen solchen führt ihn Friedrich Kluge in seiner „Deutschen Studentensprache" (Straßburg 1895, S. 115) an, mit der Bedeutung „Gemächlichkeit", sowie den Ableitungen „pomadig", „pomadisieren" und „Pomadenhengst", wobei zum Ueberflusse unter den Daten der Belege zweimal das Jahr 1822, einmal das folgende erscheint. Es läßt sich sogar vermuten, daß der Ausdruck vor allem in Leipzig Mode war, und daß Kettembeil ihn dort angenommen hat. In den Briefen, die Heinrich Leberecht Fleischer, ein Leipziger Student, während der Jahre 1819 bis 1824 an seine Eltern schrieb, heißt es nämlich, als von der Studentensprache die Rede ist, die jungen Kaufleute müßten sich Benennungen wie Ladenschwengel, Schwanks und Pomadenhengste gefallen lassen, während „mit Pomade genießen" so viel wie „mit Ruhe genießen" sei. (Vgl. Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik Bd. 24, 1909, S. 389.)

junge Grabbe in Berlin die Syphilis durchgemacht“ habe) meint, es „würde auch dann keine absolute Sicherheit für eine luetische Erkrankung bieten, wenn Grabbes Arzt selbst der Gewährsmann gewesen wäre“,[48] so wird man diese Einschränkung noch wesentlich verstärken, und sagen müssen, daß diese Mitteilung des Siebzigjährigen natürlich gar kein Gewicht hat.[49]

Bleibt also der Beweis von der Tabes her. Dazu kann der Literarhistoriker nicht Stellung nehmen. Da merkwürdigerweise kaum einer der medizinischen Kritiker der Schrift sich ernsthaft und eindringlich mit ihr auseinandergesetzt hat,[50] so wurde sie

---

48. A. a. O. S. 28/30.

49. Wie leicht das Alter dem Irrtum ausgeliefert ist, dafür ist Wilhelm Oesterhaus ein hier besonders naheliegendes Beispiel. Außer dem bereits auf S. 88 des ersten Hauptteils in Anmerkung 13 angeführten Falle sei hier noch auf einen anderen hingewiesen: Grisebach gibt in seiner Darstellung von „Grabbes Leben“ (WGr IV IV/V) den Inhalt eines Schreibens von Adolph Grabbe wieder, mit dem dieser sich um die Detmolder Zuchtmeisterstelle beworben habe. Er führe darin an, „daß er zwar Sohn armer Leute sei, aber Dank der Hülfe seiner sparsamen Ehefrau ein eigenes Haus in der Lemgoer Neustadt besitze, auch zwei Gärten vor dem Thore, sowie einiges Geld auf der Sparkasse stehen habe.“ Grisebach verdankt diese Angaben Herrn Wilhelm Oesterhaus in Detmold. Nun würde aber Clostermeier in seiner Eingabe an den Fürsten vom 26. April 1801 (Q 150 f), in der er den preußischen Fußboten Grabbe zum Nachfolger des verstorbenen Zuchtmeisters vorschlägt, unbedingt auf ein solches Bewerbungsschreiben bezug nehmen, es auch als Anlage beifügen. Das Schreiben müßte sich also bei den Zuchtmeistersakten befinden, in denen ja außer den sämtlichen Zeugnissen sogar die Schreibprobe Grabbes (siehe unter g) der Nachwelt überliefert ist. Der Umstand, daß weder das eine noch das andere zutrifft, genügt allein schon, die Angabe von Wilhelm Oesterhaus als irrig zu erweisen. Das Bewerbungsschreiben hat in Wirklichkeit nie existiert. Ueberdies stimmt auch die darin angeblich enthaltene Auskunft nicht, daß Adolph Grabbe in Lemgo ein eigenes Haus besitze. Wäre dies so, dann müßte er im dortigen Kataster als Hausbesitzer eingetragen sein. Wie bereits erwähnt, ist auch dies nicht der Fall (siehe S. 89 des ersten Hauptteils, Anm. 15); vielmehr hat Grabbe in Lemgo zur Miete gewohnt (siehe Q 228). Herr Oesterhaus, darüber befragt, wo ihm das Schreiben vorgelegen habe, gab das Lippische Landesarchiv an und hielt seine Behauptung, es gesehen zu haben, mit der größten Unbedingtheit aufrecht.

50. Ernstliche Zweifel an der Ueberzeugungskraft von Ebsteins Darlegungen äußert eigentlich nur ein Dr. F. E. in der Sonntags-Beilage der National-Zeitung Nr. 3 vom 19. Januar 1908, indem er schreibt, bewiesen

einem Fachmanne, Herrn Ober-Regierungs-Medizinalrat Dr. Lange an der Landesanstalt in Waldheim vorgelegt, der sich nach genauer Prüfung folgendermaßen darüber äußerte:

1) Die Beweisführung Ebsteins ist zu kühn; die Symptome reichen nicht hin, die Diagnose zu stellen.

2) Der Nachweis für die Existenz der Lues ist nicht erbracht. Die Stellen aus den Jugenddichtungen beweisen ebenso wenig wie der lockere Lebenswandel.

3) Die Tabes braucht nicht unbedingt auf syphilitischer Grundlage zu beruhen. Die Ansichten der Aerzte, ob sie als postluetische Krankheit anzusehen sei, schwanken noch.

4) Unter den wesentlichen Symptomen der echten Tabes fehlen zwei: die Blasenlähmung und die fehlenden Pupillenreflexe (Pupillenstarre).

Die übrigen: gastrische Krisen, lancinierende Schmerzen und die von Grabbe sogenannten Nervenschläge, können ebenso gut bei der Pseudotabes vorkommen.

5) Man kann also wohl die echte Tabes mit zur Diskussion stellen; eine Entscheidung zwischen ihr und der Pseudotabes zu treffen ist jedoch unmöglich.

Demnach kann kein Zweifel darüber bestehen, wie der Literarhistoriker sich bei der Frage nach Grabbes körperlicher Krankheit zu verhalten hat. Otto Nieten hütet sich zwar, den Namen auszusprechen; doch bleibt es keinen Augenblick im unklaren, daß er unter der „fürchterlichen Krankheit", deren Schmerzen nach Dullers Bericht den jungen Dichter in der Zeit, als der „Gothland" entstand, gepeinigt haben sollen, die Syphilis ver-

---

scheine ihm das Bestehen der Rückenmarksschwindsucht nicht, obwohl allerdings einiges dafür spreche. Der ungenannte Referent der „Wiener Klinischen Wochenschrift" (Jg. XX, Nr. 36 vom 5. September 1907, S. 1082) weist darauf hin, daß die Frage, ob es sich bei Grabbe um eine Polyneuritis alcoholica, um eine Tabes dorsalis auf luetischer Grundlage gehandelt habe, oder ob „bei Grabbes Zustand die ätiologischen Momente Lues und Alkohol eng miteinander verknüpft" gewesen seien, sehr umständlich erwogen, aber an verschiedenen Stellen der kleinen Schrift verschieden beantwortet werde. Im übrigen spottet er über die „posthumen Spirochätenfunde", auf welche die Literaturgeschichte gern werde verzichten wollen.

steht.[51] So ist es denn nicht zu verwundern, daß neuerdings Brunold Springer, auf exakte Beweisführung überhaupt verzichtend und sein subjektives Befinden, oder vielleicht eine Art mystischer Erleuchtung an ihre Stelle setzend, in seinem vielbesprochenen Buche auch Grabbe in die Reihe der „genialen Syphilitiker" aufgenommen hat,[52] mit der Versicherung, selbst Fachleuten sei von einer solchen Krankheit nichts bekannt. Er aber, der Jurist, der verantwortungsvolle Anwalt, weiß noch mehr; er weiß sogar, daß Grabbe „wohl von allen die Krankheit am frühesten, wahrscheinlich noch in seinen Knabenjahren", erworben hat![53] Mit dieser unsinnigen Behauptung, die fast wie ein Hohn wirkt auf jede wissenschaftliche Methode, hat der Grabbe-Dilettantismus seinen tiefsten Stand erreicht.

Ebenso unbedenklich wie die eine übernimmt Nieten die andere, auf Rückenmarksschwindsucht lautende Diagnose Ebsteins als angebliche „Feststellung".[54] Auch Hillekamps macht sich Ebsteins Ergebnisse zu eigen und begreift nun „aus diesem Krankheitsbilde heraus .... die innere Zerrissenheit dieses unglücklichen Nachfahren der ‚Originalgenies'". „Wir stehen nicht mehr — so heißt es in seiner Dissertation — fremd vor den merkwürdigen Einfällen des Menschen, verstehen sie zu einem guten Teil unter dem Einfluß der Rückenmarkschwindsucht, der „grauen Degeneration der Hirnstränge" (Ebstein[55]), wie etwa die grauenhafte Tierkopulation, die Ziegler[56] erzählt."[57] Im folgenden Abschnitt, der von den zerstörenden Gewalten in Grabbes Wesen handelt, zieht Hillekamps die, nach Leipzig verlegte venerische Erkrankung Grabbes noch einmal heran und macht den Umstand, daß er sie in den Briefen an die Eltern verschweige, zu einem Beleg für den Wesenszug der Zwiespältigkeit, des „So-Sein und auch Anders".[58]

---

51. A. a. O. S. 25.
52. Verlag der Neuen Generation. Berlin-Nikolassee. 1926.
53. A. a. O. S. 117, 122.
54. A. a. O. S. 371.
55. A. a. O. S. 20. — Ebstein spricht dort nicht von der Degeneration der Hirnstränge, sondern der Hinterstränge.
56. A. a. O. S. 116 ff.
57. A. a. O. S. 23/4.
58. A. a. O. S. 32.

Angesichts so gefährlicher Forschungsmethoden darf wohl zunächst einmal festgestellt werden, daß sich auf direktem Wege aus keiner einzigen Briefstelle und aus keiner der vorliegenden Quellen für das Vorhandensein der furchtbaren Geschlechtskrankheit oder einer dagegen gebrauchten Kur auch nur der Schatten eines Verdachtes, geschweige denn eines Beweises, erbringen läßt, und daß darum erst dann ein Recht besteht, Grabbe als einen Syphilitiker zu bezeichnen, wenn erstens mit völliger Sicherheit erwiesen ist, daß die vorhandenen Krankheitssymptome nur aus echter Tabes herzuleiten sind, und wenn zweitens mit gleicher Sicherheit feststeht, daß jede Tabes eine Lues zur Voraussetzung hat. Solange dies nicht der Fall, wird sich der Literarhistoriker zu dem Grundsatze bekennen müssen, daß kein Anlaß vorliegt, die schwerere Krankheit zu mutmaßen, wenn die leichtere (Polyneuritis alcoholica) hinreicht, alle Erscheinungen zu erklären, falls er es nicht vorzieht, die Frage nach der Ursache von Grabbes frühem Tode mit einem bescheideneren „Wir wissen es nicht!" zu beantworten. Ob dieser Fall je eintreten, das vorhandene Quellenmaterial jemals so ergibig sein wird, dem Arzte die Feststellung einer echten Tabes zu ermöglichen, können wir nicht beurteilen. Was wir tun können und tun müssen, um künftige, aussichtsreichere Forschung zu fördern, ist aber dies: Sammlung der Quellen und ihre kritische Sichtung.

So sei denn zum Abschluß dieser, auf der Grenze zur Medizin hin sich bewegenden Erörterung und als ein Beitrag zu Grabbes Krankengeschichte hier das Zeugnis von Grabbes Arzte Piderit mitgeteilt, dem vielleicht deswegen eine besondere Bedeutung zukommt, weil uns bisher nur Laienbeobachtungen zur Verfügung standen.

Nachdem sich Grabbe am 6. März 1833 mit Louise Christiane Clostermeier verheiratet hatte, bewarb er sich auf deren Drängen um Aufnahme in die Detmolder Witwenkasse.[59] Das Gesuch wurde jedoch abgelehnt. Darauf wandte er sich zu dem gleichen Zwecke an zwei auswärtige Institute. Die eine dieser Eingaben hat sich

---

59. Vgl. Q 207 sowie Anm. 13 des Anhangs.

ausfindig machen lassen; leider war es nicht gestattet, den gesamten Inhalt wörtlich zu kopieren.

Das Dokument besteht 1) aus dem Bewerbungsschreiben Grabbes, 2) dem Zeugnis des Detmolder Arztes, Hofrat Piderit, 3) dem Gutachten des Detmolder Bankagenten J. H. Wist, 4) dem Gutachten des Arztes des Instituts, namens B***.

Zu dem Bewerbungsschreiben Grabbes ist ein Vordruck benutzt. Dieser ist ausgefüllt von der Hand Louisens; nur die Namensunterschrift ist eigenhändig. Das Datum ist der 1. Dezember 1833. Der Inhalt ist folgender:

1) Name: Dietrich Christian Grabbe.
2) Ort und Datum der Geburt: 11. Dez. 1801.
3) Früherer und jetziger Wohnort: Detmold, im Fürstentum Lippe.
4) Titel und Beruf: Auditeur und Advokat. Soweit ihm sein Beruf es zulasse.
5) Allgemeiner Gesundheitszustand: Vollkommen zufriedenstellend.
6) Hausarzt und seit wann: Dr. Piderit seit 7 Jahren. Früher habe er eines Arztes nicht bedurft. Bei den Kinderkrankheiten hätten sich die Eltern des verstorbenen Scherff bedient.
7) Welche Krankheiten und Krankheitsanfälle: Ende 1829 den linken O b e r arm gebrochen, indem die Pferde scheuten und den Schlitten umwarfen, in dem er sich befunden habe.[60] Früher habe ihm, außer den Kinderkrankheiten, nie etwas gefehlt. Später ab und zu Magenübel, welches aber stets sehr bald geheilt worden sei. Das letzte Mal im Oktober; da habe es der Hofrat Piderit mit drei Arzneimitteln geheilt.
8) Er habe sich bisher nur einmal um eine Lebensversicherung beworben, und zwar bei dem Fürstlich Lippischen Witweninstitute. Da sei er aber abgelehnt worden, und zwar deshalb, weil er sich nicht, wie es das neue Gesetz vom 21. Juli 1829 vorgeschrieben habe, sechs Monate nach seinem Erlaß um Aufnahme beworben habe. Unterlassen aber habe er

60. Vgl. Ziegler S. 83; Briefe Nr. 80—82.

die Bewerbung, weil er damals noch nicht verheiratet gewesen sei.

9) Er wolle für die Dauer seines Lebens in Höhe von 1000 Tlrn. versichert sein.

10) Zu gunsten seiner Ehefrau.

11) Was diese für ein Interesse an der Dauer seines Lebens habe: für seine Gattin sei sein Tod ein bedeutendes Verlust.

Durch Unterschrift bekräftigt „Grabbe, Auditeur und Advocat", daß er seine Angaben und Antworten der Wahrheit getreu gemacht und nichts verschwiegen habe, was zur Beurteilung seines Gesundheitszustandes dienen könne.

In einem Nachtrag werden ferner die folgenden Auskünfte gegeben:

Er habe die geimpften Kuhpocken gehabt.

Es seien keinerlei Leiden und Gebrechen vorhanden.

Der Vater sei am 15. Dezember 1832 im 68sten Jahre gestorben, die Mutter habe am 10. November das 69ste angetreten.

Der Beitrag werde von seiner Ehefrau oder von ihm selbst bezahlt werden.

Zwei Zeugen, Physikus Schönfeld und v. Arnim, Kriminalrichter a. D., bestätigen die Wahrheit der Angaben und Antworten, soweit sie es beurteilen könnten, daß sie den Antragsteller seit längerer Zeit kennen, und daß er regelmäßig lebe.

Das „Zeugnis des Hofraths und Leibarztes Dr. Piderit für den Auditeur Dietrich Christian Grabbe"[61] ist datiert: Detmold, den 29. November 1833. Sein Inhalt ist folgender:

Die äußere Erscheinung biete nichts besonderes dar.

Mittlere Größe; keinerlei Mißbildungen; graziler Knochen- und Muskelbau.

Der Bau von Brust und Hals sei dem des gesamten Körperbaus analog.

Die Farbe des Gesichts sei blaß, eine sogenannte Abdominalfarbe, was auf schwache Verdauung hindeute.

Das Temperament sei gemischt; es könne ein nervöses genannt werden.

---

61. Q 84.

Muskelkraft und Kräftemaß seien überhaupt nicht sehr groß, größer die Reizbarkeit; leichte und schnelle Reaktion auf Reize, psychische und physische.

Respiration normal; Verdauung häufig leidend; Appetit in der Regel gering; die Zunge belegt; häufige Neigung zum Erbrechen; häufig gestörter Schlaf.

Er kenne Grabbe seit etwa zehn Jahren; seit sieben sei er sein Arzt.

In dieser Zeit habe er ihn 4—5 Mal wegen heftigen Erbrechens aus nervöser Reizung des Magens behandelt. Große geistige Anstrengungen oder Gemütsbewegungen, verbunden mit dem undiätetischen Gebrauch spirituöser Getränke hätten die Veranlassung dazu gegeben. Vor drei Jahren sei damit eine pulsatio abdominalis[62] verbunden gewesen.[63] Diese habe sich aber wieder verloren. Die Heftigkeit des Uebels sei stets schon nach wenigen Tagen zu beseitigen gewesen. Zuletzt sei Grabbe vor sechs Wochen deswegen von ihm behandelt worden.

In körperlicher Hinsicht sei ein einfacher Bruch des linken Oberarms zu erwähnen, vor vier Jahren dadurch hervorgerufen, daß ein Schlitten von den scheugewordenen Pferden umgeworfen worden sei. Er sei ohne Folgen geheilt worden.

Die bisherigen Krankheitszufälle seien bisher durch ärztliche Kunst stets geheilt worden. Jedoch hätten sie Appetit und Verdauung störend beeinflußt; auch sei die Disposition dazu nicht beseitigt.

---

62. Abdominalfarbe ist heute noch bei älteren Aerzten Niedersachsens ein Ausdruck für Blässe und leicht angegriffenes Aussehen. Pulsatio abdominalis bedeutet ein Pulsieren der Bauchaorta, in der Gegend der Herzgrube an den Bauchdecken sichtbar; es wird für ein Zeichen aktiver Blutfülle in den oberen Bauchorganen, in der Magengegend, angesehen. (Auskunft des Herrn Geheimrats Sudhoff in Leipzig.)

63. Am 10. November 1830 schreibt Grabbe an Kettembeil: „Meine tolle Lebensart und das ewige Sitzen bei dem Ungetüm von Napoleon hatte mir Bluterbrechen zugezogen, und vorigen Donnerstag hing mein Leben von ¼ Stunde mehr oder weniger Apothekerschnelligkeit ab. Vide an einl. Etiketten, daß ich nicht lüge. Jetzt wieder besser, bei meiner zähen Natur, aber der hiesige Hofrat hält mich im Zügel der Diät, weil er sagt, ich verdiente es, diät zu sein."

Krankheiten oder Leiden, an denen Grabbe vor seiner Behandlung gelitten, oder deretwegen er von anderen Aerzten behandelt worden sei, seien ihm nicht bekannt.

Grabbe habe keinerlei Leiden, Gebrechen oder körperliche Fehler.

Im Alter von einem Jahr habe er die Kuhpocken durchgemacht, später Masern und Scharlach.

Zusammenfassend urteilt Piderit: In diätetischer Hinsicht herrsche relativ zu reichlicher Genuß spirituöser Reizmittel, aber keine Trunkfälligkeit.[64] In geistiger Beziehung seien die Aufregungen groß. Das Produkt dieser anhaltenden Anstrengungen des Geistes seien die dramatischen Dichtungen, als deren Verfasser Grabbe bekannt sei.

Ergänzt wird das Zeugnis Piderits durch das Gutachten des Kaufmanns Wist. Dieser schreibt:

Das Aussehen Grabbes sei blaß und kränkelnd.

Seit er ihn kenne (ca. sieben Jahre), sei er ihm als ein scharfer Trinker bekannt. Sonst aber führe er keine unregelmäßige Lebensweise, denn er schwärme nie des Nachts und sei nicht trunkfällig. Trotzdem der Körperbau und die ohne bedeutenden Folgen gebliebene Lebensweise des Herrn Grabbe noch ein langes, wenn auch vielleicht in Siechtum verbrachtes Leben vermuten lasse, so müsse er doch einer Aufnahme widerraten.

Diese wurde in der Tat verweigert, wobei das Gutachten des Institutsarztes B*** den Ausschlag gab. In diesem heißt es:

Schon vor der ärztlichen Untersuchung des Herrn Auditeurs Grabbe habe er zu dessen Gesundheitszustand und Lebensdauer kein großes Zutrauen gehabt. Denn die Muse, der er sein Leben geweiht habe, sei keine beglückende oder das Leben erheiternde, sondern eher einer Furie ähnlich. Seine dramatische Produktion halte seinen Geist in einer starken Spannung. Seine Ansicht werde durch das ärztliche Zeugnis sowie die Aeußerungen des Bankagenten bestätigt. Er könne die Annahme nicht befürworten. —

---

64. Diesen Ausdruck kennen die großen Wörterbücher von Adelung, Campe, Heinsius und Heyne nicht. Nur Sanders führt ihn an, und zwar in seinem „Ergänzungs-Wörterbuch der deutschen Sprache“ (1885), S. 188 [c]; er erklärt ihn mit: „dem Trunk, der Trunksucht ergeben“.

Daß die Erörterung des Problems von Grabbes Charakter hinter der Erforschung seiner Werke so sichtbar zurückgeblieben ist, liegt also einmal an der zwiespältigen Natur dieses Problems. Im engsten Zusammenhang damit aber steht ein anderes: das Problem der Quellen. Dreifach ist der Weg, der zur Erkenntnis des Charakters führt: die Vergleichung der direkten Aussagen der Mitlebenden, der Schluß aus den Handlungen, die am Werk geübte höhere Kritik. Vergleichung unmittelbarer Zeugenaussagen setzt ihre Bewertung voraus. Nicht jeder Beweiszeuge verdient die Bezeichnung eines klassischen. Ihre Glaubwürdigkeit ist ungleich, und es fehlt nicht an Widersprüchen. Ereignisse aber des äußeren Lebens, die man deuten will, dürfen uns nicht in trügerischer Darstellung erscheinen. Wenn ein Beamter, der seine Pflicht vernachlässigt hat, gegen seinen Willen, mit einem Makel an der Ehre aus dem Amte entlassen wird, so wird man aus diesem Vorgang andere Schlüsse auf seinen Charakter ziehen, als wenn er, um ein Höheres zu retten, in freiem Entschlusse Amt, Heimat und Familie drangibt. Das letzte, die Gesamtheit der Werke und Briefe, gehört nicht zum Gegenstande dieser Untersuchung.

Beides also: Erkenntnis der Handlungen und Deutung der Aussagen hat Sichtung der Quellen zur Voraussetzung. Darum hätte K r i t i k d e r b i o g r a p h i s c h e n Q u e l l e n eine der ersten Aufgaben der jungen Grabbe-Forschung sein müssen.

Daß sie es nicht war, hat seinen Grund nicht so sehr darin, daß man die Notwendigkeit dieser Quellenkritik leugnete. Als die Grabbe-Forschung noch in den Anfängen sich befand, da freilich wähnte man, alles gutgläubig übernehmen, vor einander widersprechenden Ueberlieferungen aber nach Gutdünken entscheiden zu dürfen. Zweifel an deren Glaubwürdigkeit regten sich nur langsam und mit Vorsicht. Das ging so bis zum Jahre 1910; da verkehrte sich diese unkritische Haltung beinahe in ihr Gegenteil. Otto Nieten veröffentlichte im „Westfälischen Magazin“ seinen bedeutsamen Aufsatz „Neue Kunde über Grabbe“ und ging darin mit dem Zweifel bis zum Ende. Die ganze Grundlage biographischer Forschung wurde erschüttert, alles mit einemmale in Frage gestellt. Die Zeit schien gekommen für eine umfassende methodische Untersuchung. Aber weder Nieten noch seinem Nachfolger Wukadinović gelang es, den Zustand radikaler Skepsis zu überwinden und die Forschung

aus der völligen Ungewißheit zu einer neuen, höheren Gewißheit hinaufzuführen. Keiner glaubte an die Möglichkeit, die Rätsel zu lösen. Darum herrscht der durch Nietens Fragestellungen begründete Zustand des radikalen Zweifels noch heute. Noch immer wissen wir nicht, auf welcher Seite die Wahrheit zu suchen ist (oder: die höhere Wahrscheinlichkeit), ob auf Seiten der Duller-Partei oder derjenigen Zieglers, noch immer steht darum, wer den Charakter erforschen will, auf dem unsichersten Grunde.

Daraus wird deutlich, daß der jungen Grabbe-Forschung eine Krise droht. Die Behandlung des Charakterproblems ist in Rückstand geraten. Aus dieser ungleichmäßigen Bereitung des Fundaments ergibt sich ein Zustand der Spannung, der beseitigt werden muß. Dies kann nur geschehen, wenn auch Erkenntnis des Charakters wieder Aufgabe der Forschung wird, so schwierig diese sein mag. Nutzlos aber müssen alle solche Bemühungen sein, so lange auch hierfür nicht alle Voraussetzungen gegeben sind. Schlimm genug, daß die Zeit versäumt wurde, eine historisch-kritische Ausgabe zu schaffen von wirklicher Bedeutung, daß man die Kräfte zersplitterte und vergeudete am Vielzuviel bequemer oder halbdilettantischer Leistungen; schlimmer, daß nicht einmal zur Erforschung von Grabbes äußerem Lebensgange das erdenklichste getan ist. Wie aber sollen die Ergebnisse der Arbeiten um die Lösung des Charakterproblems von nennenswertem Bestande sein, wenn hier alles noch in den Anfängen steckt, wenn noch heute, fast ein Jahrhundert nach des Dichters Tode, eines der entscheidenden Ereignisse seines Lebens völlig falsch dargestellt ist, der wahre Sachverhalt noch ganz im Dunkel liegt; wenn hinter alledem, als das große Fragezeichen, die Ungelöstheit des biographischen Problems sich aufrichtet?

Nun von dorther kann jene Krise gebannt werden, nur von dorther die Erforschung des Charakterproblems einen kräftigen Anstoß erhalten.

Darum ist Zweck der vorliegenden Arbeit: Sammlung der biographischen Quellen und deren kritische Sichtung.

Erster Teil.

Die Quellen zu Grabbes Lebensgang und Charakter.

Erstes Kapitel.

Biographische Aufsätze und Nekrologe bis zum Erscheinen der Dullerschen Biographie.

Als Christian Grabbe, völlig unerwartet für die literarische Welt, am 12. September 1836 in einem Alter von noch nicht 35 Jahren starb, war von seinen äußeren Lebensumständen nur das wenigste bekannt. Zwei kurze biographische Mitteilungen hatten nach dem Erscheinen der „Dramatischen Dichtungen“ in westfälischen Blättern gestanden. Die erste,[1] vom 28. Januar 1828 datiert, erschienen im „Rheinisch-Westphälischen Korrespondenzblatt“ Nr. 6 vom 9. Februar, ist bei Wukadinović abgedruckt und wird dort für Grabbe in Anspruch genommen. Da dieser aber in einem noch ungedruckten, vom 2. März 1828 datierten Briefe[2] an seinen Freund Kettembeil, der wohl nach dem Zusammenhang gefragt hatte, selbst das in Abrede stellte, sie v e r a n l a ß t zu haben, so ist die Hypothese Wukadinović's hinfällig.[3] Die zweite Mitteilung findet sich in den „Allgemeinen Unterhaltungs-Blättern zur Verbreitung des Schönen, Guten und Nützlichen“ unter der Rubrik „Literarische Gegenstände, Kunstsachen und Alterthümer“ und hat folgenden Wortlaut: „In D e t m o l d ist der kürzlich im F. Lippischen Militär angestellte Herr Auditeur Christian G r a b b e, als dramatischer Dichter, eine freundliche Erscheinung. Früher einem lästigen Brotstudium als Advokat obliegend, erwarb er sich die jetzige sorgenfreie Stelle durch die Gnade des Durchlauchtigsten Fürsten, und da ihm dieselbe größere Muße gewährt, so dürfen wir

1. Q 2.
2. In der Sammlung des Verfassers.
3. Grabbe weist noch darauf hin, daß die Notiz einen „tollen Druckfehler“: P r ä d i c a n t, statt P r a c t i c a n t enthalte.

bald neuen Ergüssen seines reichen Geistes entgegen sehen. Hr. G. entwarf schon in seinem 17. Jahre die Tragödie: Gothland, die er auch größtentheils ausführte. Sein Neuestes: Dramatische Dichtlinge, sind sehr glänzend beurtheilt."[4] Zwei Jahre später wurde dann in einer Detmolder Korrespondenz des Mindener „Sonntagsblattes"[5] nur kurz erwähnt, daß der „durch mehrere dramatische Arbeiten rühmlich bekannte junge Dichter" als Gerichts-Auditeur in den Diensten des Fürsten stehe und „fortdauernd den Cyklus der Tragödien aus der Geschichte der Hohenstaufen" bearbeite. Bei rasch wachsendem Ruhme wurde Grabbe bald auch für würdig befunden, in die damals erscheinenden Konversationslexika aufgenommen zu werden. Die beiden Artikel, welche in den Jahren 1835 in Wolffs „Neuem elegantestem Conversations-Lexicon für Gebildete aus allen Ständen"[6] und im Herloßsohnschen „Damen-Conversations-Lexikon"[7] erschienen, vermochten freilich mit ihren höchst bescheidenen, durchaus nicht immer zutreffenden biographischen Angaben das Wissen der Zeitgenossen nur sehr unerheblich zu bereichern. Von der Persönlichkeit Grabbes konnten diese lange Zeit sich überhaupt keine Vorstellung machen. Denn die Zahl Derjenigen, denen er während der Jahre des Studiums und der vergeblichen Bemühungen, an einer Bühne Fuß zu fassen, begegnet war, in Leipzig oder Berlin, in Dresden, Braunschweig oder Hannover, war nicht allzugroß, und die Eindrücke, die zurückblieben, wohl oftmals so, daß man vorzog, sie taktvoll zu verschweigen. Und als dann das Erscheinen der „Dramatischen Dichtungen" seinen Namen mit einem Male in ganz Deutschland bekannt machte, „Don Juan und Faust" und die Hohenstaufentragödien ihn auf die „Sonnenhöhe" seines Glücks und seines Ruhmes führten, da saß er als Militärgerichtsbeamter in dem entlegenen Detmold, über das nur selten ein Reisender seinen Weg nahm. Der junge Ries kam auf den Irrfahrten des werdenden Schauspielers dorthin. Er wurde an Grabbe gewiesen und hat uns seinen Besuch bei ihm geschildert; aus verblaßter Erinnerung, doch drastisch und glaubwürdig.

---

4. Q 3.
5. Q 4.
6. Bd. 2 (Leipzig, 1835), S. 204. Der Artikel ist mit „21" unterzeichnet.
7. Bd. 4 (Adorf, 1835), S. 490.

Erst 1901 sind diese Altersaufzeichnungen ans Licht gekommen.[8] So war es Immermann, der seinen Zeitgenossen von dem Menschen Grabbe den ersten Bericht gab. Seit Grabbe seine Laufbahn begonnen, hatte dieser ihn interessiert und den Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft geweckt. Im Jahre 1831 traf Immermann durch Zufall in der „Ressource" zu Detmold mit ihm zusammen; in dem, aus Briefen an die Gräfin von Ahlefeldt bestehenden „Reisejournal", das zuerst 1833 erschien, ist die realistische Schilderung dieser seltsamen Begegnung enthalten.[9] Was Immermann fand, war nichts Bestechendes; aber ein Mensch, dessen ursprüngliches und ungemachtes Wesen sein reines Gefallen erregte. Als „ein schmales spärliches Männchen, mit einem länglichen ovalen Gesichte, und einem nicht übel gebildeten Munde, dessen blasses Antlitz aber durch ein fahles Haupthaar noch tonloser und mitleidenswürdiger" wirkte, so wurde der „Buonarroti der Tragödie", wie Hermann Marggraff ihn wenig später nannte,[10] dem deutschen Publikum zuerst vorgestellt. Als ein Mensch, den Hemmungen aufs widerwärtigste zu bedrängen schienen; der anfangs „still und schüchtern" mit einem Beamten sprach, darauf, statt Immermanns Begrüßung unbefangen zu erwidern, verlegen etwas Unverständliches sagte, auch weiterhin bei der Unterhaltung einsilbig und unbeholfen blieb, bis einige Ort[11] Wein ihn etwas freier machten und er die Anderen mit barocken Einfällen ergötzte, an denen Immermann sein Naturell erkannte.

Ganz sachlich bemühen sich auch zwei andere Besucher, die Eindrücke wiederzugeben, die sie von Grabbe dem Menschen empfingen. Gegen Ende des Winters 1835 vereinigten sich Ludwig Bechstein und Oscar Ludwig Bernhard Wolff zu einer Reise, die sie auf sozusagen klassischen Spuren „längs dem Niederrhein durch Belgien nach Paris" führen sollte. Im folgenden Jahre erschienen die Beschreibungen dieser Fahrt;[12] es hatte jedoch Wolff einzelne „Briefe und Blätter" aus seinem Reisetagebuche und damit

---

8. Q 88.
9. Q 55.
10. Vgl. Ploch S. 76 und 92.
11. In Niedersachsen so viel wie ¼ Quartier oder Kanne, so in Hannover = 0,2434 Liter.
12. Q 9 und 110/110 a.

auch den Bericht über die, in den März fallende Begegnung mit Immermann, Grabbe und Dr. Martin Runkel in Düsseldorf[13] noch gegen Ende des gleichen Jahres in der „Mitternachtzeitung“ bekannt gemacht. Bechstein verweist zunächst, ein wenig unselbständig, auf Immermann, mit dem Bemerken, dieser habe Grabbes Persönlichkeit in seinem „Reisejournal“ so treffend mit wenigen kräftigen Zügen gezeichnet, daß er Aehnliches zu versuchen gar nicht wagen wolle. Auch ihm sind die Kontraste in Grabbes Erscheinung aufgefallen: dieser „glühende feurige Poet“, Verfasser der „kolossalen, oft genialen und shakespearisch-rohen Dramen“ sei als Mensch so „ängstlich bescheiden“, daß er gar nicht von seinen Werken möge reden hören, und öfter bitte, das Gespräch doch lieber auf „andres dummes Zeug“ zu bringen; komme er aber bei der Unterhaltung in Feuer, so sprühten die genialen Gedanken wie Schwärmer umher. Keiner solle sich an „das Launenhafteckige, scheinbar Unbeholfene, Aengstliche und doch Schroffe in seinem Aeußern“ stoßen, denn er sei überzeugt, daß sich dahinter ein höchst achtungswerter und liebenswürdiger Charakter verberge. Wolff beschränkt sich im wesentlichen darauf, eine Beschreibung der äußeren Erscheinung des „höchst eigenthümlichen Mannes“ zu geben, und kennzeichnet nur am Ende seines Berichtes, ähnlich wie Immermann und Bechstein, Grabbes Art, sich am Gespräche zu beteiligen: er sei unerschöpflich gewesen an barocken Einfällen, die einander an Seltsamkeit übertroffen, aber durch ihre Frische und ihre Eigentümlichkeit in hohem Grade ergötzt hätten.

Publizistisch bedeutsam wurde noch ein anderer Besuch zweier Freunde in Düsseldorf. Ernst Willkomm und Gustav Kühne kamen im Mai 1836 zum Niederrheinischen Musikfest dorthin. Grabbe selbst trafen sie nicht mehr an, da dieser wenige Tage zuvor die Stadt verlassen hatte. Nur sein Bildnis, von Pero gezeichnet, sahen sie noch an dem Platze hängen, auf dem er im Wirtshaus „Zum Drachenfels“ gesessen hatte: ein „groteskes Gesicht mit eingefallenen Wangen, verbissenen Lippen, zerstörten Zügen, über denen eine stolze, fast majestätisch hohe Stirn wie mit dem Zorn des Donnerers thront.“ Als echte Journalisten ließen

13. Der Monat ergibt sich aus Q 57 c.

sie sich davon nicht anfechten, und als echte Journalisten verwerteten sie, was sie an mittelbaren Eindrücken von der Persönlichkeit des Dichters empfingen. Von dem großen Aufsatze Willkomms soll später die Rede sein; denn dieser erschien erst im Jahr nach Grabbes Tode. Kühne aber fügte seinen Bericht in die „Geistlichen und weltlichen Briefe aus Deutschland" ein, eine Artikelreihe in der von ihm geleiteten „Zeitung für die elegante Welt". In der Nummer vom 23. Juli 1836 wurde er abgedruckt.[14]

Die Schilderungen Immermanns, Wolffs und Bechsteins sind schlichte, sachliche Wiedergabe unbefangener Beobachtungen; darum historische Dokumente. Diejenige Kühnes ist gutes Feuilleton; darum nur von bedingtem biographischem Werte.[15] Sehr geschickt, mit der feinen Witterung des Journalisten für das Fesselnde, Ungewöhnliche, Sensationelle, einer unverkennbaren Fähigkeit der Veranschaulichung hat er verarbeitet, was er sich hat erzählen lassen. Selbst wenn ers nicht andeutete, wüßte man, wo vor allem er seine Notizen gesammelt hat. Die entschiedene Sympathie für Grabbe, die leichte Animosität gegen Immermann weisen deutlich auf Jakob Stang, den „ebenso geistreichen als liebenswürdigen Weinwirt", sowie auf dessen Schwager Schreiner. In den, im ersten Hauptteile dieser Untersuchung publizierten Briefen findet man beides wieder, samt dem und jenem echten Charakterzuge. Dazu wird schon viel Halbwahres dem Fragenden sich angedrängt haben, wenn er im Kreis der Gäste auf Grabbe das Gespräch lenkte, Anekdotisches und Legendäres dem soliden Grundstoffe sich beigemischt haben, für deren üppiges Gedeihen der „Drachenfels", als Stammlokal der Düsseldorfer Künstlerschaft, eine besonders günstige Atmosphäre bot.

Bei aller Achtung vor der dichterischen Leistung und allem Mitgefühl für den Dichter, der ganz schon als ein Untergehender gesehen ist, war so schonend der Aufsatz nicht geschrieben, daß Grabbe, dem er noch zu Gesichte kam, eine reine Freude an ihm

---

14. Q 137.

15. Anderer Meinung ist Ploch; vgl. a. a. O. S. 38. Kühne habe „unmittelbar aus der Quelle" geschöpft, schreibt er dort. Man darf wohl daran zweifeln, daß hinter diesem vagen Bilde irgend eine reale Vorstellung davon steckt, aus wie verschiedenartigen Elementen der Aufsatz Kühnes zusammengesetzt ist.

hätte haben können. Zwar ist nicht recht zu verstehen, warum er, wie Louise Christiane berichtet,[16] über die Angabe sich solle geärgert haben, daß er die in ihm aufblitzenden Gedanken zu seinen Tragödien zunächst auf Fidibus niedergeschrieben habe, wennschon dieser Zug, der fast bis zum heutigen Tage von der landläufigen Vorstellung, die man von Grabbe sich macht, untrennbar, in der Tat nichts anderes als Fabel ist, Erfindung des Gerüchts, dem es, in dem Bemühn, das Seltsame des Dichters noch zu steigern, nicht darauf ankam, selbst das Alltäglichste heranzuholen, ihm eine gewichtigere Bedeutung unterzuschieben, es dadurch zur Sphäre des Poetischen in Beziehung zu setzen und damit anzudeuten, wie sich das Ungewöhnliche des Produkts schon durch die ungewöhnliche Art der Entstehung dokumentiere.

Weit eher zu begreifen ist Grabbes Verdruß über Kühnes nicht eben sehr taktvolle, zudem übertreibende Mitteilung, er habe Rollen für Immermann abgeschrieben, eine Angelegenheit, die damals die Oeffentlichkeit noch weiterhin beschäftigte. Aber auch sonst bot ihm der Aufsatz Anlaß genug zu peinlichen und schmerzhaften Empfindungen, sowohl durch das, was wahr, als auch, was nicht wahr darin ist. Bemerkenswert bleibt, neben den mancherlei drastischen Tatsächlichkeiten, die Darstellung des Freundschaftsverhältnisses mit Norbert Burgmüller, das schon hier in sichtlich verklärendem Lichte gesehen ist, wobei Grabbes vielgenannter Nachruf im Düsseldorfer „Fremdenblatt“ keine geringe Rolle spielt.[17] Im ganzen ist zu sagen, daß gewiß manch Echtes in Kühnes Briefe steckt, daß dieses aber nur bei strenger Analyse von dem Unechten sich scheidet. Ein getreues Bild des berühmtesten Stammgastes vom „Drachenfels“ gewinnt erst, wer die sachlicheren Berichte Wolfgang Müllers[18] und Albert Ellmenreichs[19] ergänzend heranzieht, die später bekannt wurden.

---

16. Vgl. Anhang, Brief Nr. 8.

17. Immermann schreibt darüber in sein Tagebuch: „Norbert Burgmüller war kurz vor dieser Zeit zu Aachen in der Badewanne apoplektisch verstorben, und Grabbe, der in ihm seinen Trinkgenossen im Drachenfels eingebüßt hatte, verließ bald darauf die Stadt, nachdem er im Fremdenblatte einige seiner manirirten Thränen vor dem Publico, welches ihm angehörte, vergossen hatte.“ (Q 57 d.)

18. Q 76.

19. Q 21.

Grabbes Tod fand in der deutschen Presse starken Widerhall. Nachrufe in Prosa und Vers wurden ihm gewidmet. Zum ersten Male versuchte man, sich Rechenschaft über sein Leben und Wirken zu geben. Man sann dem Besonderen seiner dichterischen Persönlichkeit nach, den treibenden Kräften und den Hemmungen seiner dichterischen Entwicklung, seiner Stellung zu Gesellschaft, Kunst und Bühne der Zeit, den Ursachen seines zerstörten Daseins und seines Scheiterns. Totenklagen um den tragischen Untergang eines bedeutenden Talentes, des „sonderbarsten, eckigsten und genialsten Menschen des literarischen Deutschlands", wie Marggraff ihn nannte, sind die Gedichte von Karl Buchner[20] und Ferdinand Freiligrath,[21] die umfangreichen Nekrologe von Hermann Marggraff[22] und Heinrich Laube.[23] Man versuchte, die dürftigen und fragmentarischen Kenntnisse von seinem äußeren Lebensgange in einen geordneten Zusammenhang zu bringen. Pastor Heinrichs in Detmold war der erste, der solch eine Skizze veröffentlichte. Sie erschien zuerst in der „Hannoverschen Zeitung" und wurde binnen wenigen Tagen in vier anderen nachgedruckt.[24] Das starke Bedürfnis nach tieferem Verständnis konnte sie nicht befriedigen. Manches, so schloß Marggraff seinen Aufsatz, dürfte dunkel sein in dem Bildungs- und Verwüstungsgange, den Grabbe eingeschlagen habe; man wünsche Aufklärung von seinem künftigen Biographen, der alles, nur nicht vornehm sein dürfe. Noch nachdrücklicher den Zusammenhang zwischen Mensch und Werk, Persönlichkeit und Schicksal betonend, schrieb Laube in der „Mitternachtzeitung" die beinahe programmatischen Worte: „Thorheit und Furchtsamkeit hat es fleißig an moderner Literatur getadelt, daß diese ungebührlich die Charakteristik hervorzuheben und auszubilden suche, daß

---

20. Nachruf an Grabbe: Phönix Nr. 231 vom 29. September 1836, S. 921.

21. Bei Grabbe's Tode.: Morgenblatt für gebildete Stände Nr. 254 vom 22. Oktober 1836, S. 1013/14.

22. Christian Grabbe.: Berliner Conversations-Blatt Nr. 118 vom 1. Oktober 1836, S. 473/74.

23. Grabbe.: „Mitternachtzeitung für gebildete Stände" (Braunschweig) Nr. 165 vom 10. Oktober 1836, S. 657/60. (Laube nennt sich als Verfasser nur in diesem bedeutsamen Aufsatze, und zwar als Autor der „Modernen Charakteristiken.")

24. Q 52.

sie zu dreist in das persönliche und bürgerliche Leben hinein greife, um das geistige zu erklären — mag Unnützes, mag das was den bloßen Skandal und augenblicklichen, frappanten Effekt sucht, mag das von solchem Vorwurfe getroffen werden, den Weg sollen wir uns nicht nehmen lassen. Dieser arme, zu Tod gerungene Dichter liegt wie eine klassische Leiche der Charakteristik auf dem Paradebette der Literatur, das Persönliche und Bürgerliche seiner Charakteristik, was Ihr tadelt, erklärt allein seine Werke, erklärt seinen Tod".[25]

Was an Beiträgen zu solcher Charakteristik hervortrat, war zunächst sehr spärlich. Gustav Kühne teilte zur Ergänzung seines Düsseldorfer Briefes und der knappen Todesnachricht[26] in der „Zeitung für die elegante Welt" vom 10. Oktober unter der Ueberschrift „Grabbiana" allerhand anekdotische Züge des Verstorbenen mit. Detmolder Kaufleute, die zur Messe nach Leipzig gekommen waren, erzählten noch manches Detail aus Grabbes letzten Lebenstagen. So zum Beispiel, daß er viel gelitten habe und an verbrannten Eingeweiden gestorben sei. Akademische Freunde erinnerten sich des Leipziger Studenten „mit einem Ergötzen, daß an schaudervolle Hochachtung grenzt." Beim Hofrat Wendt sei er erschienen und habe ihn um einen Lebensplan gebeten. Wendt habe sich erkundigt, was ihn am meisten anziehe und reize. Da habe Grabbe an seine nackte, offen getragene Brust geschlagen und mit Tränen im Auge gerufen: „Das ist ja das Entsetzlichste an diesem Menschen, daß ihn nichts reizt und fesselt!" Auch vom Dresdner Aufenthalt sickerten allerhand vage Gerüchte durch. Den Schluß der Notiz bildete die sensationelle Mitteilung, Grabbe sei der natürliche Sohn eines Prinzen gewesen, „der in der Blüthe seiner Jahre den Heldentod starb", wobei jedermann wußte, daß Louis Ferdinand gemeint war. Eilig griff Hermann Marggraff diese Nachricht auf und übernahm sie nebst ein Paar der „grotesken Bilder" für das „Berliner Conversations-Blatt".[27] Im Anschluß daran teilte er die berühmte Stelle vom Genie und dem Hunger aus

---

25. A. a. O. S. 657/58.

26. In der „Zeitung für die elegante Welt" Nr. 191 vom 29. September 1836, S. 764.

27. Grabbes Tod.: Nr. 127 vom 22. Oktober, S. 511.

dem Briefe an den Kronprinzen von Preußen mit, den in seinem vollen Umfange erst fünf Jahre später Karl Riedel im „Athenäum“ abdrucken konnte.[28] Er ergänzte damit die in seinem Nekrolog enthaltene Mitteilung, man habe über die Dürftigkeit und große Not, in der Grabbe während seiner Berliner Studienzeit gelebt habe, nie eine Klage von ihm vernommen; jeden Abend aber, an dem er in der Aufführung eines Shakespeareschen Stückes gewesen sei, habe er sich etwas zu Gute getan und eine Last von Schweizerkäse genossen. Nimmt man hinzu die Anekdote vom hungerleidenden Grabbe, die Heinrich Laube schon 1835 den „Modernen Charakteristiken“ eingefügt[29] und in der „Mitternachtzeitung“ in Erinnerung gebracht hatte, so sieht man deutlich schon damals eine Tendenz sich bilden, die darauf gerichtet ist, den Berliner Studenten in tiefstes materielles Elend zu versetzen; eine Tendenz, die später in Heines bekannten Anekdoten von den silbernen Löffeln und dem dürftig bekleideten Gothlanddichter[30] ihre klassische Ausprägung gefunden hat, gleichwohl aber vor der Wirklichkeit nicht stand hält, was nach dem Bekanntwerden der Stipendiatsakten[31] mit doppelter Sicherheit behauptet werden kann. Es war überhaupt das Berliner Jahr, wie Immermann es nennt, eine „mythische Zeit“, und frühe schon waren „Sagen und Mären, wie sie sich traditionell durch die literarischen Zirkel Deutschlands zu ziehen pflegen“, von einem gewissen Grabbe erklungen, der den Zusammenkünften Uechtritzens, Heines, Köchys und Anderer, die um 1821—1822 in Berlin ihr poetisches Wesen trieben, beigewohnt habe.[32] Später wird davon ausführlicher zu reden sein.

Auffallend wird immer bleiben, daß damals kaum einer der Intimeren persönlich das Wort ergriff, nicht damals schon mehr an unmittelbaren Erinnerungen bekannt wurde. Nur zwei teilten sie mit von allen denen, die ihm begegnet waren in Leipzig und Berlin, Dresden und Frankfurt, Düsseldorf und Detmold: Gubitz und Eduard Duller. Jener nahm im „Gesellschafter“ Stellung zu einem

28. Jg. 1, Nr. 7 vom 13. Februar 1841, S. 104/05.
29. Q 138.
30. Q 51, S. 468, und Q 132.
31. Q 155.
32. Q 60, S. XII.

Thema, das damals vielfach erörtert wurde.[33] Er äußerte sich im „Gesellschafter" zu den Klagen, die die Zeitschriften füllten darüber, „daß ein so genialer Dramen-Dichter bei dem jetzigen Zustande der deutschen Bühne nothwendig mit sich und der Welt zerfallen mußte, und demnach nur in trauriger Weise habe enden können." Er tat es, befangen in enger Gesinnung und ohne viel Verständnis. Ganz einseitig sieht er in Grabbes „zur Starrheit gewordenen Schwäche, in welcher ihn einige sogenannte Freunde bestärkten", die alleinige Ursache des frühzeitigen Untergangs. Als einziges Zeugnis eines Mitlebenden zu dem Einfluß des Berliner Kreises auf Grabbes Entwicklung bleibt diese Ansicht immerhin zu beachten, und der Literarhistoriker muß sich mit ihr auseinandersetzen.

Dullers Nachruf erschien im „Phönix".[34] Ein Schattenbild nennt er ihn. Es ist der Keim zu seiner Biographie. Man sollte glauben, die spätere Forschung hätte das stärkste Interesse daran haben müssen, zu erfahren, wie Duller sich hier über Grabbe äußert, noch unbeeinflußt von anderen Menschen, Louise Christiane vor allem. Das Gegenteil ist der Fall. Selbst Ploch, der kundige Kompilator, erwähnt den Bericht mit keinem Worte. Und doch handelt es sich um ein Dokument von hoher Bedeutung. Noch vermeidet Duller es ganz, auf das Genetische einzugehen. Nur Grabbes Erscheinung sucht er zu fassen, die poetische wie die äußere, so wie er sie gesehen hatte im fast täglichen Zusammensein der Frankfurter Episode. Wärmste Teilnahme verraten seine Worte; doch verschweigt er nicht die Schatten. Als einer der ersten bemerkt er das Krankhafte an des Dichters Natur. Man begegnet einer Fülle feinsinniger und treffender Beobachtungen und dabei kaum einem einzigen wirklich falschen Zuge. Nur die Fabel von der Duellwunde am Fuße hat er, allzu leichtgläubig, von dem Renommisten übernommen. Sie findet sich auch in Kühnes Düsseldorfer Briefe, und es wird noch von ihr die Rede sein, als einem psychischen Symptom. Duller betont die Anomalie der Erscheinung; aber er überbetont sie nicht. Er bewährt im ganzen das gleiche, nicht alltägliche Verstehen, das ihn später auch als Kritiker

33. Q 46.
34. Q 16.

der „Hermannsschlacht“ auszeichnet.[35] Bei der Seltenheit der Zeitschrift lohnt es sich, zum Beschluß dieses Abschnitts das zu Unrecht mißachtete Schattenbild in seinem Wortlaut folgen zu lassen:

„Grabbe ist todt. Auf dem unansehnlichen Dettmolder Friedhof hat also diese rastlos bewegte Natur endlich Ruhe gefunden, jene Natur, die so oft als ihr eigner Widerspruch, ja als ihre eigne scharfe Verneinung erschien, eine ursprünglich edle, aber nicht selten von den Dünsten krankhafter Gelüste verdunkelte Natur, deren Erscheinung zuweilen einen wahrhaft unheimlichen Eindruck hervorbrachte, deren Wesen kindlich rührend war. Grabbe war eine Shakspeare'sche Figur, etwas von Hamlet; er erinnerte aber dabei an Ludwig Devrient's Lorenz Kindlein. Aus dieser Devrient-Kindlein'schen Demuth und Krankhaftigkeit schimmerte stets das angeborne Königliche durch, nicht blos als Hoheit, sondern oft auch als Uebermuth und meistens als Ironie. Ich sehe dich Grabbe, wie du jetzt auf deinem frischen Hügel sitzest, und den Leib darunter und die Lebendigen darüber belächelst. Du scheidest von denen, die an dein Grab kommen, die Freunde aus dem Geschmeiß aus, das dich wie Brummfliegen genirt, das heute mit erheuchelter Pietät deinen Manen den Hof macht, während es noch gestern dich mit Koth bewarf, weil du stets zwei Tuchbeinkleider über einander trugst und dich um zwei Uhr Mittags in Stiefeln und Oberrock in's Federbette legtest, neben welchem das volle Rumglas stand. —

Als du deine grüne Dettmolder Auditors-Uniform, auf die du eitler warst wie auf deine Werke, das einzige Kleidungsstück, welches stets reingebürstet am Thürnagel hing, in den Koffer packtest, dachte ich nicht, daß auf so lange geschieden sollte sein. Ich hoffte dir damals das Beste und Schönste, — nichts geringeres, als daß du statt jener Uniform bald ein neues Leben anziehen würdest. Ja wohl zogst du jetzt ein neues Leben an. Als die Herrmannsschlacht fertig war, hattest du nur noch ein Geschäft auf Erden, — zu sterben. Und das wolltest du im Teutoburger Wald abmachen. Das ist so einfach und herzerschütternd, daß man darüber weinen könnte, — wie du den unsichren einst im Duell verwundeten Fuß nach dem Plätzchen hinschleppst, wo du geboren

35. Diese erschien in Nr. 85 des „Phönix“ vom 9. April 1838.

wardst, — um dort zu sterben! Gewiß hast du den Ring mit der Locke mitgenommen, Vielverkannter!

Grabbe's Erscheinung war eine lebendige Anomalie, eine Tragödie, welche der Erdgeist und die Psyche durchkämpften, der erste mit aller Ungeschlachtheit der Materie, sein Schlachtfeld mit tausenderlei wunderlichen und fabelhaften Schöpfungen anfüllend, die zweite, das Ungeheure oft in Grazie zusammenfassend, das Nothwendige gegen das Ueberflüßige und blos Zeitliche vertheidigend. Wenn Grabbe oft die Schönheit dem Charakter zu opfern scheint, so gibt er in der That noch öfter die eingewindelte Wirklichkeit auf, um nur die nackte Wahrheit zu retten. Das Geheimniß seiner Manto war, daß er einzelne Dinge von innen kannte (gleichviel, ob er sie auch erforschte, er k a n n t e sie eben!), und in geordneter Gesammtheit betrachtete; kam es an die Darstellung, so brachte dann das Erste die schlagende Wirkung der Aehnlichkeit hervor, während das Zweite allen Gestalten zugleich auf ihrem Stück festen Bodens einen Schatten gab, der sie completirte; und so war das Profil seiner schöpferischen Weisheit — die Ironie, die dem Magus etwas Gottähnliches verliehen hätte, wäre sie nicht allzuoft in Persifflage, ja in Selbstpersifflage ausgeartet. So wurde das Belebende dieses Sauerstoffs zu einem Verheerenden, das Bindende zu einem Trennenden; der Schöpfer verstümmelte die eignen Statuen, er war im Unmuth seiner Ironie im Stande, einer herrlichen Venus eine Zahnlücke anzumalen, doch freute er sich am Häßlichen nicht als solchem, sondern weil er stets an den Aerger des Pöbels dachte, den er in fast kindischem Niederungssinn mit dem Volke identificirte, und den er mit einer Art von Wuth verachtete. Wenn er d'ran war, ein Werk für Götter zu schaffen, übermannte ihn oft der Erdgeist, den Kehricht zum Fenster hinaus auf die Menge zu schütten, die eine Himmelsgabe von ihm erwartete. Der größte Theil seines „Hannibal" wuchs während eines fast täglichen Zusammenseins zwischen ihm und mir; ich hörte stets das Frischentstandene und sagte ihm unumwunden, was ich davon hielt. Und manchmal brachte er die abenteuerlichsten Gedanken zum Vorschein. Als Hannibal gezwungen wird, Italien zu verlassen, wollte G. ihm zwei Zeilen in den Mund legen, und ihn eine Handlung begehen lassen, die an Ungezogenheit die bekannten Worte des Götz übertroffen hätte. Er war lange davon nicht ab-

zubringen; in dem gedruckten Exemplar fehlt, Gott sei Dank, die anstößige Stelle; vielleicht hatte Immermann darauf Einfluß; denn als G. von Frankfurt nach Düsseldorf reis'te, stand ihm die nicht zu erwähnende Derbheit noch fest im Kopfe.

Diesen Anomalien seiner poetischen Erscheinung entsprachen die Widersprüche in seiner äußerlichen. Daß er auf seine Uniform fast eitler war, als auf seine Werke, ward früher erwähnt. Er, der sich über alles Conventionelle so frisch und lustig hinaussetzte, mochte es gleichwohl nicht leiden, wenn man auf seiner Addresse den Auditeur vergaß, und war ebenso gewissenhaft in Bezug auf Titel seiner Freunde. In Betreff des Urtheils über seine Dichtungen, war er kindlich bescheiden — gegen Freunde, (er schlug manchmal seine Kenntniß der Alten, so wie seine historische höher im Verdienst an, als seine schöpferische Kraft) unbeugsam starrköpfig gegen das Urtheil der Menge, die er mit Füßen trat. Man würde diese Verachtung in jenen Lustspielen ausgedrückt finden, die er längst vorbereitete und bald ausgeführt haben würde, — hätte nicht Melpomene aus Eifersucht ihren Liebling lieber selbst als Opfer eingezogen. Die erste griechische Komödie hätte mit aller ihrer Derbheit sich gewiß in jenen Lustspielen Gr's verjüngt; in Frankfurt hatte er mir mehr als einmal den Vorschlag gemacht, mich dabei mit an's Werk zu halten; es war damals sein Lieblingsgedanke, sich ganz auf die Komödie zu werfen. Den Stoffen nach zu schließen, die er im Kopfe trug, hätten sie von der Bühne herab wohl nie öffentlich werden können. Bei solchen Unterhaltungen war er leidenschaftlich bis zur Exaltation, daß einem Fremden angst und bange werden konnte. Eben so leidenschaftlich war er in einmal gefaßten Vorurtheilen gegen Verhältnisse und Personen; — hinter einem solchen Fanatismus hätte Niemand die Weichheit vermuthet, mit welcher er sich Freunden, die er einmal liebgewonnen, ungetheilt hingab. Um dieser seiner Lauterkeit und Treue in der Freundschaft willen mußte man ihm seinen (vielleicht nur scheinbaren) Weiberhaß vergeben, den er so oft in Raserei wüsten Taumels begraben wollte. Werfe Niemand deßhalb einen Stein auf ihn! Das war ein wunder Fleck in seiner Seele. Seiner Treue in der Freundschaft entsprach eine innige Anhänglichkeit an die Familie seines Landesfürsten, von welcher er nie ohne Wärme sprach, und die weniger aus seinen politischen Grundsätzen (er

ergoß sich oft auf das Bitterste gegen die liberale Partei und deren Stimmführer), als aus einem aufrichtigen Gemüthe stammte. — Gegen seine Lebenskraft stürmte er, wie gegen einen Todfeind; er machte sich nichts aus dem Leben; es war ihm wie Luft; er zündete wie im geschloßnen Raum Feuer auf Feuer, die Stoffe zu entbinden, freute sich dabei nur am Anblick der Glut. Den Todeskeim trug er lang in sich herum, bis auf die heimathliche Erde, wo dieser — Wurzel fassend, die Hülse endlich zersprengte.

Kein schiefer Blick falle auf dein Grab, kein kleinmeisterliches Bedauern mache dir die Erde schwer, Grabbe. Wenige verstanden die innere Schrift in dir zu lesen, — — viele thaten dir weh; selbst, die du Freunde nanntest, wußten dich nicht an der gesunden Seite anzufassen. Du hast ihnen die Sache erleichtert, indem du starbst. Schlaf wohl, Grabbe, und lausche in deinem Bette des Rauschens aus dem Teutoburger Wald!“

Die Diskussion ging weiter. Die von der „Zeitung für die elegante Welt“ verbreitete Nachricht, Grabbe sei der natürliche Sohn eines Prinzen gewesen, war in das Probeblatt Nr. 1 des von Eduard Maria Oettinger in Hamburg angekündigten „Argus“ übernommen worden. Ausdrücklich war darin der Name der Persönlichkeit („Prinz Louis“) genannt und die Bemerkung angefügt, der Sohn brauche sich seines Vaters, der Vater seines Sohnes nicht zu schämen. Jetzt wurde von der Heimat des Dichters aus dagegen Widerspruch erhoben. In der damals von Dr. Runkel redigierten „Elberfelder Zeitung“ erschien in der Nr. 330 vom 28. November eine aus Detmold vom 23. desselben Monats datierte Korrespondenz,[36] in der ein Ungenannter die Sache der Eltern führt. Die Erzählung des „Argus“, so beginnt er, sei ein Beleg dafür, wie weit es mit der Jagd nach pikanten Artikeln in jener dürren Zeit von der periodischen Presse getrieben werde. Kaum könne man mehr Ungereimtheiten in so engem Raume zusammendrängen, und es sei schwer zu begreifen, wie Jemand sich unterfangen möge, solche unbegründeten, aus der Luft gegriffenen Gerüchte in die Wellen der Geschichte zu werfen. Grabbe sei der Sohn ehrbarer Eltern, in gesetzlicher Ehe erzeugt. Der Vater sei Zuchthaus- und Leihbankverwalter gewesen und vor einigen Jahren gestorben; die

36. Q 5.

Mutter, deren guten Ruf der Pamphletist anzutasten wage, lebe noch in tiefster Trauer um den frühvollendeten Sohn. Einige Wochen vorher hatte bereits die Braunschweiger „Mitternachtzeitung“[37] sich zu dem Gerüchte geäußert. Der gleichfalls ungenannte Verfasser, besser unterrichtet als der wohlmeinende Detmolder, scheint recht wohl gewußt zu haben, daß es sich dabei keineswegs um die böswillig aus der Luft gegriffene Erfindung eines „Pamphletisten“ handelte, den wahren Ursprung recht gut geahnt zu haben. „Zu Grabbe's Charakterisirung“, so schreibt er, „gehört auch noch, daß er sich für den natürlichen Sohn eines Prinzen hielt — diese Idee ist eine gewöhnliche Begleiterin derjenigen, welche ihre Anforderungen und Wünsche nicht in Verhältniß mit ihrer Stellung zu bringen wissen. Wir haben einen Ausdruck, der dafür gemacht scheint: das ist die rechte Höhe! Dem Referenten sind bereits vier solche desavouirte Prinzen vorgekommen, die sich zur Entschädigung für sonstige Apanage an die Literatur und regellose Munterkeit hielten.“ Das Gerücht spukte noch eine Weile in den Zeitungen herum. Im Januar 1837 dementierte es Federigo Orafo in einem Feuilleton der „Abend-Zeitung“.[38] Die Sage, so meint er, gehe nur von überschwenglichen Witzlingen aus, und dann gibt er die gleichen Tatsachen wieder, wie die „Elberfelder Zeitung“. Anfang Februar erschien in der „Allgemeinen Zeitung“ als ein verspäteter „Nekrolog“, bereits mit reichlicherem biographischem Detail ausgestattet, der Aufsatz des Düsseldorfer Regierungsrates Viebahn.[39] Er bringt im ersten Teile eine schon ausgeführtere Skizze von Grabbes äußerem Lebensgang; in einem zweiten wird als der beherrschende Zug seines Wesens die Menschenverachtung hingestellt und eine knappe Charakteristik seiner Produktion versucht. Daß Louise Grabbe mit dieser Publikation nicht einverstanden war,[40] ist zu begreifen. Denn unter den tatsächlichen Angaben finden sich seltsame Irrtümer. Der Einfluß Byrons wird — viel zu früh — schon in die Schülerzeit, der Anfang des Studiums von Leipzig nach Göttingen

37. In Nr. 182 vom 8. November 1836, S. 728.
38. In Nr. 6 vom 7. Januar, S. 23.
39. Q 107.
40. Vgl. Anm. 51 des Anhangs.

verlegt, aus dem Jugendlustspiel, mißleitet durch den kuriosen Titel, eine Abhandlung über „Scherz, Satyre und Ironie“ gemacht. Auch an die Duelle des Akademikers hatte der Verfasser geglaubt und in dem Ausschreiben von Rollen die stetige Beschäftigung sowie den Quell des Unterhalts der Düsseldorfer Zeit erblickt. In Anderem zeigt Viebahn leidliche Orientierung. Zum ersten Male sah man die Berichterstattung auf die Gymnasialzeit ausgedehnt. Auch findet sich gleich zu Beginn die Konstatierung, Grabbe habe es in späteren Jahren geliebt, seine Herkunft durch Einflechtung einer fürstlichen Liebe zu karikieren, womit wohl die Herkunft des Gerüchtes, nicht aber die seelische Genesis getroffen ist.

Zwei bedeutsamere Erscheinungen lenkten darauf das Interesse des Publikums in erhöhtem Maße der Gesamterscheinung des Dichters zu und ließen jenes fabulöse Gerede mit der Zeit verschwinden. Es sind die Aufsätze von Willkomm und Immermann.

Willkomms Beitrag zu den „Jahrbüchern für Drama, Dramaturgie und Theater“[41] ist wichtig für die Geschichte der Auffassung Grabbes. Sein biographischer Wert dagegen ist gering. Die Quellen, aus denen er geschöpft ist, sind dieselben, wie bei Kühne, und was von dessen Aufsatz gesagt wurde, gilt mehr oder weniger auch hier. Nur insofern ist Willkomms Material reicher, als ihm das ganze Bündel der Briefe Grabbes an den Verleger Schreiner zur Einsicht vorgelegen hatte, unschätzbare Zeugnisse zur Erkenntnis seines Charakters, von deren scharfer Analyse Willkomm mit Recht ein tieferes Verständnis seines Werks erwartete. Zum ersten Male bot sich jetzt Einblick in diese unmittelbarsten der Dokumente. Für mehrere der mitgeteilten Briefstellen, zu denen die Handschriften verschollen blieben, hat der Aufsatz noch heute Quellenwert.

Sehr mit Unrecht vermißt Piper[42] in Willkomms Studie den wissenschaftlichen Ernst. Als ob's ihm darauf angekommen wäre, „durch ernste Forschung“ zum Verständnis Grabbes beizutragen. Journalist war Willkomm, kein Universitätsprofessor, und darum suchte er Erkenntnis durch dichterische Einfühlung, und Wirkung nicht durch gründliche Sammlung und kritische Prüfung, sondern

41. Q 147.
42. A. a. O. S. 3.

durch eine geistreich-subjektive Schicksalsdeutung, eine oftmals sensationelle oder pikante Ueberbetonung der ungewöhnlichen und bizarren Charakterzüge und endlich einen ins Poetische gesteigerten bilderreichen Stil.

Zum ersten Male versucht Willkomm, den Werdegang des Menschen darzustellen. Die innere Entwicklung ist ihm die Hauptsache; er unternimmt es, sie bis zu den Ausgängen zurückzuverfolgen. In Grabbes Jugend erkennt er, wie er sich ausdrückt, die Mutter seines immerwährenden Zwiespaltes; im Zuchthausmilieu den Schlüssel zu all seinen nachmaligen Seltsamkeiten. Die Frage, warum Grabbe scheitern mußte, führt zu einer Kritik der Gesellschaft. Er sei untauglich gewesen für das Heer der systematisch moralischen Menschen. Hätten nur die Deutschen sich die Mühe gegeben, ihn zu verstehen, so würde ein glücklicheres Leben sein Los gewesen sein. Zu sehr war Willkomm für jene unbekannte Frühzeit auf Anekdoten und unverbürgte Sagen angewiesen, als daß die Genesis der Jugend schon hätte gelingen können. Fremd blieb ihm, um nur eines zu nennen, die schwächliche Konstitution des Knaben, der alles andere, nur nicht wagemutig gewesen ist. Er übernahm darum die Fabel vom aufgehaltenen Sträfling, von den Wunden, die Grabbe in Duellen erhalten habe, und stellte die Behauptung auf, daß eine kriegerische Laufbahn sein eigentlicher Lebensberuf würde gewesen sein. Daneben fehlt es keineswegs an guten und treffenden Gedanken, und mehr wie einmal kommt feine Witterung der Wahrheit nahe. Auch Willkomm erwähnt das Gerücht, das Grabbe zum natürlichen Sohn eines bekannten Fürsten machte. Nur eingebildete Ueberzeugung, so glaubt er, sei es gewesen. Ihrem Grunde nachsinnend stößt er auf das Prinzip des Kontrasts. Das Genie liebe Extravaganzen, so schreibt er, und vollends ein Mensch wie Grabbe, der sein tägliches Brot nur in den Gegensätzen gefunden habe, habe nicht leben können, ohne sich in abenteuerlichen Phantasmagorien aus dem Schlamme des Cynismus die Hoheit seiner Bestimmung als Dichter zu erbauen. Flucht aus enger, drückender Wirklichkeit in das Bereich der Phantasie, das Bestreben, einen Makel der Abkunft durch das Gegenteil zu kompensieren, dunkel ist es hier von Willkomm geahnt, der an einer anderen Stelle verrät, wie sehr er Grabbes Dichten überhaupt als

eine Flucht empfand. Noch einen Schritt weiter, und man kommt dahin, zwei andere phantastische Gebilde Grabbes, die Duellwunde und den Glauben, in Paris gewesen zu sein, von dem Graf Schack berichtet,[43] auf die gleiche Art zu erklären. Davon wird noch zu sprechen sein. Daß Grabbe Rollen für Immermann abgeschrieben habe, wird von Willkomm in gehöriger Ausschmückung mitgeteilt, zum Schlusse aber die Bemerkung angefügt: vielleicht sei es nötig gewesen, den zerlebten Grabbe auf solche Weise zu beschäftigen. Auch darin findet man die Ahnung richtigen Zusammenhangs, hier mit Grabbes damaligem nervösem Zustande, den Keim zu der Erkenntnis, daß diese vielumstrittene Maßnahme Immermanns wohl die des Seelenarztes war.

Besonders charakteristisch für Willkomms Art der Darstellung sind die beiden Abschnitte (S. 75), die dem späteren Aufenthalte in Düsseldorf gewidmet sind. Ganz realistisch beginnt er. Man spürt die solide Grundlage, die verläßlichen Aussagen Stangs und Schreiners. Ruhig wird ein glaubhafter Zug an den anderen gereiht: „Grabbe's Leben in Düsseldorf war einförmig, wenn man will, regelmäßig. Er bewohnte auf der Rheinstraße in einem Weinhause ein bescheidenes Zimmer. Bequemlichkeiten waren ihm unbequem. Comfort liebte er nicht. Ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl, daneben Papier, Feder und Tinte nebst hinreichenden Spirituosen konnten ihn glücklich machen. Umgang begehrte er ebenfalls nicht. Sein ganzer Aufzug mochte nicht sehr anziehend sein. Er blickte finster, mistrauisch, mürrisch und verächtlich auf Jedermann herab, namentlich auf solche, denen er es ansah, daß sie ihn aus Neugierde besuchten. In solchen Fällen war er nicht grade gentil zu nennen. Auf ein schlagendes Wort mehr oder weniger kam es ihm dann nicht an, und wie ein so Abgefertigter später von ihm dachte, galt ihm gleich. Er konnte es nicht leiden, sich wie ein Wunderthier von allen Seiten betrachten zu lassen.“ Nun folgt die Schilderung des Freundschaftsbundes mit Norbert Burgmüller, und der sachliche Bericht wandelt sich zum Novellenfragment. Das karge Detail wird poetisch umkleidet, phantasievoll ausgeführt, Reflexionen mischen sich bei, der schlafende Grabbe im Weinhause zu Düsseldorf wird zu einem Bilde von symbolischer Bedeutung.

---

43. Q 92, S. 90/1.

Im Gegensatz zu Willkomm ist bei Immermann die Gestalt Grabbes einfach und klar gesehen; vielleicht sogar zu einfach. Die Annahme Blumenthals, er sei vielleicht zur Abfassung seiner Arbeit hauptsächlich durch den Wunsch angetrieben worden, sich gegen mancherlei ungerechte Anschuldigungen zu verteidigen, die, wie er sage, „im Schmutz des Journalgeklätsches" gegen ihn auftauchten,[44] ist sicherlich falsch. Wenn Immermann sich entschloß, die dürftigen Tagebuchnotizen aus der Zeit seiner Bekanntschaft mit Grabbe auszugestalten, alle die „Widersprüche und Incongruenzen" seines Wesens aufzuzeichnen, die seinem Blicke in gedrängter Folge sich vorüberwälzten, so bestimmte ihn dazu ein Schreiben Dr. Francks aus Wien, der ihm mitteilte, er wolle dem Dichter in seinem „Taschenbuche" eine kleine Todtenfeier errichten, und ihn bat, zu der in Aussicht genommenen allegorischen Vignette einige Begleitworte über Grabbes Leben und Wirken beizusteuern.[45] Daß er diese Gelegenheit benutzte, ein Wort zu seiner Verteidigung einzufügen, ist selbstverständlich.

Den Keim des Aufsatzes bildet die erwähnte Tagebucheintragung, die in der zweiten Hälfte des Januar 1835 entstanden ist.[46] Sie hat in das von Putlitz herausgegebene Werk Marianne Immermanns nur teilweise Aufnahme gefunden und wird deshalb hier in ihrem vollen Wortlaute mitgeteilt:

„Eine bedeutende Bekanntschaft entstand für mich im December. Ich erhielt auf einmal, ohne mich dessen zu versehen, von Grabbe aus Frankfurt einen Brief,[47] worin er mir den Bruch seiner bürgerlichen Verhältnisse und seine Noth anzeigte, sagte, daß er nach Düsseldorf kommen wolle, und mich um Hülfe ansprach.

Was ich konnte, sagte ich ihm zu, nämlich Bezahlung der Miethe, Beschäftigung durch Schreibarbeit und meine Vermittlung, ihm für seine Sachen einen Verleger zu schaffen.
Hierauf kam er Anfangs December an.

---

44. A. a. O. S. 7/8.
45. Der Brief befindet sich in Immermanns Nachlaß (im Goethe- und Schiller-Archiv), und zwar in der Literarischen Correspondenz vom 3. September 1836 bis zum 16. April 1838, fol. 42.
46. Q 57 a.
47. Nr. 150.

Ich traf ihn im Hemde auf einer kalten Stube im Römischen Kaiser, und werde nie unsre erste barocke Entrevue vergessen. Er kam mir grade vor, wie ein Mensch, welcher vom Monde auf die Erde gefallen. Eine außerordentlich große, prächtige Stirne, herrliche blaue Augen, eine kleine, wohlgeformte Nase, dann aber der untere Theil des Gesichts auf die sonderbarste Weise zurückweichend, kein Hals, sondern Kinn und Brustknochen durch eine schräge Fleisch-Fettlage verbunden. Sehr kleine Hände, der Körper aber in Haltung und Bewegung so ungefüg, daß er mir wie der gemischte König im Mährchen Goethes vorkam.

Nachdem ich ihn in seinem Quartiere installirt hatte, verhinderten mich meine Geschäfte während einiger Tage, ihn zu sehn. Als ich mich wieder nach ihm umthat, hörte ich von der Wirthin gewaltige Klagen über seine Völlerei und sah in seinem Zimmer leider das Corpus delicti, nämlich das große Rumglas, welches er, wie mir berichtet wurde, täglich unglaublich oft leerte. Ich las ihm nun gehörig den Text, und erklärte, daß, wenn er das viehische Saufen nicht lasse, ich mich ganz von ihm abziehn würde.

Er hörte diese Strafpredigt wie ein Kind an, und versprach Gehorsam.

Wirklich hat er den Rum gelassen und genießt seit d e r Zeit nichts als Bier. Freilich auch in gewaltiger Quantität, indeß ist dieß doch immer unschädlicher, als der Branntwein.

Um ihm eine Zerstreuung zu verschaffen, gab ich ihm ein Freybillet ins Theater, von welchem er auch fleißigen Gebrauch macht. Auch er ist von der hiesigen Bühne und ihrer strengen Schule überrascht.

Er hatte ein mährchenhaftes Lustspiel: Aschenbrödel gemacht, und arbeitete an einem Trauerspiele: Hannibal. Von letzterem theilte er mir mehrere Szenen mit, worin ich den Vers auf eine Weise behandelt fand, daß ich ihm nur rathen konnte, ihn ganz aufzugeben. Er folgte mir, und ist daran, das Stück in Prosa umzuschreiben.

Ich knüpfte mit dem Buchhändler Schreiner seinetwegen an, und hatte das Vergnügen, Aschenbrödel für 10 Friedrichsd'or unterzubringen, auch Schreinern zum Hannibal geneigt zu machen.

Ein hingeworfnes Wort, daß ich den ältesten Hamlet wohl verdeutscht zu sehen wünsche, bewog ihn, der sich alle Weise mir

dankbar zu erzeigen trachtet, diese Uebersetzung zu unternehmen. Seine Briefe, deren er in der Woche mehrere an mich zu schreiben pflegt, enthalten die barocksten Einfälle, aber auch die klügsten, wahrsten Gedanken.

Ein Urtheil im Ganzen über ihn zu fällen, ist sehr schwer. Er kommt mir vor, wie der Westphälische Bauer par excellence, scharfsinnig, einfach, urgermanisch, geradezu auf das Rechte losgehend, aber auch sehr roh, vielleicht sogar undankbar."

Den Ereignissen der folgenden Zeit sind nur ein paar „dürftige Notizen" gewidmet: „Im März Besuch von den beiden Gelehrten OLB. Wolff u. Ludwig Bechstein.
Der Umgang mit Grabbe wird fortgesetzt; er ißt alle Sonntage draußen. Er schreibt das Heft über das ‚Düsseldorfer Theater'."[48]

Ein Vergleich der beiden Fassungen lehrt, daß der bekannte Bericht von Grabbes Einzug in Düsseldorf durchaus in Art der realistischen Erzählung ausgestaltet ist. Immermanns Schilderung gilt im wesentlichen dem Grabbe der Düsseldorfer Zeit, also dem schon Schwererkrankten, mit dem Tode Vertrauten. Die Entwicklung von der Jugend her skizziert er mit wenigen Strichen, bei den entscheidenden Ereignissen der letzten Detmolder Jahre begnügt er sich mit Andeutungen. Immerhin war er für diese Zeit nicht nur auf Grabbes eigene, nicht durchaus zuverlässige Angaben angewiesen; vielmehr standen ihm außer diesen noch zwei Schriftstücke zur Verfügung, die bisher im Verborgenen gelegen haben: ein Brief des Prorektors Clemen in Lemgo vom 13. Dezember 1834[49] und ein umfangreiches Schreiben Louise Grabbes an ihren Gatten, datiert aus Detmold vom 13. November 1834.[50]

Nimmt man zu diesen Dokumenten den reichen Bestand an Briefen, die ihm aus Grabbes „grenzenlosem" Mitteilungsbedürfnis fast täglich zugekommen waren, so hat man das Material beisammen, aus dem Immermann seine Schilderung aufbaute, die immer zu den klassischen Charakteristiken des Dichters gehören, mit der tiefen Einsicht in den Kern von dessen Wesen immer einen hohen Rang behaupten wird. Seinem untrüglichen, juristisch ge-

48. Q 57 c.
49. Q 12.
50. Q 35 e.

schärften Blicke entging nicht das Krankhafte der Erscheinung. Er erkannte, daß die unmäßige Arbeitswut, die Unfähigkeit, irgend ein Thema in der Unterhaltung mit einer gewissen Stetigkeit festzuhalten, ein „gefährliches Symptom“ war, „für eine Hektik des Geistes, für das Zeichen geheimer Todesahnung“ gelten konnte, indem die Kraft, welche ihr Verwelken fühlt, sich des Vollgehaltes der kurzen Spanne Zeit, die ihr noch zugemessen ist, mit fieberischer Heftigkeit zu bemächtigen suche. Daß die meisten lustigen, ja ausgelassenen Momente, die er mit ihm durchlebte, doch nur aus dem Scheine der wahren Fröhlichkeit entsprangen, daß sich Grabbe, trotz aller drolligen Einfälle, trotz seiner poetischen Aufspannungen, tief-elend fühlte, daß seine Erinnerungen, wie ein todtatmendes Gespenst, jede Blüte in ihm anhauchten, daß bestimmte Aeußerungen einer leichenhaften Empfindung einen Geist verrieten, der um seine Jugend gebracht worden war. Hier kommt Immermann auf das Gerücht von der geheimnisvollen Geburt zu sprechen: „Seine Wiege in den ihr nach seiner Meinung gebührenden Glanz zu rücken, griff er zu den sonderbarsten Erfindungen, die Nichts verschonten, auch das Nächste nicht.“ Der wahre Urheber ist ihm also nicht verborgen; der Zusammenhang mit dem Beruf des Vaters wird wenigstens geahnt. Noch eine andere, oft getane Aeußerung Grabbes führt er an: „Was soll aus einem Menschen werden, dessen erstes Gedächtniß das ist, einen alten Mörder in freier Luft spazieren geführt zu haben!“ Vorsichtig setzt er freilich dazu, er wisse nicht, ob darin eine buchstäbliche Wahrheit gelegen habe. Es ist vielleicht nicht unnötig, einmal festzustellen, daß dies in der Tat nicht der Fall ist, schon deswegen nicht der Fall sein kann, weil während der in Frage kommenden Zeit das Zuchthaus zu Detmold einen wegen Mordes Verurteilten überhaupt nicht beherbergte. Aus den von Grabbes Vater mit musterhafter Sorgfalt geführten Tabellen ergibt sich dies mit voller Sicherheit. Durchaus im Rechte aber ist Immermann, wenn er diesen „unerträglichen und widrigen“ Erinnerungen, den ersten der Kindheit, so entscheidende Bedeutung beimißt. Wenn er konstatiert, daß Grabbes früheste Blicke den Abschaum der menschlichen Gesellschaft sahen, daß die jugendliche Psyche aus diesem Schmutze sich erst losringen mußte, daß die Richtung der Vorstellungen gegen das Gemeine und Abscheuliche, welche die ersten dichte-

rischen Versuche entstellt habe, notwendigerweise eine Zeit lang als krankhafte Nachwirkung geblieben sei, daß seine Natur mit richtigem Instinkte das einzige Heilungsmittel gewählt habe, das sich hier darbot: die Geschichte. Es kommt hier lediglich auf die Gesamthaltung an, nicht auf die Einzelheiten. Da wird man, auf dem Grunde intimerer Kenntnis des Milieus, manches zu modifizieren haben. Die Auffassung aber bleibt bemerkenswert, noch bemerkenswerter das Zeugnis, daß Grabbe redlich seiner Herstellung — der Reinigung seiner Seele von den vergiftenden Eindrücken der Kindheit — obgelegen habe. Als Professor Gubitz seinen Nekrolog auf Grabbe niedergeschrieben hatte, da hatte er es getan wie etwa ein Schulmeister, der über einen mißratenen Primaner zu Gerichte sitzt, in dem sittenstrengen Tone des Mannes, dem ein Zuwenig an Widerstandskraft schon Makel, und Unterliegen eine Schande ist, der für alle Menschen nur einen allgemein gültigen Maßstab hat. Genialität hatte er dem Dichter zugestehen müssen, wenn auch nur eine rohe; sonst sah er nichts an ihm als kindliche und kindische Schwächen, Eigensinn und Verschrobenheit, und keine Spur von Selbstbeherrschung. Daß er so frühzeitig untergegangen war, sei durch nichts anderes verschuldet worden, als seine zur Starrheit gewordene Schwäche, in welcher einige sogenannte Freunde ihn bestärkt hätten; wenn man von ihm sagen müsse, er sei mit seiner Zeit zerfallen, so spreche man auch das Härteste aus über seinen moralischen und geistigen Widerstand. Angesichts solcher Worte hielt es Immermann für Pflicht der Lebenden, den Toten „über der Alles nivellirenden Fluth des mittelmäßigen Redens und Meinens emporzuhalten." Sein ungetrübter Blick verkannte nicht die tiefe, leidvolle Tragik im Leben dieses übermäßig belasteten, unglücklichen Menschen, jene Tragik, die man darin finden muß, daß Grabbe, mehr als gewöhnliche Menschen begabt, aber auch mehr, als diese, durch Widerstände gehemmt, nur zu gut die Disharmonien seiner Natur erkannte, auch ernsthaft strebte, ihrer Herr zu werden, daß ihm aber die Kraft zum Gelingen versagt war. So schließt denn Immermann sein Charakterbild mit der, neuerer, medizinisch befruchteter Erkenntnis weit vorauseilenden Bemerkung: „Grabbe gehört zu den Verschrieenen, und Männlein und Weiblein meinen, wenn er nur gewollt hätte, er hätte schon anders sein können. Ich aber sage: Er konnte

gar nicht anders sein, als er war, und dafür, daß er s o war, hat er genug gelitten.“ Damit bezeichnet er den einzigen Standpunkt, von dem aus man der Erscheinung Grabbes gerecht werden kann.

Ueber den Aufsatz kam es noch zu einem Meinungsaustausch mit Oscar Ludwig Bernhard Wolff. Unterm 3. November 1837 schrieb Immermann an diesen: „Der Frank'sche Almanach ist auch heraus und darin mein Grabbe. Er nimmt sich, wie mich dünkt, gedruckt nicht übel aus. Haben Sie ihn schon gelesen? In diesem marquanten und marquirten Wesen will ich die ganzen dramaturgischen Erinnerungen halten; ich werde Nichts verschweigen und jedes Ding bei seinem Namen nennen.“ Darauf antwortete Wolff, daß der Aufsatz über Grabbe seinen Erwartungen nicht entsprochen habe; einmal, weil Immermann Grabbe als Dichter nicht genugsam charakterisiert habe, was er doch hätte sollen, da sein Urteil ein geltendes sei; dann aber, daß Immermann sich selbst nicht genug gegen boshafte und hinterlistige Mißdeutungen, an denen es nicht fehlen würde, sicher gestellt. Wiederum entgegnete Immermann unterm 21. Dezember desselben Jahres: „Daß Sie mit meinem Aufsatze über Grabbe nicht zufrieden sind, thut mir leid; eine solche extravagante Figur muß man gerade mit der epischesten Ruhe und Deutlichkeit schildern, soll sie uns nicht gar in Schaum und Dunst zerrinnen. Seine Eigenschaften, sein Wesen habe ich daher ohne die über ihn Mode gewordene poetische Prosa hinzustellen versucht, seine Schwächen und Laster mit Milde behandelt, auch auf den eigentlichen Kern, woraus der ganze Mensch gewachsen, hingedeutet. Was sollte ich nach meiner Individualität anders thun? Das, was vielen Andern in seinen Sachen wie Hypergenialität vorkommt, erscheint mir nun einmal als Product der Schwäche seines Vermögens; dies hängt mit meiner innersten Ueberzeugung von der Eigenthümlichkeit poetischen Schaffens zusammen. (War Sonnenberg[51] ein großer Dichter, weil er Erden und Weltenbrände, Sonnensysteme, Milchstraßen und Abgründe zusammenwürfelte und sich am Ende aus dem Fenster stürzte?) Mithin ist der ganze Aufsatz aus historisch-ästhetischen Ueberzeugungen entsprungen; ein Ressentiment gegen Grabbe hat daran keinen Antheil, was er an mir delinquirt, war ihm längst vergeben.“

51. Vgl. ADB 34, 626/28.

Zweites Kapitel.

Die Biographie Eduard Dullers.

a) Ihre Vorgeschichte und Entstehung.

Die Grabbe-Biographie Eduard Dullers ist erst nach umständlichen Verhandlungen zustande gekommen. Diese sollen auf Grund des noch nicht benutzten handschriftlichen Materials mit einiger Ausführlichkeit dargestellt werden, erstens weil sich aus der Art der Entstehung schon einige Schlüsse auf den inneren Wert der Biographie ziehen lassen, zweitens, weil dadurch Gelegenheit gegeben ist, aus den Briefen der Louise Christiane, von denen bisher nur wenige veröffentlicht wurden, umfangreichere Proben bekannt zu machen. —

Wenige Wochen nach dem Tode Grabbes ließ Carl Georg Schreiner, dessen Düsseldorfer Verleger, durch seinen Schwager Stang die Witwe wissen, daß er auch an der im Manuskripte hinterlassenen „Hermannsschlacht“ Interesse habe. Louise antwortete erfreut, unterließ freilich nicht, vorsorgend zu bemerken, daß das jetzt in den Händen des Abschreibers befindliche Werk nicht die „Hermannsschlacht“ sei, welche Grabbe in Düsseldorf geschrieben habe, sondern ein neues Drama, in Detmold begonnen und vollendet, setzte auch hinzu, man finde dasselbe ausgezeichnet gut und erkenne darin das Beste, was aus seiner Feder geflossen. Darauf erwiderte Schreiner unterm 31. Oktober: „Was nun endlich die von Ihrem verewigten Mann hinterlassene Hermanns-Schlacht betrifft, so bin ich mit Vergnügen erbötig, sie in Verlag zu nehmen, da ich mich gegen Grabbe dazu verpflichtet habe. Er hat mir oft, im augenblicklichen Aufwallen seiner Freundschaft das noch unfertige Werk mündlich und schriftlich als ein Geschenk versprochen, und dagegen von mir das Versprechen gefordert, es nach seinem Hinscheiden, was er wohl schon lange

herannahen fühlte, zu publiciren. Wenn Sie mir nun das Manuscript auf einen Tag nur zur Einsicht anvertrauen wollen, so will ich mich sofort darüber erklären, ob ich es verlegen kann oder nicht. — Für den Fall, daß diese Erklärung bejahend ausfiele, würde ich das Werk mit Ein Hundert Thalern in Gold honoriren. Eine würdige äußere Ausstattung würde auch nicht fehlen. Wir haben hier ein sprechend ähnliches Bild von Grabbe, was ich wahrscheinlich stechen lasse und es dann als Titelkupfer beigeben würde."

Krankheit und übergroße Aengstlichkeit Louisens, die das Paket nicht in Detmold zur Post geben wollte, verzögerten die Versendung der Abschrift, langwierige Kränklichkeit Schreiners dessen Bescheid. Erst unterm 14. Februar 1837 schrieb er Louisen, die „Hermannsschlacht" werde, wenn ihr das gebotene Honorar von 100 Talern in Gold genehm sei, vier Wochen nach ihrer Antwort fertig sein. Das Werk leide, bei großen Schönheiten, doch sehr an Skizzenhaftigkeit, und besonders ermatte es gegen den Schluß hin bedeutend. Der Gedanke, das Porträt Peros als Titelkupfer zu benutzen, war ihm wieder leid geworden. Dagegen, so fügte er hinzu, würde ihm eine Biographie Grabbes, „von kräftiger Hand gezeichnet", eine willkommene Zugabe sein. Ob Louise in Detmold niemand kenne, der diesem Geschäft gewachsen sei.

Die Anregung zur ersten Biographie Grabbes ist also von Schreiner ausgegangen, und nicht, wie Nieten[1] fälschlich annimmt, von Louise, mochte sich aber mit deren Wünschen wohl begegnen. Schon zu Lebzeiten des Dichters hatte mancher Skandal, mancher Klatsch über die zerrüttete Ehe die kleine Stadt erfüllt. Nachdem man Grabbe zu Grabe getragen, werden diese Gerüchte in vermehrtem Maße umgegangen sein, und in ihnen wird auch die Witwe nicht immer eine rühmliche Rolle gespielt haben. Sie hatte eine starke Gegnerschaft und wird das Bedürfnis gefühlt laben, vor dieser, vielleicht auch vor ihrem nicht immer ganz ruhigen Gewissen, sich zu rechtfertigen. Zu diesem persönlichen Motiv kam das sachliche; der berechtigte, durch die Polemik des Tags, die früh beginnende Mythenbildung immer wieder genährte Wunsch, vom Leben und Charakter des Toten ein Bild zu gewinnen, frei von

1. „Neue Kunde über Grabbe" S. 134.

Irrtum und Entstellung, damit es so auf die Nachwelt komme. Ein Wunsch, der freilich aufs engste mit dem Glauben verbunden war, sie nur besitze die Wahrheit, und nur mit ihrer Hilfe könne ein solches Lebensbild gelingen. In diesem Sinne spricht sie unterm 17. März an Schreiner, nachdem sie sich darüber entrüstet, „wie die Menschen so in den Tag hinein schreiben können, ohne sich im geringsten um die Wahrheit zu kümmern“: „Leider! hat der Verewigte nur zu oft selbst Veranlassung zu irrigen Meinungen u. falschen Gerüchten gegeben. Wahrheit weiß niemand von ihm wie ich. Unendlich würde ich mich freuen, wenn Ew. Wohlg. Vorsatz, etwas über ihn drucken lassen zu wollen, zur Ausführung gelangte. Denn von Ihrer Redlichkeit darf ich W a h r h e i t hoffen. Und mit Freude werde ich Ihnen zu diesem Zwecke jede etwa gewünschte Mittheilung machen. Ein Mann, der nach Ihrem Wunsche mit kräftiger Hand eine Biographie Grabbe's zu entwerfen vermöchte, findet sich leider hier in Detmold nicht. Es wäre erfreulich, wenn das Drama mit einer solchen ausgestattet werden könnte.“

Selbstverständlich hätte sich mit unbefangenerem Blick auch in Detmold ein geeigneter Biograph finden lassen. Man denke an Ziegler, der dem Dichter freundschaftlich nahe gestanden hatte, an Moritz Petri, den klugen, seinen Interessenkreis weit spannenden Kanzleirat, an Schulmänner, wie Falkmann oder Schierenberg. Nur gehörten diese zumeist dem Kreise derer an, die Louisen im innersten verhaßt oder verächtlich waren. Jakob Stang, der als erster die Absicht gehabt hatte, eine Biographie Grabbes zu verfassen, hatte diesen Plan, unter dem Druck beruflicher Verpflichtungen, offenbar sehr bald aufgeben müssen. Da jetzt auch Louise Christiane eine Absage erteilte, so sah sich Schreiner genötigt, selbst nach einer geeigneten Persönlichkeit Umschau zu halten. Er fand auch einen Freund (wer gemeint ist, weiß man nicht), „einen Dichter und Verehrer Grabbes, der ihn aber n i e persönlich gekannt“ hatte; von diesem wollte er nun eine „ordentliche Biographie“ bearbeiten lassen, um sie der „Hermannsschlacht“ vorzudrucken. Darum bat er Louisen unterm 17. April, ihm „die Data zu einer Biographie des Verewigten so ausführlich als möglich an die Hand zu geben“, und zwar so bald als möglich, da der Druck voranschreite und er das Erscheinen des Werks nicht gern zu weit hinausschieben möchte. Hierauf gab Louise die folgende charak-

teristische Antwort: „Mit unendlichem Vergnügen bin ich bereit, Ihnen jede gewünschte Mittheilung von meinem sel. Mann zu machen. Jetzt weiß ich aber nicht, was ich eigentlich von ihm sagen soll. Ich muß fast allem widersprechen, was man von ihm gesagt, denn es beruht entweder auf Unwahrheit, oder falschen Vermuthungen, zu welchen er leider selbst durch sein Temperament Veranlassung gegeben. Könnte ich Sie einmal sprechen, würden Sie vielleicht manches, für Ihren Zweck Ihnen Interessante, von mir erfahren, beim Schreiben macht mich die rege Empfindung, d a ß i c h s e i n e Witwe b i n, beklommen. Ich war es, die sich nach den Verhältnissen nur einzig im Stande befand, ihn zu erkennen u. richtig zu beurtheilen; aber dennoch hat er mich selbst noch einigemal auf dem Sterbebette getäuscht. Denn leider muß ich es gestehen, er konnte nun einmal nach seinem Charakter die Wahrheit nicht reden, u. ist ihm diese Schwäche von seiner Mutter angeboren . . .“ Nachdem sie ihrem Hasse gegen Dorothea Grabbe und deren Pflegling Wilhelmine Wallbaum noch weiterhin Ausdruck gegeben, fährt sie, auf den Ausgangspunkt zurückkommend, fort: „Ich bitte Sie, hochgeehrtester Herr, den Verfasser der Biographie gütigst zu veranlassen, mir je eher je besser das, was er von Grabbe zu wissen wünscht, in Fragen vorzulegen. Ich werde so dann diese mit der größten Gewissenhaftigkeit beantworten. Erhalte ich diese gleich anfangs Mai, so erhalten Sie so fort die Beantwortung; später nach Pfingsten könnte sich diese, jedoch ohne meine Schuld, um eine Woche wohl verzögern. Also je eher — je besser.“

Auch dieser Plan Schreiners schien sich zu zerschlagen, und die Sache kam wieder ins Stocken. Nun war es Louise Christiane, die sie wieder in Gang brachte.

Man kann es begreifen, daß sie von der letzten Wendung der Angelegenheit nicht befriedigt war. Zunächst mußte es berechtigtes Bedenken erregen, daß Jemand Grabbes Biographie schreiben sollte, der ihn persönlich nicht gekannt hatte, zu einer Zeit, da Mancher lebte, der dafür aus eigenster, reicher Erfahrung schöpfen konnte. Dann aber aus einem zweiten Grunde: Hinter all ihren feierlichen Beteuerungen, besonders in den Briefen an Freiligrath, sie nur besitze die Wahrheit, und von ihr allein könne sie ausgehen, lauert doch, deutlich spürbar, das Bemühen, den Verfasser der Biographie unbedingt unter ihren Einfluß zu bringen. Es kommt

ihr nicht darauf an, daß eine Persönlichkeit gewonnen werde, die, unabhängig von jedermann, selbständig prüfend die Wahrheit zu finden trachte, sondern nur darauf, dem geplanten Werk ihr Gepräge aufzuzwingen, damit es von vorn herein nur das als „Wahrheit" verkünde, was s i e dafür hielt.

In ihrer Ratlosigkeit und Verlassenheit hatte sie sich Freiligrath, dem Vertrauten jener Sorgenjahre, offenbart und ihn zunächst, unterm 29. April, über Gang und Stand der Sache folgendermaßen unterrichtet:[2]

„Was nun die Hermannsschlacht betrifft, so ist diese auch bis jetzt noch nicht gedruckt. Hr. Schreiner in Düsseldorf, mit welchem ich in freundlicher Correspondenz stehe, will diese gern mit einer Biographie versehen, um die Unwahrheiten aus der Welt zu schaffen, die sich von dem Verewigten verbreitet. Die Wahrheit kann nach den Umständen nur einzig u. allein von mir ausgehen; ich vermochte nur allein durch das Zusammenleben ihn zu erkennen u. richtig zu beurtheilen. Hr. Schreiner wünschte durch mich hier einen Verfasser zu finden, der mit kräftiger Hand eine solche zu zeichnen im Stande sei. Es ist aber leider, kein solcher hier zu suchen. Sie wissen, mein guter Ferdinand, daß man die Wissenschaften hier durch die gebührende Huldigung leider in der Regel nicht beglückt. Man denkt nur an die Brodwissenschaft u. hascht nach sinnlichen Freuden, aesthetische weis man nicht zu würdigen. Unter dem 17. d. M. schreibt mir Hr. Schreiner, daß er nunmehr einen Verfasser gefunden, nämlich einen Dichter, der Grabbe niemals gesehen, u. bittet mich um Mittheilungen. Da ich nun nicht weis, was ich eigentlich sagen soll, da fast alles, was man bisher öffentlich von ihm gesagt, entweder Unwahrheit, oder Entstellung der Wahrheit ist, so habe ich am 23. d. Hrn. Schr. ersucht mir Fragen vorzulegen, die ich so dann umständlich beantworten werde. Leider entbehre ich hier einen rechtschaffnen Rathgeber. Ich habe so schmerzliche Erfahrungen gemacht, daß ich auch Niemanden hier mehr trauen kann."

Vierzehn Tage vergingen. Noch immer war, weder von Schreiner, noch von dessen Freunde, eine Antwort eingetroffen. Darum machte Louise, um den Stillstand zu überwinden, in einem

---

2. Q 36 b.

weiteren Briefe an Freiligrath einen neuen Vorschlag, durch den die Suche nach dem Biographen erfolgreich beendet wurde. „Auf mein letztes Schreiben vom 23. Apr.," — so heißt es in ihrem Briefe vom 12. Mai[3] — „mit welchem ich den Rest von Grabbe's Schulden zu 126 Thlr. bei Hrn. Schreiner abgetragen u. worinn ich ihn gebeten mir doch wo möglich gleich Anfangs Mai die bewußten Fragen in Betreff der zu verfassenden Biographie zu kommen zu lassen, ... habe ich noch bis heute keine Zeile empfangen. ..... Den Namen des erwähnten Dichters, hat er mir noch nicht genannt ..... Wollte Gott, es wäre einer von Ihren Bekannten, dann könnten Sie auch für die gute Sache wirken, u. ihn ‚Wahrheit' empfehlen, noch besser aber, S i e w ä r e n d e r B i o g r a p h s e l b s t. Schreiner schreibt der Dichter habe Gr. nie gesehen. Sollten Sie übrigens seinen Namen erfahren, ihn kennen, u. ihn sprechen, so bitte ich Sie heiß für die Wahrheit zu thun, was Sie vermögen, verweisen Sie ihn alsdann nur an mich, e r d a r f n u r f r a g e n, ich weiß die Wahrheit u. außer mir niemand, u. ich will gern reden. Bei Grabbe's kurzen Daseyn ist übrigens auch nur weniges von ihm zu sagen."

Freiligrath ging auf diesen Vorschlag nicht ein, wurde aber durch ihn veranlaßt, sich (unterm 18. Mai) an Eduard Duller zu wenden. Dieser hatte zum mindesten den Vorzug, daß er Grabbe gekannt hatte; er lebte vom Ertrag seiner Feder, also konnte ihm ein solcher Antrag nur willkommen sein. Freiligrath hatte sich nicht geirrt; unterm 24. Mai antwortete Duller mit den folgenden Worten, aus denen schon so etwas wie ein Programm herauszuhören ist:

„Ihre Kunde über Grabbe hat die lebhaftesten Erinnerungen in mir erweckt u. mich bestimmt, mich zu dem von der Witwe gewünschten biographischen Versuch derselben — geradezu anzubieten. Ich möchte nicht, daß irgend ein naseweiser oder doktrinärer oder pedantischer Stubenhocker über die Schilderung dieser Riesennatur käme, u. sie im Grabe verunglimpfte. Da nun S i e, der D i c h t e r, den Antrag ablehnten, schrieb ich geradezu an die Witwe Grabbes".[4] Diesen Brief an Louise Christiane fügte Duller bei und bat Freiligrath, ihn zu besorgen.

---

3. Q 36 d.
4. Handschrift im Goethe- und Schiller-Archiv. (Nachlaß Freiligrath.

Unterm 1. Juni berichtete dieser der Freundin über seine erfolgreiche Vermittelung: Er habe Schreinern, zunächst ohne Namensnennung, von Dullers Bereitwilligkeit, die Biographie zu schreiben, Mitteilung gemacht. Sie sei jenem sehr erwünscht gewesen, und nun erst habe er den Namen bekannt gegeben. Sie möge jetzt den beiden Männern ihr Einverständnis erklären, dann würden diese sich in Korrespondenz setzen. Duller sei ein durchaus tüchtiger Mann von ehrenhafter Gesinnung, und ein F r e u n d G r a b b e s. Louise könne ihm volles Vertrauen schenken.[5]

Von dem durch Freiligrath angeregten Briefwechsel zwischen Duller und Louise ist wenigstens der erste Teil erhalten. Zunächst schrieb Duller aus Darmstadt unterm 24. Mai 1837 an Louise Christiane:[6]

Geehrteste Frau!

Entschuldigen Sie die Dreistigkeit eines Ihnen wahrscheinlich Unbekannten, dem nichts als eine gemeinsame Erinnerung ein Recht gibt, an Sie zu schreiben. Wenn Ihnen der von mir herausgegebene Phönix vielleicht zu Gesichte kommt, so haben Sie darin hie u. da wohl erkannt, daß ich zu Grabbe in **freund**s c h a f t l i c h e n beziehungen stand — vielleicht auch das „Schattenbild" flüchtig gelesen, das ich von ihm entwarf. Wenn ich irgend einen Dichter neuerer Zeit als originell u. großartig G e n i e s c h ä t z t e, so war e r ' s. Der Verlust des F r e u n d e s erschütterte mich. Doch zu dem Zweck meines Briefes gerade los! Der Anlaß ist eine Andeutung F r e i l i g r a t h s, der mir schrieb, daß das Manuscript der „Herrmannsschlacht" vollständig bei Schreiner in Düsseldorf vorliege, u. daß Sie beabsichtigten, derselben eine „biographische Einleitung" voransetzen zu lassen. Wird es Sie, da Freiligrath sich entzog, befremden, wenn i c h mich unumwunden d a z u a n b i e t e ?

Ich muß bekennen: ich betrachte es als P f l i c h t, daß Grabbe's Andenken zu schildern, von einem F r e u n d e über-

---

F. 39.) — Aus diesem Briefe ergibt sich, daß sich Nieten zum mindesten recht mißverständlich ausdrückt, wenn er („Neue Kunde über Grabbe" S. 134) schreibt, L o u i s e habe Dullern gefunden.

5. Handschrift im Goethe- und Schiller-Archiv. (Nachlaß Freiligrath. F. 14. Nr. III. Brief Nr. XI.)

6. Q 17.

nommen werde, der sein innerstes Wesen aus den mancherlei Hülsen herauszulesen verstand, die jenes umgaben, der ihn liebte, u. noch versteht und noch liebt.

Entscheiden Sie, geehrteste Frau, u. beehren Sie mich mit einigen Zeilen darüber. Keinesfalls darf ich wohl befürchten, daß Sie Zweck und Form dieses Schreibens mißdeuten?

Mit aufrichtiger Hochachtung
Ihr
ganz ergebenster
Dr. Eduard Duller.

Louisens Antwort an Duller,[7] vom 3. Juni datiert, lautet im Entwurf wie folgt:[8]

Hochgeehrtester Herr Doctor!

Gewiß ist Ihr, von meinen in das Land der ewigen Ruhe eingewanderten Angehörigen mit mir zugleich, so sehr geschätzter Name mir zu keiner Zeit fremd geblieben. Und so hat mich Grabbe's Mittheilung, Ihre Freundschaft sich gewonnen zu haben, sicher nicht wenig erfreut.

Bei Ihrer Liebe für den Dahingeschiednen, Ihrer Begeisterung für das Wahre, Rechte u. Edle, dürfte es mir unaussprechlich angenehm seyn, wenn sich in Ihnen der vom Hrn. Schreiner erwünschte u. gesuchte Biograph Grabbe's gefunden haben sollte.

Aber leider läßt sich bei Grabbe's kurzem Daseyn, nur weniges mehr von ihm sagen, als Ihr getreues Schattenbild schon enthält. Mit der größten Freude aber bin ich zu jeder etwa zuwünschenden Mittheilung erbötig u. würde mir zu diesem Zweck allein von Ihnen Ihre gefälligen von mir zu beantwortenden Fragen erbitten.

Möchte eine getreue Zeichnung von Gr's Verhält[nissen] doch alle die falschen Gerüchte, die Unrichtigkeiten, Unwahrheiten pp., welche öffentliche Blätter verbreitet, aus der Welt schaffen.[9]

---

7. Q 42.

8. Auch beim Abdruck dieses Entwurfs wurden, wie bei denen des Anhangs, kleinere Unstimmigkeiten stillschweigend beseitigt und die sehr sparsam gesetzten Satzzeichen vermehrt.

9. Auf diese Stelle folgt im Entwurf ein Passus, zu dem nachher auf verschiedene Weise vermerkt ist, daß er für diesmal wegbleiben und erst in das nächste Schreiben aufgenommen werden solle. Er hat folgenden Wortlaut: „Leider, hat Gr. zu vielem selbst Veranlassung gegeben, indem er nun

Obgleich ein Umstand vorhanden, der eine Antwort auf mein letztes Schreiben an Hrn. Schreiner vom 23. April erheischt, so habe ich doch bis heute vergebens derselben entgegen gesehen.

Ich erlaube mir, Ew. Wohlgeboren dasjenige mitzutheilen, was von Schreiners Wunsch in Hinsicht auf eine zu verfassende Biographie Grabbe's zu meiner Kenntniß gelangt.

Im Nov. v. J. übersandte ich Hrn. Schreiner für den Abdruck eine Abschrift der Hermannsschlacht, u. am 14. Febr. d. J. schrieb mir derselbe, „wie er den Vorsatz, Grabbe's Bildniß als Titelkupfer zu benutzen, aufgegeben, dagegen aber wäre ihm eine Biographie, von kräftiger Hand gezeichnet, eine willkommene Zugabe. Ob ich wohl nicht in Detmold jemand kenne, der diesem Geschäfte gewachsen.“ Ich mußte verneinend antworten. Denn vergebens sucht man jetzt darinn einen Mann von aesthetischem Sinn. Auch haben die Wissenschaften bisher in der Regel ihr Glück daselbst nicht gemacht.

Am 17. April eröffnete mir Hr. Schreiner unter andern, „er habe einen Freund, einen Dichter u. Verehrer Grabbe's, der ihn aber persönlich nie gekannt, von diesen wolle er eine ausführliche Biographie bearbeiten lassen, u. bat mich um die Mittheilung von Notizen zu einer solchen.“

In meiner Erwiderung vom 23. Apr. ersuchte ich Hrn. Schreiner, mir gütigst Fragen vorzulegen, die ich alsdann pünktlich beantworten wolle. Aber diese sind mir bis heute noch nicht zugekommen, u. ich weiß nun nicht, was aus der Sache geworden.

Bei dem warmen Interesse, welches der mir in treuer Freundschaft zugethane Hr. F. Freiligrath, an dem Schicksal des Heimgegangenen stets genommen, sprach ich mich über den erfreulichen Vorsatz Schreiners bei Gelegenheit aus, u. seine englische Theilnahme hat ihn auf der Stelle zu dem Schreiben an Ew. Wohlgeboren in der Besorgniß bewogen, der Umstand, daß der von Hrn. Schr. gewählte Dichter Gr. niemals gekannt, könne dem Entschlafenen

---

einmal nach seinem Charakter die Wahrheit niemals aussprechen konnte. Er sprach in der Regel das Gegentheil von dem, was er dachte u. empfand. Die Wahrheit war nur allein endlich einmal durch anhaltenden, hartnäckigen Widerspruch aus ihm zu bringen. War's dahin gekommen, dann gestand er endlich mit Wehmuth das ein, was er unzählige mal abgeläugnet u. abgeschworen hatte.“

zum Nachtheil gereichen. Und so empfing ich denn gestern durch ihn Ihr mir so willkommenes Schreiben mit den beiden Blättern des Phönix, welche Ihr von Gr. entworfenes Schattenbild u. Buchners Nachruf enthalten. Eben, während ich die letzten Sylben hier geschrieben, trifft ein zweites Schreiben vom theuren Freiligrath bei mir ein. Er benachrichtigt mich, wie Schreiner über Ihr gütiges Erbieten höchlich erfreut sei. Dieser werde sofort an Sie schreiben, u. die Bearbeitung der besprochenen Biographie von Ihnen sich nunmehr angelegentlichst erbitten. Freiligrath ermuntert mich, daß ich Ihnen doch, ohne allen Rückhalt, Alle[s] dasjenige, was Gr. anbetrifft, anvertrauen möge. Ich dürfe mich auf Ihre Redlichkeit fest verlassen u. sicher seyn, daß Sie von dem, was sich für das Oeffentlichwerden nicht eignen möchte, keinen Gebrauch machen würden. Und in diesem Vertrauen werd' ich Ihnen die nunmehr von Ihnen zu erwartenden, gefälligen Fragen beantworten. Leider bin ich vom 13ten bis gegen das Ende d. M. nicht Herrinn meiner Zeit. Sollte nun Ihr gefälliges Schreiben nach der Mitte d. M. hier eintreffen, so wollen Ew. Wohlgeboren mich gütigst entschuldigen, wenn ich erst nach diesen Tagen dasselbe zu beantworten im Stande seyn möchte. Sehr erfreulich würde es mir seyn, wenn Sie die Gedichte auf Grabbe's Tod, namentlich diejenigen von Freiligrath, Buchner u. Hub, der Biographie anzuhängen, für zweckmäßig halten sollten.

Schließlich bitte ich Sie, mich dem Herrn Justizrath Buchner zu Darmstadt zu empfehlen, ihm gütigst zu sagen, daß er Grabbe's Witwe erfreut. Der Lorbeerkranz ist aber dem Entschlafenen nicht von Freundeshand, sondern von der Meinigen gewunden.[10] Freiligraths Dichtung findet sich im Morgenblatt Nr. 254. u. die von Hub wird erst im Odeon II erscheinen.

Indem ich mich Ihnen angelegentlichst empfehle, verharre ich mit der ausgezeichnetesten Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenste

LGr.

---

10. In der letzten Strophe des Buchnerschen Nachrufes heißt es: „Ein Immortellenkranz von Freundeshand / Wob sich indeß um deines Sarges Rand, / Der Lorbeer hat tiefgrün auf ihm geruht ...".

Am 4. Juni gab Louise diesen Brief zur Post und erwartete nun mit Angst und Bangen Dullers Fragen. Ohne solche, so schreibt sie an Freiligrath,[11] „weiß ich sicher kein Wort von Grabbe zu sagen, u. auch diese fürchte ich sehr. Die Sache muß für Detmold ein Geheimniß bleiben. Denn spräche ich auch nur ein Wort, um mir Rath einzuholen, über das, was ich in Hinsicht auf jene [Fragen] sagen m u ß, so liefe auch dieses so fort e n t s t e l l t von Haus zu Haus durch die Hochfürstliche Residenz. Und da würde mir sehr bald Stillschweigen über die zwischen der Regierung u. Grabbe bestandenen Verhältnisse zur Pflicht gemacht werden. Wahr ist's, daß die Regierung Gr. h a r t behandelt, wahr aber auch, daß Gr. allein durch Nachlässigkeit u. Unordnung die Dienstzerrüttung sich zu schulden kommen lassen."

Von der weiteren Korrespondenz zwischen Louise Christiane und Duller liegt nur noch ein Brief von diesem vor. Aus ihm ergibt sich, daß Duller bereits am 7. Juni die gewünschten Fragen aufgesetzt, die Antworten aber bis zum 26. Juli noch nicht in Händen hatte. Herr Schreiner, so schreibt er, werde einstweilen mit dem Druck der „Hermannsschlacht" vorangerückt sein und die Ablieferung der Biographie und Charakteristik des Verewigten von Stunde zu Stunde erwarten. Er könne diese jedoch nicht eher beginnen, bevor er die von Louisen versprochenen Notizen erhalten habe; deshalb bitte er wiederholt um dieselben.

Daß Louise Christiane endlich am 5. August Kraft und Zeit fand, die sieben Fragen, welche Duller ihr vorgelegt hatte, „ganz umständlich" zu beantworten, erfahren wir nur aus ihren Berichten an Freiligrath. Ihr Schreiben selbst, einer der Grundpfeiler der Dullerschen Arbeit, ist nicht bekannt. Wohl konnte der literarische Nachlaß des späteren deutsch-katholischen Predigers, damals im Besitz einer Mainzer Dame befindlich, vor Jahren schon benutzt werden; es ergab sich jedoch, daß er lediglich Manuskripte von Duller selbst enthielt, aber nicht eine Zeile von irgend einer anderen Hand. So sind bekanntlich auch Freiligraths Briefe an Duller nicht erhalten.[12] Der Entwurf aber zu Louisens Briefe, den man bei dem andern im Clostermeierschen Nachlaß sucht, ist dort

11. Q 36 e.
12. Dies konstatiert schon Buchner (a. a. O. I, 95).

nicht vorhanden und allem Anscheine nach von Louisen selbst noch beseitigt worden, ebenso wie der die sieben Fragen enthaltende und die etwa später an sie gerichteten Briefe Dullers, wofür sich die Gründe aus der weiteren Darstellung ergeben werden. Ersatz für das wichtige Dokument können Louisens sonstige Aufzeichnungen bieten, also neben den Briefen an Freiligrath, die bis jetzt nur bruchstückweise bekannt sind, vor allem die an Jakob Stang und Carl Georg Schreiner, die deswegen in unverkürztem Wortlaut dieser Arbeit beigefügt wurden. Der Ersatz ist um so vollwertiger, als es im Grunde immer wieder die gleichen Themen sind, die Louise behandelt, und zwar oftmals mit fast den gleichen Worten.

Es muß bemerkt werden, daß Louise mit der Beantwortung der sieben Fragen ihre Aufgabe nicht unbedingt für erfüllt hielt. Sie glaube, so schreibt sie unterm 19. August an Freiligrath,[13] daß Dr. Duller wohl noch manche Nachricht und Aufklärung von ihr werde haben wollen, und die gebe sie ihm so sehr gern. Und an einer späteren Stelle des gleichen Briefes heißt es: „Ich wünsche sehr, daß Hr. Dr. D. noch viel von mir erfragen möchte, damit die Wahrheit an den Tag gelange. Indeß kann auch möglich seyn, daß die gegebenen Notizen schon ziemlich genügen, wenn die Biographie nur kurz zu verfassen seyn sollte."

Duller machte von dieser Bereitwilligkeit keinen Gebrauch. Wohl weniger, weil er die ersten Auskünfte für genügend hielt, als vielmehr, weil Schreiner drängte. Er muß die Biographie in ziemlicher Eile niedergeschrieben haben. Denn bereits im November war sie ausgedruckt.[14] Am 21. Januar 1838 erhielt Louise Grabbe die ersten Exemplare. Die übrigen kamen erst am 11. April in Detmold an.[15]

b) Ihre Aufnahme.

Liest man die ersten Besprechungen der Dullerschen Biographie, so gewinnt man den Eindruck, daß man sie allgemein als ein Bedürfnis empfand und darum willkommen hieß. Bei dem da-

13. Q 36 f.
14. Nach Q 20.
15. Nach Q 36 g.

maligen Stand der Kenntnis von Grabbes Leben und Charakter, wie er bereits geschildert wurde, kann diese Haltung nicht wunder nehmen. Gleich die erste der Kritiken, die bereits Ende März in der „Zeitung für die elegante Welt“ erschien, bietet dafür ein charakteristisches Beispiel. Seit dem Tode Grabbes, so beginnt sie, hätten fast alle Journale Deutschlands über den Dichter des „Herzogs von Gothland“ und des „Hannibal“ gesprochen, gefabelt und gedeutelt, ohne doch die ganze Wesenheit des seltsamen Menschen erfassen zu können. Immer habe man nur die eine Seite an ihm herausgehoben: daß die Welt ihn wenig gekümmert, daß er gegen Sitten und Gebräuche, gegen gesellschaftlichen Verkehr eine an das Unbegreifliche grenzende Abneigung gehabt habe. Die Veranlassung aber einer so seltsamen und traurigen Vereinsamung des Geistes, die von Verwahrlosung nicht gar weit entfernt gewesen wäre, sei unermittelt geblieben. Denn alle authentischen Quellen hätten gefehlt; auch Immermanns Mitteilungen seien nur ein unvollständiger Schattenriß. Nun liefere Duller eine vollständige Biographie, die über die meisten Dunkelheiten in Grabbes seltsam verworrenem Leben ein hinlängliches Licht verbreite. Ihm hätten alle Quellen zu Gebote gestanden, die Wittwe habe dazu hergeliefert, was sie besitze, und so erhalte man ein Lebensbild, dem es freilich nicht an Finsternis gebreche. „Wer sehen will,“ so lautet der Schluß dieser Notiz, „was eine Mutter ihrem Kinde werden kann, der lese diese wenigen Blätter, und breche dann, wenn er es noch vermag, den Stab über das wüste, trostarme Leben des todten Dichters. Man kann sagen, Grabbe trank schon Gift am Busen der Mutter; wie konnte sein Leben anders sich gestalten, als es vor uns liegt!“

Dullers sensationelle Angaben über die verhängnisvolle Rolle, welche Dorothea Grabbe im Leben ihres Sohnes gespielt habe, wurden selbstverständlich auch von den anderen Kritikern herausgegriffen; schienen sie doch mit einem Male dieses den Zeitgenossen bisher so rätselhafte Schicksal zu erklären. Niemand kamen Zweifel an der Wahrheit, bei einer solchen Herkunft des Materials, keiner glaubte an ernsthaften Widerspruch. Zwar schrieb Karl Buchner in den „Literarischen und Kritischen Blättern“, in einer, freilich nur sehr unvollkommenen Ahnung kommender Begebenheiten, wahrscheinlich werde das, was bisher bloß Bio-

graphie oder Material dazu gewesen sei, mit einer lebhaften Polemik enden, aber das bezog sich doch nur auf den von Duller wiederholten Vorwurf gegen Immermann, daß dieser den kindlichen, gutmütigen Grabbe zum Rollenabschreiben mißbraucht habe, einen Streitpunkt also, der sehr bald schon neben gewichtigeren fast alle Bedeutung verlieren sollte. Im ganzen lobte gerade auch Buchner, neben der Art der Auffassung, der Wärme des Gefühls und der Lebhaftigkeit, der Gedrängtheit und Deutlichkeit der Darstellung die strenge Gerechtigkeit von Dullers Schrift, so fand auch der Referent der „Literarischen Zeitung", daß sie das Wesen des Unglücklichen in treuer Wahrheit und einfacher Klarheit darstelle und den häßlichen Nebel fabelhafter Gerüchte, welche sich wie ein Fluch an Grabbes Fersen hefteten, zerstörend fortgescheucht habe, und die „Posaune" konstatierte, daß Duller sein „Leben Grabbe's", als „ein treffliches Monument dem großen Todten!", mit „Tiefe, Poesie, Würde und Pietät" geschrieben habe, daß durch diese Biographie, die namentlich meisterhaft Grabbes Seelenzustände schildere, das größte Interesse fortwährend erregt und unterhalten werde.

Auch Freiligraths erstes Urteil stimmte mit diesen öffentlichen überein. Aus Barmen schreibt er unterm 8. April an Louise Christiane: „Ich glaube mit Grund vermuthen zu dürfen, daß Sie mit Duller zufrieden sind, und freue mich herzlich, daß er die Aufgabe so ganz in unserm Sinne gelöst hat. Und es war auch wirklich an der Zeit, einmal etwas Wahres über Grabbe in die Welt zu schicken. Von Tage zu Tage wird das Geschwätz über ihn größer, und wenn nicht ein authentischer Bericht in Bälde erschienen wäre, so war es gar nicht abzusehen, zu welchen Mythen und Fabeln man nicht noch die Leichtgläubigkeit des Publikums würde mißbraucht haben."[1]

Später freilich, nachdem er im Juni 1839 in Detmold zu Besuch gewesen, modifizierte er seine Ansicht. Als er am 19. Mai 1840 die Dullersche Biographie an Ida Melos sandte, da charakterisierte er sie als „halbwahr".[2] Noch schärfer urteilt Immermann. „Dul-

1. Buchner, I, 268.

2. Freiligrath-Briefe herausgegeben von Luise Wiens geb. Freiligrath. Stuttgart u. Berlin, Cotta. 1910. S. 73.

ler's sogenannte Biographie Grabbe's — schreibt er an Wolff — ist so schlecht, wie immer etwas wird, wenn man statt Realien beizubringen, zu Phrasen seine Zuflucht nehmen muß".

In Detmold, dem Schauplatz der entscheidenden Ereignisse, war die Aufnahme eine völlig andere als in den Journalen. Dort, in dem Kreise von Grabbes Freunden wie auch bei der Regierung, muß die Biographie, aus Louisens Briefen zu schließen, eine ungeheure Erregung, ja sogar Empörung hervorgerufen haben, so, daß sich von dorther sehr bald auch in der Haltung der Oeffentlichkeit ein völliger Umschwung vollzog.

Der Regierungsrat von Meien, so berichtet Louise Christiane unterm 29. April dem Freunde, nachdem die Biographie am 11ten in Detmold angekommen, finde sich durch sie höchlich beleidigt. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit habe man ihr mitgeteilt, daß er die ersten Juristen um ihr Gutachten gebeten, ob was dagegen zu machen. „Die Unterredung am 14. Sept. — und damit kommt sie zum Grund der Entrüstung des Herrn von Meien — kann juristisch nicht bewiesen werden, da Zeugen fehlen, u. so dachte ich auch gar nicht, daß Duller sie aufnehmen würde. (Es war Aufklärung über Gr's Verhältnisse gewünscht worden, ich theilte sie mit.) Nun es geschehen, kann ich doch den Eid schwören, daß Gr. in der Absicht zum Reg.Rath gegangen, um den Dienst wieder übernehmen zu wollen. Denn so hat er gesprochen. Und die Unterredung hat er mir so Wort für Wort so wohl zur Zeit, als selbst noch auf dem Sterbebette so erzählt." Nicht geringer war die Entrüstung im Kreise von Grabbes näheren Bekannten. Alle die „so genannten Freunde", heißt es im gleichen Briefe, wollen „rasend werden. Sie fühlen sich darinn verletzt. Die Wahrheit hört niemand gern. Jeder, der mit Gr. einmal in den Wirthshäusern geweilt, will nun auch, da Gr. Celebrität erhalten, ihn gekannt haben, u. sein Freund gewesen seyn. Diese falschen Freunde lästern nun über mich. Gr. sprach bis zum letzten Athemzug seine tiefe Verachtung über sie aus."[3] Allerdings muß Louisen schon zu Anfang eine trübe Ahnung überkommen sein, daß sie da möchte etwas angerichtet haben. Denn zu einer Zeit, da noch niemand sonst in der Stadt die Schrift kannte, als Louise sie las,

3. Q 36 g. Auch die nächsten Zitate sind diesem Briefe entnommen.

noch gänzlich unbeeinflußt von der Wirkung auf ihre Umgebung, da schon tat sie dies keineswegs mit dem Gefühl reiner Befriedigung. „Die Biographie", so faßt sie ihren ersten Eindruck zusammen, „setzte mich in tiefe Bewegung. Bei der Mittheilung dachte ich nichts weniger, als daß die Schrift das so aufnehmen würde. Es war Aufklärung über Gr's. Verhältnisse gewünscht, u. ich gab diese nach den Fragen, wie erschrak ich, als ich nun das, was ich dunkel angedeutet, hell erleuchtet, vor mir erblickte."[4] Spürt man nicht hinter diesen ängstlichen Worten die erste Mahnung eines aufgestörten Gewissens, das aufdämmernde Bewußtsein, daß nicht alles in Ordnung sei? Krampfhaft suchte sie sich damit zu beschwichtigen, daß ihr „aus der Ferne von mehreren Seiten her, die ausgezeichnetesten Lobesmittheilungen" über die Dullersche Arbeit zugekommen seien. Aber so bald sollte sie aus den Erregungen nicht mehr herauskommen. Nicht lange, so bereitete ihr die Dingelstedtsche „Mitternacht"[5] neuen, schweren Kummer. Heute können wir diese kecke Verspottung kleinstädtischen Wesens und Louisens Schilderung, wie man in der Residenz sich darüber entrüstet hat,[6] nur mit Ergötzen lesen; verstehen können wir aber auch, wie peinlich sie selbst von diesen respektlosen Indiskretionen des jungen Kasseler Gymnasiallehrers berührt werden mußte. Erfuhr doch durch diesen Aufsatz, der sehr bald nach seinem Erscheinen in Lewalds „Europa" auch in Frankfurt und Elberfeld nachgedruckt wurde, die Oeffentlichkeit zum ersten Male von der tiefen Zerrüttung ihrer Ehe. Es blieb ihr nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, was man zur Abwehr so unverdienter Kränkungen tun könne, denn nun kam die Biographie in Detmold an, und damit wurde s i e der Gegenstand der Entrüstung. Den ganzen Jammer, in den diese Biographie sie gestürzt, strömt sie in

4. In dem Briefe folgt auf die hier mitgeteilte noch folgende Stelle: „Daß mir nun das, was Gr. in seinem Unwillen, den er der unglücklichen, alleinstehenden Frau aufbürden zu dürfen meinte, mir jemals hätte nachtheilig werden können, das habe ich freilich nicht geahnet. Denn jedermann der mich nicht kannte hatte ja doch sein Ungestüm vor Augen." Diese findet sich fast wörtlich auch in dem Briefe an Schreiner vom 27. März 1838. (Vgl. Anhang im 2. Band.)

5. Q 124.

6. Vgl. Anhang im 2. Band.

dem zwölf Seiten langen Briefe an Freiligrath vom 29. April aus. Jetzt beklagt sie, daß sie sich habe so kurz fassen müssen. Aber Gichtschmerzen hätten sie gepeinigt, als sie an Dr. Duller geschrieben habe. Sie habe aber gedacht, es komme nichts auf das Einzelne, es komme allein auf das Ganze an. Und nun gibt sie eine ausführliche Schilderung von dem, was sie, zur Vorgeschichte von Grabbes Entlassung aus dem Amte, noch alles hätte erwähnen müssen. „Ach," so fährt sie dann fort, „wenn Duller das nur Alles so wüßte, wie ich. Ich kann vor Schwermuth nicht zum Schreiben kommen .... man sagte mir eben, im Vertrauen, der R. R. v. M. habe dem Canzleirath Ernst eine schon verfaßte Beschwerde gegen Duller zum Gutachten mitgetheilt. Denken Sie sich meinen Schmerz! — meinen Schrecken! Ach Gott, was wird der redliche Mann von mir denken, er wird meinen, ich habe unbesonnen geschrieben. Ich habe aber die Wahrheit gesagt. Ich werde gern schwören, daß mir Gr. alles so mitgetheilt. Denken Sie sich nun wieder, ich kann nicht einmal hier einen Advocaten erhalten. Denn einer der gegen die Regierung schreibt, fällt in ewige Ungnade, bekömmt niemals ein Amt.

Der redliche Duller kann sich keine genügende Vorstellung von den entsetzlichen Charakter der Ureinwohner hier machen.

Ich weis nicht wo die Rechtsverdreher einen Haken gefunden? — Es wird nichts anders seyn, als die Unterredung am 14. Sept. Gr. hat aber Wort für Wort so erzählt. Und ist etwas nicht richtig, so mögen die Herren mit dem Todten hadern.

Herr Ziegler spricht ‚alles ist wahr, Sylbe vor Sylbe; allein der Beweis ist schwer zu führen.' Daran hat nun Duller bei seinem edeln Charakter gar nicht gedacht. Er wollte ja Wahrheit. Und hier ist Wahrheit.

Duller hat bei seinem Gefühl einige starke Ausdrücke gewählt, welche den Regierungsrath und seine Collegen zur höchsten Wuth gesteigert haben sollen. Vielleicht sind es auch diese allein weshalb der Reg.R. Klage erheben will."

Darauf verliert sich Louise in ausführliche Schilderungen. Von den Verkehrtheiten Grabbes spricht sie, der, leider!, „theilweise verrückt" gewesen sei, wovon sie sich bald nach ihrer Eheschließung überzeugt habe, von seinem Mißgeschick in Frankfurt,

von seiner Unfähigkeit, Haus zu halten, von dem Herzeleid, das die Frauen über sie gebracht hätten. Eingehend beschreibt sie den auf Stangs Vermittlung folgenden Briefwechsel, um nunmehr noch einmal auf die Entlassungsgeschichte zurückzukommen. Und über alledem steht immer das eine, unwandelbare Motto: „Die Wahrheit weis außer mir niemand." Einige Angaben Dullers muß sie allerdings berichtigen, wobei ihr Wichtiges und Unwichtiges völlig durcheinander geht.[7] Ein paar Mal habe er sie nicht ganz verstanden, weil sie, in der Annahme, daß kein Gebrauch davon gemacht werden möchte, zu kurz gewesen sei. So habe z. B. ihr Vater d i r e k t nichts dazu beigetragen, daß Grabbe Auditeur geworden sei. Nur deswegen sei ers geworden, weil man gemeint habe, ihr Vater würde sich (nachdem nämlich Grabbe, gegen seinen Vorschlag, nicht zu seinem Amtsnachfolger ernannt worden war) so weniger betrüben. Richtig sei ferner, daß Grabbe sich in Detmold nur sechsmal mit der Uniform bekleidet habe, und zwar, was sie in der Eile vergessen habe hinzuzusetzen, fünfmal im Ganzen an den Geburtstagen des Fürsten, der Fürstin, der Prinzen und Prinzessinnen, daß die Abhandlung über die Shakespeare-Manie, wie sie meine, in Detmold geschrieben sei (gewiß wisse sies aber auch nicht), daß Grabbe lutherischer Konfession, aber von dem (reformierten) Stadtpfarrer getauft sei. Doch komme — wie sie am Schlusse dieser vier Emendationen bemerkt — nicht das Geringste darauf an. Im Ganzen aber behauptet Louise ihren Standpunkt. Wenn sie sich einen Vorwurf macht, so ist es immer wieder nur der, den sie auch im Postskript noch einmal wiederholt: „Hätte ich gewußt, daß die Schrift umständlich werden sollte, hätte ich auch viel mehr sagen müssen. Ich meinte immer, ich würde noch einmal Fragen zur Beantwortung erhalten." Auch auf Duller fällt nicht ein Wort des Tadels, es sei denn, man wollte aus ihrer Bemerkung, alles sei wahr, was er zur Entlassung[8] gesagt, „wäre die Sache nur nicht so stark gezeichnet", einen solchen heraushören. So faßt sie denn am Ende ihres langen Briefes ihr Urteil über Dullers Arbeit mit den folgenden Worten zusammen: „Die

7. Die Stellen, auf die sich diese Berichtigungen Louisens beziehen, finden sich bei Duller auf den Seiten 29, 58/9, 22 und 7.

8. Daß diese gemeint ist, ergibt sich aus dem folgenden Satze.

Biographie wird allen Rechtschaffenen, allen, welchen die Wahrheit theuer, eine höchst erfreuliche Erscheinung seyn. Duller hat sich dadurch dem Vaterlande wahrhaft verdient gemacht."

Hier sei bemerkt, daß sich auch noch in einem späteren Briefe Louisens an Freiligrath ein paar kritische Aeußerungen zur Arbeit Dullers finden. Uebrigens glaube sie nicht alles, schreibt sie unterm 2. Oktober 1838,[9] was Duller in seine Biographie aufgenommen. Namentlich glaube sie nicht an die vermeinte Fußwunde[10] — das sei ein Wind von Grabbe gewesen; er habe ja keine Narbe gehabt. Von Anfang ihrer Ehe an habe sie ihm stets die Strümpfe ausgezogen, aber keine solche gesehen. Daß er aber von jener geredet, habe sie selbst mehrmals gehört. Auch glaube sie nicht eher an den Brief an den Kronprinzen, bis sie wirklich Grabbes wahre Handschrift gesehen.[11] Grabbes Aussichten seien damals nichts weniger als trübe gewesen; sie seien es erst geworden, als er kränklich geworden sei und seinem Amte entsagt habe. Nachdem Grabbe das Studium vollendet, habe er nicht nach Haus gewollt, sondern sich noch gern in der Ferne umsehen wollen. Dazu aber habe ihm das Geld gefehlt, und so habe er irgend einen Erwerb gesucht.

Im zweiten Falle teilt Louise Christiane lediglich Dullers Skeptizismus, der allerdings zu weit geht, in sofern er die Existenz des Schriftstücks überhaupt in Zweifel zieht. Bekanntlich ist die Handschrift des berühmten Briefes erhalten. Im ersten Falle besteht ihre Kritik zu Recht, wie sich noch zeigen wird. —

Der von Louise so sehr gefürchtete Schritt von seiten der Regierung unterblieb. Gewiß nicht, „weil es schwer hält, aus Wahrheit Unwahrheit zu machen", wie jene meinte,[12] sondern aus anderen Gründen. Welche Motive die Haltung der Lippischen Regierung bestimmten, ist unbekannt; es gibt keinen Anhalt für eine Erklärung. Sicher ist nur, daß sie auch künftighin nichts tat, den wahren Verhalt der Sache aufzuzeigen. Selbst dann nicht, als, wie es scheint, Zweifel an der Richtigkeit der Dullerschen Darstel-

9. Q 36 k.
10. Vgl. Duller S. 63.
11. Vgl. Duller S. 21, Anm.
12. Q 36 h.

lung von Grabbes Entlassung aus dem Amte in der Oeffentlichkeit sich regten. Gegen Mitte Januar 1841 wandte sich nämlich der Journalist Emil Belana mit dem Ersuchen an die Lippische Regierung, ihm diejenigen Akten mitzuteilen, welche auf die Demission des weiland Auditeurs Grabbe bezug hätten und aus denen die kategorische Gewißheit resultiere, daß der p. Grabbe l e d i g l i c h u n d a l l e i n a u f s e i n e n s u b j e k t i v e n I m p u l s d i e F ü r s t l i c h e n D i e n s t e q u i t t i e r t h a b e. Er glaube, so setzt Belana hinzu, um so eher eine Gewährung dieses Gesuches erwarten zu dürfen, als es von dem Motiv bestimmt sei, die in der Biographie Dullers (der wohl selbst durch unrichtige Angaben irre geleitet worden sei und eben nicht aus der lautersten Quelle geschöpft haben möge) ausgesprochenen Unwahrheiten mit offiziellen Belegen zu neutralisieren. Das Resultat dieser Eingabe findet sich von der Hand v. Meiens darauf vermerkt: „Reponatur," schreibt dieser unterm 19. Januar, „da ich dem Emil Belana oder eigentlich Mayer aus Braunschweig dasjenige aus den Acten m ü n d l i c h mitgetheilt habe, was mittheilbar war und zur Aufklärung der Sache dienen konnte."[13] Sei es nun, daß dies für die geplante Darstellung nicht genügte, oder daß sonstige Gründe obwalteten, auf jeden Fall ist Belanas Berichtigung nicht erschienen; wenigstens hat sich keine Spur einer solchen finden lassen. Da auch die Regierung in Schweigen verharrte, so blieb das Geheimnis über diesen Vorgängen weiterhin unenthüllt.

Dafür zeigte die andere Gruppe der Detmolder Opposition um so größere Aktivität. Zunächst kams ihr darauf an, ein Wort zur Verteidigung der Mutter zu sagen. Darum veröffentlichte sie in der Hannöverschen „Posaune" vom 27. Juli eine vorläufige, zugleich gegen das Referat der „Zeitung für die elegante Welt" gerichtete Notiz:[14] Es wird darin bereits auf die in der Dullerschen Darstellung von Grabbes letztem Detmolder Aufenthalte klaffende Lücke hingedeutet, und es wird ferner, ob völlig mit Recht, bleibe vorläufig unerörtert, Grabbes Mutter gegen den Vorwurf in Schutz genommen, als sei sie es gewesen, die, indem sie den Knaben frühzeitig schon an den Genuß von Branntwein gewöhnte, allen Grund

13. Q 179 b, Nr. 217.
14. Q 6.

zu seinem späteren Unglück gelegt habe. Wer der, hinter einer Chiffre sich verbergende Verfasser ist, ist nicht bekannt. Die Vertrautheit mit den in Frage stehenden Personen, welche seine Darlegungen bekunden, zwingt dazu, ihn in Detmold selbst oder doch dessen nächster Umgebung zu suchen. Die kleine Publikation, über das rein Polemische hinaus auch wegen der darin sich zeigenden Gesamtauffassung des heimischen Dichters bemerkenswert, hat folgenden Wortlaut:

„Ueber Grabbe ist viel gefabelt worden und leider nun auch in der Dullerschen Biographie. D u l l e r hat sich von der Wittwe des Dichters allerhand Notizen zukommen lassen, es wäre aber zu wünschen gewesen, daß er dieselben unter eine schärfere Kritik gestellt und das audiatur et altera pars berücksichtigt hätte. Namentlich bezieht sich dieses auf die Mutter des Dichters. Es ist bekannt, daß Grabbe bei seiner Ankunft in Detmold in einem Wirthshause abstieg, um, wie er selber versicherte, seine Herrmannsschlacht vollenden zu können, der erste Schritt aber in das Haus der Wittwe wäre sein Tod. U. s. w. Was würde also Grabbe aufdonnern, wenn er hörte, wie man nunmehr durch allerhand künstliche Wendungen und Schönthuereien und zur Beseitigung eigener Vorwürfe seine alte, brave Mutter zu verunglimpfen trachtet. Grabbe hat nämlich ganz entschieden seine zwar ungebildete aber energisch-lebendige und aufopferungsfähige Mutter geliebt und es ist ordentlich rührend anzusehn, wie diese in der Erinnerung an ihren Sohn wieder auflebt. — Ob dieselbe von der im Westphälischen, selbst in anständigen Familien üblichen Sitte Gebrauch gemacht, ihrem Kinde Brod in Branntwein getaucht zu verabreichen, bleibt dahingestellt. Aber auch dieses vorausgesetzt, so ist es doch ganz unverantwortlich, aus einer gewöhnlichen Sache eine schreckenerregende Hyperbel zu machen, die sich z. B. so einführt: ‚Denkt Euch eine Mutter etc.' (siehe Dullers Biographie) oder: ‚Grabbe trank schon Gift an dem Busen der Mutter' (siehe Elegante Zeitung Nr. 61, 1838). Denn wahrlich, es giebt andere Motive, als Brodrinden, in Branntwein getaucht. Auch war Grabbe viel zu großartig, um in einem so geringfügigen Umstande einen Erklärungsgrund für seine nachmalige Charakterbildung zu finden. Grabbe ist der Vulkan, unter welchem sich die verborgenen Gänge eines mannigfach zerrütteten, modernen Lebens zusammen-

zogen. Er war zu ehrlich, um den Riß seiner Natur mit Schönpflästerchen zu verkleben, und zu stolz, um mit erborgten Flammen und künstlichen Knalleffekten eine erstaunte Literatur zu überraschen. Daher bleibt immer in der Grabbe'schen Natur, trotz allen Zerrüttungen, das Naive und jene hohe Unschuld der Seele, durch welche der Dichter seinen Ursprung aus Gott, d. h. aus der Nothwendigkeit des Seyns, bezeugt. Es ist das Altsassische, wie es Immermann nennt. Was können auch die Granitberge dafür, wenn das Feuer der Natur durch ihre Fugen brennt und die Auen auf den Hängen verwüstet! Grabbe muß also aus seinen nächsten Umgebungen heraus und dann vorzüglich aus dem Zusammenhange der Zeit aufgefaßt werden. Es ist die Biographie einer Oase, die für ihre Sehnsucht nach Vegetationserweiterung den Brand und Sand der großen Wüste einerntet, in welcher sie endlich selbst verdorret. — Wir gestehen, daß uns die Dullersche Biographie nicht genügt hat. Immermann gab schätzbare Beiträge in Darstellungen von Thatsachen, welche viel mehr erklären, als vielleicht Immermann selbst gewußt hat. Mit welcher treffenden, wenn auch hier vielleicht ebenfalls unbewußten Ironie charakterisirt Grabbe z. B. durch sein Benehmen in dem Wirthshause zu Düsseldorf das juste milieu der Freundschaft, in dem er zwischen dem ‚zähen, schüttelnden Frost und dem behaglichen Gefühl der Wärme keine indifferente Mittelempfindungen statuiren mag.' O diese Natur, hätte sie damals eine verwandte gehabt, der sie sich mit religiöser Andacht hätte widmen können, vielleicht wäre sie gerettet gewesen!"

Dies war aber nur, sozusagen, die Einleitung. Der Hauptschlag erfolgte einige Wochen später in dem zu Lemgo erscheinenden „Lippischen Magazin für vaterländische Cultur und Gemeinwohl", das von Grabbes intimem Freunde Petri im Verein mit dem Rektor Schierenberg und dem Apotheker Rudolf Brandes in Salzuflen[15] herausgegeben wurde. Dort erschien in den Nummern 21 und 22 vom 22. und 29. August ein umfangreicher Artikel,[16] „Einige Bemerkungen über das Leben Grabbe's von E. Duller" betitelt, mit dem Louisens selbstsicherer Anspruch, die Wahrheit zu verkünden, auf das heftigste bestritten wurde.

---

15. Vgl. über diesen ADB III, 244/45.
16. Q 100.

Der Verfasser dieser bedeutsamen Kundgebung sitzt über der Dullerschen Biographie mit erbarmungsloser Strenge zu Gericht. Er fragt, woher ihm denn „die Ermächtigung und Befähigung zu solcher Darstellung geworden, woher er die untrügliche Gewißheit habe, den Schild der Wahrheit zu besitzen." Er wirft ihm weiter vor, daß er seine Kenntnisse allzu einseitig, leichtgläubig und kritiklos aus einer, keineswegs lauteren Quelle bezogen habe, daß er mit „etwas mehr Besonnenheit, Vorsicht und Ueberlegung" hätte zu Werke gehn müssen, und deutet auf die, seiner Darstellung offenkundig innewohnende, verfälschende Tendenz hin, den Kreis von Grabbes Freunden zu verkleinern, dafür aber „mit des Dichters Glorie" auch „das Haupt der überlebenden Gattin" zu umkränzen. Die Wahrheit sei in ihr mit der Unwahrheit, die Fabel mit der Historie willkürlich gemischt, und ein solches Verfahren sei umso tadelnswürdiger, „wenn dadurch auf eine gehässige Weise mitlebende, ehrenwerte Personen rücksichtslos angegriffen" würden.

Der Verfasser hebt sodann aus der „Menge der einzelnen Unwahrheiten, Verdrehungen und Entstellungen, wovon diese Biographie wimmelt, und welche Herr Duller mit der Miene der zuversichtlichsten Infallibilität für die Wahrheit ausgiebt", einige heraus, um sie zu widerlegen:

1: wendet er sich gegen die „empörende Schilderung und Schmähung der noch lebenden Mutter Grabbe's, als an deren Brust schon sein Unglück begonnen habe, ja die eigentlich als die Urquelle der sittlichen Verkehrtheit und der daraus sich ergebenden körperlichen und geistigen Zerrüttung dargestellt wird". Er meint, schon damit scheine diese Biographie „ihren Anspruch auf diplomatische und psychologische Wahrhaftigkeit verwirkt zu haben", und entgegnet darauf: „Thatsache ist jedenfalls, daß Grabbe nächst Gott Alles seinen Eltern verdankt, die sich ihm sein ganzes Leben hindurch mit einer Liebe hingegeben und aufgeopfert haben, die selten gefunden wird."

2: bestreitet er mit Entschiedenheit die Behauptung Dullers, daß der Generalsuperintendent Weerth versucht habe, „den 17jährigen Grabbe zum Uebertritt vom juristischen zum theolo-

gischen Studium, und vom Lutherischen zu dem Calvinistisch-reformirten Bekenntniß zu bewegen".[17]

3: behauptet er die „völlige Unbekanntschaft" Dullers „mit den wirklichen Ereignissen und den Verhältnissen, in welchen der Dichter sich bewegte," unter Hinweis auf das „vielleicht geflissentliche, Uebergehen des Umstandes, daß ihm treue ehrenwerthe Freunde fortwährend zur Seite standen", sowie auf die „durchaus schiefe und unrichtige Darstellung seines amtlichen Lebens und gewöhnlichen Verkehrs".

4: stellt er der Behauptung Dullers, daß sich die glühende Liebe zu seiner nachmaligen Gattin wie ein roter Faden durch des Dichters Leben ziehe, die Behauptung gegenüber, daß zwischen den beiden Angaben Dullers „Am 28ten Mai 1836 kam er endlich in Detmold an," und „Von der Gattin treu gepflegt, erholte sich Grabbe bald wieder in so weit etc."[18] eine Lücke zu bemerken sei, die durch ein bedeutendes, „unwidersprechliches, allgemein bekanntes" Faktum ausgefüllt werden müsse: „Grabbe ist am 26sten Mai von Düsseldorf kommend im Gasthause zur Stadt Frankfurt abgestiegen und hat daselbst bis zum 25sten Julius gewohnt, ohne in der ganzen Zeit seine Gattin nur einmal gesehen oder mit ihr in mittelbarem Verkehr gestanden zu haben, ja ohne daß dieselbe sich nach dem Befinden des kranken Gatten je hätte erkundigen lassen. Erst nachdem seine Krankheit immer deutlicher Symptome baldiger Auflösung zeigte, ist er auf den Wunsch des Gastwirths Meier und der Freunde des Dichters in seine Wohnung, und zwar, weil die Gattin sich weigerte, ihn aufzunehmen, in polizeilicher Begleitung, geführt worden."

In einem zweiten Teile wendet sich der Verfasser sodann gegen die der Dullerschen Biographie inne wohnende Gesamttendenz. Er findet diese ausgedrückt in dem Satze: „Selten hat wohl ein Deut-

17. Vgl. S. 18.
18. S. 80 u. S. 81. Dullers Datum ist falsch übernommen.

scher Dichter erduldet, was Grabbe, namentlich in seinen letzten Lebensjahren, erdulden mußte etc."[19] Dieses „unerhörte Unglück" Grabbes sei zweierlei: „1) versagte Gerechtigkeit, 2) Verfolgung des Gerüchtes." Der Verfasser bekennt, daß ihn die Beweisführung, die Duller mit seiner Darstellung versuche, nicht überzeugt habe, und stellt nun, indem er die negative Kritik durch die positive ergänzt, der Dullerschen Auffassung vom Wesenskern des Lebens und Wirkens Grabbes seine eigne gegenüber.

Der Aufsatz ist anonym erschienen; wir wissen aber, daß Pastor Stockmeyer in Bad Meinberg ihn geschrieben hat.[20] Sicherlich ist er mehr, als nur die Unternehmung eines Einzelnen. Vielmehr werden wir annehmen dürfen, daß Stockmeyer von vorn herein der Zustimmung von Grabbes vertrauteren Freunden gewiß war, daß er zugleich in ihrem Sinne handelte. Auf jeden Fall machten sie jetzt seine Sache zu ihrer eignen. Dies ergibt sich aus einem Schreiben, welches die Redaktion des „Lippischen Magazins", im Verlauf des Prozesses, von dem gleich die Rede sein wird, nachdem die Verschickung der Akten an eine auswärtige Juristenfakultät beantragt worden war, am 8. Juli 1841[21] an die Fürstlich Lippische Justiz-Kanzlei richtete, und in dem sie, zusammenfassend, nochmals die Motive darlegt, die sie zu ihrem Vorgehen gegen die Dullersche Biographie veranlaßt haben. Gleichzeitig wird man es als ein getreues Abbild der Stimmung betrachten dürfen, die damals in einem großen Teile der angesehenen Detmolder Bürgerschaft herrschte. Es heißt darin:

„Um zuvörderst einen auswärtigen Hrn. Decernenten von der äußeren Veranlassung des vorliegenden Rechtsstreits einiger Maaßen au fait zu setzen, erlaubt sich die querulatische [Querel führende] Redaction, unter Bezugnahme auf die in der Vernehmlassung diesseits gegebenen Erläuterungen,[22] in Anl. A die dort erwähnte Duller'sche sogen. Biographie des verst. Grabbe zu

---

19. S. 5.

20. Vgl. S. 49 des ersten Hauptteils, Anm. 73. Uebrigens kennt ihn bereits Blumenthal (WBl IV 326, Anm.), und auch Louise Christiane hat schließlich von seiner Autorschaft erfahren (Vgl. Q 36 l). Nach dieser Briefstelle muß Petri selbst nachträglich den Autor genannt haben.

21. Q 211 l.

22. Diese fehlen bei den Akten.

überreichen u. insbesondere auf einzelne über des verst. Grabbe Verhältniß zu seiner hiesigen Umgebung namentlich auch zu seiner Mutter dort gleich auf den ersten Blättern sub Nr. II S. 7—9. gegebene Nachrichten aufmerksam zu machen. Während die Klägerinn als Frau des verst. Dichters wegen ihres liebevollen u. zarten Betragens gegen den letzteren hoch gepriesen wird, läßt sich's der Biograph angelegen seyn, die ganze übrige Detmold[er] Umgebung Grabbe's rücksichtlich ihrer Beziehung zu demselben auf jede Weise zu verunglimpfen. Vor allen Uebrigen hat dieß Sch[ick]sal aber die bejahrte, noch leben[de] Mutter Grabbe's betroffen. Währe[nd] die sonstigen Schmähungen mehr allgemeiner Natur u. daher einer Widerlegung nicht so leicht zugänglich sind, wird ihr geradezu vorgeworfen, daß sie früh schon in ihr Kind den Keim zu alle dessen späterem Unglück gelegt habe u. s. w. Eine solche Verläumdung erscheint um so empörender, je mehr dieselbe jedes Grundes entbehrt. Die Mutter des verst. Grabbe ist als eine unbescholtene alte Frau bekannt, die nicht nur selber stets mit enthusiastischer Liebe an ihrem Sohne gehangen hat, sondern von diesem auch mit kindlicher Liebe bis zu seinem Tode geehrt u. geachtet ist. Nur mit der Querulantinn hat dieselbe niemals in gutem Vernehmen gestanden, weil ihr das Betragen derselben gegen ihren Sohn u. der Einfluß dieses Verhältnisses auf den letzteren nicht verborgen bleiben konnte, sie vielmehr dadurch mit Abneigung gegen ihre Schwiegertochter erfüllt werden mußte. Dieß Gefühl mag die einfache alte Frau vielleicht nicht genug zu beherrschen gewußt haben, als daß der Klägerinn dasselbe verborgen geblieben wäre. Wenigstens dürfte sich kaum anders die Reihe von Unannehmlichkeiten erklären lassen, die Klägerinn der Mutter des verst. Grabbe sowohl während der Lebzeiten des Letzteren, als nach dessen Tode zu bereiten stets geflissen gewesen ist. Je bekannter alle diese Verhältnisse hier in der Heimath des verst. Dichters geworden waren, um so unangenehmer war der Eindruck, den auf das hiesige Publicum die Duller'sche Biographie machen mußte, von der überdem zu fürchten war, daß sie, wenn auch nicht durch sich selbst, doch durch den Umstand, daß sie des verst. Grabbe letzter Dichtung, der Hermannsschlacht, vorgedruckt war, in einem weiteren Kreise Verbreitung finden werde. Sehr wünschenswerth erschien es demnach, daß von hier aus eine Berichtigung u. Wider-

legung der Duller'schen Entstellungen u. Unwahrheiten gegeben werde u. gern öffnete die querulatische Redaction die Spalten ihres den vaterländischen Interessen gewidmeten Blattes einem Aufsatze, der sich einen solchen Zweck vorsetzte. Indem der Verfasser desselben unter Anderm einen das Verhältniß zwischen der Klägerinn u. deren verst. Ehemann characterisirenden Vorfall mittheilt u. den ungeheueren Unterschied zeigt, der sich zwischen der Wirklichkeit u. der Duller'schen Schreiberei offenbare, deutet derselbe damit zugleich an, wer allein jenem Biographen den Stoff zu seiner angeblichen Lebensbeschreibung geliefert haben kann. Die darin enthaltenen Verunglimpfungen von des Dichters hiesiger ganzen Umgebung, insbesondere die Schmähungen der alten Mutter desselben auf der einen Seite u. die Apotheose der Klägerinn selber auf der andern können keinen Zweif[el] darüber autkommen lassen, von wem der leichtgläubige Biograph hinter[s] Licht geführt ist. Es ergibt sich dar[aus,] wie nicht nur der fragl. Aufsatz im Allgemeinen, sondern vorz[ugs]weise auch der jenseits klag[bar] gemachte passus desselben lediglich eine Ehrenrettung von des verst. Grabbe's hiesiger Umgebung, insbesondere von dessen alter, selber einer Vertheidigung nicht fähigen Mutter zum Zweck hat u. steht in moralischer Beziehung schon darnach der Verfasser des erwähnten Aufsatzes als vollkommen gerechtfertigt da . . .".

Der Aufsatz im „Magazin" erregte Louisen aufs tiefste. „Ach lieber Ferdinand," wehklagt sie, nachdem sie den ersten Teil erhalten,[23] „man sollte nicht glauben, daß die Bosheit so weit schreiten könne. Das ist ein L ü g e n g e w e b e, ersonnen um mich zu kränken." Immer wieder beteuert sie ihre Unschuld: „Wenn Sie hören," heißt es an einer anderen Stelle des gleichen Briefes, „daß der Gram mir das Herz gebrochen, dann grüßen Sie Duller von mir, sagen Sie ihm, daß ich bei der Asche meiner theuren, rechtschaffnen Aeltern schwöre, daß ich ihm die Wahrheit gesagt.

Ich habe mir den Vorwurf zu machen, daß ich ihm zu kurz geschrieben. Ich hatte niemand, mit dem ich die Sache überlegen konnte.

---

23. Q 36 h.

Ach was würde der edle Duller, der mich nicht kennt, Mitleid mit mir haben, wenn er wüßte, wie viel ich um der Wahrheit willen leiden muß.“

Indeß ging die Polemik gegen Dullers Schrift von seiten der Detmolder Freunde weiter. Diese hatten über den Aufsatz Stockmeyers eine Reihe von Korrespondenzen versandt, sodaß, zum Entsetzen Louisens, jetzt auch mehrere auswärtige Journale Notizen dazu veröffentlichten. Zunächst findet sich eine solche in den Frankfurter „Didaskalia“ vom 27. September. Darin werden die wesentlichsten, von dem ungenannten Verfasser (einem sehr zuverlässigen Manne, wie man versichern könne) für vollkommen falsch erklärten Nachrichten Dullers kurz aufgezählt, zum Schlusse auch die, daß Grabbes Gattin sich nach der Rückkehr von Düsseldorf seiner angenommen. Letztere, so heißt es dann wörtlich, „hat ihn 2 Monate hier gelassen, ehe sie ihn in ihr Haus bringen ließ, wozu man sie erst zwingen mußte.“ Eine zweite Notiz, die im Hamburger „Telegraphen“ Nr. 156 vom September erschien, ist weit ausführlicher. Sie begnügt sich nicht damit, den Inhalt von Stockmeyers Polemik zu rekapitulieren, sondern knüpft eine Kennzeichnung von Grabbes Wesen und dramatischem Schaffen daran, und zwar eine außerordentlich mißgünstige. Die Polemik breitet sich also aus; zum ersten Male wird jetzt auch der Charakter Grabbes hineingezogen. Ein Verfasser ist nicht genannt; sicherlich ist es Gutzkow selbst. Die Hauptpunkte des Aufsatzes im „Magazin“ werden wie folgt formuliert: Duller habe sich nicht der zuverlässigsten Quellen bedient, um über Grabbe Wahrheit zu erfahren. Die Erzählung von Grabbes Mutter, daß sie schon früh ihr Kind vergiftet habe, sei durchaus falsch; Grabbes Eltern wären die einzigen gewesen, die sich ihm mit voller Liebe gewidmet hätten. Seine Zerrüttung sei erst aus den späteren ehelichen Verhältnissen hervorgegangen. Der Verfasser, gefesselt durch Detmolder Rücksichten, sage dies nicht offen, deute es aber an. Zum Beweise wird die bereits zitierte Stelle angeführt, in der von Louisens Verhalten die Rede ist. Darauf heißt es in der Notiz weiter:

„Die folgende Stelle drückt das Wüste und Häßliche des Grabbeschen Wesens vortrefflich aus: ‚Man kann sich kaum etwas Trübseligeres, Aermeres und Unerquicklicheres denken, als das

hier beschriebene Leben eines so reich begabten Dichters, auch wenn man alle schönen Redensarten des Biographen, alle falschen oder verdrehten Darstellungen desselben gelten läßt. Fast eine völlige Beziehungslosigkeit des Dichters als Menschen zum wirklichen Leben, zu der Mitwelt, zu den bedeutenden Interessen der Gegenwart, zu den nächsten Umgebungen, zu den mitstrebenden und mitschaffenden Geistern, tritt durchgehends hervor. Von Jugend auf wurzelt sein Daseyn in keinem heimathlichen Boden. Alle seine Lebensverhältnisse bleiben unfruchtbar. Keine verschönernde, veredelnde Liebe geht von dem gewaltigen Geiste in die Welt aus. Nirgend und bei Niemanden wird ihm wohl; Niemanden bei ihm. Er hat keinen Freund, der ihm genügt. Sein Wirken ist kein wohlthuendes, vielmehr ein titanisches, himmelstürmendes, sich selbst unterminirendes. Denn es hat keine Quelle außer in dem isolirten Selbst, kein Ziel als eben wieder dieses Selbst. Keine wahre Verehrung eines göttlich oder menschlich Hohen segnet sein Wesen, es sträubt sich vor inniger Aneignung. Es giebt für ihn gleichsam keine Welt, keine Natur als die selbstgeschaffene, er ist sich die Welt. Als Weltenschöpfer oder Zerstörer will er sich bewundert wissen. Daher dieses Trachten, nicht nur alles Vorhandene, sondern sich selbst zu überbieten. Wenn wir bei andern großen Dichtern alle Schöpfungen mit einer gewissen Nothwendigkeit aus ihrem innern und äußern Leben entstehen sehn, so daß zum Leben das neu Lebendige sich gesellt: so erscheint hier fast alles wie ein willkührliches Erwählen und Herausgreifen. Wenn z. B. mit Göthe's Leben alles bedeutende Mitleben sich verzweigt, oder doch in Beziehung tritt: so ist es hier, als wenn nichts Anderes vor, nichts Anderes mit ihm wäre. —' Nimmt man zu dieser Schilderung noch hinzu, daß Grabbe mißtrauisch im höchsten Grade und bis in's Kindische feig war und doch soviel von der Welt verlangte und excentrisirte, so muß man gestehen, daß hier ein häßliches, widerliches Wesen geherrscht haben muß. Alle seine Dichtungen tragen auch diesen verzerrten, unausstehlichen, katzenjämmerlichen Charakter; nie die sanfte Ahnung eines Höheren, nie ein Blick in die T i e f e des menschlichen Herzens, immer nur unschöne Tollheiten, höchstens die Genialität jener Menschen, die sich dem Säuferwahnsinn nähern. Unwahrheit, Mistrauen und Furchtsamkeit sollen die Grundstoffe

seines Charakters gewesen seyn; Laster, die wahrlich nie ein Titane gekannt hat; ein Genie ist grade w a h r bis zur Uebertreibung, hingebend bis zur Leichtgläubigkeit und sicher auf der Universität tapfer, wenn einmal die Mensur ohne Verlust der Ehre nicht zu umgehen ist. Was da Alles von Grabbe jetzt verlautet, ist wenig erbaulich. Wir gestehen von uns wenigstens ein, daß wir solche Geister nur verehren können, die stolz, groß, ihr Schicksal, selbst wenn es Unglück ist, beherrschend, dastehen."

Im folgenden Jahre griff Karl Ziegler in den Streit der Meinungen ein. Die Nummern 136 und 137 der „Zeitung für die elegante Welt" vom 15. und 16. Juli 1839 enthalten eine Korrespondenz aus Detmold, die mit seinem Namen unterzeichnet ist.[24]

Ziegler schildert zunächst mit kurzen Worten den Besuch, welchen Freiligrath im Juni des Jahres seiner Vaterstadt abgestattet, und die Huldigungen, welche man ihm dort dargebracht hatte. Dabei, so schreibt er weiter, habe es nicht fehlen können, daß das Andenken an Grabbe vielfach wieder aufgefrischt worden sei und daß man beide Dichter einander gegenübergestellt habe, wobei in Absicht auf äußeres Benehmen und Auftreten der Vergleich allerdings nur zum Nachteil Grabbes habe ausfallen müssen. „Denn jener gab das Bild eines lebenslustigen kräftigen jungen Mannes mit polnischem Rock, weißem Strohhut und einem Schnurrbart, der ihm gar nicht übel stand, er stellte sich mit verbindlicher Höflichkeit zur Gesellschaft, zeigte einen unverkennbaren Zug von Liebenswürdigkeit und Gutmüthigkeit, und wußte das Bewußtsein seiner hundertjährigen Dauer in gewinnende Bescheidenheit einzuhüllen, oder legte es doch nur in unbewachten Augenblicken zu Tage. Grabbe dagegen gewährte das traurigste Bild der Zerrüttung, ihm war die Gesellschaft aller ernsten, sich mit Convenienz benehmenden Leute eine Beklemmung, von der sich sein innerer Trotz durch ungeschlachte Ausdrücke Luft machte, die alle Welt in Verlegenheit brachte, er war der Welt entgegengesetzt, hatte die Welt satt, und stand eigentlich keinem einzigen Menschen recht nahe, konnte sich Niemanden herzlich hingeben, es war, als wenn er sich des innigen Anschließens an Andere aus einer innern unseligen Scheu und Wüstheit schämte, die Welt lag wie eine Last

24. Q 111.

auf ihm, und vorzüglich deshalb war etwas in ihm, was ihn immer antrieb zu kratzen und zu beißen, sich aufzuthürmen und immer alles gute Vornehmen durch eine auf die Spitze getriebene Lust, sich an Andern zu reiben, zu zerstören, wenn's ihm auch nachher im Herzen weh thun mochte. Da sah man ihn denn sich mühsam durch die Straßen schleppen, oder im Wirthshause in sich zerfallen, wie gedankenlos dasitzen, und nur wenn es wild herging, wenn er angeregt war, jagten sich bei ihm die Einfälle, bei denen die großartigsten Gedanken in gedrungenen gewaltigen Worten mit den schmuzigsten Vorstellungen abwechselten, welche letztern er übrigens sehr naiv mittheilte. Wie er sich gab, blieb bei Jedem das unerquickliche Gefühl einer an Verrücktheit gränzenden Verkehrtheit zurück, die man nur innig bemitleiden konnte. Nur würde man sehr irren, wenn man das Resultat dieses nur auf die äußern Persönlichkeiten bezüglichen Vergleichs auch auf die Schriften beider Dichter ausdehnen wollte, denn neben dieser fast krampfhaften Spannung hat Grabbe in seinen Schriften eine hohe imperatorische Sprache, er spricht ja immer, als ob ihm eine Welt zu Füßen läge, und eine geistige Ueberlegenheit, welche Freiligrath in seinen Schriften keinesweges beurkundet."

Einstweilen begnügt sich Ziegler mit dieser kleinen, aber treffenden Charakterstudie, er unterläßt es, die Nutzanwendung auf die Schriften der beiden Dichter zu ziehen und nimmt vielmehr, da einmal auf Grabbe die Rede gekommen, „hiervon eine schickliche Gelegenheit, über die Grabbe'sche Biographie von Duller ein Wort öffentlich zu sagen." Was dieser nämlich geschrieben habe, scheine man überall als wahr anzunehmen, seine Angaben gingen in alle Literaturgeschichten und Conversationsblätter über, und gleichwohl gebe es nichts Schieferes und Unrichtigeres als diese Biographie; auf jedem Blatte sei wenigstens e i n e Unwahrheit. Die hauptsächlichsten dieser Dullerschen Unwahrheiten werden nun wie folgt gekennzeichnet und berichtigt:

1: Nach Dullers Beschreibung sei Grabbes Mutter ein Ungeheuer, aller menschlichen Regungen entblößt, sie solle ihn in seiner zartesten Kindheit an den Genuß von spirituösen Getränken gewöhnt haben, so daß darin der Ursprung von Grabbes geistiger und körperlicher Zerrüttung liege. In Wirklichkeit „ist doch die Mutter Grabbe's eine ehrwürdige rechtliche vernünftige Bürger-

frau, von der es hier bekannt ist, daß sie ihren einzigen Sohn, an dem ihr ganzes Herz mit der ihr eigenen Leidenschaftlichkeit hing, vielleicht verzogen, aber wahrhaftig nicht vernachlässigt hat, sie hat ihn beständig mit der größten Sorgfalt gepflegt und fast über ihre Kräfte an ihn verwendet. Sie hat freilich nicht die den höhern Ständen eigene Bildung, und mag auch vielleicht manchen Vorurtheilen ihres Standes unterthan sein, aber sie hat feines erregbares Gefühl, so daß sie sehr wohl begreift, welche Mißhandlung ihr Duller vor der Welt angethan hat, ihr Mutterherz ist empfindlich verwundet, und dieses schreit auf, daß ihr Gerechtigkeit werde. Fürwahr, man kann dreist behaupten, daß Grabbe's Sonderbarkeit und Verkehrtheit in ganz andern Dingen, als in allzu früher Gewöhnung an spirituöse Getränke seinen Ursprung hatte."

2: Die Stellung Grabbes zum Archivrat Clostermeier wird nicht minder unrichtig angeführt. „Grabbe hat zu diesem in gar keiner andern Beziehung gestanden, als daß dieser sich bei seinem Vater, dessen Geschäft ihn häufig in das Haus des Archivraths Klostermeier führte, mit anscheinendem Interesse nach ihm erkundigte. Der Archivrath mag vielleicht gewünscht haben, daß sich Grabbe in seiner Jugend ihm nähere, dieser hat aber von seinen Eltern niemals dahin gebracht werden können, ihn zu besuchen."

3: Die Geschichte über die Entlassung Grabbes aus dem Auditeurdienst ist in ein ganz schielendes Licht gesetzt. „Es kann wenigstens das mit Bestimmtheit behauptet werden, daß bei Grabbe ein förmlicher Geschäftsbanquerott entstanden war, — er hatte fast in keiner einzigen Sache geregelte Acten, ja es war seine Manier, daß er selbst das wichtigste Protokoll mit einem Paar Worten auf das erste beste Blättchen schrieb, das er von irgend einem beschriebenen Papier abriß, oder daß er die zum Termin bestellten Leute, wenn der Termin ihm gerade nicht paßte, anschrie, und mit den tollsten, trotzigsten Worten wegjagte. Nach dem, wie er seine übrigens sehr wenigen Geschäfte, bei denen er genug dichten konnte, tractirte, war er zur Fortführung seines Amtes, das muß ein Jeder eingestehen, gänzlich unfähig."

4: Nach der Art, wie Duller das Verhältnis Grabbes zu seiner Frau hinstelle, solle er an ihrem liebevollen Herzen einen Schutz und Trost gegen die Härten des Lebens gefunden, solle sie ihn nach seiner Zurückkunft von Düsseldorf gepflegt und ihm seine

letzten Augenblicke erleichtert haben. Dagegen wisse Jedermann in Detmold, daß keine unglücklichere, tollere und verkehrtere Ehe jemals unter gebildeten Leuten geführt worden sei, als die Grabbe'sche. „Grabbe hat oft seine Frau wochenlang nicht gesehen, und nach seiner Zurückkunft von Düsseldorf hat er Anfangs über zwei Monate im Wirthshause gewohnt, ohne mit seiner Frau in irgend eine Verbindung zu treten. Grabbe's Kräfte waren freilich schon von langer Zeit her aufgerieben, und woran das lag, darüber könnte man viel schreiben, auf keinen Fall lag es allein am Trinken, wenn aber irgend etwas seine frühe Auflösung beschleunigt hat, so war es die unglückliche Ehe, denn dadurch wurde seine Schwäche und sein körperliches Elend erst recht heraus gekehrt, er stand seiner herrschsüchtigen, männlichen Frau trotz all seinen Anmaßungen und auflodernden Worten doch als der leidende Theil gegenüber, und der daraus entstandene innere Vorwurf jagte sein ganzes Wesen über alle Gränzen oder ermüdete und lähmte ihn."

Diese Konstatierungen ergänzen diejenigen Stockmeyers auf eine bemerkenswerte Art. Manches, was dort nur angedeutet war, tritt hier kräftig hervor. Denn Ziegler redet eine deutliche Sprache. Dagegen fällt auf, daß die Anschuldigungen gegen Louise Christiane viel allgemeiner gehalten sind als bei Stockmeyer, daß dessen so scharfgeprägte Behauptung über die Umstände, unter denen Grabbe (im Juli 1836) in das Haus seiner Gattin zurückkehrte, hier nicht wiederholt sind.

Ausdrücklich betont Ziegler, daß er keineswegs sagen wolle, Duller habe absichtlich solche Unwahrheiten in die Welt hineingeschrieben. Er möge immerhin glauben, daß sich alles so verhalte, wie er es beschreibe; doch habe er unverantwortlich seinen Glauben ohne Motive vor der Welt ausgesprochen. Denn die ganze Biographie, „ausgenommen die Paar dürftigen Notizen von dem Leben Grabbe's in Frankfurt, wo ihm Duller die Zeit vertreiben mußte und Grabbe ihm dann Einiges aus seinem Leben und über sein Vorhaben aufheftete, und ausgenommen die Notizen über Grabbe's Aufenthalt in Düsseldorf, welche Duller durch dies oder jenes reisende Geschwätz vernommen haben mag," bestehe „in weiter nichts, als den trostlosen Mittheilungen der Witwe des Verstorbenen, worüber von Duller die gewürzreiche Sauce einiger himmelstürmenden Redensarten ausgegossen ist. Hätte Duller,

wie das doch seine Schuldigkeit als Biograph gewesen wäre, statt den einseitigen Mittheilungen der Witwe Glauben beizumessen, sich hier bei anderen Leuten erkundigen wollen, so würde er erfahren haben, daß, was z. B. die Beschreibung der Mutter Grabbe's anlangt, diese nichts anderm beizumessen ist, als der offenen Feindschaft, in welcher die Witwe des Verstorbenen zu seiner Mutter steht, die von ihr aus Hochmuth verachtet wird.

Gottlob, daß nicht nach der Duller'schen Biographie Grabbe's beurtheilt werden muß, wie man Geschichte schreibt, sonst stände es schlecht um den Werth der Geschichte, sie wäre weiter nichts als die phantastische Erzählung von Begebenheiten nach schnöder Willkür und Laune."

Im nächsten Jahre ergriff dann Ziegler noch einmal die Feder zu einer Abwehr. Diesmal galt es, den Dichter selbst gegen, wie er meinte, ungerechte Angriffe in Schutz zu nehmen. In dem Hamburger „Telegraphen" wurde nämlich neuerdings von Grabbes „Tücke und Feigheit" gesprochen, und zwar geschah dies in Gutzkows Aufsatze „Karl Immermann in Hamburg", der in den Nummern 153 und 154 vom September 1840 erschien.[25] Darin erzählt Gutzkow, wie Immermann mit wärmster Teilnahme von dem unglücklichen Manne gesprochen, dessen Untergang seinen häuslichen Verhältnissen und schlechter Gesellschaft zugeschrieben habe. „Selbst die r a d i k a l e H e r z l o s i g k e i t, die sich in Grabbes genialisierenden Produkten", seiner Meinung nach, unverkennbar ausspreche, „feige Hinterlist und die Tücke eines eitlen Herzens, die Grabbes Detmolder Bekannte nicht leugnen können," alle diese Einwürfe, die er gegen das ganze Gebahren dieses Mannes gemacht, habe Immermann nicht wollen gelten lassen, sondern ihn als einen Verzogenen und früh durch seine Verhältnisse Verdorbenen in Schutz genommen.

Gutzkows Stellung zu Grabbe hatte sich in wenigen Jahren stark gewandelt. Im Januar 1835 hatte er, bewegt von dem Schicksal des Menschen, an Gustav Schlesier geschrieben, es bedauert, ihn in Frankfurt nicht mehr angetroffen zu haben,[26] im folgenden Jahre vom „Hannibal" mit Worten hoher Anerkennung ge-

25. Q 130.
26. Q 129.

sprochen,[27] noch 1838 in seinen „Abstimmungen zur Beurteilung der literarischen Epoche“ Grabbe unter die Götter gesetzt.[28] Wenn er jetzt verbrannte, was er einstmals angebetet hatte, so konnte Ungerechtigkeit nicht ausbleiben, besonders bei so schroffer und unbedingter, dann aber auch wieder unklarer Formulierung, über der man leicht vergessen konnte, daß es E i n w ä n d e sind, die Gutzkow macht, und daß solchen notwendigerweise Einseitigkeit anhaftet. Eines war freilich zu bedenken, wenn man mit seinen Worten sich auseinandersetzte: daß sie nämlich nur zum Teil dem Menschen unmittelbar gelten, zum andern Teile aber die Gesinnung meinen, die in den dramatischen Werken sich ausspreche. In der Tat wird man, wenn man die Kunst höherer Kritik an diesen übt, an manchen der Gestalten so etwas wie einen Mangel am Gefühle sozialer Verbundenheit entdecken, Anzeichen von dem, was man, statt mit Gutzkow „radikale Herzlosigkeit“, auch asoziale Gesinnung nennen kann. Die Frage ist nur, wieweit man befugt sei, die Gesinnung der Schöpfung mit der des Schöpfers gleichzusetzen. Bekanntlich gibt es auch das Prinzip des Kontrastes; gerade dem Wesen von Grabbes dichterischem Schaffen ist es nicht fremd. Es ist nun bemerkenswert, daß der biedere Ziegler, dessen Stärke durchaus nicht auf dem Gebiete ästhetischer Betrachtungen lag, wie seine Biographie zur Genüge zeigt, diesen schwierigeren Fragen, ob Gutzkow mit seinen knappen Worten eine solche Identität aussprechen wollte, und wieweit er dazu berechtigt war, sorgsam aus dem Wege geht, daß er sich darauf beschränkt, die den Menschen Grabbe unmittelbar treffenden Vorwürfe der Tücke und feigen Hinterlist zu entkräften. Hier war er zu Hause, hier im Rechte. Folgendermaßen lautet seine Entgegnung, die am 25. Oktober 1840 in der „Posaune“ erschien:

„Grabbe war allerdings eine schwächliche Natur, nicht immer grade und offen, seine gereizte kränkliche Stimmung machte ihn bisweilen scharf und eckig, aber tückisch war er nie. Tücke setzt Bosheit und andauernden bösen Willen voraus, zu dauernden Empfindungen aber hatte Grabbe niemals Zeit. Es konnten Grabbe

---

27. Vgl. Ploch S. 74/5.

28. Vgl. „Götter, Helden, Don-Quixote“ (Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1838.) S. 51/8.

alle bösen Gelüste anwandeln, er konnte schadenfroh, rachsüchtig seyn, aber tückisch war er nicht. Denn selbst diese Schadenfreude und diese Rache waren nur momentane, krankhafte Erregungen, die flüchtig durch seine Seele streiften und ihre Aeußerungen wurden von ihm sehr übertrieben, da er einmal wegen seiner schwächlichen Gereiztheit an solchen diabolischen Dingen Gefallen hatte. Zu dem war er, wenn er gegen Jemand Etwas im Schilde führte, der Erste, um es auszuplaudern, und glaubte er Jemand verletzt zu haben, so bot er auch zuerst Versöhnung an, es sey denn, daß der Jemand sich sehr fremd und hoch gestellt hätte, wo Grabbe dann allerdings wol mit der Bemerkung sich zu beruhigen wußte: es ist dem Kerl ganz gesund."[29]

Uebrigens hatte Immermann in seinem Gespräch mit Gutzkow, das an einem trüben Novembermorgen des Jahres 1838 in Hamburg stattgefunden hatte, auch seine eigene Verteidigung geführt, und zwar in Sachen der „üblen Anschuldigungen" Dullers. „Was sollt' ich — so hatte er gesprochen — mit dem abenteuerlichen Mann tun? Mit ihm in die Oerter gehen, wo er sich an physischen Uebersättigungen gefiel, in die Trinkstuben und anderwärts hin, das konnt' ich nicht. Ihn zu geistiger Produktion anzuregen, unterließ ich nie; doch erwiderte er, daß ich ihm mechanische Beschäftigungen geben sollte. Er w o l l t e Abschriften machen. Und weil ich wohl einsah, daß er vielleicht dabei sein zerstreutes Wesen noch am leichtesten sammeln könnte, so ließ ich ihn Rollen und Noten abschreiben.[30] Auf irgend eine Weise, wenn er nicht verhungern wollte, mußt' er sich doch durch die Welt bringen. Ihn ganz und gar zu ernähren, erlaubten meine Mittel nicht. Und kein Buchhändler war geneigt, einem so zerfahrenen Manne, der nichts produzierte, Vorschüsse zu geben." Die Entstellung seiner Beziehungen zu Grabbe, so heißt es am Schlusse dieses Abschnitts, sei Immermann sehr verdrießlich gewesen, und er habe mit großer Heftigkeit gedroht, dagegen nächstens anzugehen.

Als diese Aeußerungen bekannt wurden, war Immermann nicht mehr am Leben. Seine Drohung hatte er nicht ausgeführt, dafür

---

29. Q 112.

30. Diese Aeußerung ist unwahrscheinlich; zum mindesten steht sie im Widerspruch zu den Angaben in Q 60, S. XXXII, wo Immermann sagt, Grabbe habe nie etwas anderes abgeschrieben, als Töpfers „Hermann und Dorothea".

aber den Versuch gemacht, Duller selbst zu einer öffentlichen Berichtigung seiner irrigen Behauptungen zu bestimmen. An Stelle der verlorenen Reinschrift hat Fellner aus dem Nachlaß das Konzept des Briefes mitteilen können, den Immermann zu diesem Zweck, und zwar bereits unterm 26. Januar 1838, an Duller richtete;[31] nicht bekannt ist aber, was Duller darauf erwiderte. Er nahm in folgendem Briefe[32] Stellung:

Ew. Wohlgeboren

geehrte Zuschrift vom 26ten v. M. habe ich heute erhalten; ich beeile mich, Ihrem Wunsche zu entsprechen, indem ich umgehend Ihre Anfragen beantworte.

Was die erste derselben betrifft, so kann ich Ew. Wohlgeboren die Versicherung geben, daß ich die Bemerkung über Grabbe's Beschäftigung durch Rollenausschreiben keineswegs der Angabe in der Zeitung für die elegante Welt entlehnte. Ich erkundigte mich über diesen Punkt bei einem in Düsseldorf lebenden Manne, welcher Grabbe genau gekannt, u. auf deßen Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit zu vertrauen ich vollen Grund habe. — Erst nachdem meine Biographie Grabbe's g e d r u c k t war (im November v. J.), kam mir Ihre Erörterung in Franks Taschenbuche dramatischer Originalien zu Gesichte. — Uebrigens habe ich S. 71 meiner Biographie Grabbe's unumwunden ausgesprochen, daß es Grabbe's W u n s c h gewesen, die fragliche Beschäftigung zu erhalten; der Schluß seines Briefes an Sie vom 1. Januar 1835 (S. LI.) konnte die Vermuthung, daß Grabbe nicht bloß zu seinem Vergnügen Rollen ausgeschrieben, in mir nur bestärken.

Der bereits erwähnte Umstand, daß mir Ihre Schrift über Grabbe erst nach vollendetem Drucke der meinigen zukam, erklärt auch hinlänglich, weßhalb ich die — allerdings irrige Angabe, daß Grabbe auf Ihre E i n l a d u n g nach Düsseldorf gekommen (wie er selbst mich versichert hatte) in meinem Buche nicht mehr berichtigen konnte.

Daß Ew. Wohlgeboren Grabbe's Beurtheilungen der Leistungen des Düsseldorfer Theaters p r o v o z i r t haben, ist in meiner Schrift weder ausdrücklich noch versteckt behauptet worden.

---

31. Q 61.
32. Q 20.

Würde ich übrigens eine solche Vermuthung auch deutlich ausgesprochen haben, so dürfte sich doch hierin noch keineswegs eine gehäßige Insinuation gegen Ew. Wohlgeboren nachweisen laßen.

Genehmigen Ew. Wohlgeboren die Versicherung, daß eine solche Absicht mir fremd ist, so wie die meiner vollkommenen Hochachtung.

Ew. Wohlgeboren

ergebenster

Darmstadt. 1. Februar 1838. E. Duller

Zwei der Vorwürfe wies also Duller zurück; einen Irrtum gab er zu. Ihn zu berichtigen, benutzte er die erste Gelegenheit: seine Besprechung von Grabbes „Hermannsschlacht", deren geschichtliche Bedeutung er mit bemerkenswertem Scharfblick als einer der ersten erkannte. In diesem Aufsatz, der in der Nr. 85 des „Phönix" vom 9. April 1838 enthalten ist, findet sich eine Stelle, welche nicht nur eine, übrigens recht geringfügige Sache berichtigt, sondern zugleich erkennen läßt, wie ehrlich und rein Dullers Absicht, wie stark seine Ueberzeugung gewesen war, Louisen volles Vertrauen schenken zu dürfen. So ist ihr Wortlaut:

„Was Grabbes Persönlichkeit, seine Entwicklung, das Geheimniß seines Unglücks betrifft, so darf ich getrost auf meine jetzt erschienene Biographie des vielverlästerten, selbst im Grabe vor Verkennung noch nicht geschützten Dichters verweisen. Ich habe von allen Details, die mir über ihn bekannt waren oder aus der e r s t e n lautersten Quelle mitgetheilt wurden, keines verschwiegen, keines (und hätte es auch zur Milderung greller Parthieen gedient) umgemodelt; nur über einen Punkt sprach ich, jedoch von ihm selbst getäuscht, eine Unrichtigkeit, daß er nämlich von Immermann nach Düsseldorf eingeladen worden, während er selbst an diesen zuerst geschrieben, diesen gebeten hatte; Immermann's Correspondenz berichtigt meine Angabe. Manche Details stehen vielleicht noch aus, die über einzelne Punkte, worüber ich keine Auskunft vorfand, Licht verbreiten, z. B. über seinen Aufenthalt in Berlin. Doch auch diese werden bald zur Oeffentlichkeit kommen; ....."

Die Darstellung der an Dullers Schrift sich anschließenden öffentlichen Polemik ist damit am Ende. Es bleibt nur noch übrig,

mit wenigen Worten der Preßfehde zu gedenken, welche Dingelstedts schon erwähnter Aufsatz im Gefolge hatte. Nicht alle Betroffenen im kleinen Fürstentume Lippe waren geneigt, ihn mit der gleichen humorvollen Gelassenheit hinzunehmen, wie Ferdinand Freiligrath, den Dingelstedts übermütige Persiflage stellenweise recht ergötzt hatte.[33] So überlegener geistiger Haltung war Louise nicht fähig. Nur davon sah sie ab, die beabsichtigte öffentliche Erklärung gegen den Kränker ihrer und ihres Mannes Ehre abzugeben; konnte sie sich doch an Verachtung des Verfassers nicht von dem Landesherrn beschämen lassen.[34] Auch fühlte sie sich wohl dieser Pflicht enthoben, seitdem zwei Männer des Landes zu dessen Ehre in die Schranken getreten waren. Pastor Stockmeyer zu Meinberg ist der erste, Ludwig Merkel, Freiligraths Jugendfreund und damals Pfarrer in Oerlinghausen, der zweite. Stockmeyers Kampfartikel erschien im 15. Stück des Mindener „Sonntagsblattes" vom 15. April und nennt sich „Bericht über ein seltsames Meteor, welches im Fürstenthume Lippe sich hat sehen lassen, als Ergänzung der ‚Mitternacht in Detmold' von Franz Dingelstedt";[35] den zweiten brachte das „Lippische Magazin" in seinen Nummern vom 18. und 25. April als „Beleuchtung der Dingelstedtschen Mitternacht".[36] Mit allem Witz und aller Ironie, deren man nur fähig ist, wird in diesen behaglich ausgesponnenen Aufsätzen dem „verfrorenen Dingelchen", wie Stockmeyer ihn mitleidig nennt, der Text gelesen, viele, viele Spalten hindurch. Auch Grabbes wird dabei schuldige Erwähnung getan; es würde zu weit führen, den Inhalt auch nur anzudeuten.

Lächelnd mag man jenseits der fürstlichen Landesgrenzen diese literarische Fehde verfolgt haben, die gewiß noch eine gute Weile in den Blättern und Blättchen jener Gegend, zum Teil längst verschollen und vergessen, sich fortsetzte, und Manchem mag wohl das Ganze ein wenig krähwinkelig vorgekommen sein. So macht die Braunschweiger „Mitternachtzeitung für gebildete Leser" in der Nr. 101 vom 25. Juni 1838 folgende boshafte Glosse: „D i e J o u r-

33. Vgl. seinen Brief an Heinrich Zulauff vom 9. März 1838 (Buchner I, 263), aber auch Buchner I, 263/64 u. 270.
34. Vgl. Anhang im 2. Band.
35. Q 99.
36. Q 73.

nalistik im Teutoburger Walde, d. h. im Reich Lippe-Detmold, hat einen ganz neuen Aufschwung genommen, seit zwei Federn alle Federn derselben in Bewegung setzen. Die eine ist das große Herrmanns-Denkmal, über das Gedichte, Subscriptions-Listen und Aufgebote in Menge vorgelegt werden; die andere ein kleiner Aufsatz in Lewald's Europa: ‚Eine Mitternacht in Detmold,' von Dingelstedt. Gegen den letzteren haben sich die Lippe-Detmolder allen Ernstes erhoben und thun in ihrem ‚Magazin', im ‚Sonntagsblatt' etc. des Breiteren dar, daß sie sehr viel Bildung und einen rein hochdeutschen Dialekt besitzen, Grabbe aber ein unnützes Menschenkind gewesen sei. Der Teutoburger Wald will sich immer noch nicht lichten!"

Dingelstedt selbst ergriff, soweit man sehn kann, erst nach einigen Jahren wieder das Wort. Er redigierte damals den zu Kassel neuerscheinenden „Salon", eine „Wochenschrift für Heimat und Fremde", und darin teilte er in der Nr. 16 vom 17. Juli 1841 im fünften seiner „Kriegs- und Friedens-Artikel" eine „wehmütig-ironische Erinnerung an die königlich preußische Stadt Höxter an der Weser" mit, in der es (S. 146) heißt: „Ueberhaupt habe ich in meiner Heimat und ihren nächsten Umgebungen wenig Segen. Das Fürstenthum Lippe-Detmold hat mir einen Krieg angekündigt, der nun, wie der trojanische, schier in's zehnte Jahr geht, nur weil ich in einer schönen Winternacht durchfuhr, ohne Augen und Ohren zuzudrücken, wie um solche Zeit Bürgerpflicht ist. Seit jener Zeit verfolgt mich Lippe-Detmold, und weil sie kein trojanisches Pferd — ich will im Bilde bleiben — gegen mich in's Feld schicken können, schicken sie in gewissen Fristen einen trojanischen Esel, der im ‚Lippischen Magazin', in der ‚Zeitung für die elegante Welt', im ‚Mindener Sonntagsblatt', in der ‚Elberfelder Zeitung' Feuer über mein Haus und Zeter über mein Haupt schreit. Ich verhalte mich leidend, hüte mich aber wol, den Esel, wie die Trojaner das Pferd, zu mir zu nehmen, wenn schon statt eines klirrenden und gewappneten Kriegers nur ein Schullehrer drin steckt, ein patriotischer Rector. Sobald der Hermann auf der Grotenburg enthüllt wird, feiere ich mein Friedensfest in Detmold; dann komme ich hin, mit einer Volks-Hymne im Sacke und halte eine Rede an das junge Detmold, worauf ich ohnstreitig wie mein Freund Freiligrath in Eichenlaub gewickelt und mit Hörnerklang taubgeheult werde.

Wieder eine schöne Gelegenheit für den Rector, um auf meine Kosten witzig zu werden."

Mit der Einweihung des Hermannsdenkmals aber hatte es bekanntlich gute Weile. Ein Jahrzehnt nach dem anderen verging, ohne daß es seine Vollendung erlebte. Als es schließlich, am 16. August 1875, in feierlichem Akte dem deutschen Volke übergeben wurde, da war Dingelstedt Hofburgtheaterdirektor in Wien und hatte die Fehde mit den Lippern wahrscheinlich längst vergessen. So blieb es Julius Rodenberg überlassen, in seinen „Heimatherinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker" den Epilog dazu zu schreiben.[37]

Mit Gleichmut all diese Polemik zu ertragen war, wie gesagt, Louisen nicht gegeben. Im Gegenteil! Sie erregte sich dabei im tiefsten. Ganz besonders griff die Notiz in den „Didaskalia" sie an. Nun näherte sich ihre Stimmung der Verzweiflung; was wird Duller denken! ist ihr erster Gedanke. Selbstmordideen kommen über sie; ihre Gesundheit ist schwer erschüttert.

Immer wieder wandte sich die hartgeprüfte Frau in diesen Monaten voller Bedrängnis an Freiligrath: am 26. August, am 20. September, am 2. Oktober, dazwischen noch in einem undatierten Briefe. Immer wieder bat sie um seinen Rat; „wie ein Sterbender nach der letzten Labung", so sehnte sie sich nach seiner Tröstung. Und immer wieder peinigte sie der Gedanke: was wird Duller denken?, die Angst, wie dieser die Angriffe gegen seine Biographie aufnehmen werde. Es ist ihr unmöglich, an ihn zu schreiben, weil sie fürchtet, verkannt zu werden.[38]

Beraten von den Kriminalgerichtssekretären Kestner und Althof (der sie, wie sie sagt, sehr getröstet habe „mit dem Bewußtsein, m e h r als" ihre „Pflicht gethan zu haben"[39]), sann Louise Christiane auf Gegenmaßnahmen. Althof meinte, wenn die Entstellung der Wahrheit und die Lüge noch so ferner fort gehn sollte, müsse sie einige wenige Worte dagegen schreiben.[40] Daher setzte sie ein ausführliches Promemoria auf, aus dem zunächst ihre

37. Berlin, Paetel. 1882. S. 92/4.
38. Q 36 h.
39. Im gleichen Briefe.
40. Im gleichen Briefe.

öffentliche Entgegnung gezogen werden sollte. Jedoch sei diese, wie Louise bemerkt, schwer abzufassen, da Grabbe im Grabe möglichst geschont werden müsse. Eine Abschrift des Promemoria, mit ergänzenden oder erklärenden Zusätzen versehen, sandte sie, mit ihrem Briefe vom 20. September, dem Freunde mit der Bitte, er möge ihr raten.

Diesem so oft wiederholten Wunsche genügte Freiligrath schließlich in einem Briefe, der aus Barmen vom 18. Oktober 1838 datiert ist. Von seinem Inhalte war bisher nichts bekannt; es lohnt sich, ihn hier zu publizieren.[41] Freiligrath schreibt:

Verehrteste Freundin!

Ihre letzten drei Briefe, der erste durch Herrn Weerth, die beiden andern vom 20 Sept. u. 2 Octbr. mit der Post, sind mir nach der Reihe richtig zugekommen. — Empfangen Sie zuvörderst meinen herzlichen Dank dafür, ebenso wie für die gütigst beigelegten litterarischen Neuigkeiten, wodurch Sie mir eine so große Freude bereiteten! — Wie sehr möchte ich wünschen, daß mir auch der übrige Inhalt Ihrer Sendungen so angenehm gewesen wäre! — Leider ist dem aber nicht so, u. ich sehe vielmehr im Gegentheil mit dem schmerzlichsten Bedauern, wie die Dullersche Biographie fortfährt, Ihnen trübe Tage zu bereiten! — Wie sehr ich Theil an Ihrem Schmerze nehme, wie ganz ich mich in Ihre Lage hineinzudenken vermag, u. wie tief ich es empfinde, in welchem Grade die Gehässigkeit solcher Insinuationen, wie das Lipp. Magazin deren eine gebracht hat, Ihr Zartgefühl verletzen muß — das, verehrteste Freundin, brauch' ich Sie wohl nicht erst zu versichern, u. es kommt hier lediglich darauf an, zu erwägen, auf welche Weise Sie sich, dem Publikum gegenüber, vor Beschuldigungen wahren sollen, deren Inhalt und Fassung Ihnen, als Frauenzimmer, ein Auftreten dagegen doppelt schwierig macht. —

Die Sache ist delicater Art, u. ich muß im Voraus dringend um Entschuldigung bitten, wenn ich, ohne es zu wollen, hin u. wieder vielleicht eines minder gewählten Ausdrucks bei der Beleuchtung von Verhältnissen mich bedienen sollte, die, wie ich von vornherein offen gestehen muß, jetzt, zwei Jahre nach Grabbe's Tode, besser

41. Das Original befindet sich im Besitze der Frau Präsidentin Lewald in Berlin, die zur Verwertung in der vorliegenden Arbeit ihre Erlaubnis gab.

der Vergessenheit anheimfielen, u. deren Hinaustreten in die Oeffentlichkeit eigentlich nur dazu dienen kann, dem Gerede der Uebelwollenden Vorschub zu leisten —

Lassen Sie uns denn zuerst das Forum näher in's Auge fassen, vor welches Sie Ihre, gewiß reine und gute, Sache zu tragen gedenken! Und lassen Sie uns dabei vor allen Dingen feststellen, daß dieses Forum ein doppeltes: Detmold u. das gesammte Deutschland ist, daß Detmold in dem bewußten Schmähartikel eigentlich nichts Neues erfährt, indem er, was seine Ausfälle gegen Sie betrifft, ja nur eine Recapitulation ärgerlicher u. die Sache entstellender Stadtklatschereien ist, daß aber das größere Publikum von der Existenz jenes Aufsatzes nur durch eine kurze Notiz darüber in der Didaskalia (welche ich früher, direkt eingesandt, auch schon in der Elberfldr. Ztg. gelesen), u. durch ein, allerdings längeres, Referat Gutzkow's in No. 156 des Hamburger Telegraphen Kenntniß erhalten hat. —

Beide Behörden sind nun aber ganz verschiedener Art! Ohne daß ich es Ihnen weiter auseinandersetze, wird es Ihnen einleuchten, daß die Weise, auf welche sich Detmold für Grabbe interessirt, nicht dieselbe ist, in welcher Deutschland Antheil an ihm nimmt — Wie nun aber dieß Interesse an dem Dichter ein verschiedenes ist, so wird auch die Aufnahme der jetzt vor u. nach über seine Persönlichkeit, seine Schicksale u.s.w. sich sammelnden Notizen eine verschiedene sein, u. hiernach, mein' ich, müßte auch Ihre Abfertigung der Sie kränkenden Schmähungen, wenn Sie die letzteren einer solchen würdigen wollen, vor jedem der genannten beiden Gerichtshöfe eine andere sein, wenn auch nicht dem Inhalt, doch aber der Form nach. —

Daß Ihre Ehe mit Grabbe eine unglückliche war, glaub' ich hier offen aussprechen zu dürfen — Leider sind auch Scenen vorgefallen, die in die Oeffentlichkeit getreten sind, u. jetzt, da Grabbe todt ist, und Schmähungen gegen den Todten natürlich eben so wenig Ehre bringen als Spaß machen würden, gegen Sie, die Lebende, zeugen sollen, obgleich ich für mein Theil der festen Ueberzeugung lebe, daß kein weibliches Wesen mit Grabbe hätte glücklich werden können; daß jede Ehe, die er eingegangen wäre, Vorfälle zur Folge gehabt haben würde, wie sie

sich zwischen Ihnen wirklich ereignet haben — Darauf nehmen Ihre Gegner, die ihr eigenes freundschaftliches Verhältniß zu Grabbe durch Sie gestört glauben, nun aber natürlich keine Rücksicht, sondern benutzen jetzt im Gegentheil aus kleinlicher Rachsucht das Vorgefallene als Waffe gegen Sie, und der große Haufe, der froh ist, wenn er in Wirthshäusern u. in Theezirkeln Stoff zu klatschen u. zu lästern hat, fällt mit Freuden Dem bei, der ihm eben wieder einmal solchen Stoff bietet — Glauben Sie mir, verehrteste Freundin, das Gros der Detmolder bekümmert sich wenig um Grabbe den Dichter! — die Blößen, die der Mensch gab, sind es, um die man sich kümmert; — das Interesse der Detmolder an Grabbe ist Lust am Scandal —— weiter nichts! — Was an Grabbe Gemeines war, u. was er Gemeines that, das bespricht man, das tritt man breit —— denn auf dem Gebiete kann man doch mit Competenz mitsprechen!! — Ausnahmen gebe ich zu, aber was die Masse angeht, so ist es wahrhaftig so! —

Wie Sie nun aber vor einer solchen Behörde sich vertheidigen u. die Rechte Ihrer gekränkten Unschuld wahren sollen, das, verehrteste Freundin, bedarf wohl kaum der Frage! — Einen Federkrieg anfangen, sei es nun selbst oder durch einen Freund, hieße hier Oel ins Feuer gießen, u. würde einzig den Verlegern des Lipp. Magazins zu Gute kommen — Schweigen ist meiner Ansicht nach das Beste u. Würdigste, was Sie thun können, u. wird die Aufmerksamkeit der Menge am Ersten auf andere Gegenstände bringen — Es ist freilich hart, sich verkannt zu sehen, doch muß Sie hier Ihr besseres Bewußtsein trösten, u. wird es auch! —

Was nun aber das Nichtdetmolder Publikum betrifft, so muß ich Ihnen zuerst bemerken, daß die vielen Notizen, die man jetzt über Grabbes wüste, zerfahrene Existenz ausstreut, keinenfalls in der Weise ansprechen, wie es wohl in Detmold der Fall ist! — Sie bringen nichts Neues! — Alles Variationen des Einen trüben Thema's! — Man weiß u. beklagt es nun einmal, wie der geniale Mann untergegangen ist — Einzelnheiten verlangt man nicht mehr, man wendet sich im Gegentheil eher ab, wenn Einem ein neuer trauriger Zug geboten wird, u. Gutzkow hat gewiß im Sinne Vieler gesprochen, wenn er unlängst im Telegraphen sagte, das viele Grabbele in der Literatur fange nachgerade

an, langweilig zu werden. — So ist es auch mit Grabbe's ehelichen Verhältnissen! — Man weiß, daß er nicht glücklich mit Ihnen war — wozu das Aufdecken einzelner gehässiger Situationen? — Wie Grabbes Persönlichkeit jetzt allgemein bekannt ist, brauchen Sie, davon bin ich fest überzeugt, nicht zu fürchten, daß Ihnen die Schuld beigemessen werde! — Die Literatur (im bessern Sinne! — ein paar armselige Cliquen nehm' ich aus!) verachtet das Geklatsch! Die Literatur ist keine kleinstädtische Residenz, die Literatur ist kein Wirthshaus, sie ist keine Thee-Gesellschaft! —

Und hiernach können wir gleich im Klaren darüber sein, wie Sie sich jener Insinuationen vor dem größern Publikum, vor der Literatur, erwehren sollen. — Kurz, mein' ich, und gehalten! Nicht mit der eigenen, sondern mit der Feder eines Freundes! — Ich würde Ihnen ohne Weiteres meine eigene zu diesem Zwecke antragen, wenn ich nicht voraussähe, daß Ihnen damit nur ein schlechter Dienst geleistet wäre! — Denn einmal würde man mich dort nicht nur für Partheimann halten, da man das Verhältniß der Pietät kennt, in welchem ich seit meiner Kindheit zu Ihnen u. Ihrem Hause stehe, u. dann würde man mir natürlich auch alle u. jede Competenz absprechen, weil ich ja seit 1830 nicht in Detmold war, u. Ihr eheliches Leben durchaus nicht aus eigener Anschauung kenne! — Zudem eignet sich meine träumerische Poetenfeder wenig zu Discussionen dieser Gattung! — Wo es auf dialectische Gewandtheit ankommt, da bin ich schlecht beschlagen, u. verweise Sie zum Beweise nur auf den vorliegenden weitschweifigen Brief! — Wer aber eignete sich, der Natur der Sache nach, besser zu Ihrem Champion, als eben Duller? — Er ist der Angegriffene, er muß sich u. Sie vertheidigen! — Schreiben Sie ihm mit zwei Worten die Sache u. schicken Sie mir Ihren Brief; — ich will dann Alles, Ihr bisheriges Schweigen p. p. schon gut bei ihm machen, lege das Lippische Magazin u. Ihr Promemoria bei, u. fordere ihn auf, den Verf. des Aufsatzes im Magazin auf den Grund Ihrer Mittheilungen kurz, ernst und ein für allemal in einer geachteten u. gelesenen Zeitschrift abzufertigen! — Eine Fehde darf keinenfalls entstehen — dadurch würde die Sache nur schlimmer! — Dullers Abfertigung wird dann auch schon auf Detmold zurückwirken! —

Diß, theure Freundin, ist nun wirklich Alles u. das Beste, was ich Ihnen in dieser häßlichen Angelegenheit zu rathen wüßte [?] — Ich wollte nur, daß mein Vermögen zu helfen meiner Bereitwilligkeit gleich käme! — Ich fühle ganz, wie tief, tief verletzt Sie sich fühlen müssen, u. es schmerzt mich in der Seele, daß ich Ihnen, wie die Sachen stehn, nur mit R a t h beizustehen vermag — Aber, wie gesagt, D u l l e r selbst ist der Mann, der das, was er geschrieben, zu vertreten hat, u. der es mir gewiß, u. mit Recht, übelnehmen würde, wenn ich statt seiner den ihm hingeworfnen Handschuh aufnehmen wollte — Also: schreiben Sie ihm b a l d, u. schicken Sie mir u n v e r w e i l t Ihren Brief an ihn! ———

Am 9ten November!

Eine Menge Besuche haben mich bisher zu meinem nicht geringen Verdrusse aufgehalten, Ihnen meinen vorstehenden Brief, der schon seit dem 18 Oct. fertig liegt, eher zu schicken — Entschuldigen Sie mich deshalb mit dem Wirrwar, in dem ich seither gelebt habe! — Meine Ansicht über Ihre Sache ist dieselbe geblieben, u. ich bitte Sie wiederholt, nur recht bald an Duller zu schreiben. ———

Ferd. Sprütter ist kürzlich wieder durchgereis't, u. läßt sich Ihnen freundlich empfehlen; — ebenso Georg Weerth — Pastor Rohdewald, Wiest, die Blankenburgs sind ohnlängst auch bei mir gewesen — ich habe mich recht über Aller Andenken gefreut! —

Und nun das freundlichste Lebewohl, u. den Herren Althof, Kestner p. p. die beste Erwiderung ihrer Grüße! — Der Brief muß auf der Stelle zur Post; — ich erschrecke, wie ich ihn so alt konnte werden lassen —

Mit aufrichtiger Freundschaft
Ihr durchaus ergebener
FFreiligrath

Da also auch Freiligrath eine öffentliche Erklärung befürwortete, so wurde diese weiterhin betrieben. Daß sie schließlich doch nicht zustande kam, hatte folgenden Grund. Für die Erklärung bedurfte Louise einer anderen von seiten der Detmolder Polizeikommission, des Inhalts, daß sie zur Wiederaufnahme ihres Gatten nicht gezwungen worden sei. Nun wurde ihr diese zwar nicht verweigert, jedoch in solcher Form erteilt, daß davon der

beabsichtigte Gebrauch nicht gemacht werden konnte. Das von der Polizeikommission unterm 22. Dezember 1838 ausgestellte Schriftstück lautete nämlich: „Auf Verlangen der Frau Auditeurin Grabbe wird bescheinigt, daß von Polizei wegen die Einführung des weil: Auditeurs Grabbe in die Wohnung seiner Ehefrau nicht verfügt sey u.s.w."[42] So entschloß sich also Louise am Ende doch noch dazu, das Gericht zu ihrer Hilfe anzurufen. Und zwar suchte sie zunächst durch ihre, von Kestner geführte Klage die Redaktion des „Lippischen Magazins" zur Preisgabe des Verfassers der „Bemerkungen" zu zwingen.

c) Der Prozeß.

Zu beweisen war: „daß der verstorbene Auditeur Grabbe am 25sten Juli 1836 aus dem Meyerschen Gasthause in seine Wohnung, und zwar, weil seine Gattin — die Implorantin — sich geweigert ihn aufzunehmen, in policeylicher Begleitung geführt worden sey."

Die verklagte Redaktion machte sich anheischig, den Wahrheitsbeweis zu erbringen und lieferte, nach mehrfacher Fristverlängerung, am 28. Januar 1840 ihre „Beweisantretung" bei der Justizkanzlei ab, wobei sie zu einer nachträglichen Beweisantretung nochmals die Bewilligung einer vierwöchigen Frist nachsuchte. Ferner benannte sie ihre Zeugen, nämlich den Gastwirt Georg Meyer, dessen ehemaligen Marqueur Wilhelm Blinde, den Ressourcenwirt August Brokmann und Grabbes Pflegeschwester Wilhelmine Kreymeyer, und trug darauf an, diese zu verhören. Die Beweisartikel, 47 an der Zahl, waren als Anlage 1 beigefügt. In dem erhaltenen Entwurf dieser Anlage finden sich zahlreiche Zusätze und Korrekturen von Petris Hand.

Zum Verhör der drei in Detmold ansässigen Zeugen wurde der Termin auf den 9. März angesetzt und der Produktin die Einreichung zulässiger Fragestücke, jedoch spätestens drei Tage ante terminum, gestattet. Wegen Verhörung des vierten Zeugen, nämlich des Kellners Blinde, der mittlerweile nach Soest in Stellung gegangen war, wurde das Nötige verfügt.

Der Nachtrag zur Beweisantretung der Redaktion wurde am 21. Februar an die Justizkanzlei expediert und nach deren Bescheid vom 27. gleichfalls der Produktin in Abschrift mitgeteilt.

---

42. Q 211.

Am 3. März ging die Gegenbeweisantretung „von Seiten der Wittwe weil. Auditeurs Grabbe, Implorantin, Productin und Reproducentin", bei der Justizkanzlei ein. Das Hauptziel dieses Schriftstücks war die einstweilige Suspension des zur Abhörung der vorgeschlagenen Beweiszeugen auf den 9. März angesetzten Termins. Dieser Antrag wurde wegen mangelnder Begründung abgelehnt. Demgemäß wurden die vier Beweiszeugen vernommen, die Detmolder allerdings nicht am 9. März, sondern erst am 13., Wilhelm Blinde in Soest am 10. April. Die Protokolle dieser Vernehmungen wurden zum Rotulus testium probatorialium zusammengestellt.

Auch die Partei der Klägerin ergänzte ihre erste Eingabe. Am 11. April lief die „fernere Gegenbeweisantretung der Witwe weil. Auditeurs Grabbe" bei der Justizkanzlei ein. Mit ihr zugleich wurden, als Anlage D, die Gegenbeweisartikel überreicht und die Zeugen benannt, welche darüber eidlich zu vernehmen seien. Unter diesen erscheint, neben den Juristen, die Louise um ihren Rat befragt, auch Sophie, Ehefrau des Advokaten Ziegler.

Zur Vernehmung der vier ersten Gegenbeweiszeugen wurde der Termin auf den 11., der zur Vernehmung der drei letzten auf den 20. Mai festgesetzt, auch der Gegenseite die Einreichung sachlicher Fragestücke bis spätestens drei Tage ante terminum gestattet.

Nachdem auch diese Termine stattgefunden und der Rotulus darüber angefertigt war, erging unterm 4. Juni der Bescheid der Kanzlei. Er verordnete die Eröffnung der beiden Rotuli, ihre Mitteilung an beide Teile, und bestimmte der Beklagtin zur Einreichung ihrer Deduktion die Ordnungsfrist.

Bis diese Deduktionsschrift der Redaktion bei der Justizkanzlei einging, wurde es fast Ende August; und Dezember, bis man dort die Gegenschrift der Klägerin in Händen hatte.

Noch einmal hatten nun die Parteien Gelegenheit, Schrift und Gegenschrift zu wechseln. Darauf erging, unterm 18. Februar 1841, das Urteil der Kanzlei. Es erkannte für Recht, „daß die Imploratin und Producentin den ihr in dem rechtskräftigen Bescheide vom 24sten October 1839 .... auferlegten Beweis zur Nothdurft geführt habe, die Implorantin und Productin daher nunmehr mit der erhobenen Klage abzuweisen und in die Proceßkosten

zu verurtheilen sey.“ Unterzeichnet ist dieses Urteil von dem Direktor der Justizkanzlei, Ballhorn-Rosen.

Selbstverständlich beruhigte sich Louise Christiane mit dieser Entscheidung nicht, vielmehr ließ sie durch ihren Anwalt am 22. Mai 1841 die Querela nullitatis einreichen, in der auf Verschickung der Akten, das bekannte Rechtsmittel des früheren Zivilprozesses, angetragen wurde.

Wie der Rechtsstreit nun weiter ging, erfahren wir aus dem Aktenfragmente nicht. Nur ein Brief Louisens liegt darüber vor, dem wir entnehmen können, daß er sich wohl noch über Jahre hinzog. Unterm 18. Dezember 1842[1] schreibt sie an Freiligrath über den Stand der Sache:

„Mein Prozeß, in Beziehung auf die verbreiteten Lügen, ist noch nicht beendet. Ich habe indeß solchen in 2ter Instanz zu Jena gewonnen — das Urtheil ist gerecht. Petri aber hat sich noch nicht beruhigen können und die dritte Instanz angetreten, wo bei von meiner Seite nun nochmals auf Verschickung der Acten angetragen, da seine Collegen allhier, ihm auf das kräftigste beigestanden, die himmelschreiend mit mir umgegangen. Sein bisheriger Anwalt, Otto Preuß, ist jetzt Canzlei-Auditor geworden u. Aug. Falkmann nunmehr wieder sein Sachwalter, der mich von Neuem nicht minder gekränkt, was mich doppelt schmerzt, da er am Archiv angestellt, in welcher Eigenschaft er mir als wahrscheinlicher Amtsnachfolger meines sel. Vaters bei zu stehen hätte.

Auch beim glücklichsten Ausgange eines Prozesses sind die Verschickungskosten von derjenigen Seite zu bestreiten, die auf Verschickung angetragen, und so bange ich sehr vor denselben.

Mein Prozeß geht direct auf Namhaftmachung des Verfassers. (Nach dem Jenaischen Urtheil sind nunmehr Zwangmaßregeln gegen Petri zu ergreifen.) Ist der Verfasser endlich genannt, dann ist dieser erst wieder zu belangen. Diesen Weg hat mein Anwalt gewählt.“

Mit dem Briefe, dem dieses Zitat entnommen ist, fand Louisens Korrespondenz mit Freiligrath zunächst ein Ende; für den Fortgang des Prozesses versagt also auch diese Quelle. Trotzdem können wir seinen Ausgang mit einiger Sicherheit bestimmen. Im Reper-

1. Q 36 r.

torium zu den Akten der Detmolder Justizkanzlei findet sich nämlich bei dem Buchstaben G unter Nr. 182 die folgende Angabe:[2] „Dieselbe [Witwe Auditeurs Grabbe hies.] contra Pastor Stockmeyer in Meinberg, pcto. injur., 1846 u. f. J." Bei allem Lakonismus sagt uns doch diese dürre Notiz sehr viel. Es war also ganz nach dem Plane weitergegangen, den der Anwalt Louisens gewählt hatte. Nach Jahren, wie man vermuten muß, hatte sies glücklich erreicht, den Namen des Verfassers zu erfahren, und nun konnte sie gegen diesen die Beleidigungsklage anstrengen. 1846 hatte dieser zweite Teil des Prozesses begonnen. Auch er wieder hatte sich durch Jahre fortgeschleppt; wer weiß wie lange es noch gedauert hätte, wäre die Klägerin nicht eines Tages darüber gestorben. Das in der Tat ist der Schluß, den wir aus jener Angabe im Repertorium der Justizkanzlei ziehen dürfen: D e r P r o z e ß b l i e b u n e n t s c h i e d e n. Was ihn vor der Zeit beendete, war der Tod Louisens, die am 15. Oktober 1848 starb,[3] nachdem ihr jener Aufsatz des „Lippischen Magazins" und der darum geführte Prozeß das ganze letzte Jahrzehnt ihres Lebens verbittert und verdorben hatte.

---

2. Q 233 h.

3. Eine Notiz über dieses Ereignis findet sich in Nr. 223 des „Kometen" vom 13. November 1848, S. 892.

Drittes Kapitel.

Die Biographie Karl Zieglers.

a) Ihre Entstehung.

Neben der Biographie Dullers fehlte es nicht an sonstigen Ansätzen, das Leben Grabbes darzustellen. Daß Karl Köchy Erinnerungen an diesen herausgeben wolle, erfahren wir zuerst aus dem „Phönix".[1] Nachher brachte auch der „Telegraph" eine knappe Notiz darüber und knüpft daran, übel gelaunt, wie immer, wenn er auf dieses Thema zu reden kommt, die dann von Freiligrath zitierte Bemerkung: „Es grabbelt jetzt entsetzlich in der Deutschen Literatur."[2] Ob sich Köchy wirklich mit der ihm hier zugeschriebenen Absicht getragen hat, ist nicht bekannt, und sicher nur, daß er (seltsam genug), auch nicht eine Zeile über den Genossen seiner Berliner Tage hat drucken lassen. Ernsthafter waren die biographischen Pläne eines anderen Mitgliedes jenes Berliner Zirkels: Heinrich Heines. Im „Telegraphen" findet sich die erste öffentliche Mitteilung darüber; in der Nr. 27 vom Februar 1838 heißt es (S. 213): „Nun wird auch Heine mit seinen Erinnerungen an Grabbe vorrücken. Wir bitten mit diesen Erinnerungen an eine überschätzte Karrikatur einzuhalten; sie kommen uns wie eine alte schmutzige Wäsche vor, die zum Reinwaschen zu zerrissen ist!" Im April hatte Heine an das Werk „bereits Hand gelegt"; nun wollte er aber nicht weiter schreiben, ehe er „Dullers Biographie des Unglücklichen gelesen".[3] Ob er

1. Die Mitteilung steht im Feuilleton der Nr. 10 vom 11. Januar 1838, S. 40.
2. Die Notiz findet sich in der Nr. 48 vom März 1838, S. 383.
3. Im Brief an August Lewald vom 10. April 1838. (Briefwechsel II, 226.)

dazu kam, ob wirklich dessen Art der Behandlung des Stoffes, die unerquickliche Polemik, welche sie nach sich zog, ihm den Fortgang der Arbeit hemmte, oder ganz andere Gründe, muß gleichfalls dahingestellt bleiben. Wie sehr aber Heine sich immer gedrängt fühlte, dieses Erlebnis darzustellen, ist daran ersichtlich, daß er so gern die Gelegenheit benutzte, in seinen Schriften von Grabbe zu sprechen, und noch durch die Schlußworte des Gesprächs, welches er am Ende seines Lebens mit Ludwig Kalisch über ihn führte, klingt ja vernehmlich das Bedauern hindurch, den alten Plan nicht ausgeführt zu haben. Manche sehr interessante Aufschlüsse, so hatte er damals gesagt, habe er über diesen „drolligen Menschen" geben können; aber wie manches Andere werde auch dies mit ihm begraben werden.[4]

Was also Heine zu dem hier behandelten Quellenmaterial beigetragen hat, ist nicht sehr viel: ein paar Anekdoten, die wohl geistreich zu lesen, sonst aber, rein biographisch betrachtet, nicht eben sehr brauchbar sind, und eine Verteidigung der Mutter Grabbes, die man ein wenig ernster nehmen kann.[5] Dafür hat er sich mittelbar ein um so höheres Verdienst um unsere Kenntnis vom Leben und Charakter des Dichters erworben. Daß nämlich nach der Biographie Dullers auch Zieglers Werk zur Oeffentlichkeit gekommen ist, haben wir zu einem guten Teile Heinen zu verdanken. —

Die Freunde Grabbes mochten sehr bald einsehen, daß mit einem bloßen Protest gegen die Duller-Grabbesche Biographie der Pflicht gegen den Toten nicht hinlänglich genügt sei, daß man es vielmehr dessen Andenken schulde, ein Werk hervorzurufen, das Lebensgang und Wesensart des heimatlichen Dichters der Mit- und Nachwelt schildere, unabhängig von Leidenschaft und parteiischem Vorurteil mit möglichster Sachlichkeit, dabei bemüht, vor allem die örtliche Ueberlieferung gründlich zu erfassen. Karl Z i e g l e r war es, der diese keineswegs leichte Aufgabe übernahm.

Carl Georg Henrich Ziegler war ein Landsmann Grabbes. Als Sohn des Medizinalrates und Physikus Ernst Ziegler und der Sophie Friederike Ziegler, geborenen Heistermann, war er am 27. Sep-

4. Q 132.
5. Q 51.

tember 1806 in Horn geboren.[6] Zum ersten Male sah er Grabben, als er im Herbst 1819, ein Knabe von dreizehn Jahren, aus seiner Landstadt nach der Residenz gekommen war und jenem Schulaktus beiwohnte, zu dem der Achtzehnjährige ein Stück aus Schillers „Glocke" deklamierte.[7] Ostern darauf ging Grabbe zur Universität. Auch Ziegler studierte Jurisprudenz; erst zehn Jahre später, als Ziegler dauernd in Detmold sich niederließ, sahen die Beiden sich wieder.[8] Wie Grabbe, so begann auch Ziegler als Advokat.[9] Im Jahre 1838 wurde ihm das herrschaftliche Richteramt in Detmold übertragen,[10] 1842 das Amt eines Prokurators bei den fürstlichen Obergerichten,[11] 1850 übernahm er die Redaktion des Lippischen „Regierungs- und Anzeigeblattes". Daneben folgte er seinen schriftstellerischen Neigungen. Zunächst erschienen von ihm zwei Uebersetzungen aus dem Französischen: 1840 Eugen Sues Roman „Die Kunst zu gefallen", 1849 „Ueber das Eigenthum und das Recht auf Arbeit, eine Rede des Herrn Thiers, Vertreter des Volks."[12] 1854 folgte, gleichfalls im Verlage der Meyerschen Hofbuchhandlung, als „historischer Abriß" eine Schilderung des „Reichs der Wiedertäufer in Münster." Endlich stellte Ziegler eine Reihe von Aufsätzen, die meist zuerst im Lemgoer „Sonntagsblatt" erschienen waren, zu einer kleinen Schrift zusammen, die den Titel „Aus vergangenen Tagen" führt und 1862 bei F. L. Wagener in Lemgo gedruckt ist. Das Bändchen besteht aus drei Teilen. Der erste enthält eine Reihe anspruchsloser „Genrebilder", wie z. B. die Schilderung eines Wettrennens und eines Sängerfestes, der

---

6. Auskunft des Herrn Pastors Wex in Wehrendorf bei Vlotho.
7. Vgl. S. 19 der Biographie.
8. In Q 115, S. 1084, schreibt Ziegler: „Um die Zeit, wo Grabbe mit seinem ‚Barbarossa' beschäftigt war, kam ich nach Detmold." Dieses Stück war im April 1829 fertig.
9. Ende März 1831, als das lippische Bataillon zur Besetzung der Bundesfestung Luxemburg mobil gemacht wurde, suchte Ziegler zuerst um seine Einstellung als Jurist bei den ausmarschierenden Truppen, dann um seine Anstellung als Offizier nach. Das erste Gesuch ging am 29. März ein, das zweite ist vom 31. gleichen Monats datiert. Der Bescheid lautet das eine wie das andere Mal: Reponatur vorerst. (Lipp. Landesarchiv. Fach 31 M. Nr. 6.)
10. Vgl. Lippische Intelligenzblätter Jg. 1838, S. 175.
11. Ebenda Jg. 1842, S. 305.
12. Vgl. dazu S. 113 der Biographie.

zweite eine Anzahl von „Grillen“, der dritte und interessanteste die „Charakterskizzen“ von Friedrich Begemann[13] und Theodor Althaus.

Solange Grabbe lebte, hat ihm Ziegler als ein guter und mitfühlender Kamerad zur Seite gestanden, ihm auch während seines Aufenthaltes in Frankfurt und Düsseldorf bei der Ordnung der finanziellen Angelegenheiten wesentliche Dienste geleistet. In so langem, vertraulichem Umgang hatte Ziegler Gelegenheit gehabt, den Charakter Grabbes von seiner guten und seiner schlimmen Seite recht wohl kennen zu lernen. Eine Helferin bei seinem Werke fand er zunächst in seiner Frau. Er hatte sich nämlich, gleich nachdem er im Jahre 1838 zu einer auskömmlichen Stellung gelangt war, am 1. März 1839 mit Catharine Sophie Amalie Moeller verheiratet, und diese hatte vordem ungefähr fünf Jahre lang im Dienst der Louise Grabbe gestanden. Jedoch war sie dieser weit mehr Gesellschafterin, als gewöhnliche Dienstmagd. Wenn auch bäuerlicher Herkunft — sie wurde am 23. November 1813 als Tochter des Kolonen Hermann Justus Moeller in Hagen bei Lage im Lippischen geboren[14] —, so besaß sie doch die Bildungslust und Bildungsfähigkeit des Westfalen. Sie hatte auf ihre Weise teil an den literarischen Neigungen der Herrin. So wußte sie z. B., wie Louise an Freiligrath berichtet, Hubs Dichtung „Das Grab zu Detmold“ auswendig[15] und war stolz auf die Erwähnung ihres Namens in den Zusätzen zu Freiligraths lyrischem Werke „Des Dichters Traum“.[16] Vor ihrer Verheiratung wurde sie von einem pietistischen Pastor im Preußischen noch weiterhin unterrichtet.[17]

In ihrer Stellung im Grabbeschen Hause hat Sophie Moeller, was durch ihre Zeugenaussagen zum Ueberflusse bestätigt wird, reichlich Gelegenheit gehabt, über Grabbe und dessen Gattin, über das eheliche Leben, das sie mit einander führten, über den raschen Zusammenbruch dieser Ehe, und wie die Schuld daran sich verteilte, ihre Beobachtungen zu machen. Für diese trübsten Kapitel

13. Siehe Q 148.
14. Gleichfalls nach einer Auskunft des Herrn Pastors Wex.
15. Q 36 e.
16. Q 36 f.
17. Q 36 j.

in Zieglers Buche wird also sie das hauptsächlichste Material geliefert haben.

Auch Grabbes alte Mutter trug zu Zieglers Werke bei. In der Zeit nämlich, als er es ausarbeitete, schrieb sie einen Brief an ihn,[18] in dem sie ihn ermahnte, ja die Erwähnung bestimmter Vorfälle zwischen Louisen und ihrem Sohne und die Widerlegung bestimmter Behauptungen der Dullerschen Biographie nicht zu vergessen. Der Brief ist uns wichtig, weil er einmal die andere Seite zu Worte kommen läßt. An Feindseligkeit gibt er den Klagen und Anklagen der Schwiegertochter nichts nach; das zeigt so recht der gehässige Trumpf, den sie am Schluß gegen diese ausspielt. Doch spürt man deutlich, wie die große Liebe zu dem toten Sohne der letzte der Beweggründe ist. Auf jeden Fall wirft dieses eigenartige, bis jetzt noch nicht verwertete Dokument auf die durchaus trübseligen Beziehungen, die zwischen den beiden Frauen geherrscht haben, ein recht bezeichnendes Licht. Da er überdies auf eine drastische Art erkennen läßt, wie primitiv die Ausdrucksmittel der einfachen Frau waren, wenn sie sich genötigt sah, zu schriftlicher Mitteilung den Boden des vertrauten Platt zu verlassen, so wird er hier mit allen Eigentümlichkeiten seiner Orthographie wiedergegeben. Dorothea Grabbe schreibt:

„Wenn Herr Richter Ziegler von der Güte sein wollen und noch einiges mit hereinschreiben wollen wie sie [Louise Grabbe] ihr [irrtümlich statt mein] Kind behandelt hat
1 das sie ihn hat in seinen Blutigen Hemde hat liegen lassen, 2 ich schickte ihn 8 thaler die sie behalten hat, 3 es ist eine Grobe Lüge Wen sie sagt das ihr Vater ihn hette was zu seinen Studieren gegeben,[19] 4 sie hat gegen mich eine grobe behandlung getrieben

---

18. Q 32.

19. Die Stelle richtet sich gegen die Darstellung Dullers, der S. 10/1 seiner Biographie von Clostermeiers „wahrhaft väterlicher Theilnahme" für Christian Grabbe und S. 19 von „Clostermeiers geistigen Einfluß und Unterstützung" spricht. Gegen die übertriebene Bedeutung für Grabbes Bildungsgang, die hier dem Archivrat zugeschrieben wird, hat in der Tat Ziegler (S. 25) Stellung genommen. — Die, in dem anderen Briefe der Mutter ähnlich wiederkehrende Behauptung, daß ihr Sohn vom Rat Clostermeier nie eine Beihilfe zu seinem Studium erhalten habe, ist insofern richtig, als die Doppelpistole, die er durch die Vermittelung des Vaters erhielt (s. Q 30 a), „zu außerordentlichen Ausgaben", z. B. einem Besuch der Komödie bestimmt war.

in seinen letzten [Stunden oder Tagen] wolte sie noch lerm machen und verbieten mich das haus, woh sie lauter grobe worte heraus Stieß,[20] wie sie in der Hermanschlacht sich herfor Strich [?] kan ein yeder sehen und hören[21] sie hat mich betrogen um 3 Klafter Holz, welches sie mich verwahren wolte und sie es mich nich wieder gegeben hat, sie hat ihn ya so gar seinen Ring vom Finger genommen wie er in den Schlafe lag, sie hat die Nacht ya Spuker Rei gefürt[22] sie hat sich ihn mit gewalt aufgedrungen sonst könnte sie noch als alte Jumfer Sitzen."[23]

Ziegler wird sich nicht damit begnügt haben, die ihm hier schriftlich gegebenen Anregungen zu verarbeiten, er wird außerdem bemüht gewesen sein, die Mutter des Dichters zu mündlichen Aeußerungen über den Sohn zu veranlassen, ihm über seine Kindheit Auskunft zu geben und den Gang seiner Jugend zu schildern. Aber auch da versagte Dorothea. Denn sie war, wie Ziegler feststellen muß, nicht die Frau, „um etwaige charakteristische Züge mit seelenvollem Interesse zu beobachten und in treuem klarem Gedächtnisse zu bewahren".[24] Als biographische Zeugin spielt sie darum so gut wie gar keine Rolle. Wollte Ziegler über Grabbes Knabenjahre etwas erfahren, so mußte er sich an die Lehrer und Mitschüler wenden. Aber auch für die spätere Detmolder Zeit wird er bedacht genommen haben, immer wieder seine eigenen Beobachtungen durch solche Anderer zu ergänzen. So wird man alle vertrauteren Detmolder Freunde Grabbes zu den Helfern seines Werkes rechnen dürfen, in erster Linie Moritz Petri. Dagegen beruft er sich nur selten auf Erzählungen Auswärtiger.[25]

---

20. Die hier gemeinten Vorgänge werden ausführlich von Ziegler (S. 203/8) geschildert.

21. Hier sind offenbar die Eingriffe Louisens in das Manuskript der „Hermannsschlacht" gemeint, die Grisebach (WGr III 422/5) verzeichnet.

22. Vgl. die Schilderung dieses Vorfalls bei Ziegler (S. 121/4), vor allem Grabbes Ausruf: „Was war das? .... wer war da? es giebt doch keine Gespenster hier?" (S. 123.)

23. Vgl. Ziegler S. 204.

24. Ziegler S. 12/3.

25. Vgl. S. 27, 56, insbes. aber S. 155, wo er verwertet, was Schauspieler, die während Grabbes Aufenthalt in Düsseldorf dort gestanden hatten, ihm berichtet haben.

Ziegler muß schon sehr bald nach dem Erscheinen der Biographie Dullers daran gegangen sein, das, was er da und dort an Fragmenten einer Charakteristik bekannt gegeben hatte, zu einer in sich geschlossenen Darstellung auszuarbeiten. Die erste Mitteilung von seinem Plane brachte die „Posaune“ vom 25. Oktober 1840, als sie Zieglers Beitrag „Zur Charakteristik Grabbe's“, als Widerlegung Gutzkowscher Behauptungen, veröffentlichte. In einer Anmerkung zu diesem Aufsatze, die natürlich aus dem Begleitbriefe Zieglers gezogen ist, teilt die Redaktion ihren Lesern mit, daß der Einsender mit einer umfassenden Biographie und Charakteristik Grabbe's beschäftigt sei. Er habe Gelegenheit gehabt, Materialien zu seiner Arbeit zu sammeln, welche von Grabbes innerstem Leben Kunde gäben und auf das Werk sehr gespannt machten.

Im Januar 1841 war dann Emil Belana in Detmold, offenbar mit keiner geringeren Absicht, als gleichfalls für eine Biographie Grabbes den Grund zu legen. Daß er bei der Regierung seinen Zweck nicht erreichte, ist schon bekannt. Auch bei der mißtrauischen, damals öfters um Stoff angegangenen Louise hatte er nicht viel mehr Erfolg. Immerhin glückte es ihm, ihr Auszüge aus den an Grabbe gerichteten Briefen Immermanns abzujagen, was ihr großen Schmerz bereitete. In ihrem Briefe an Freiligrath vom 16. August 1841 kann sie später gar nicht eindringlich genug vor dem „abscheulichen Menschen“ warnen.[26] Im „Rheinland wie es ernst und heiter ist“, einer von Dr. Fr. Wiest redigierten Mainzer Zeitschrift, und zwar in der Nr. 23 vom 22. Februar 1842, hat dann Belana diese „Original-Mittheilung“ bekannt gegeben. Außer dem gutgemeinten Poem „Des Dichters Hort“, einer Vision „auf dem Kirchhofe zu Detmold“, das schon am 13. Januar 1841 im „Lippischen Magazin“ gestanden hatte, ist sie die einzige Frucht seiner Detmolder Forschungsreise geblieben. Zwar, aufgegeben hatte Belana den Plan seiner Biographie nicht. Nur sollte diese jetzt „mehr auf das geistige Wirken des Dichters beschränkt“ bleiben. Doch scheint auch dieses sich nicht verwirklicht zu haben, wie man denn überhaupt nachher von diesem Journalisten so gut wie nichts mehr gehört hat.

---

26. Q 36 n.

An der gleichen Stelle, wo sich die soeben zitierte Notiz findet, nämlich in der Nr. 137 des Hamburger „Telegraphen“ vom August 1841, machte Belana auch bekannt, was er in Detmold vom Stand des Zieglerschen Unternehmens erfahren hatte. Unsere Vermutung über deren Mitarbeiter wird dadurch auf eine willkommene Weise bestätigt. Belana schreibt: „Vom Richter Ziegler in Detmold, der sich durch einzelne Artikel über Grabbe in die Literatur einführte, erscheint mit nächstem ein bedeutenderes biographisches Werk über diesen Todten. Er selbst, als langjähriger Freund Grabbe's, hatte Gelegenheit, einen eben so interessanten, als mannigfaltigen Stoff dafür zu sammeln, der sich durch die Mittheilungen vieler Freunde Grabbe's, besonders des Kanzleiraths Petri, vervollständigte. Das Buch wird sehr voluminös und unterhaltend werden; belehrend aber wohl nur insofern, als er sich die Berichtigung der Dullerschen Biographie zur Aufgabe gestellt hat. Duller hat nämlich zum größten Theil auf die Mittheilungen der Wittwe des Dichters hin sein Buch geschrieben; und Ziegler wird den Beweis liefern, daß diese Quelle keine reine ist.“

Im Jahre 1843 wurde zum ersten Male ein Bruchstück aus Zieglers Biographie veröffentlicht, und zwar im „Telegraph für Deutschland“.[27] Es deckt sich mit dem 27sten Kapitel, in welchem Ziegler auf sehr realistische Art einen Besuch am Krankenbette Grabbes, kurz vor dessen Tode, schildert. Jedoch weicht seine Fassung von der endgültigen in zahlreichen Einzelheiten ab. Wenn man auch manche von diesen Varianten der ästhetischen Bedenklichkeit des Redakteurs wird zuschreiben müssen, so kann die Mehrzahl der andern fraglos als Beweis dafür gelten, daß Ziegler sein Manuskript nach Form und Inhalt immer wieder sorgsam überprüft und gefeilt hat. Welch großem Interesse auch anderwärts eine so eingehende Schilderung von Grabbes Sterbelager begegnete, davon zeugen zwei Nachdrucke, von denen der eine im „Berliner Figaro“, der andere im „Rheinland“, der schon erwähnten und nur umgetauften Mainzer Zeitschrift, erschien.[28] Auch ein zweites, umfangreicheres Fragment, etwa den Kapiteln elf bis zwanzig entsprechend, das sich in sechs Nummern des Cottaischen

27. Q 114.
28. Q 114 a u. b.

„Morgenblattes“ vom November 1847 findet,[29] weist im einzelnen noch nicht die Fassung des Buches auf, und gleiches gilt von einer letzten Probe, die 1854 vom „Neuen Sonntagsblatt“ in Lemgo aufgenommen wurde,[30] wenn auch dort die Abweichungen zumeist auf das Stilistische sich beschränken.

Eine so selbstkritische Durcharbeitung des Manuskriptes legt die Vermutung nahe, Ziegler habe, bei so stark verzögerter Drucklegung, nachträglich manches von dem hinein genommen, was im Verlaufe dieser Jahre des Wartens oder Suchens zu Tage kam. Jedoch ist dieses nicht der Fall.

Noch ließ ja die Teilnahme für den Frühverstorbenen nicht eigentlich nach, wofür das Schrifttum der Zeit die mannigfachsten Proben liefert. Immer wird es bemerkenswert bleiben, wie früh die ersten Versuche unternommen wurden, Grabbe zu einer Gestalt des Dramas zu machen.[31] Berthold Auerbach ließ ihn in einem Jugendlustspiel als Ebbarg, ehemaligen Auditeur aus Klippe, bramarbasierend in die ästhetische Theegesellschaft der Freifrau von Cordera hineinpoltern, Wolfram in seiner Gutenberg-Tragödie in verzweiflungsvollen Anklagen über die „erbarmungswürdig-jammervolle“ Welt sich ergehen. Aber noch fehlte es an Stoff für größere Gestaltungen. Noch wollte man mehr von Grabbe wissen. Darum kamen wieder und wieder die Schriftsteller zu Louisen und bemühten sich, Unbekanntes von ihr zu erfahren; darum wurde damals schon der Versuch einer Gesamtausgabe unternommen.[32] Auch Jakob Stang im „Drachenfels“ zu Düsseldorf wird manchem, an des berühmten Stammgasts Schicksal ernsthaft Teilnehmenden Rede und Antwort haben stehen müssen, wenn's auch nicht jedem dort erging, wie einem Herrn v. B., der nur nach Düsseldorf gekommen war, „um das Haus zu besuchen, wo der selige und unsterbliche Grabbe gelebt“, und dem nun der freundliche Wirt „solch interessante Memoiren“ über seinen „Geistesverwandten“ mitteilte, daß er darüber das Dampfschiff nach Rotterdam verpaßte. Im „Omnibus zwischen Rhein und Niemen“ vom 9. November 1838

29. Q 115.
30. Q 116.
31 Vgl. Alfred Bergmann, „Grabbe als Gestalt des Dramas.“: Das Grabbe-Buch. Detmold 1923. S. 89/103.
32. Vgl. Anhang im 2. Band sowie „Neue Kunde“ S. 135.

hat er über dies Erlebnis berichtet und dabei den Wunsch eingeflochten, wenn Duller noch einmal die Biographie Grabbes schreiben sollte, doch einmal einen Tag in diesem Gasthaus zu verbringen.

Wenn also auch zu Beginn des neuen Jahrzehnts die Reihe der Publikationen zunächst noch fortgesetzt, und dadurch das Quellenmaterial um eine Reihe bedeutungsvoller Beiträge bereichert wurde, so war dafür fraglos ein Bedürfnis vorhanden. Nachdem einmal Willkomm mit dem Druck von Briefen den Anfang gemacht, und bald darnach Immermann aus den an ihn gerichteten Schreiben Grabbes so umfangreiche Auszüge gegeben hatte, nahmen auch Andere keinen Anstand, dergleichen zu veröffentlichen. So wurden denn in jenen Jahren Briefe und Billetts Grabbes an Friedrich Steinmann,[33] Theodor von Kobbe,[34] Gubitz[35] und die Mademoiselle Clostermeier[36] bekannt, bis diese Veröffentlichungen mit dem Abdruck des aufsehenerregenden Briefes an den Kronprinzen von Preußen[37] ein vorläufiges Ende fanden, von dem freilich neuerdings festgestellt worden ist, daß er schon ein paar Jahre zuvor in Riedels wenig verbreitetem „Athenäum" gestanden hatte. Uebrigens war auch in diesem ersten Bande von Müllers „Modernen Reliquien , in dem 1845 der Abdruck wiederholt wurde, als ein Nachtrag zu den dramatischen Werken der burleske „Cid" ans Licht gekommen.

Auch mit persönlichen Erinnerungen an den Dichter traten in diesen Jahren noch verschiedene Schriftsteller hervor. In der gleichen Nummer seiner „Humoristischen Blätter", in der er den an ihn gerichteten, sehr charakteristischen Brief Grabbes veröffentlicht hatte, gab Theodor von Kobbe eine Schilderung davon, wie er nachher bei einem Besuche Immermanns mit Jenem zusammenge-

---

33. Friedrich Steinmann, „Christian Grabbe. Beitrag zu seiner Biographie, nebst Briefen von ihm.": „Der Gesellschafter", 4. u. 5. Blatt vom 6. u. 8. Januar 1838, S. 18/9 u. 21/2.

34. Vgl. Q 66.

35. Schriftsteller-Briefe. I.: „Der Gesellschafter", 1. Blatt vom 1. Januar 1840, S. 3.

36. Aus Grabbe's Billets an die Mademoiselle Clostermayer, (seine spätere Gattin.) Mittheilung von Frank von Steinach [Pseudonym für Ignaz Hub].: „Das Rheinland wie es ernst und heiter ist", Jg. 5, Nr. 148 vom 12. Dezember 1841, S. 590/91.

37. Vgl. Q 142.

troffen, und von dem Grabbe der späteren Düsseldorfer Zeit, dem Bohemien in der Weinstube zum „Drachenfels", ist in Wolfgang Müllers „Erinnerungen an Burgmüller", die kurz nachher in Schumanns Musikzeitschrift erschienen, ein lebendiges und überzeugendes Portrait enthalten.[38]

Von allen diesen Publikationen, die doch dem Biographen so wertvolles Material brachten, hat Ziegler (fast möchte man glauben, aus Grundsatz) nicht einmal Notiz genommen. Nur einmal, in späterer Zeit, drei Jahre, bevor seine Biographie herauskam, machte er eine Ausnahme. Sie gilt dem bekannten Bericht des Schauspielers Jerrmann von Grabbes Besuch in Leipzig,[39] der 1852, fast genau ein Menschenalter nach dem ihm zugrunde liegenden Erlebnis, in Prutzens „Deutschem Museum" erschien, offenbar auch nicht wesentlich früher entstanden ist. Ziegler prüft die Glaubwürdigkeit von Jerrmanns Angaben. Das Ergebnis ist negativ; darum bleiben sie unverwertet.

Trotzdem hat der Bericht in der Grabbe-Literatur eine Rolle gespielt, und zwar aus zwei Gründen: erstens, weil keine andere Begegnung mit Grabbe mit solcher Ausführlichkeit geschildert worden ist, wie diese; ferner, weil er zum Anlaß einer kleinen Datierungskontroverse geworden ist, indem die Frage an ihn sich knüpft, ob Grabbes Entschluß, zur Bühne zu gehen, mit allen bisher angenommenen Konsequenzen noch in das Ende des ersten, oder in den zweiten Leipziger Aufenthalt (im März 1823) fällt, vor dem das Berliner Studienjahr liegt.

Es lohnt sich, von dieser Fragestellung ausgehend den Bericht auf seine Glaubwürdigkeit hin ein wenig genauer zu betrachten, wobei zugleich auf einige Darstellungen jüngerer Zeit ein paar kritische Schlaglichter fallen werden.

Jerrmanns Bericht schließt so: Grabbe hatte gebeten, ihm Zutritt beim Theaterdirektor Küstner zu verschaffen. Statt dessen macht Jerrmann den Vorschlag, ihn bei Amadeus Wendt einzuführen. Dies geschieht. Jerrmann bittet, Grabbe „einen Act von dem tollen Zeug da vorlesen" zu lassen; dann eilt er fort. Und nun heißt es wörtlich:

---

38. Q 76.
39. Q 64.

„Mein guter Amadeus Wendt hörte ein Stündchen aufmerksam zu. Acht Tage später war sein Schutzbefohlener das Gespräch der ganzen Stadt, die Zierde aller literarischen Zirkel . . .

Das war in Leipzig im Jahre 1822, und der junge Mann, dessen Namen ich überhört hatte, hieß — Christian Grabbe."

Drei Behauptungen muß man beachten, die in diesen letzten Sätzen enthalten sind:

1: Grabbes Bekanntschaft mit Professor Wendt ist die Folge von Jerrmanns Vermittlung.

2: Aus ihr wieder ergab sich ein ruhmvolles Erscheinen des jungen Dichters in den literarischen Zirkeln der Stadt.

3: Die ganze Reihe der angedeuteten Begebenheiten fällt in das Jahr 1822 .

Gesichertes Faktum ist von alledem zunächst nur eines: Grabbes Besuch bei Wendt. Dieser habe ihn „sehr freundlich" empfangen, berichtet Grabbe an Ludwig Tieck, im Briefe vom 18. März 1823, und zwar: „auf Ihre gütige Empfehlung."[40] Angesichts dieses Widerspruchs sieht man zunächst zu, was Duller etwa zu dieser Sache bemerkt. Dort findet man, und zwar bei der Schilderung der Leipziger Studienzeit, die folgenden, nur wenig besagenden Sätze: „Es kam ihm die Idee, Schauspieler zu werden. Der treffliche Wendt, zu dem er Vertrauen hatte, brachte ihn von dieser unglücklichen Einbildung wieder ab."[41] Also auch hier: 1822. Und dieselbe Datierung hat Drobisch, von dem nachher noch die Rede sein wird, dieselbe Ziegler,[42] der übrigens mehr von dem Besuche bei Wendt zu erzählen weiß, jedoch nichts darüber, wer Grabbe an ihn empfohlen hatte, ausdrücklich jedoch die Vermittelung Jerrmanns in Zweifel zieht.

Der erste, welcher dessen Datierung anfocht, war Grisebach, und zwar auf Grund der eben angeführten Briefstelle.[43] Damit kam er auf den März 1823. Ihm folgte Behrens,[44] und später auch Nieten,[45] bis endlich Wukadinović, unter Berufung auf Duller und

---

40. WW V 250, 27/8.
41. S. 20.
42. S. 28/9.
43. Vgl. WGr IV XVII.
44. Vgl. S. 84.
45. Vgl. S. 39.

Ziegler, besonders aber auf den von ihm „zum erstenmal verwerteten“ Theodor Drobisch,[46] die Jerrmannsche Zeitangabe wiederherstellte.[47]

Damit sind z w e i der Behauptungen Jerrmanns strittig geworden, und nur die dritte steht noch unangefochten. Ausdrücklich berichtet Ziegler am Schlusse dieses Kapitels, nach dem Besuche bei Wendt habe es nicht lange gedauert, so sei Grabbe in allen literarischen Kreisen Leipzigs eingeführt, und unter andern mit dem Professor Pölitz und dem Oberhofgerichtsrat Blümner bekannt gewesen, wodurch er wenigstens auf eine Zeit lang ein gemildertes Wesen gewonnen habe. Wukadinović weiß, gestützt auf Drobisch, nur von einer Vorlesung aus dem „König Lear“ bei Pölitz zu erzählen.[48] Grisebach freilich, wie nachher Behrens und Nieten, die alle für 1823 eintreten, gehn mit Stillschweigen über diese Angaben weg, wobei sie offenbar von dem Gefühl geleitet werden, daß in eine so knappe Reihe von Märztagen Ereignisse, die immerhin sich entwickeln mußten, nicht recht unterzubringen seien.

Zwiefach steht also Meinung gegen Meinung; es fragt sich, welche die richtige ist. Gesichert ist, um es zu wiederholen, zunächst dies eine: Grabbes Besuch bei Wendt. Gälte das gleiche von Grabbes Angabe, daß Tiecks Empfehlung ihm bei jenem Zutritt verschaffte — eine Angabe, die allein nicht unbedingte Beweiskraft hat, da sie bloße Wendung der Höflichkeit sein könnte — so stünde ferner auch das außer Zweifel: es müßte sein e r s t e r Besuch bei Wendt gewesen sein, der sich dann auch mit Sicherheit datieren ließe. Den Zweifel zu tilgen, ist zur rechten Zeit der Brief zum Vorschein gekommen, in dem Wendt selbst dem Dresdner Freunde Bericht erstattete,[49] jener Brief, den noch Köpke für seine Biographie Tiecks hatte benutzen können, der aber seitdem verschollen war. Er ist mehr, als bloß Eideshelfer in dieser Streitsache; er ist zugleich, wegen der ungewöhnlichen Frische der darin übermittelten Eindrücke, wegen der Schärfe und Eindringlichkeit der Charakteristik und der Besonderheit der Auffassung

46. Q 125.
47. Vgl. WW I XVII, Anm. 1.
48. Vgl. WW I XVII.
49. Q 108.

eines der bedeutendsten biographischen Dokumente, die uns erhalten sind, und dies um so mehr, als wir gerade für jene Zeit des Gärens und Suchens nur wenige Zeugnisse von wirklichem Werte besitzen. Amadeus Wendt schreibt:

„Herr Grabbe ist auf Ihre Empfehlung bei mir gewesen. Er hat mir seine Lage nicht nur vorgestellt, nach welcher es unmöglich scheint, ihn bei der Wissenschaft zu erhalten, sondern mir auch einiges aus Shakspearschen Stücken und zwar so vorgetragen, daß ich wenigstens fest überzeugt bin, er werde unter den Schauspielern nicht als gewöhnliche Person stehen. Nehmen Sie sich daher seiner immer so väterlich an, wie es Ihre Briefe an ihn aussprechen, die mich tief gerührt und mit neuer Liebe für Sie, wenn es möglich ist, erfüllt haben. Dieser Mensch scheint durch sein Naturell seine Kenntnisse, seine durch verschiedene Lagen erhöhte Versatilität bestimmt zu seyn, durch die mannigfaltigsten Zustände sich hindurchzuschlagen, bis die Kraft sich zerrieben, oder er in Anschauung eines Höheren Ruhe finden kann. Ich wünsche ihm das Beste, kann ihm aber leider nichts helfen, da hier bei der Bühne eben jetzt nicht anzukommen ist. Es ist eine der eigenthümlichsten Naturen, die mir begegnet sind; kräftig in seiner Aeußerung und doch voll ungemein viel Reflexion über sich selbst!!“

Demnach war der Verlauf der Ereignisse so: Unterm 8. März schrieb Grabbe jenen flehentlichen Brief an Tieck, in dem er diesen beschwor, ihm zu helfen. Ohne Zögern antwortete Tieck, und legte zwei Empfehlungsbriefe bei; einen für den Doktor Wagner, den andern für Wendt. Jenen traf Grabbe nicht an; dafür nahm dieser ihn freundlich auf, und gab ihm nachher einen Bericht an Tieck mit, den Grabbe dem seinen vom 18. März beilegte. Damit sind auch für Wendts Schreiben die ziemlich engen Grenzen der Datierung gezogen, und noch ein wenig engere für Grabbes Besuch.

Wo bleibt da Jerrmann mit seiner Vermittlung? Ist sie überhaupt noch unterzubringen in dieser straffen Folge von Ereignissen? Denkbar wäre zur Not, daß auch er einen Anteil hatte, wenn auch gewiß nicht den, welchen er selbst sich zuschreibt. Wahrscheinlich ist er nicht, zumal in Grabbes sehr ausführlichen Briefen mit keinem Worte von solcher Vermittlerrolle die Rede ist.

Möglicherweise irrt aber Jerrmann nur mit bezug auf Wendt. Darauf hat schon Grisebach hingedeutet, indem er bemerkt, viel-

leicht verwechsle Jener den Professor mit dem Oberhofgerichtsrat Blümner, dem Leipziger Theaterenthusiasten, der sich des jungen Grabbe besonders angenommen. Doch führen solche Vermutungen uns der Klarheit kaum näher. Denn unsere Kenntnis von den Beziehungen Grabbes zu Heinrich Blümner ist äußerst vage, und von wann sie datieren, völlig ungewiß. So muß denn der Besuch bei Jerrmann, den wir doch datieren wollen, losgerissen von jedem datierbaren Ereignis in die Gefahr geraten, gänzlich isoliert zu werden, wenn es uns nicht gelingt, ihn wenigstens mit jener letzten Gruppe von Begebenheiten verknüpft zu lassen, dem ruhmvollen Auftreten Grabbes in Leipzigs literarischen Zirkeln.

Es ist notwendig, auch diese Angabe einmal schärfer ins Licht zu stellen.

Zunächst darf wohl eines gesagt werden: indem die eine wesentliche Angabe Jerrmanns, die Behauptung von seiner Mittlerrolle zwischen Wendt und Grabbe, sich als höchst unwahrscheinlich erwies, hat jene andere an Glaubwürdigkeit gewiß nicht gewonnen, und der Verdacht kommt auf, als habe der phantasievolle Verfasser nur deshalb seinem Berichte jene fulminante Schlußwendung von dem raschen, glanzvollen Aufstieg seines Schützlings gegeben, damit das kleine, nebensächliche Ereignis des Besuches auf eine höhere Stufe der Bedeutung im Leben des berühmten Manns erhoben würde.

Was hatte Jerrmann behauptet? Daß acht Tage, nachdem er Grabben mit Amadeus Wendt bekannt gemacht, Jener „das Gespräch der ganzen Stadt, die Zierde aller literarischen Zirkel“ gewesen sei. Gibt es irgend ein biographisches Zeugnis, daß diese Behauptung Jerrmanns stützt? Es gibt keines! Dafür spricht alles g e g e n ihre Glaubwürdigkeit.

Niemals hat Grabbe selbst sich solcher Erfolge gerühmt; in keinem seiner Briefe, an die Eltern, an Tieck, an Gustorf, ist das geringste davon zu lesen. Nur von dem einen Besuche bei Wendt berichtet er Tieck und später nach Detmold von seiner Bekanntschaft mit Blümner. Und dann vor allem: gab es denn damals überhaupt so etwas wie schöngeistige Zirkel in Leipzig? Salons, in denen ein junges Genie sich produzieren konnte, wie in Dresden oder Berlin? Es ist nicht möglich gewesen, derlei nachzuweisen. Und selbst wenn es solche Salons gegeben hätte, würde wohl

Grabbe in ihnen eine „Zierde“ gewesen sein? Derselbe Grabbe, mit dem nur wenige Wochen später so schwer zu verkehren war, der im Tieckschen Hause an keinem Gespräche teilnahm, oft stumm an einer Stelle saß oder stand, oder unbekümmert um die Gegenwärtigen zum Fenster hinaus sah, und sich am wohlsten fühlte in der Mitte ungebildeter Leute? Mag sein, daß Wendt, bei aller Kürze der Zeit, noch den einen oder andern der Professoren mit seinem Besucher bekannt machte, diesem Gelegenheit gab, dort aus seinen Dichtungen vorzulesen. Beweisen läßt sich schon dieses nicht, und noch weniger, was darüber hinaus geht. Dafür zeugt ein Bericht aufs wirkungsvollste dagegen. Das ist ein Brief von Friedrich Rosen, dem jungverstorbenen Orientalisten, an seinen Vater, den lippischen Kanzler.[50]

Auf dem Detmolder Gymnasium war Rosen der Klassenkamerad Grabbes gewesen,[51] an dessen Person er „innigen Anteil“ nahm. Als nun Grabbe im März 1823 nach Leipzig zurückkehrte, war es natürlich, daß Rosen, der seit November 1822 dort immatrikuliert war, seine Gesellschaft suchte. Grabbe ließ ihn den Brief Tiecks über den „Gothland“ lesen; auch teilte er ihm einzelne Szenen aus seinen Schauspielen mit, wovon manches ihn außerordentlich ergriff. Am 25. März reiste Grabbe nach Dresden ab. Am 24sten war Rosen noch einmal mit ihm zusammen. Unterm gleichen Tage berichtete er von alledem an den Vater, noch ganz unter dem Eindruck dieser Erlebnisse stehend. Dieser Brief ist zunächst, außer demjenigen Wendts, die einzige authentische Quelle für die Leipziger Episode. Sein besonderer Wert beruht darin, daß auch er an Unmittelbarkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Darin steht nun unter anderm, man habe sich schon in Berlin so lebhaft für den jungen Dichter interessiert, daß man ihn in die größern und engern Kreise der dortigen Kunstrichter und Kunstfreunde gezogen habe; die Schauspieler hätten ihn ordentlich gefürchtet. Würde nicht Rosen, wenn Jerrmanns Angabe, daß Grabbe nach dem Besuche bei Wendt „das Gespräch der ganzen Stadt, die Zierde aller literarischen Zirkel“ gewesen sei, nur zur Hälfte auf Wahrheit beruhte, auch davon dem mißtrauischen Vater

50. Q 90 b.
51. Vgl. Q 235.

erzählt haben, in einem Briefe, zu dem jugendliche Sympathie das Vorteilhafteste heranholt? In Wirklichkeit ist nichts von so gloriosen Ereignissen darin zu finden, dafür lediglich die knappe Mitteilung, daß Grabbe dem Professor Wendt „einige Proben seiner Declamation“ abgelegt habe.

So wird man, tauchen nicht etwa neue Dokumente auf, wohl künftig gut tun, sich auf die Konstatierung des Besuchs bei Wendt als des realen, geschichtlichen Kerns von Jerrmanns Bericht zu beschränken, alles aber, was dieser sonst an Erfolgen daraus herleitet, als unbewiesen und unwahrscheinlich ganz beiseite zu lassen.

Was folgt daraus für Jerrmanns Bericht? Zunächst wohl dies, daß Grabbes Besuch bei ihm nun völlig isoliert ist, daß kein erweislicher Zusammenhang mehr besteht zwischen ihm und irgend einem anderen datierten oder datierbaren Vorgange, mithin die Aufgabe, ihn selber zeitlich festzulegen, an Fragwürdigkeit nur noch gewonnen hat. Vielleicht jedoch noch mehr? Muß nicht, so treibt es uns, weiter zu fragen, indem der Schluß preiszugeben war, die Glaubwürdigkeit des Ganzen darunter leiden? Ist sein Erfolg Erfindung, ists der Besuch vielleicht selbst auch? Nirgends sonst ist diese Begegnung bezeugt. Grabbe selbst hat nie mit einem Worte davon gesprochen.

Es gilt, zuzusehen, ob so radikales Mißtrauen nicht zu weit geht. Zwar, einzigartig wäre solcher Vorgang nicht. Derlei erfundene Besuche und Begegnungen waren damals nichts ungewöhnliches. Auch für Grabbe existieren solche „Phantasiestücke“. Nichts andres ist — ein künftiges Resultat vorwegzunehmen — die „Erinnerung aus dem Leben eines deutschen Dichters“, die in mehreren Nummern des „Kometen“ vom Juni 1847 enthalten ist. Was Theodor Drobisch dort mit höchst unzulänglichen Mitteln versuchte, unternahm im folgenden Jahre Johann Peter Lyser mit unvergleichlich stärkerem Talente. Die Schilderung seiner angeblichen Begegnung mit „Christian Grabbe“, die in der Wiener Zeitschrift mit dem kuriosen Namen „Der schwarze Domino auf dem Maskenballe des Lebens“ enthalten ist, hat wirklich etwas von der Ueberzeugungskraft der inneren Wahrscheinlichkeit in sich, so daß es hier verständlich ist, wie man noch in neuester Zeit sie völlig

ernst hat nehmen können.[52] Ist nun — darauf kommt es jetzt an — Jerrmanns Bericht als ganzes diesen beiden gleichzusetzen, oder verhält es sich bei ihm doch so, daß nur, um einem tatsächlichen, jedoch bedeutungslosen Vorgange höheren Nimbus zu verleihen, eine Beziehung zu einer Gruppe anderer Vorgänge konstruiert wurde, von denen wiederum nur ein einziger (die Bekanntschaft mit Wendt) als tatsächlich zu gelten hat? Um dies festzustellen, muß die Schilderung des Besuches selbst einer kritischen Prüfung unterzogen werden. Vielleicht, daß sich dabei doch noch Anhaltspunkte für die Datierung ergeben.

Welche Meinung Ziegler von diesem Berichte hat, wurde schon angedeutet. Während hier die Unglaubwürdigkeit des behaupteten Kausalzusammenhanges zwischen den beiden Besuchen den Ausgangspunkt bildet, und von dorther die Glaubwürdigkeit der Schilderung des Besuches und damit Grabbes in Frage gestellt wurde, geht Ziegler den umgekehrten Weg. Denn da Vergleichsmaterial ihm nicht zur Verfügung stand, so mußte das Gefühl für Echtheit oder Unechtheit der Charakterzeichnung sein Prüfstein sein. Er erwähnt also die Angabe Jerrmanns, daß Grabbe mit seinem Plan, zur Bühne zu gehen, sich an ihn gewandt, und seine Vermittlung gewünscht habe, und er bemerkt dazu, eine solche Erzählung wolle ihm nicht so recht einleuchten, besonders wenn er die Ausschmückung der Szene betrachte, die ihm sehr gesucht und verfehlt vorkomme. Denn Grabbe, so schreibt er, konnte allerdings etwas burleskes an sich haben, habe sich aber niemals so schüchtern demütig oder fratzenhaft betragen, wie er bei Jerrmann geschildert werde, sich auch niemals in den Worten ausgedrückt, die ihm dort in den Mund gelegt würden.

In der neueren Forschung ist die Diskussion über die Frage der Datierung nicht eigentlich hinausgekommen. Das ist merkwürdig. Denn der auf alle Fälle interessante, zu einer kleinen Seminararbeit geradezu herausfordernde Bericht hätte es wohl verdient, einer strengen Analyse unterworfen zu werden. Jedoch erwähnen Piper und Ploch ihn überhaupt nicht. Behrens korrigiert das Datum und setzt statt des „Don Juan und Faust", aus dem

52. Vgl. WW IV 295. Begegnungen, Anmerkung zu Nr. 60; Hirth, „Johann Peter Lyser" (München und Leipzig 1911), S. 402, Anm. 1.

Jerrmann seinen Besucher vorlesen läßt, den „Herzog Theodor von Gothland", im übrigen beschränkt er sich darauf, das Bild der äußeren Erscheinung zu übernehmen und den Verlauf des Besuches mit wenigen Worten zu skizzieren. Wukadinović endlich ignoriert den Inhalt ganz, damit der von ihm zum ersten Male — übrigens sehr mit Unrecht — verwertete Bericht Drobischs mit umso größerer Wichtigkeit im Vordergrund stehe.

So bleibt Nieten der einzige, ihn einigermaßen kritisch behandelnde. Nicht nur die Datierung in dem Aufsatz erscheint ihm zweifelhaft, auch seine Zuverlässigkeit; denn Jerrmann werde Grabben, „wie so viele andere, in retrospektiver Beleuchtung unter dem Eindruck der späteren Lebensschicksale gesehen haben." Gleich im nächsten Satze aber heißt es dann, auf jeden Fall müßten wir ihm „für dieses wichtige biographische Dokument" dankbar sein, wobei man sich freilich vergebens fragt, wodurch sonst ein biographisches Zeugnis „wichtig" werden könne, wenn nicht durch seine Zuverlässigkeit — und unmittelbar darauf folgt wieder eine Einschränkung: „wenn er [Jerrmann] auch, wie wir mit Ziegler glauben, Grabbe karrikiert." Hinterher gibt Nieten eine ausführliche Inhaltsangabe.

Zunächst dürfte dies wohl außer Zweifel stehen, daß wir es bei dem fraglichen Berichte nicht mit einem rein biographischen Dokument zu tun haben, wie etwa bei den Schilderungen Reinhardts oder Kobbes; daß er vielmehr weit näher der Dichternovelle steht, die sich zu jener Zeit so großer Beliebtheit erfreute. Nicht biographische Treue ist es also, was der Verfasser einzig und allein anstrebt, sondern vorzüglich, zum mindesten in gleichem Maße, eine künstlerische Wirkung. In bewußter, sorgfältig berechneter Steigerung führt die Schilderung auf den Schlußeffekt zu. Durch wohlbedachten Wechsel von Wirkung und Nichtwirkung, Teilnahme und Langeweile erhält der Besuch Gliederung, Bewegung, Akzente; indem der Erfolg, mit dem er endet, ihn unvermutet mit einer neuen Gruppe von Begebenheiten verknüpft, wird er, sozusagen, zum Markstein im Entwicklungsgang des berühmten Dichters, und nur darum bleibt dessen Name am Anfang ungenannt, damit in die Erzählung auch das Moment der Spannung komme und durch deren Lösung

der Endeffekt verdoppelt werde. Alles in allem: zu sichtbar komponiert, um völlig wahr zu sein.

Solch außerbiographische Tendenz konnte auf die Charakteristik des Helden nicht ohne Einfluß bleiben. Zum mindesten mußte ein etwa daneben bestehender Wunsch nach biographischer Treue mit ihr sich kreuzen.

Folgendergestalt wird Grabbe eingeführt:

„Es war in Leipzig. Schüchtern pochte es an meine Thür. Auf mein kräftiges: Herein! öffnete sie sich langsam und herein bewegte sich eine Gestalt, halb schwebend, halb schwankend, von halb übergenialem, halb sehr gewöhnlichem Aeussern, deren stolzer Schwung des Hauptes einen grellen Gegensatz zu der ungraziösen, fast gedrückten Haltung des Körpers bildete. Nachdem ich die sehr demüthige Frage des Fremden, ob er mir wohl ein Gesuch vortragen dürfe, bejaht und ihn um seinen Namen ersucht hatte, nannte er mir denselben und zwar in einem seltsam zuversichtlichen, fast herausfordernden Tone, wobei er sich zugleich hoch aufrichtete, doch nur um unmittelbar darauf in die vorige gebeugte, beinah verzerrte Haltung zurück zu sinken. Vermuthlich war die Aufmerksamkeit, mit der ich diese wunderlichen Geberden verfolgte, daran schuld, daß ich den Namen überhörte — oder wenn nicht überhörte, doch, als mir völlig unbekannt, sogleich wieder vergaß.

Ich bot dem Fremden einen Stuhl an, und da er einige Augenblicke zögerte, benutzte ich dieselben, einen weiteren prüfenden Blick auf seine Erscheinung zu werfen.

Ein Jüngling von ungefähr zwanzig Jahren stand vor mir; die hagere, ja dürre Gestalt, die eingefallenen, blassen Wangen, die um seinen Körper schlotternden abgetragenen, dem Anscheine nach nicht für ihn gearbeiteten Kleider, boten das Bild des Elends dar. Um sein abgemagertes Antlitz hing nachlässig eine Fülle blonden Haares, das jedoch seit langem schon einer ordnenden Hand entbehrte. In dem Gesicht selbst war nichts auffallend als die hohe freie Stirn, und ein etwas tiefliegendes Auge, aus dem eine dunkle Gluth, blitzartig, hervorschoß. —“

Von den Zügen dieses Bildes lassen sich höchstens die um den Körper schlotternden Kleider mit dem in Einklang bringen, das wir uns von dem Leipziger Studenten Grabbe machen müssen, wenn

man nämlich die Stelle im Brief des Vaters vom 12. Juni 1820 herbeizieht, wo es heißt: „Du wirst mit den weiten Hosen wohl eine neue Mode nach Leipzig gebracht haben, laß sie ja nicht umändern.“ Im ganzen wird man schwerlich sich ihn schon damals, da es ihm wirtschaftlich durchaus gut ging, so „reduziert“ vorstellen dürfen, wie er hier erscheint. Denkt man dagegen an die Zeit, da Grabbe von Berlin nach Leipzig zurückgekommen war, wo ihm, nach seinem eigenen Geständnis, „Geld, Kleider, selbst beinah Papier und Tinte“ ausgegangen waren, wo er gewärtigen mußte, daß ihm wegen seines schlechten Rocks die Tür gewiesen werde,[53] denkt man weiter daran, wie er von Dresden aus schleunigst die Eltern um Beschaffung eines neuen Anzugs bitten mußte, da er seine jetzigen Röcke nicht in vornehmen Gesellschaften gebrauchen könne, und der Frack so schlecht geworden sei, daß er ihn verkaufen solle,[54] denkt man vor allem daran, wie Tieck ihn kennen lernte, als einen Jüngling von 22 Jahren, mit schwächlicher Figur, einem bleichen, von Sorge und Leidenschaft zerstörten Gesicht und einer Gesundheit, zerrüttet durch den häufigen Genuß geistiger Getränke,[55] so wird man Jerrmanns Beschreibung als durchaus glaubhaft hinnehmen können. Das gleiche gilt zunächst von dem nun Handelnden. Wie er eintritt, befangen, eine Last von Hemmungen tragend, wie er seinen Namen nennt, „in einem seltsam zuversichtlichen, fast herausfordernden Tone, wobei er sich zugleich hoch aufrichtete, doch nur um unmittelbar darauf in die vorige gebeugte, beinah verzerrte Haltung zurück zu sinken“, wie dann von neuem der Kampf mit den Hemmungen beginnt, bis schließlich ein Wort des Andern sie lösen hilft und nun sein Wesen sich freier entfaltet, stimmt dies nicht zu Köpkes freilich weit knapperen Angaben, er sei „verlegen und unbehülflich“ ins Zimmer getreten und habe „mit polternder Stimme“ angekündigt, wer er sei? So kann man dies anfängliche Verhalten Grabbes ganz überzeugend, und nicht eigentlich einen falschen Zug in diesem Teil von Jerrmanns Schilderung finden. Je weiter sie vorrückt, um so stärker macht sich freilich die außerbiographische Tendenz geltend. Die Grund-

53. WW V 248, 7/10.
54. WW V 250, 37/9.
55. Vgl. Q 136.

züge bleiben auch jetzt noch echt, das Feuer der Begeisterung, der starke Glaube an sich selbst, die Leidenschaft der Sprache, das „seltsame Gemisch von Stolz und Unbehülflichkeit", das auch von Tieck bemerkt wird; aber sie werden, um der Wirkung willen, übertrieben bis zur Verzerrung, und wenn Jerrmann den Besucher erst „heftig auf seinen, neben dem Stuhle liegenden Hut" treten, ihn dann mit einem Sprunge auf den Tisch in der Mitte des Zimmers sich setzen, ihn endlich auf einen Stuhl springen läßt, „daß die Federn im Polster knarrten", so wird dabei die Lebenswahrheit aufgeopfert zu Gunsten jener effektvollen Steigerung, von der die Rede war.

Wichtiger, als dies Verhalten, könnten die Anschauungen sein, die Grabbe dabei äußert. Da will es nun freilich wenig besagen, daß sie mit denen des Jugendlustspiels „Scherz und Ironie" eine so auffallende Verwandtschaft zeigen. Im Gegenteil muß dadurch der Verdacht genährt werden, als sei für solche Anschauungen weit mehr dies gleichzeitige Werk die Quelle, als eigene Erinnerung. Worauf zum Ueberfluß der Umstand deutet, daß die darin von Grabbe so grausam verspottete „Häringsliteratur" in der nicht besser behandelten „modernen Kartoffelliteratur" des Jerrmannschen Berichtes ein sicherlich nicht witzigeres Gegenstück hat. Ein paar fraglos unechte Züge müssen den biograpischen Wert so später Ueberlieferung noch weiter herabsetzen. Einer Arbeit, die Grabbes Aesthetik zum Gegenstand der Untersuchung machte, muß es vorbehalten bleiben, mit vergleichender Analyse zu prüfen, was Grabbe hier kund gibt an literarischen Werturteilen, dramaturgischen Reformideen und Kritik der Schauspielkunst. Hier genüge die Bemerkung, daß die Echtheit von Grabbes angeblicher Aeußerung über Immermann („das ist der Dichter-Mann des Jahrhunderts, in dem stecken fünf Schiller, drei Kleiste, ein paar Goethe und ein riesengroßes Stück Shakespeare") mit vollem Recht bereits von Nieten angezweifelt worden ist.

Bemerkenswert ist dagegen eine Uebereinstimmung anderer Art. Was will Grabbe, nach Jerrmanns Bericht? Er will zum Theater gehn, aber nicht für immer. „Ich will", so heißt es bei Jerrmann, „nicht lange Schauspieler bleiben; nur so lange, um mir den nöthigen Credit bei meinen Collegen und dem Bühnenchef verschafft zu haben, daß sie meinen Worten glauben, daß sie nach und

nach fähig werden, in meine Ideen einzugehen, den Weg zu betreten, den ich ihnen bezeichnen werde zur Wiederherstellung der Kunst, der wahren Kunst, von der man jetzt weder auf noch vor der Bühne kaum eine schwache Ahnung mehr hat!“ Und er will an der Bühne sein in „einer Person Schauspieler, Dramaturg und —-“. Hält man neben solche Formulierungen, was Rosen in dem schon zitierten Briefe schreibt, daß Grabbe „fürs Erste“ in Dresden zu bleiben gedenke, „als — Theater-Regisseur, oder wenigstens Mit-Regisseur“ (womit doch wahrscheinlich die bei Jerrmann unausgesprochen bleibende Stellung bezeichnet ist), und daß „sich ganz dem Theater zu widmen“ sein Plan nicht sei, so findet man darin nicht nur eine Beglaubigung der Jerrmannschen Ueberlieferung, sondern auch weiteren Anlaß, den März des Jahres 1823 als Datum des Besuchs für wahrscheinlich zu halten.

Was endlich den Vorleser Grabbe betrifft, so wird man berechtigt sein, auch diese Partien des Berichts im ganzen anzuerkennen. Dem Schauspieler mußten wohl sinnliche Eindrücke treuer im Gedächtnis haften, als gedankliche Dinge, besonders dann, wenn es sich um Vorgänge oder Leistungen handelte, die seinem eignen Fache angehörten.

Zusammenfassend ist über den Bericht Jerrmanns zu sagen: Trotz notgedrungener Preisgabe der am Schluß behaupteten Konsequenzen kann man den Besuch selbst als Faktum nehmen. Daß dieser Besuch im März 1823 stattgefunden habe, ist das wahrscheinlichere. Wenn auch bei seiner Schilderung die künstlerische Absicht die stärkere war, der Bericht also im Ganzen mehr den Charakter der Dichter-Novelle hat, als des rein biographischen Zeugnisses, so können doch, da ein persönliches Erlebnis zu Grunde liegt, bestimmte Elemente dieser Schilderung als wertvolles biographisches Material angesehen werden.

Mehrfach wurde bereits eine andere Arbeit erwähnt, die gleichfalls den Grabbe der Leipziger Zeit zum Gegenstande hat. Es ist die „Erinnerung aus dem Leben eines deutschen Dichters“ von Theodor Drobisch, die in mehreren Nummern des Herloßsohnschen „Kometen“ vom Juni 1847 erschien.

Die von Drobisch erzählten Vorgänge spielen im Jahre 1822, und zwar auf dem Brühl, nahe am Zuchthauspförtchen, in der Wohnung eines ehrsamen Schneidermeisters. Wir finden diesen

zu Beginn der Erzählung im Gespräch mit seiner Frau, und beide ereifern sich über den sonderbaren Menschen, der seit einiger Zeit bei ihnen wohnt. Denn dieser, sonst fleißig „auf den Advokaten" studierend, schwänzt schon wieder seit vierzehn Tagen das Kolleg und sitzt statt dessen bis spät in die Nacht am Schreibtisch. „Ich glaube, er dichtet", meint die Meisterin; „denn wenn er so ein Stündchen still gesessen, dann geht er oft mit großen Schritten im Zimmer herum und deklamiert recht schöne Verse, welche er von dem Papier abliest." Eines Abends, als sie sich allein im Zimmer befunden hat, hat er auch wieder angefangen und immer von einem gewissen Berdoa und einem Herzog von Gothland gesprochen. Zunächst hat sie geglaubt, es wären dies ein paar Kurländer, mit denen er Krakeel gehabt, bis er schließlich zu einer Stelle gekommen ist, wo es ihr ganz „brühsiedenheiß" wurde, einer Stelle, wo es am Schlusse hieß: „Wenn der Mensch ja einmal etwas Gutes tut, so tut er's, weil das Gute leichter ist als das Böse." Der Schneidermeister ist eben dabei, seinen Mietsmann in Schutz zu nehmen, da werden die beiden durch ein Geräusch auf der Treppe unterbrochen, und mit Gepolter bringen drei Studenten den Dichter geführt, „welcher kein anderer war, als der geniale Grabbe". Im Zimmer angelangt greift der Berauschte in seine Rocktasche und wirft verächtlich ein Manuskript auf die Erde, daß die losen Blätter herumflattern. Dann wird er zu Bett gebracht. Am nächsten Morgen erscheint ein Kommilitone bei ihm. Der sieht sich, da Grabbe noch in tiefem Schlafe liegt, in der Stube um, hebt das Manuskript vom Boden auf und liest den Titel: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung". Dann erwacht Grabbe und erzählt die Ursache seines Rausches: die mißglückte Vorlesung seines Lustspiels bei dem Hofrat Pölitz. Ausführlich schildert er die unseligen Zwischenfälle, die einem Erfolg im Wege standen; immer mehr verliert er sich in grandiosen Visionen künftiger Tragödien, um zum Schlusse den Kontrast zwischen seinen hochfliegenden Plänen und der Gebundenheit der Welt nur um so schneidender zu betonen: „.... Noch nicht 21 Jahr, eine Unmündigkeit, die mit der Welt zerfallen und mit dem Himmel rechtet, daß er sie die Finsterniß der Welt erblicken ließ. Meine Geburt, hat man mir gesagt, ist schwer von statten gegangen, ich muß mein Elend geahnt haben, daß ich nicht heraus wollte in die Welt, wo jeder Tag

neue Sorgen, neues Ungemach über mich bringt. Andere Erdenmenschen sterben nur einmal, und das — im süßen Schlafe, ich aber sterbe nach jedem Erwachen.'

Matt und entkräftet, jedoch mit Vision, sank er in's Bett zurück; sein Freund, dem sich eine Thräne in's Auge gedrängt, erhob sich still von seinem Sitz und schlich sich langsam zur Thür hinaus."

Kaum wäre es nötig, sich mit diesem Beitrag zu beschäftigen, wäre ihm nicht die unvermutete Ehre widerfahren, von einem Gelehrten völlig ernst genommen zu werden. Dabei genügt die Lektüre der ersten Zeilen, um zu erkennen, womit man es bei dieser „Erinnerung" eines Mannes zu tun hat, der zu der Zeit, da seine Erzählung sich abspielt, genau elf Jahre alt gewesen war!

Als Burschenschafter wird Grabbe eingeführt. Darum ist er nie anders gekleidet „als in einen kurzen schwarzen Rock, weiten schlotterigen Beinkleidern und auf dem Haupte eine Art Sammtbarett, welches vorn mit zwei glänzenden, in Gold gestickten Eichelblättern geziert war." Selten sah man „unsern Studio" im Verein mit seinen Commilitonen. „Was jedoch den Besuch des Fechtbodens anbelangte, so fehlte er nie, und auch an den gewöhnlichen sogenannten Kneiptagen der Verbindung wurde er selten vermißt." Grabbes weite Detmolder Hosen müssen wirklich Aufsehen in Leipzig gemacht haben; sie sind der einzige echte Zug in dieser Schilderung, von der man sonst nur sagen kann: soviel Worte, soviel Unrichtigkeiten.

Sehr leicht ist in der Tat zu erkennen, wie diese Erinnerungen zustande gekommen sind. Da war eine dünne lokale Tradition. Es mochte wohl der und jener noch von ihm erzählt haben, dem „unmodisch ausstaffierten" studiosus juris mit dem lockeren Lebenswandel, der nachmals ein so berühmter Dichter geworden war, auch wohl von dem großen Manuskript eines dramatischen Werkes und von der Vorlesung bei einem der Professoren. Da waren ferner ein paar „kraftgenialische" Aeußerungen, wie sie die Runde durch die Journale gemacht hatten. Ein Künstler selbstverständlich hätte auch diesem dürren Kern noch etwas abgewinnen können. Geriet aber darüber die unergibige Phantasie eines für den Bedarf des Tages sorgenden Mannes, was konnte da anderes daraus werden als eine Banalität für das Familienblatt. Wie es um die biographischen Qualitäten eines solchen Feuilletons

bestellt ist, braucht nicht besonders gesagt zu werden. Die Erwähnung des einen Zuges, daß darin Grabbe schon 1822 imstande ist, die Helden aller seiner künftigen Tragödien herzuzählen, beinahe sogar in der richtigen Reihenfolge, genüge zur Kennzeichnung der künstlerischen.

Es war Wukadinović vorbehalten, in Drobischs „Erinnerung" ein wertvolles biographisches Zeugnis zu entdecken. So führt er sie nicht nur, neben Duller und Ziegler, als gleichberechtigten Eideshelfer in der soeben besprochenen Datierungskontroverse auf, er sieht auch keinerlei Bedenken, ihm für sein Lebensbild das gewünschte Kolorit zu entnehmen. Selbst eine so leicht zu kontrollierende Angabe, wie die von Grabbes Leipziger Wohnung, macht davon keine Ausnahme. Genau wie Drobisch läßt auch er seinen Helden auf dem Brühl „bei einem ehrsamen Schneidermeister freundliche Unterkunft gefunden" haben; daß ernsthafter Forschung für derlei Feststellungen — falls sie ihnen Wert beimißt — in Gestalt der polizeilichen Meldeämter immerhin noch zuverlässigere Mittel zur Verfügung stehen, muß ihm wohl unbekannt geblieben sein. —

Um nach diesem Exkurs auf Ziegler zurückzukommen, so könnte man sich darüber wundern, warum seine Biographie in jenen Jahren nicht erschien, in denen sie fraglos einem großen Interesse begegnet wäre. Vermutlich glaubte man aber, auf die beiden Frauen Rücksicht nehmen, und die Zeit abwarten zu müssen, da diese nicht mehr am Leben seien. Louise starb 1848; Dorothea zwei Jahre später.[56] Nun erst scheint Ziegler Schritte getan zu haben, einen Verleger für sein Werk zu finden. Er bot es Hoffmann und Campe an. Seine Briefe an diese Handlung würden wohl manchen erwünschten Aufschluß geben; jedoch haben sie, allen Nachfragen zum Trotz, nicht mehr zum Vorschein kommen wollen. Dafür ist dem Briefwechsel Heines, wie Friedrich Hirth ihn publiziert hat, über den weiteren Gang der Sache manches interessante Detail zu entnehmen.

---

56. Vgl. Q 232 c. — Daß Dorothea Grabbe ihren Sohn um „volle zwanzig Jahre" überlebt habe, ist auch einer der zahlreichen Irrtümer, die sich durch die Biographien schleppen, seit Grisebach (vgl. WGr IV LXI), verführt durch die undeutliche Null des Detmolder Grabsteins, die falsche Behauptung aufgestellt hatte.

Im Juli 1851 war Julius Campe bei Heine in Paris und erzählte diesem von dem Angebote Zieglers. Heine wünschte, das Manuskript zu sehen; darum ließ Campe es von Ziegler kommen und durch Jowien Heinen zugehen. Das war freilich zwei und ein halbes Jahr später. Er habe es für seine Pflicht gehalten, ihm das Manuskript mitzuteilen, so schrieb Campe unterm 28. Januar 1854 an Heine,[57] obwohl er glaube, daß es für ihn, hinsichtlich der Berliner Zeit, wenig Anziehungskraft habe; denn jene Partie sei sehr dürftig behandelt. Doch war das nicht Campes einziger Grund. Offenbar konnte er selbst sich über Annahme oder Ablehnung des Manuskriptes nicht schlüssig werden, und Heines Rat sollte den Ausschlag geben. „Sagen Sie mir:" so schreibt er deshalb an diesen weiter, „soll ich es drucken oder nicht?"

Diese kategorische Frage beantwortete Heine unterm 10. März mit folgenden Worten: „Das Manuscript über Grabbe, das ich Ihnen zurückgesandt, ist höchst merkwürdig für dieLiteraturgeschichte und würde auch außerdem viel Aufsehen erregen. Aber es sind doch für den Verleger, wenn er mit seinem Gewissen sich abfinden will, sehr häkliche Dinge darin, über die ich mich ein andermal äußern will. Gedruckt muß das Manuscript werden, so wie es ist, sonst geht sein Werth verloren; doch ist die Frage, ob solches noch bey Lebzeiten der Frau geschehen kann."[58]

Campe fand sich ab. Nachdem er, wie zu vermuten, in Detmold festgestellt hatte, daß Louise Christiane schon längst nicht mehr am Leben war, entschied er sich zur Uebernahme der Biographie. 1855 erschien sie in seinem Verlage.

Auffallend ist, daß Heine in diesem Schreiben mit keinem Worte zu den Angaben Stellung nimmt, die Ziegler über das Leben des Berliner Kreises macht. Seine Absicht, sich des weiteren zu der Biographie zu äußern, hat der Kranke wohl nicht mehr ausführen können.

b) Ihre Aufnahme.

Zum Verständnis der Aufnahme, die Zieglers Werk bei der zeitgenössischen Kritik fand, ist es notwendig, sich zu vergegen-

---

57. Briefwechsel III, 360.
58. A. a. O. S. 369.

wärtigen, welches Ziel er sich gesetzt, und auf welche Art er versucht hatte, es zu erreichen.

Mit Bedacht hatte Ziegler seine Aufgabe begrenzt. Grabbes „Leben und Charakter“ lautet der Titel seiner Schrift, auf dem die Werke fehlen. Einen Menschen also will er schildern, nicht eine dichterische Persönlichkeit, und zwar einen Menschen, behaftet „mit vielen Unarten und Schwachheiten“.[1] Doch will er diese dunklen Seiten nicht verschweigen; noch weniger aber ist seine Absicht, „alle diese Sonderbarkeiten durchweg im brillanten Lichte zu zeigen und hierin manchem der neuern Geschichtsschreiber zu folgen, welche die Handlungen ihres Helden, er mag thun was er wolle, in der höchsten Glorie erblicken.“[2] Eine Darstellung des äußeren Lebens und ein ungeschminktes, realistisches Charakterbild des „wunderlichen Genies“ Grabbe, das beides ist es, was wir nach Zieglers Worten von seinem Werke zu erwarten haben.

Unausgesprochen, jedoch aus der Art der Entstehung wie aus späteren Bemerkungen sich ergebend, wohnt freilich der Biographie noch eine besondere Tendenz inne, die auf eine Widerlegung der Duller'schen Angaben gerichtet ist. Die der Mutter, und die der Gattin des Dichters gewidmeten Partien können einen leicht polemischen Charakter darum nicht verleugnen.

Indem nun Ziegler es unternahm, den Menschen Grabbe zu schildern, tat er dasselbe, was er vermutlich als Richter zu tun hatte: er hielt sich vornehmlich an das, was er hatte wahrnehmen können, und das versuchte er, mit möglichster Treue wiederzugeben. Auch damit blieb er, einsichtsvoll, in den Schranken seiner Fähigkeiten. Versagt war ihm der Blick für die letzten Zusammenhänge, für die tiefsten Wurzeln der Erscheinungen, versagt auch die Gabe, von der Duller etwas besaß, aus einer Gesamtanschauung heraus mit künstlerischer Gestaltungskraft das Bild der Persönlichkeit zu zeichnen, und zu deuten. Manches, was anderen vielerlei Rätsel aufgibt, sieht er in höchster Einfachheit, und wird darum sehr rasch damit fertig. Ueber das vielumstrittene Detmolder Zuchthausmilieu ist seine Meinung, daß Grabbe von

1. S. 2.
2. Ebenda.

dieser Umgebung seiner Kinderjahre eben keine Eindrücke gewonnen habe, die das kolossale Wesen in ihm erklären möchten; in seiner ersten frischen und muntern Jugend seien die ihn umgebenden Verbrecher ihm gewiß nicht anders vorgekommen, wie die Kühe in seines Vaters Stalle.[3] Von den Vorfahren vermag er ebenfalls keine außerordentlichen Einwirkungen abzuleiten,[4] und angesichts der Empörung im Bereich der Gefühle des jungen Menschen kann er nur die verwunderte Frage stellen, was denn die Welt ihm groß zu leide getan hatte.[5] So hält er sich an die Einzelheiten und Widersprüche dieses seltsamen Menschenlebens, und diese zeichnet er auf, eines nach dem andern, mit der ganzen Gewissenhaftigkeit des schlichten Chronisten. Fragt er sich aber doch einmal nach der Herkunft all dieser „Symptome der Wunderlichkeit", so kann er darauf nur die eine sehr allgemeine Antwort geben: sie entsprangen aus Grabbes eigener Natur;[6] womit aber im Grunde ja nicht viel erklärt ist.

Ueber den Erfolg seiner Arbeit machte sich Ziegler, skeptischer als Heine, keine Illusionen. Auch darüber spricht er sich im einleitenden Kapitel offen aus.

Für den unmittelbaren Zweck, dem sie bestimmt gewesen war, kam sie zu spät; das wußte er. Die Zeit war vorbei, für die Genies im allgemeinen, für Grabbe im besondren. Dessen Schriften, so heißt es, seien neuerdings sehr in den Hintergrund getreten, und eigentlich nur mehr den Literaten und Literarhistorikern bekannt. Und was die Genies angehe, so liebe man diese im ganzen nicht mehr, seitdem man die Entdeckung gemacht habe, daß sie nichts andres seien, als die Organe der Zeit, daß der Geist Gottes in der Masse stecke, daß nur die Masse den Lauf der Geschichte fortbewege. Wenn sie sogar noch Unarten und Schwächen hätten, so gewinne man leicht eine Abneigung und sage sich in dieser Beziehung: „warum können sich die Genies nicht eben so gut gebehrden, wie jeder andere vernünftige Mensch".

Immerhin hoffte Ziegler, man werde sein Werk doch noch an vielen Stellen willkommen heißen, und zwar aus zwei Gründen.

---

3. S. 7.
4. Ebenda.
5. S. 23.
6. Ebenda.

Einmal aus einem psychologischen Interesse, um nämlich einmal einen tieferen Blick in die innere Entwicklung der Seelenzustände Grabbes zu tun, und dadurch sich zugleich das eigentliche Wesen jener exzentrischen Geister, wie Richard Savage, Hölderlin, Heinrich Kleist und Lenau zu erklären, das noch immer ein Rätsel geblieben sei. Ferner, weil es einen wahrhaft tragischen Eindruck kaum verfehlen könne, da sich hier ein Leben in Verirrungen und Kämpfen müde ringe, „das mit den glänzendsten Gaben ausgestattet, zu dem Höchsten und Größten berufen schien und deshalb trotz aller Bizarrerien eine wunderbare Anziehungskraft behielt, so daß der stille Beobachter desselben sich eben so wenig wie Ophelia bei Hamlet des Schmerzensrufs enthalten konnte: ach! welcher große Geist ist hier untergegangen! —"[6a]

Selbst diese eingeschränkten Erwartungen erwiesen sich als trügerisch. Wohl wurde die Biographie in einer Reihe von Zeitschriften eingehend besprochen. Bemerkenswert ist dabei, daß auch die junge deutsche Literaturwissenschaft vertreten ist. Julian Schmidt referierte in den „Grenzboten", ein Dr. Sachse in „Herrigs Archiv", Adolf Stern, damals zwanzigjährig, in der Dresdner „Abend-Zeitung". Fast sämtliche Kritiker aber lehnen sie ab; z. T. mit großer Schärfe. Die Gründe dafür sind von mancherlei Art; nicht alle hatte der Verfasser vorausgesehen.

Der einzige, der die Biographie gelten läßt, ist Gutzkow, der anonyme Kritiker der „Unterhaltungen am häuslichen Herd", derselbe, der über den Dichter Grabbe am schonungslosesten urteilt. Wie recht, in diesem Punkte, Ziegler hatte, kann man an Gutzkows Worten am deutlichsten erkennen. Das künstlerische Ideal hatte sich seit den Jahren, da man Grabbes Dramen mit Begeisterung aufgenommen, entscheidend gewandelt. Im allgemeinen stand man ihnen nun fremd, und ohne Verständnis, gegenüber. In der Anlage eines Dichtwerks, so konstatierte Gutzkow, wolle man jetzt zuvörderst Besonnenheit, Ebenmaß, Unterordnung des Ausdrucks unter die Tatsache. Sogar bei vereinzelten Talenten, die viel bedeutender als Grabbe seien, lasse man sich nicht mehr von der so leicht nachzuahmenden Manier des „Genialen" imponieren, indem Logik, nüchterner Verstand, ruhige und bedachte Ausführung sich unter den kritischen Maßstäben allmählich eine Geltung erworben hätten. Entscheidend freilich ist diese Haltung

6a. S. 3.

unter den Gründen der Ablehnung nicht. Denn gerade Gutzkow, dem an Grabbe alles nur Pseudogenialität ist, erklärt die Biographie, frei von Ironie, für lesenswert als Beitrag zur Geschichte der Zerrissenheitsperiode, indessen Sachse sie völlig verwirft, der dem Dichter einen sehr hohen Rang zuweist. Auch andere lassen erkennen, daß gerade die Achtung vor den Leistungen Grabbes sie zum Protest gegen Ziegler zwinge; die tieferen Gründe für dessen Mißerfolg müssen darum anderswo zu suchen sein.

Der eine fraglos bei Ziegler selbst. In dem Punkte nämlich war dieser in Selbsttäuschung befangen gewesen, daß er geglaubt hatte, es könne seine Darstellung einen „wahrhaft tragischen" Eindruck hervorrufen. Warum eine solche Wirkung ausbleiben mußte, kann man am besten aus den Worten erfahren, mit denen Dr. Sachse sein Urteil begründet, so wenig man auch verkennen kann, daß diese den Absichten des Biographen nicht völlig gerecht werden. Leben und Charakter eines Mannes, wie Grabbe, werde sicher, so führt Dr. Sachse aus, immer ein großes Interesse einflößen, wenn er auch früh in dem edelsten Streben gehemmt und gestört, zu früh, weil unvollendet und unreif, dem Leben entrissen sei. Dann dürfe freilich der Biograph sich nicht auf möglichstes Ausbeuten alles und jedes Materials über die persönlichen Verhältnisse beschränken und nur den Menschen nach seinen Schwächen und seiner Gebrechlichkeit darstellen, er müsse auch den Dichter nach seinen Bestrebungen und seinen Leistungen schildern wollen. Ziegler aber sei, wie es scheine, anderer Ansicht gewesen. Aus der Fülle des reichen Stoffes, der ihm durch persönliche Bekanntschaft, durch Benutzung des Briefwechsels und mündliche Berichte zugeflossen sei, gebe er viel zu vieles über Grabbes äußeres Leben, über dessen oft sehr niedrige Verhältnisse und Eigentümlichkeit des Charakters, dagegen über den Dichter als solchen, über seine geistige Entwicklung und seine Werke, so gut wie gar nichts. Nur einmal teile er eine Probe von etwa sechs Seiten aus dem „Gothland" mit, nur selten, und in kurzen, vereinzelten Sätzen, werde auf das innere Leben des Dichters, den schöpferischen Grundcharakter seines Wesens, hingewiesen. Das aber sei gerade die Hauptsache gewesen, wenn anders ihm darum zu tun gewesen sei, das Andenken Grabbes wieder aufzufrischen und für den fast verschollenen und vergessenen Dichter ein reges

Interesse hervorzurufen. Eine natürliche Folge dieser Darstellung sei es, daß bald jede Teilnahme sich in ein widerwärtiges Gefühl verwandle, welches zwar nicht alle Regungen der Teilnahme und des Mitleids ausschließe, aber das bessere Selbst des Dichters darüber vergessen lasse.

Mit klaren Worten ist darin der eine der beiden Gründe bezeichnet, weswegen die Biographie einen tragischen Eindruck verfehlen mußte, und der andere doch wenigstens angedeutet. Nur dann hätte ein solcher Eindruck entstehen können, wenn Grabbe in der Darstellung Zieglers erschienen wäre als ein Dichter, der Großes erstrebte, und vieles davon auch erreichte, und als ein Mensch, der, wie Immermann es ausdrücklich bezeugt, mit den Widerständen des Lebens und seiner eigenen unglücklichen Natur ernsthaft gerungen hat. Grabbes dichterische Bedeutung aber nahm Ziegler wohl als gegeben an; wenigstens ist davon bei ihm nicht eben viel die Rede. Und was das zweite anlangt, so hätte in der Tat nur eine in die geheimsten Tiefen führende Darstellung der seelischen Entwicklung Grabbes eine eindrucksvolle Vorstellung von dessen vergeblichem Ringen um Harmonie, wie auch von seinem Kampf um eine neue Weltanschauung geben können. Dazu war Ziegler der Mann nicht. Wohl mag er bemüht gewesen sein, auch diese Seite von Grabbes Wesen aufzuzeigen; doch sicherlich ohne Erfolg. So ist es nicht zu verwundern, daß auch Hebbel gerade unter dem Eindruck der Lektüre des Zieglerschen Buches zu dem, im ganzen ungerechten Urteil kommen konnte, Grabbe habe, anstatt den Kampf um eine „reine oder auch nur characteristische Bildung" aufzunehmen, es gar nicht versucht, „durch ethische Anstrengungen ein Gleichgewicht herbei zu führen."[7] Wenn Piper[8] sein Urteil über die Zieglersche Biographie mit den Worten zusammenfaßt, daß darin schließlich doch nur ein Leben, nicht aber ein Mensch geschildert sei, so geht er damit gewiß zu weit. Ein Mensch ist es schon, der da anfängt, Gestalt zu gewinnen, und mancher charakteristische Zug tritt deutlich hervor. Nur zu einseitig ist Zieglers Schilderung, zu fragmentarisch; darum konnte eine tragische Wirkung von ihr nicht ausgehen.

---

7. In dem bei Q 104 angeführten Briefe vom 19. März 1855.
8. S. 4.

Wie in Wirklichkeit die Gefühle beschaffen waren, die über der Lektüre des Buches aufkamen, darüber sprechen sich auch die anderen Kritiker mit aller Deutlichkeit aus. Julian Schmidt beginnt sein Referat mit der Konstatierung, das Buch mache einen sehr trüben Eindruck, und was Ziegler von Grabbes Ehe erzählt, findet er „nicht blos albern und abgeschmackt, sondern geradezu scheußlich." Dr. Tropus schreibt, daß die vielen kleinlichen Details, welche Ziegler gebe, „uns nach und nach den Menschen Grabbe in hohem Grade verleiden müssen. Solch literarische Portraitmalerei eines Giganten unsrer Dichterwelt thut fürwahr nur wehe und erfüllt uns aus mehr als einem Grunde mit Wehmuth, ja mit Widerwillen." Adolf Stern endlich spricht gleich auf der ersten Seite von der „wüsten, wirren, geradezu ekelhaften Existenz dieses Poeten" und gibt dann, nachdem er die Erzählung von Grabbes Leben bis zur letzten Rückkehr nach Detmold geführt, seinem Gesamteindruck die folgende Formulierung: „Hier erst ist man im Stande, tiefes inniges Mitleiden zu empfinden. Hier, wo der in Deutschland berühmte Dichter von dem Philisterium einer kleinen Residenz verspottet und herabgesetzt, von seiner Frau erst durch Vermittlung der Polizei wieder aufgenommen wird, und unter ekelhaftem Hauszwist mit dem Tode ringt, hier wo er das Elend seiner Lage fühlt, wo sein cynischer Trotz gebrochen ist, hier trat mir eine Thräne in's Auge. Denn bis dahin habe ich bei Lesung dieser Biographie nichts empfunden als innerliche Empörung über diese Kraft, dieses Talent, das sich selbst zu Grunde richtet, über diesen Character, dem nicht soviel Bewußtsein seines Werthes innewohnt, um nicht unter die Tausende herabzusinken, über denen er steht!"

Das zweite, worauf Ziegler gerechnet hatte, war ein psychologisches Interesse, und dieses war berechtigt gewesen. In der Tat durfte man annehmen, daß seine Rezensenten ernsthaft sich etwa fragen würden, wieweit die Schrift die Kenntnis Grabbes bereichere und einen Fortschritt in seiner Erkenntnis bedeute, ob nicht doch, sei es von den Eltern oder vom Milieu, ein stärkerer Einfluß auf die Wesensart des Menschen herzuleiten sei, als Ziegler dies wahr haben wollte, ob nicht vom Menschen aus nun neues Licht auch auf den Dichter falle, ob man nicht beispielsweise zwischen den von Ziegler angedeuteten Gärungserscheinungen der Reifezeit und dem „Gothland", diesem Zeugnis einer im innersten aufgewühlten

jungen Seele, eine Verbindung herstellen müsse. Nichts von alledem! Ausdrücklich konstatiert der Berichterstatter der „Hamburger Literarischen und Kritischen Blätter“ auch in diesem Punkte ein negatives Ergebnis. „Herr Ziegler“, so schreibt er, „eröffnet uns im Grunde keine neuen Einblicke in das seelische Leben und in die Dichterwelt Grabbe's; er zündet keine neuen Lichter an, die uns ungekannte Tiefen in dem reichen Gedankenleben Grabbe's erhellten“, und so gewinne man aus seiner Schrift „durchaus nichts“. Adolf Stern aber nahm mit offensichtlicher Entrüstung davon Kenntnis, daß Ziegler sich „erlaubt“ habe, „seinen Helden auf eine Stufe mit Hölderlin, Heinrich von Kleist und Lenau zu stellen!“, und unterließ es nicht, ihn eines Bessern zu belehren.

Sieht man zu, was so scharf formulierte Urteile veranlaßt, so stößt man auf die letzten Gründe für die Ablehnung der Biographie überhaupt. Es sind zwei; den einen, wichtigeren, hatte Ziegler richtig vorhergesagt.

In der Tat liebte man die Genies nicht mehr. Mit andern Worten: das unendlich schwierige Problem der Stellung des künstlerischen Menschen in der Gesellschaft löste man damals, resolut, aber beschränkt, in einem durchaus bürgerlichen, wenn man will, „gut-bürgerlichen“ Sinne. Man duldete keine Ausnahmen; für alle sollte die gleiche sittliche Vorschrift gelten. Bei Julian Schmidt findet diese Ueberzeugung ihre, sozusagen, krasseste Formulierung. Als eine „heilsame Lectüre für alle angehenden Genies“ empfiehlt er die Biographie, denn es entwickle sich die Idee einer exzeptionellen Stellung des Dichters in keinem bestimmten Beispiel so deutlich in ihrer ganzen Krankhaftigkeit, als in dem Leben Grabbes. Die daraus sich ergebende Abneigung gegen die Außenseiter einer sittlich fundierten bürgerlichen Gesellschaft mußte erhöht werden durch die besonderen ästhetischen Anschauungen der damaligen Literaturwissenschaft. In einem Zitat aus Gutzkows Referat kamen sie bereits zum Ausdruck; daß sie auch bei der Beurteilung von Lebensbeschreibungen ihr Recht verlangten, ergibt sich aus demjenigen von Dr. Tropus. Wie der Dichter, so sagt nämlich dieser, versöhnen solle, so solle auch der Biograph, der an uns ein Dichterleben vorüberführe, einen Bau aufführen, der sich mit ruhigem Auge klar und still betrachten lasse.

Wer mit solchen Forderungen an die Arbeit Zieglers herantrat, von dem war nicht zu erwarten, daß er dem Werk und dem Menschen gerecht werde. Auf dessen Sittlichkeit, dessen Stellung zur Gesellschaft war der erste Blick gerichtet. Man sprach von den „gewohnten Gleisen unseres socialen und bürgerlichen Lebens", von Disziplin und der Notwendigkeit, sich als Glied eines Ganzen zu fühlen, von der Ehe als einem ernsten Prüfstein für den sittlichen Wert eines Menschen. Ob Grabbe solchen Normen genügt habe, wurde zunächst kontrolliert, an der Hand des Materials, das Ziegler darbot, und über das Ergebnis entsetzte man sich. Denn nun sah man kaum noch das Ergreifende in dem Leben dieses tiefunglücklichen Menschen, sondern nur noch das Häßliche und Gemeine, nicht mehr das Außerordentliche, sondern nur das U n s i t t l i c h e. Man fühlte sich angeekelt und abgestoßen und redete von Grabbes „Lüderlichkeit", seinem „wüsten Dasein", oder wandte andere starke Worte darauf an. Julian Schmidt vermißte — charakteristisch genug — das Einschreiten der Behörden! Nun begreift man, wie bei solcher geistigen Haltung Fragen literarhistorischer Art überhaupt nicht aufkommen konnten. Die ganze Angelegenheit war auf ein anderes Gebiet geschoben, hatte durchaus einen sittlichen, beinah einen sittlich-theologischen Charakter bekommen. Kein Wunder, daß auch die im Dienst einer „Beleuchtung der Arbeiten und Aufgaben der christlichen Gegenwart" stehenden „Protestantischen Monatsblätter für innere Zeitgeschichte" sich des Stoffes bemächtigten und einen „Beitrag zur modernen Sitten- und Culturgeschichte" daraus machten.

So unduldsam-dogmatische Ablehnung jedweden Elementes unbürgerlicher Führung hatte eines zur Voraussetzung: Mangel an psychologischer Einsicht. Nur darum war es möglich, das Ideal bürgerlicher Existenz zu allgemeiner Gültigkeit zu erheben, weil man glaubte, daß ein jeder befähigt sei, ihm nachzuleben. Denn man sagte sich in dieser Beziehung (wie Ziegler es auf seine Weise ausdrückt): „warum können sich die Genies nicht eben so gut gebehrden, wie jeder andere vernünftige Mensch, es thut ihnen Niemand was darauf zu gut, wenn sie der Feuergeist berauscht und sie diesen nicht zu beherrschen vermögen, sie müssen sich mit

Anstand und Würde vor uns aufführen, denn uns gebührt die Achtung!“[9]

Wie sollte die Biographie einem psychologischen Interesse begegnen, wenn für jeden Menschen die allgemeingültige Formel bereit war? Man glaubte, ein jedes Anders-Sein allein aus der Sphäre des Sittlichen erklären zu können, man sprach von persönlicher Schuld, wo das unentrinnbare Schicksal einer Naturgebundenheit waltete, und dabei schrumpfte die abgründige Problematik dieses einmaligen Menschen zu einem sehr einfachen Rechenexempel zusammen, das jeder Schulbube lösen konnte. Was einst Immermann über Grabbe gesagt hatte aus tiefster Einsicht in den Kern seines Wesens, das war alles verweht und vergessen; niemals hat man vom Menschen Grabbe mit geringerem Verständnis gesprochen.

Wer aus dieser Haltung die strengsten Konsequenzen zog, konnte auch für die Biographie nichts andres haben, als radikale Ablehnung. Für alle Zeit, so sagte Dr. Tropus, hätten die biographischen Notizen genügt, die Duller und Immermann über Grabbe gegeben hätten; seine dichterische Bedeutung könne jedermann aus seinen Werken erkennen. Adolf Stern aber schloß seine Anzeige mit dem Wunsche, daß diese Biographie die letzte gewesen sein möchte, die über einen Deutschen dieser Art veröffentlicht werde.

Kaum ist es nötig, zu sagen, daß auf dem Boden solcher Anschauungen eine Auseinandersetzung mit den biographischen Qualitäten des Buches nicht zustande kommen konnte. Es blieb bei vereinzelten kritischen Bemerkungen. Julian Schmidt, wenigstens hierin Historiker, nennt Zieglers Beobachtung scharf und klar, seine Erzählung ehrlich und gewissenhaft; Adolf Stern hält, natürlich zu Unrecht, die Mitteilung von der ersten Aufführung des „Don Juan und Faust“ in Detmold für eine beachtenswerte Unwahrscheinlichkeit. Niemand sah den Zusammenhang mit der Dullerschen Schrift, niemand den Gegensatz, der zwischen beiden Werken bestand; kaum daß man sich jener überhaupt noch entsann. Was doch Abwehr war, hielt man für schonungslose Enthüllung und Bloßstellung; Dr. Sachse fühlte sich verpflichtet, den Verfasser

9. S. 3.

an das Audiatur et altera pars! zu erinnern. So sehr war alles Vorangegangene der Vergessenheit anheim gefallen.

Von einer Seite her wurde allerdings damals wirklich sachliche Kritik an dem Buche geübt, aber nicht in der Oeffentlichkeit. Ihr Verfasser ist Friedrich von Uechtritz, einer der Mitglieder des Berliner Kreises. Gerade in jenen Jahren stand Uechtritz in lebhaftem schriftlichem Gedankenaustausch mit Friedrich Hebbel. Als nun diesem Zieglers „Leben Grabbes" in die Hände fiel, und er gleich beim Blättern auf den Namen des Freundes und einen „vortrefflichen" Ausspruch von ihm (über Heinrich von Kleist) stieß, unterließ ers nicht, ihm seinen Eindruck mitzuteilen. In dem aus Wien vom 19. März 1855 datierten Brief ist sein Urteil über Grabbe enthalten, diesen „Knäuel von Sittenlosigkeit und Bildungsunfähigkeit", dies „entsetzliche Experiment der Natur!" Unterm 17ten Mai antwortete Uechtritz.[10] Auch ihn hatte das Buch „in einer persönlichen Beziehung, obschon von ganz anderer Art, sehr unangenehm berührt", und zwar dadurch, daß der Kreis junger Leute, in den er bei seiner Ankunft in Berlin Ende 1821 eingetreten war, und in dem er etwa anderthalb Jahre lang verkehrt hatte, als ein Ausbund genialer Liederlichkeit geschildert werde, indeß nur Köchy noch einige Besonnenheit bewahrt habe. Schwerlich würde Uechtritz die Sache so tragisch genommen haben, hätte er nicht auch noch die Grenzboten-Rezension Julian Schmidts gelesen, der den Inhalt des fraglichen Kapitels, getreu seiner Tendenz, die Biographie als eine heilsame Lektüre für alle angehenden Genies erscheinen zu lassen, mit folgenden, erheblich übertreibenden und verfälschenden Worten wiedergab: „Ostern 1822 ging er [Grabbe] nach Berlin, wo er in einen literarischen Kreis eintrat (Heine, Uechtritz, Ludwig Robert u.s.w.), in welchem die Genialität durch ein verkehrtes Leben und eine verkehrte Lebensweise geflissentlich ausgedrückt wurde." Fast war er versucht, in öffentlicher Erklärung dagegen aufzutreten; nur das Beispiel Goethes hielt ihn davon zurück. So rechtfertigte er sich nur vor dem Freunde, indem er eine ausführliche Charakteristik jener Zusammenkünfte gab. Sich selbst verteidigte er, er nahm Heinen in Schutz, von Grabbe direkt zu sprechen vermied er. Zum Schlusse berichtigte er den von Julian

10. Q 104.

Schmidt übernommenen Irrtum Zieglers, der Ludwig Robert, den Bruder der Rahel, mit einem ganz anderen Träger des Namens verwechselt hatte.

Zu diesen Darlegungen nahm dann Hebbel noch einmal das Wort. Er beruhigte den Freund, indem er nun Zieglern gegen dessen Groll in Schutz nahm: „Was Sie mir über Ihren Aufenthalt in Berlin und über den Kreis, in welchem Sie Sich dort bewegten, mittheilen mogten, war mir an sich höchst interessant. Als einer Abwehr gegen erhobene Beschuldigungen werden Sie dessen aber nach meiner Ueberzeugung nie bedürfen. Die Dinge, deren Sie gedenken, werden zunächst in Grabbes Biographie von Ziegler, die mir, nebenbei bemerkt, an keiner einzigen Stelle den Eindruck der Böswilligkeit, nur den einer unverständigen Bewunderung des Verkehrten gemacht hat, viel harmloser erzählt, als der mir unbekannte Journal-Absud, dessen Sie erwähnen, ahnen läßt. Dann aber deckt gegen alles Geträtsch der Welt in einem ganz andern Sinn als jede historische Aufklärung das tiefsinnige Evangelien-Wort: an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen! In dieser Zuversicht lasse ich Alles, was gegen mich vorgebracht wird und was namentlich dieser Redacteur der Grenzboten, der aus dem Pfyrsisch selbst nur die Blausäure heraus schmeckt, gegen mich ausspritzt, getrosten Muthes an mir vorübergehen und befinde mich wohl dabei."

Erst 1892, und zwar durch Felix Bamberg, ist diese Diskussion veröffentlicht worden. Für unsere Kenntnis des Berliner Zirkels ist Uechtritzens Brief die wichtigste Quelle. In einem der nächsten Kapitel wird von ihr noch die Rede sein.[11]

---

11. Nur beiläufig sei erwähnt, daß Uechtritz das Bedürfnis fühlte, auch gegen Karl Schnaase, einen der Düsseldorfer Bekannten, seine verläumdeten Jugendjahre zu verteidigen. Der Inhalt dieses Briefes, der aus Düsseldorf vom 23. Juni 1855 datiert ist und sich im Uechtritzschen Nachlaß vorfand (Q 105), berührt sich aufs stärkste mit dem an Hebbel, ist aber biographisch von geringerem Ertrag und bringt nach jenem nichts Neues mehr. Es ist darum unnötig, ihn gleichfalls zu publizieren.

Zweiter Teil.

Die Haltung der Forschung bis zur Erkenntnis des biographischen Problems. Mittel und Wege zu dessen Lösung.

Erstes Kapitel.

Die Bewertung der Biographien von Duller und Ziegler durch die Grabbe-Forschung bis zur Begründung des biographischen Problems.

Die Werke von Duller und Ziegler, ein jedes so grundverschieden von dem andern, standen also nebeneinander, mit all ihren Widersprüchen und Gegensätzen. Einzelnes, relativ nebensächlicher Natur, war berichtigt worden, ein umfassender Ausgleich aber nicht zustande gekommen. Auch der langwierige Rechtsstreit hatte ihn nicht gebracht, der selbst ohne Entscheidung geendet war. Es fragt sich nun, ob ein Prozeß anderer Art die notwendige Klarheit darüber herbeizubringen vermochte, auf welcher Seite die größere Glaubwürdigkeit zu finden sei. Ehe in einem knappen Ueberblick gezeigt wird, welche Haltung die Grabbe-Biographen und -forscher neuerer Zeit zu den beiden Werken von Duller und Ziegler eingenommen haben, sollen diejenigen Punkte, in denen zwischen ihnen wesentliche Unterschiede bestehen, zusammengestellt werden.

1) Nach Duller begann Grabbes Unglück an der Brust der Mutter. Nach seiner Darstellung war Dorothea Grabbe eine „bösartige, halbverrückte Natur", unfähig der Wahrheit, unfähig jeder geistigen Regung, unfähig eines klaren und vernünftigen Wollens. Nach seiner Behauptung fand der Knabe „in jenem zarten Alter, da der Vater dem Kinde noch nichts sein kann, die Mutter ihm Alles sein muß", an deren „Herzen kein Weichthum, keinen Schutz, fand er darin fast sein Verderben." Mit der Feststellung: „Denkt Euch eine Mutter, die ihrem Kinde von dessen viertem Lebensjahre an täglich betäubende geistige Getränke darbietet, und ihm des Nachts beim Schlafengehen solche vor das Bett setzt", wird sie endlich noch besonders für die Entstehung von Grabbes Trunkneigung verantwortlich gemacht.[1]

---

1. S. 7/8.

Nach Zieglers Schilderung dagegen war Dorothea Grabbe eine „repräsentable Bürgersfrau", deren „Rechtschaffenheit und Gradheit" allgemein rühmend anerkannt wurde. Er gibt zu, daß ihr „etwas Leidenschaftliches und Hastiges" eigen sei, weswegen sie „manchmal auf Erfüllung wunderlicher Einbildungen, die sie sich in den Kopf gesetzt hat, mit Beharrlichkeit bestehen" könne.[2] Ausdrücklich bestreitet er, daß sie den Sohn in seiner Kindheit durch Rohheit und Härte eingeschüchtert und, um ihn einzuschläfern, ihm des Nachts beim Schlafengehen betäubende geistige Getränke vors Bett gesetzt habe; dieser „phantastische Aufputz" sei „lediglich in dem Gehirn der Wittwe Grabbe's entstanden, welche Herrn Duller die Materialien zu seiner Beschreibung geliefert" habe. Endlich glaubt er, daß sie nicht ganz frei davon sein möchte, den Sohn „in seiner frühern Jugend verzärtelt und ihm zu viel zu Gute gehalten zu haben."[3]

2) Nach Duller hat der Vater von Louise Christiane, Archivrat Clostermeier, auf die innere Entwicklung des jungen Grabbe bestimmend eingewirkt; insbesondere habe dieser „durch Clostermeiers geistigen Einfluß und Unterstützung" schon auf dem Gymnasium eine Menge Bausteine für eine umfassendere historisch-literarische Bildung gesammelt.[4]

Ziegler bestätigt, daß der Archivrat für den Werdegang Grabbes dauernd ein lebhaftes Interesse gehabt und sich erboten habe, ihn zu erziehen, sofern es ihm an Anleitung von Seiten der Eltern fehle. Oft habe er den alten Grabbe aufgefordert, seinen Sohn ihm in seinen Familienkreis zuzuschicken; der junge Grabbe indessen sei durch nichts zu bewegen gewesen, dort Besuche zu machen.

Zu Beginn des folgenden (fünften) Kapitels berichtet Ziegler, Grabbe habe sich für das Studium der Rechtswissenschaft und für die Universität Leipzig entschieden, und er sei Ostern 1820 dorthin abgereist. Wenn er hinzusetzt: „nicht ohne Einfluß des Herrn Archivrath Klostermeier, welcher nicht aufhörte, sich für ihn zu interessiren", so wird freilich nicht klar, ob sich dieser Einfluß bei

2. S. 9.
3. S. 10/11.
4. S. 10 ff.

allen drei angeführten Tatsachen, oder nur bei einer geltend gemacht haben solle; am wahrscheinlichsten ist, daß Ziegler die Wahl Leipzigs meint.[5]

3) Nach Dullers Angaben muß man annehmen, daß Grabbe, nachdem er zu Hagen in Westfalen aufs neue „fast tödtlich" erkrankt war, endlich am 26. Mai 1836 in Detmold ankam, dort sogleich Aufnahme im Hause Louisens fand und, von ihr „treu gepflegt", sich bald wieder soweit erholte, daß er die „Hermannsschlacht" vollenden konnte.

Diese Lücke füllte Ziegler mit sehr eingehenden Schilderungen, aus denen sich vor allem ergeben muß, daß Grabbe nach seiner Rückkehr von Düsseldorf zunächst gar nicht bei seiner Gattin, sondern mehrere Monate lang im Gasthaus „Zur Stadt Frankfurt" gewohnt hatte.

4) Nach Dullers Darstellung waren die letzten Stunden des Sterbenden verklärt durch das innige Verhältnis zu seiner Gattin, von der er „wehmütig, liebend, dankend Abschied" nahm.[6] Nach dem Berichte Zieglers dagegen tobte sich der Haß Louisens gegen die alte Mutter Grabbes an dessen Sterbelager in den fürchterlichsten Szenen aus.

5) Dullers Darstellung muß den Eindruck erwecken, als ob — um Stockmeyers Worte zu wiederholen — „die glühende Liebe zu seiner nachmaligen Gattin wie ein rother Faden durch des Dichters Leben ziehe", während kein treuer und ehrenwerter Freund ihm zur Seite gestanden habe.

Nach Zieglers Angaben dagegen war dies letztere durchaus der Fall, dafür aber die Ehe Grabbes die denkbar unglücklichste und Louise Christiane an ihrem Zusammenbruch und deren Folgen erheblich mitschuldig.

Das waren ernsthafte Fragen, und wohl könnte man glauben, sie seien hinreichend und kräftig genug gewesen, die Aufmerksamkeit der freilich nur langsam in Gang kommenden Grabbeforschung auf sich zu ziehen und zu bewirken, daß man zunächst einmal im äußerlich Biographischen Klarheit und Grund schaffe, wozu das schwankende Charakterbild Louisens, der Gattin und, wenn man

5. S. 25.
6. S. 86.

will, auch ersten Biographin Grabbes, sich wie von selbst als Angelpunkt darbot. Um so berechtigter war diese Erwartung, als eine solche Richtung im Zuge der Zeit gelegen hätte. Die Herrschaft der Schule Scherers war nahe, und monographische Behandlung einzelner Persönlichkeiten, Sammlung des dazu nötigen Materials, Ausmerzung biographischer Unrichtigkeiten, das waren ja besondere Verdienste dieser Schule auf dem Gebiete der Biographik.[7] Jedoch erfüllte sie sich nicht. Die Grabbeforschung nahm einen anderen Weg; Scherer selbst hat daran vielleicht den wesentlichen Anteil.

Die erste Arbeit, in der die Quellenwerke von Duller und Ziegler mit den Nachrufen im „Phönix" und in der „Allgemeinen Zeitung", den Aufsätzen von Willkomm und Immermann sowie den Beiträgen zu Blums „Theater-Lexikon" und dem „Neuen Nekrolog der Deutschen" zu einer Gesamtdarstellung von Grabbes Leben und Charakter zusammengefaßt wurden, war der Artikel „Grabbe" von Heinrich Döring in Ersch und Grubers „Allgemeiner Encyklopädie der Wissenschaften und Künste". Er erschien 1864. Auch die ihr folgenden waren auf Jahrzehnte hinaus immer Teile größerer Unternehmungen. 1870 schickte Gottschall der von ihm herausgegebenen ersten Gesamtausgabe von Grabbes Werken ein biographisch-kritisches Charakterbild des Dichters voraus. Im gleichen Jahre erschien das dritte Heft des dritten Bandes von Goedekes „Grundriß" mit der ersten Grabbe-Bibliographie; diese war von einer, vom Herausgeber selbst verfaßten Charakteristik Grabbes und seiner Werke begleitet, die übrigens in der zweiten Auflage des „Goedeke" vom Jahre 1905 im wesentlichen unverändert wiederkehrte. Dem Artikel Alfred Sterns im neunten Bande der „Allgemeinen Deutschen Biographie", der 1879 vorlag, kam vor allem das reiche Briefmaterial zu gute, das in der „ersten kritischen" Grabbe-Ausgabe Oscar Blumenthals vom Jahre 1874 enthalten war. Dieser hatte ursprünglich nur die Absicht gehabt, einen Nachtragsband zur Gottschallschen Ausgabe zu liefern, die nicht ganz mit Recht als eine „Gesammtausgabe" sich bezeichnete, war aber während der Arbeit von Eduard Grisebach auf die Suchslandschen Autographenschätze aufmerksam gemacht und

7. Vgl. Mahrholz, a. a. O. S. 26. 36.

dadurch zu einer Erweiterung seines Planes bestimmt worden. Auch sah er sich nun befähigt, einige biographische Fragen zu untersuchen; im folgenden Jahre gab er diese „Beiträge zur Kenntniss Grabbes“ als seine Promotionsschrift bekannt.

Von den knappen Darstellungen Dörings, Goedekes und Sterns konnte man eine eingehende Kritik des Quellenmaterials billigerweise nicht erwarten. Aber auch in dem umfangreicheren „biographisch-kritischen Charakterbild“ Gottschalls waren dazu höchstens Ansätze vorhanden. Wohl wies er[8] darauf hin, daß die späteren Angaben Zieglers denen Dullers vielfach widersprechen, daß dieser eine Reihe von Tatsachen nur andeutet oder ganz verschweigt, die sich bei Jenem finden,[9] machte aber nicht den geringsten Versuch, dem allem auf den Grund zu gehen, beschränkte sich vielmehr darauf, bei der Charakteristik der Mutter[10] die widerspruchsvollen Aussagen der beiden Gewährsmänner nacheinander anzuführen, ohne selbst eine Entscheidung zu treffen, während man bei der Schilderung des Verhaltens der Gattin in der Todesstunde des Dichters[11] den sich regenden Zweifel an der Richtigkeit der Ueberlieferungen zwischen den Zeilen lesen kann.

Oscar Blumenthal, vielfach besser unterrichtet als sein Vorgänger, dessen Unrichtigkeiten sich manch spöttisches Wort von seiten des jungen Kritikers gefallen lassen mußten, tat einen Schritt mehr. Mitteilungen von Persönlichkeiten wie Freiligrath und Ignaz Hub, die den Zeugen jener Ereignisse nahe genug gestanden hatten, um noch als Träger lebendiger Ueberlieferung zu gelten, die Kenntnis des Verteidigungsbriefes der Mutter,[12] des heftigen, aus Grabbes nächster Umgebung hervorgegangenen Angriffs des „Lippischen Magazins“ auf die Dullersche Biographie und die dahinter stehende Wittwe des Dichters hatten ihn belehrt. So begnügte er sich nicht damit, Widersprüche zu konstatieren; er machte auch den Versuch einer Bewertung. Freilich ahnte er dabei weder Umfang noch Schwierigkeit der quellenkritischen Aufgabe, so daß deren Lösung hier schon in den allerersten Anfängen stecken blieb.

---

8. S. III/IV.
9. S. XX.
10. S. IV.
11. S. XXXII.
12. Q 31.

In den „Rückblicken zur Kritik der Quellen", mit denen Blumenthal seine Promotionsschrift einleitet, billigte er zwar der Dullerschen Erzählung zu, daß sie an empfindungswarmen Erinnerungen, an beredten und beifallswürdigen Urteilen nicht arm sei, aber er stellte auf der anderen Seite auch fest, daß sie durch die oft gehässigen Einflüsterungen von Grabbes Witwe sehr gelitten habe, daß Duller besonders durch die peinlichen Märchen über die Mutter des Dichters viel Unheil angestiftet und zu Gerüchten den Anstoß gegeben habe, die aus den Literaturgeschichten noch immer nicht völlig ausgerottet seien. Auch gegen den Biographen Ziegler hatte er mancherlei einzuwenden. Die gründliche Beseitigung einiger Vorurteile und die Veröffentlichung mehrerer Briefe Grabbes an Eltern und Freunde, so erklärte er, sei sein unleugbares Verdienst, das er jedoch durch die wuchernde Ueberfülle der von ihm neu hervorgesuchten Detmolder Klatschanekdoten wesentlich geschmälert habe. Auch mache er sich hier und da einer peinlichen Geheimniskrämerei schuldig und verfalle häufig in jenen furor biographicus, der aus dem Leeren und Zufälligen so gern bedeutsame Charakterzüge herausdeutele. Bei allen Mängeln aber sei sein Buch wegen der Wahrheitstreue in den meisten Punkten und zuverlässigen Quellenforschung allen andern vorzuziehen.

So primitiv auch heute Blumenthals Arbeiten anmuten, er muß doch, mit Fug und Recht, als der Begründer der Grabbe-Philologie bezeichnet werden, da er zuerst dem Dichter eine von einer deutschen Akademie genehmigte Dissertation gewidmet hat. Einen Nachfolger freilich fand er fürs erste nicht; vielmehr trat in der Forschung eine längere Pause ein. Diese steht ohne Frage in einem ursächlichen Zusammenhang mit Wilhelm Scherers „Geschichte der Deutschen Litteratur", die 1883 in erster Auflage erschien. Es ist bekannt, daß der Verfasser an mehreren Stellen dieses Werkes über Grabbe sehr geringschätzig spricht. Mit wenigen Worten nur erwähnt er ihn in der Darstellung selbst, gebraucht bei der Behandlung der Faustdramen nach Goethe die Wendung vom „thörichten Grabbe" und konstatiert, daß in den „Hohenstaufen", wie in allen seinen Stücken, die lächerlichste Renommage herrsche und jeder theatermäßige Zusammenhang fehle. In einer Anmerkung bekennt er dann, daß ihm für Grabbe wohl das Organ fehlen müsse, da er ihn bloß lächerlich finde und den Ernst nicht begreife, mit dem

Literarhistoriker und Herausgeber ihn behandelten; nur als eine Art Vorbereitung auf Hebbel interessiere er ihn. Wohl suchte Scherer die Geltung seiner Urteile dadurch einzuschränken, daß er sie, in Umkehrung des wirklichen Kausalverhältnisses, als einen Beweis für sein persönliches Unvermögen deutete, dem Dichter gerecht zu werden, es scheint aber doch, als sei ihm dies nicht völlig gelungen. Tatsache ist wenigstens, daß auf Jahre hinaus die Literarhistoriker vom Fach abgeschreckt waren, den Dichter und seine Werke, als einen ihrer nicht recht würdigen Gegenstand, mieden, daß so etwas wie eine Grabbeforschung sich zunächst nicht bilden wollte. Wenn wir heute feststellen müssen, daß erst mehr als zwanzig Jahre nach dem Erscheinen der Blumenthalschen Dissertation, erst beim Herannahen des Gedenkjahres 1901, zwei Germanisten, Bartmann und Piper, mit Arbeiten über Grabbe hervortraten, daß die erste große Biographie von einem Ausländer unternommen wurde, daß ein paar Jahre später, als Nieten die seinige begann, es fast ganz an wissenschaftlichen Vorstudien fehlte, daß wir selbst heute noch eine den Leistungen anderer ebenbürtige textkritische Ausgabe entbehren müssen, so werden wir berechtigt sein, ein Gutteil der Verantwortung dafür der autoritativen Kraft des Schererschen Urteils zuzuschieben.

Pipers „Beiträge“ erschienen zuerst 1898. Auf ihre Bedeutsamkeit ist schon hingewiesen worden. Sie sind, so viele Einwendungen man auch gegen sie machen kann, doch die erste wirklich wissenschaftliche Arbeit über den Dichter. Der erste Teil, der berühmte Nachweis Grabbes als einer „psychopathischen Erscheinung“, beginnt mit einer kritischen Uebersicht über die größeren Quellenschriften. Dabei verfährt auch er freilich ganz nach Gutdünken; b e w i e s e n werden seine Urteile nicht.

Die Biographie Dullers (den er fälschlich Ernst nennt) erklärt er für „entschieden tendenziös gefärbt“. Sie sei die Quelle aller jener Gerüchte, die sich namentlich gegen die Mutter Grabbes richteten, welche für das ganze Unglück ihres Sohnes verantwortlich gemacht werde, während Grabbe selber ziemlich frei ausgehe. Von Duller rühre die Behauptung her, Grabbe habe schon als Kind von seiner Mutter geistige Getränke vorgesetzt bekommen. Tatsache sei, daß hinter dem Verfasser die Witwe Grabbes gestanden habe, der natürlich viel daran habe liegen müssen, ihr skandalöses

Verhalten bei dem Ableben ihres Mannes einigermaßen zu erklären und zu rechtfertigen.[13] Etwas Neues ist damit im Grunde nicht gesagt, und ein Hinweis auf Louisens „skandalöses Verhalten" mußte um so mehr der Beweiskraft entbehren, als es ja selbst erst noch zu beweisen war.

Die Darstellung Zieglers wird von Piper auf folgende Art charakterisiert: Alle „Einzelheiten, alle Widersprüche dieses seltsamen Lebens, das er ganz aus der Nähe beobachten konnte, hat er uns mit einer gewissen spießbürgerlichen Genauigkeit, gepaart mit einer Art von heiliger Scheu, Punkt für Punkt und häufig — vielleicht unbewußt — sehr glücklich das Charakteristische treffend aufgezeichnet. Sein Werk ist die klarste Quelle, aus der wir schöpfen können. Leider ist es ihm aber nicht gelungen, alle diese Einzelheiten in einen erklärenden Zusammenhang zu setzen und dem Ursprung der Erscheinungen nachzugehen — er hat uns schließlich doch nur ein Leben, nicht aber einen Menschen geschildert."[14]

Das Jahr, in dem Grabbes Geburtstag zum hundertsten Male wiederkehrte, blieb die längst nötige umfassende Biographie schuldig. Zum bescheidenen Ersatz mußte Gottschalls Einleitung zu seiner, mittlerweile wiederholt neu aufgelegten Ausgabe der Werke dienen, die, ein wenig aufgearbeitet und erweitert, in der Reihe von Reclams Dichterbiographien als selbständiges Schriftchen erschien. Dafür brachte das folgende, als verspätete Frucht des Jubiläums, die einst hochgeschätzte Ausgabe der Werke hervor, die Eduard Grisebach veranstaltet hatte. Der vierte Band schließt mit einer Schilderung von „Grabbe's Leben", die aber, zumal darin das „psychologische Kapitel absichtlich übergangen" war,[15] ganz im Rohen der Kompilation stecken geblieben ist. Dabei bevorzugt Grisebach die Zieglersche Biographie. Denn er ist davon überzeugt, daß Grabbes Witwe diejenige Dullers angestiftet und diesem in die Feder diktiert habe, so daß sie, soweit es sich um das Verhältnis zwischen den Ehegatten handle, durch und durch verlogen sei. Zum Beweise führt er an, was Duller über die zwei Monate nach Grabbes Rückkehr von Düsseldorf berichtet: „von der

13. S. 3/4.
14. S. 4.
15. WGr IV XXXIX, Anm.

Gattin treu gepflegt, erholte sich Grabbe in Detmold bald soweit wieder, daß er die Hermannsschlacht vollenden konnte", und er fährt berichtigend fort: „In Wirklichkeit wurde die Hermannsschlacht im Wirthshause vollendet, ehe er seine Frau auch nur gesehen hatte. ‚Gepflegt' hat sie ihn, wie wir sehen werden, überhaupt nicht."[16] Ein paar Seiten weiter nennt er dann noch Duller als denjenigen, der zuerst die „schändliche Verleumdung" in die Welt gesetzt habe, Grabbes Mutter habe „dem Kinde von dessen vierjährigen [!] Lebensjahre an täglich betäubende geistige Getränke dargeboten und ihm des Nachts beim Schlafengehen solche vor das Bett gesetzt"; zur Widerlegung druckt er darauf Dorotheens Brief an Kettembeil ab, in dem sie selbst ihre Verteidigung geführt hatte.[17]

Den Ruhm, die erste zusammenfassende Darstellung von Grabbes Leben und Werken geschrieben zu haben, darf ein Ausländer für sich in Anspruch nehmen, der Redakteur Carl B e h r e n s in Kopenhagen. „En tysk Digter Christian Dietrich Grabbe. Hans Liv og Digtning" nennt er sein Werk, das, als ein Band von 461 Seiten, 1903 im Verlag der Gyldendalschen Buchhandlung erschien. Der Verfasser setzt sich eine doppelte Aufgabe. Er versucht, auf der Grundlage der Ergebnisse deutscher Forschung und des Grabbeschen Briefwechsels einmal ein Bild des als Menschen so unglücklichen Dichters („et Billede af den som Menneske saa ulykkelige Digter"), und ferner eine Analyse seiner Werke zu geben. Das Bild, so fügt er hinzu, sei kaleidoskopartig; denn es sei aus zahlreichen, den Briefen entnommenen Zügen zusammengesetzt, die den Gang seines Lebens beleuchteten. („Billedet er kalejdoskopisk, thi det er sammensat af talrige, fra hans Breve hentede Træk, der belyser hans Livsgang.") Die Analysen seien ausführlich, denn sein Streben sei gewesen, einen dänischen Leserkreis für den Dichter zu interessieren.[18]

Angesichts einer so klar ausgesprochenen Absicht wäre es unbillig, den Maßstab wissenschaftlicher Leistungen dem Werke anzulegen. Ein ausgedehntes, selbst bibliographisch nur teilweise bekanntes Material ist dazu mit großem Fleiße zusammengetragen;

16. A. a. O. S. LIII.
17. A. a. O. S. LVI ff.
18. S. (5).

dem biographischen Problem aber geht Behrens aus dem Wege. So kommt er auch über die Leistungen von Duller und Ziegler zu keinem selbständigen Urteil, folgt vielmehr bei ihrer Bewertung vorsichtig der Tradition. Seine Charakteristik von Grabbes Mutter ist dafür ein gutes Beispiel. Zunächst führt er Dullers Aussagen an, auch dessen Anschuldigungen hinsichtlich des Branntweins. Zu dieser vielumstrittenen Frage, über die später Wukadinović eine, von der üblichen in beachtenswerter Weise abweichende Meinung vertrat, bemerkt er, Duller habe dabei teils einigen Aeußerungen Glauben geschenkt, die Grabbe während seines Aufenthaltes in Frankfurt getan habe, wo er bereits ein vom Trunk zerstörter Mann gewesen sei, der gerne andern die Schuld an seinem Schicksal gebe, teils aber sei er von Grabbes haßerfüllter Gattin („af Grabbes hadefulde Enke") inspiriert worden. Zum Beleg führt er eine Reihe von Zitaten an; dabei vermag er sich Freiligraths widerspruchsvolle Bewertung der Dullerschen Biographie nicht völlig zu erklären. Nun fährt er fort, die Wahrheit über die alte Frau Grabbe müsse sicherlich bei Ziegler gesucht werden, der auch Dullers Behauptung widerspreche. Er könne im Ganzen, wenn die Rede von Grabbes Verhalten sei, als ein glaubwürdiger Zeuge angesprochen werden. („Sandheden om den gamle Fru Grabbe maa sikkert søges hos Ziegler, der ogsaa benægter Dullers Paastande. Han kan i det hele, naar Talen er om Grabbes Forhold, paakaldes som et paalideligt refererende Vidne.")[19]

Mit ganz anderen Ansprüchen als Behrens trat 1908 Otto Nieten hervor; seine große Biographie ist zugleich Nr. 4 der Schriften der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn. Der Schwerpunkt des „aus jahrelangen Mühen hervorgegangenen Buches" liegt, wie das Vorwort betont, in der literarhistorischen Arbeit, „die neuforschend und zusammenfassend das Werden der dichterischen Persönlichkeit aus dem literarischen Milieu begreiflich zu machen, sowie Reflex und Wirkung auf die Zeitgenossen und in die Zukunft hin zu zeigen" versuche. Die notwendige Ergänzung für das Verständnis des Grabbeschen Kunstwerkes aber bildeten die biographischen Kapitel. Beides, Leben und Werk, solle „sich gegenseitig auseinander erklären."[20]

19. S. 3 ff.
20. S. IV/V.

Nur um die „biographische Leistung“ handelt es sich hier. Auch auf sie war Nieten stolz. Es seien immerhin 117 Seiten, replizierte er gekränkt, als Robert Petsch über das Ganze sich höchst abfällig ausgesprochen hatte.[21] Es fragt sich, ob wenigstens sie bestehen kann.

Sicherlich hatte Nieten keine leichte Aufgabe übernommen. Wissenschaftliche Untersuchungen, auf die er sich hätte stützen können, fehlten so gut wie ganz. Für den „Gothland“ lag Pipers Studie vor; im übrigen war kein einziges Werk monographisch behandelt. Von Nutzen konnte Plochs reichhaltige Materialsammlung sein. Bei der Spärlichkeit brauchbarer Literatur durfte freilich erwartet werden, daß sie vollständig herangezogen wurde. Dies ist jedoch, wie schon Petsch bemerkte, nicht der Fall. Zwei so wesentliche Arbeiten, wie Oskar Ewalds „Probleme der Romantik“[22] und Samuel Theilackers Berner Dissertation über „Volk und Masse in Grabbes Dramen“ sind von Nieten nicht beachtet worden. Dazu kommt, weiterhin erschwerend, die Unerforschtheit der Zeit, mit ihrer Fülle vielschreibender Tagesgrößen, ihren Gesamtausgaben bis zu sechzig Bänden, mit der, bei wachsender Gründefreudigkeit, immer unübersehbarer werdenden Zahl von Zeitschriften, die heute so mühsam nur zu beschaffen sind. Zieht man dieses alles in betracht, so muß man sich fast sagen, daß die Zeit für eine wissenschaftliche Darstellung noch nicht gekommen war. Sollte dies alles von einem Manne geleistet werden, so war die Arbeit vieler Jahre dazu nötig. Wenn nun auch Nieten für sich geltend macht, daß sein Buch „aus jahrelangen Mühen“ hervorgegangen sei, so kann man sich gleichwohl des fatalen Eindrucks nicht erwehren, daß es nicht bis zum Zustand völliger Reife gelangt ist. Einige Teile der ihm angehängten „Nachlese“ sehen jedenfalls ganz so aus, als habe dort Nieten ein paar unaufgearbeitete Zettelkästen ausgeleert. Um nur ein Beispiel zu nennen: die Lektüre des jungen Grabbe![23]

---

21. Vgl. „Literaturblatt für germanische und romanische Philologie“ Jg. XXXI (1910), Sp. 12/3, 181/82.

22. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1905.

23. Vgl. S. 423.

Noch ungünstiger muß das Urteil über die biographische Leistung sein. Denn hier darf man bezweifeln, daß sie überhaupt einen Ansatz zeigt.

Ausdrücklich bestätigt Nieten, daß seine Aufgabe in erster Reihe darauf gerichtet gewesen sei, „alles Wissen über Grabbe, die Ergebnisse eigenen Forschens mit den Resultaten der gesamten früheren Untersuchungen zusammenzufassen, die historische Wahrheit über Grabbes Leben zu ermitteln."[24] Vergebens aber sieht man sich, so achtsam man auch das Werk durchprüft, nach den Ergebnissen solch eigner biographischer Forschungen um, zu denen doch Nieten auf Schritt und Tritt mußte herausgefordert werden. Schon Ploch hatte, die Mitteilungen Buchners benutzend, auf die „erhebliche Zahl" von noch ungedruckten Schreiben Louisens an Freiligrath aufmerksam gemacht, darin sie dem Freunde ihr volles Herz aussprach, als Dullers Biographie „eine ganze Wetterwolke von Gehässigkeiten" gegen sie entfesselt habe, und dazu bemerkt, danach seien in ihnen Louisens Rechtfertigungsversuche enthalten, und es sei nicht ausgeschlossen, daß mit Hilfe dieses Briefmaterials eine Ehrenrettung der Frau Auditeurin gelänge.[25] Da war ferner das Stipendium der elftausend Jungfrauen, eine Angelegenheit, bei deren Behandlung Grisebach gleich zu Anfang stecken geblieben war,[26] da war das Staatsexamen, die Bewerbung um die Anwartschaft auf Clostermeiers Posten am Archiv, die mysteriöse Eingabe an den Fürsten zur Lippe, mit der Bitte, dieser möge ihn zum Hauptmann ernennen, da war vor allem die Laufbahn des lippischen Auditeurs. Man sollte glauben, daß ein Literarhistoriker, dem in erster Reihe darauf ankam, die Wahrheit über Grabbes Leben zu ermitteln, vor vielem andern es unternommen hätte, sich auf das Lippische Landesarchiv in Detmold zu begeben, um einmal festzustellen, ob dort die Existenz des berühmten Militärgerichtsbeamten nicht irgendwelche Spuren in den Akten hinterlassen habe.

Sieht man zu, was an unbekanntem handschriftlichem Material in der großen Biographie verwertet ist, so findet man dies: Die

---

24. S. IV/V.
25. S. 102/03.
26. Vgl. WGr IV V/VII.

Detmolder Landesbibliothek bot einen umfangreichen Brief Louisens an Grabbe, der auf den Seiten 285—286 abgedruckt ist. Ihre übrigen Inedita, die aufschlußreichen Briefe von Jacobi, Claepius und der Mutter Lohse in Dresden, die später Wukadinović willkommenes Detail lieferten,[27] blieben unbenutzt. Die Briefe an Freiligrath, und die Akten des Beleidigungsprozesses werden kurz erwähnt.[28] Damit ist der Bericht am Ende. Offenbar hat Nieten archivalische Forschung nicht in den Kreis seiner Pflichten einbezogen, vielmehr geglaubt, daß es genüge, seine Lebensbeschreibung auf die gedruckten Quellen zu begründen.

Doch auch hier kann er eigene, bedeutsame Funde kaum für sich in Anspruch nehmen, ist vielmehr in hohem Grade Artur Ploch verpflichtet, ohne dessen Spürsinn und Sammeleifer seine Biographie an Zeugnissen der Zeit vermutlich etwas ärmer sein würde.

Auch die Intensität der Quellenforschung läßt manchen berechtigten Wunsch unerfüllt. Das ungelöst im Hintergrund stehende Problem Duller-Ziegler wirft dunkle Schatten über die Darstellung. Nieten fühlt, daß er nicht auf völlig gefestigtem Boden baut; daß Ueberraschungen kommen können.[29] Aber auch außerhalb des Kreises von Fragen, den jene beiden Namen umschreiben, macht eine Art von Unsicherheit sich deutlich bemerkbar. Immer wieder zeigt sich Nietens besondere Fähigkeit zu feinsinniger Durchleuchtung und geistreicher Kommentierung einzelner Stellen; zu bedauern bleibt nur, daß eine andere Gabe, die vor jener sich wirksam zeigen müßte, bei ihm, wie es scheint, nicht im gleichen Maße ausgebildet ist, nämlich die der ruhigen, nüchternen Prüfung des Befunds. Nicht immer gelingt es ihm, sich von der subjektiven Betrachtung einer Person oder eines Faktums zu emanzipieren und diese in eine objektivere Beleuchtung zu stellen. Darum wirkt sein Verfahren zuweilen unkritisch.

Das folgende Beispiel ist dafür wohl das charakteristischste: Es ist, S. 270, von der Lösung des Verlöbnisses mit Henriette Meyer die Rede. Mit der ganzen Bitterkeit des Tiefenttäuschten berichtet Grabbe darüber, unterm 20. Februar 1832, an Kettembeil:

---

27. Q 63, 11, 70.
28. S. 445.
29. Vgl. S. 271.

„Meine Sterne blinkten wieder und sanken eben so schnell. Vielleicht zum Glück. Meine Zweimal-Braut heiratet — — — einen Blaufärber von 47 Jahren. So was hilft und macht shakspearische Lebensansichten ....“[30] Unbedingte Pflicht des Biographen war es, bei einer Darstellung dieser Vorgänge das hier nur allzu begründete Subjektive in der Charakteristik von Henriettens künftigem Gatten zu entfernen und durch möglichst objektive Angaben zu ersetzen. In Wirklichkeit nämlich war, soweit sich feststellen ließ, Gottfried Theodor Husemann, Färbermeister, Bürger und Ratsherr in Stolzenau an der Weser, ein dort hochgeachteter, dazu „ungewöhnlich unterrichteter“ Mann, übrigens auch nur sieben Jahre älter als Henriette.[31] Weit entfernt aber, solche Ermittlungen anzustellen, gibt Nieten den in Rede stehenden Vorgang mit folgendem Satze wieder: „Henriette hob endlich das Verlöbnis auf und zog einen Blaufärber vor, einen Philister, den sie besser verstand.“[32] Nicht genug also, daß er die verächtliche Berufsbezeichnung übernimmt, die auch fraglos mit dieser Betonung von der wirtschaftlichen Stellung Husemanns falsche Vorstellungen erweckt, übertrumpft er Grabbes Ungerechtigkeit durch eine zweite, schlimmere, indem er auf den „Blaufärber“ den „Philister“ setzt, ohne auch nur den Schatten eines Beweises für seine unverantwortliche Behauptung zu erbringen. Da er durch ein solches unwissenschaftliches Verfahren diese Vorgänge insgesamt in ein schiefes Licht rückt, insbesondere aber Henrietten der Gefahr aussetzt, verkannt zu werden, nimmt der zitierte Satz den Charakter einer peinlichen Entgleisung an.

An dieser kurzen Erörterung kann zugleich ein weiterer Mangel der biographischen Abschnitte des Buches deutlich werden. Wenn nämlich schon die menschliche Existenz Grabbes nicht in dem Maße erforscht ist, wie andere Biographen dies für selbstverständlich gehalten haben, so kann es nicht wunder nehmen, daß vollends für die unbekannteren Persönlichkeiten aus seiner Umgebung so gut wie alles zu tun übrig bleibt. Gestalten wie die der drei

30. WW VI 41, 17/20.

31. Auskunft des Herrn E. A. Oldemeyer in Bremen, eines entfernten Verwandten der Husemannschen Familie.

32. S. 270.

Düsseldorfer, denen vermutlich Grabbe dort am meisten verdankt, Schreiner, sein Verleger, Jakob Stang, dessen Schwager, Martin Runkel, der Journalist, sind bloße Schemen; körperhaft werden sie nicht. Und was hat Nieten getan, uns eine Vorstellung von den Brüdern Runnenberg, von Grabbes Lehrer Falkmann — um nur den und jenen herauszugreifen — zu ermöglichen? Wie wichtig es aber ist, auch diese „Nebenpersonen" möglichst lebendig werden zu lassen, wird die Erörterung des Berliner Kreises im besondern zeigen. Wenn also Robert Petsch in seiner Duplik noch dies an Nietens Werke bemängelt, daß dessen erzählende Kapitel nicht, im Sinne der modernen Künstlerbiographie, das Milieu erschöpften, in dem der Dichter sich jeweilig bewege, so kann man auch einem solchen Vorwurfe die Berechtigung nicht absprechen.

Demnach ist folgendes zu konstatieren: Der Tatbestand zeigt, daß Nieten archivalische Forschungen nicht betrieben haben kann; wenigstens ist von dem ganzen, man darf sagen gewaltigen Aktenmaterial, das auf uns gekommen ist, auch nicht ein einziges Stück von ihm zum ersten Male verwertet. Die Verarbeitung der gedruckten Quellen kann weder nach Extensität noch nach Intensität befriedigen; Forschungen größeren Stiles sind auch nach dieser Seite hin vom Verfasser nicht unternommen worden.

Es ist also weiterhin dieses sicher: wenn man mit dem Buche Nietens als der ersten, in deutscher Sprache geschriebenen, zusammenfassenden Arbeit über das Leben und Schaffen Grabbes einen ersten Abschnitt der Grabbeforschung beschließen will, so steht am Ende dieses, etwa vierzig Jahre umfassenden Zeitraumes ein Werk, das hinter Leistungen ähnlicher Art weit zurückbleibt, das sich zwar vorgesetzt hatte, auch über das Leben des Dichters die historische Wahrheit zu erforschen, das aber damit so gut wie völlig versagt.

Nicht Gipfelung also der Grabbe-Forschung ist die Biographie Nietens, ja nicht einmal Anfang einer zweiten Phase. Doch darf Nieten wenigstens den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, mit einer anderen Arbeit diesen neuen Abschnitt der Grabbe-Forschung begründet zu haben, nämlich mit seinem Aufsatz im „Westfälischen Magazin". Davon handelt das folgende Kapitel.

Zweites Kapitel.

Wendung zur Skepsis.

Die traditionelle Haltung, in Zieglers Biographie „die klarste Quelle“ zu erkennen, aus der wir schöpfen können, in derjenigen Dullers aber leidenschaftliche oder tendenziöse Entstellung, oder gar Verlogenheit, mußte in dem Augenblicke ernstlich erschüttert werden, da die Forschung über Louisens Briefe an Freiligrath geriet. Denn die Widersprüche zwischen den beiden Darstellungen, an sich schon schroff genug, müssen nach der Lektüre dieser Briefe fast unauflöslich erscheinen, und es muß ferner die bis dahin fast ausschließlich auf Duller gerichtete Skepsis nun auch auf Zieglers Glaubwürdigkeit übergreifen. In zwei Fällen vor allem muß ein Zweifel daran sich erheben. Der erste ist Grabbes Entlassung aus dem Amte, der zweite das Verhalten der beiden Frauen an Grabbes Sterbebette. In jenem hatte Ziegler im wesentlichen Dullers Darstellung übernommen, die nach Louisens Berichten bei den Herren der Lippischen Regierung so heftige Empörung erregt hatte, deren Wahrheit Louise aber immer wieder auf eine so feierliche und leidenschaftliche Weise beschwor. In diesem gibt sie eine Schilderung, die mit der bei Ziegler enthaltenen völlig unvereinbar ist.

Nietens Aufsatz, in dem die Briefe zum ersten Male in den Dienst der Grabbe-Forschung gestellt werden, erschien 1910, im zweiten Jahrgang des „Westfälischen Magazins.“ Seine geschichtliche Bedeutung ist groß, sein innerer Wert ist es nicht. Von einer energischen Ausbeutung und Ausdeutung dieser „wichtigen“ Quelle kann keine Rede sein. Es ist eine flüchtige Verarbeitung eilig zusammengeraffter, oft recht ungenauer Exzerpte; hastige Lektüre verführt mehr als einmal zu irrigen Schlüssen. Man vermißt eine

entschiedene Fragestellung, die das Wesentliche herausarbeitet; darum wird die nun höchst fragwürdig gewordene Darstellung Dullers von Grabbes Entlassung aus dem Amte nur ganz nebenher erwähnt.[1] So bleibt es bei einem ersten Ueberblick, bei Andeutungen und Anregungen; man wundert sich nicht, wenn am Ende dieser Aufsatz, anstatt größere Klarheit zu bringen, die Unklarheit eher noch vermehrt. Bei der Behandlung des letzten Kapitels wird dies besonders deutlich.

„Am schwierigsten", so schreibt Nieten[2] mit Recht, „ist es, über die letzten Vorgänge Klarheit zu erhalten. Hier weichen die Erzählungen Luciens und Dullers [richtig: Zieglers] am meisten voneinander ab. Grabbe sei deshalb so schwer zu beurteilen, weil er sich immer verstellt habe. Lucie sieht sich von Feinden umringt und Grabbe von Intriganten beherrscht. Bekanntlich kehrte der totsieche Grabbe bei seiner letzten Rückkehr von Düsseldorf nicht in sein Haus zurück, sondern er ging zum Gastwirt Meier. Lucie aber behauptet, nicht sie habe ihn gehindert, sondern Grabbe wollte gar nicht. Petri bestärkte ihn gehässig darin; erst die Kündigung Meiers zwang ihn. Am Tag vor Grabbes Tod kam der Biograph Ziegler, der später die in Grabbes Haus bedienstete schöne Sophie, ‚ein hübsches, höchst reizbares aber höchst[3] tugendhaftes Mädchen' gegen den Willen der Verwandten heiratete, spät abends in die Ressource und brach tieferregt in die Worte aus: ‚Das Weib ist eine Furie und Grabbe liegt im Sterben'. Möglich ist es aber doch, daß es mehr der Haß der Weiber war, die tödliche Feindschaft zwischen Frau Lucie und der alten Frau Grabbe, die die Schändlichkeit der letzten Auftritte veranlaßten. Das romantisch verklärende Ende, wie die alte Mutter ihren ‚teuren, teuren Christian' in den Todesschlummer wiegt [?], würde nach Luciens Schilderung eine schöne Legende sein. Aber wie gesagt ist hier die allergrößte kritische Zurückhaltung nötig zu beurteilen, ob uns hier nicht erst recht Klatsch aufgetischt ist, gegen den doch Freiligrath selbst auftrat. Gegenüber der alten Frau Grabbe hält nämlich Frau Lucie ihre Vorwürfe mit aller Schroffheit aufrecht."

---

1. S. 135.
2. S. 133/34.
3. Dieses Wort steht nicht in der Handschrift und ist darum zu streichen.

Es folgt, in teilweise wörtlicher Zitierung, Louisens Charakteristik der Mutter und ihre Schilderung von deren Verhalten am Sterbebette des Sohnes, die weiter hinten mitgeteilt werden wird. Darauf fährt Nieten fort: „Aber dieses Entsetzliche[4] als Wahrheit anzuerkennen, hat man sich schon bald auf das heftigste gesträubt. Die alte Frau Grabbe hat einen Verteidigungsbrief geschrieben und Scherr hat von dem ‚boshaft dummen Aufschnitt' der Frau Lucie gesprochen.[5] Schon damals verdichtete sich der Haß gegen die Frau Grabbes in literarischen Angriffen im Lippischen . . . Magazin[6] und diese hat den Weg gerichtlicher Klage um ihre gekränkte Ehre beschritten, worauf hier nicht weiter eingegangen sei. Neu und wichtig ist jedenfalls, daß Lucie hier bestimmte Zeugen angibt, unter denen doch aber gerade auch Zieglers spätere Frau sich befand."

Eine so unentschieden zwischen allerhand Möglichkeiten hin- und herschwankende Darstellung ist natürlich nicht geeignet, das über diesen Vorgängen liegende Dunkel irgendwie aufzuhellen. Dieser Unentschiedenheit in einem bestimmten Falle entspricht denn auch Nietens Gesamthaltung. Ein klar und bestimmt formuliertes Urteil über die Bedeutung der Briefe, insbesondere über eine durch sie bewirkte Wandlung in der Bewertung der beiden Biographien, richtiger der beiden biographischen Parteien, wird man in seinem Aufsatz vergebens suchen. Dafür finden sich zu Beginn der Erörterung die folgenden, durchaus nicht einwandfreien Feststellungen: In der Biographie Dullers habe „Lucie", die allein die

---

4. Das soll sich nur auf die von Duller übernommene Gesamtcharakteristik Dorotheens und den Vorwurf beziehen, die Trunksucht des Sohnes verschuldet zu haben, nicht, wie es scheinen könnte, auf das Verhalten am Sterbebette.

5. Es darf wohl einmal bemerkt werden, daß Johannes Scherr mit Grabbe-Forschung nicht das mindeste gemein hat. Sein Aufsatz über Grabbe ist zwar durch zahlreiche Neudrucke sehr verbreitet worden, jedoch als eine bloße Zusammenarbeitung von Einzelzügen aus Duller und Ziegler biographisch wertlos und schon des geschmacklosen Jargons wegen, in dem er geschrieben ist und wovon das angeführte Zitat eine hinreichende Probe gibt, völlig unerträglich. Als einen klassischen Beweiszeugen bei so ernsten Fragen sollte man ihn darum lieber beiseite lassen.

6. Den Aufsatz im „Lippischen Magazin", den man wohl besser als Abwehr denn als Angriff auffaßt, aus „Haß" herzuleiten ist ganz verfehlt.

Wahrheit besitzen wolle, das Bild Grabbes so geprägt, wie sie es der Nachwelt habe überliefern wollen. Der Widerspruch gegen diese Darstellung habe sich schon damals geregt und später seinen Niederschlag in der Biographie Zieglers gefunden, der als alter Detmolder einen gewissen Vorrang vor Duller habe, aber auch mit der Tendenz geschrieben habe, für die Familie Grabbe gegen Lucie einzutreten. Darauf fährt er fort: „Der heutige Biograph wird die Wahrheit über den Parteien suchen; aber es darf nicht verschwiegen werden, daß Luciens Position durch die Briefe in mancher Hinsicht verstärkt wird, besonders soweit nicht Leidenschaft und weiblicher Haß die Objektivität mehr als zweifelhaft macht.“[7] Der das Ergebnis seiner Betrachtung zusammenfassende Satz aber lautet: ob Louise Christiane „überall die ganze Wahrheit ohne subjektive Färbung gesagt“ habe, müsse allerdings dahingestellt bleiben.[8]

Nach alledem ist die historische Bedeutung von Nietens Aufsatz im „Westfälischen Magazin“ darin zu suchen, daß er den ersten Anstoß dazu gab, die herkömmliche Verteilung der Wahrheit auf die beiden Biographien von Duller und Ziegler auf ihre Berechtigung hin kritisch zu prüfen, daß damit die Skepsis gegen diese beiden Hauptquellenwerke verstärkt und nunmehr insbesondere auch die Glaubwürdigkeit Zieglers in einem wichtigen Punkte ernsthaft in Zweifel gezogen wurde. Einen Fortschritt in positiver Erkenntnis bedeutet er nicht.

Das gleiche gilt von Wukadinović, der als letzter an der Lösung dieser Rätsel sich versucht hat. Obwohl ihm auch für die Darstellung der letzten Vorgänge zwei neue Quellen zur Verfügung standen, nämlich die Selbstbiographie von Bernhard Althaus[9] und dessen Auszüge aus Louisens Tagebüchern,[10] so ist auch durch seine Darlegungen die Ungewißheit wieder nur eher vermehrt als vermindert worden. Auch er steht ratlos von diesen Zeugnissen, in denen Behauptung und Gegenbehauptung sich schroff gegenüberstünden. „Wo liegt die Wahrheit?“, fragt er zweifelnd. „Wird sie je zu ergründen sein, wo der eine den andern der Lüge zeiht und

7. S. 132.
8. S. 135.
9. Q 118.
10. Q 33.

jeder seine Zeugen dafür aufruft, daß er allein im Besitz der untrüglichen Wahrheit sei?", und trifft in solchem Dilemma schließlich die Entscheidung nach dem „Bild, das wir in der Erinnerung festhalten möchten, da wir von unserm Dichter Abschied nehmen." Dies Bild aber sei nicht „dieses Weib, das nun mit einem Kranz die eigene Herzlosigkeit überdecken möchte," sondern „der Sohn, in den Armen der Mutter verscheidend", jenes von Ziegler entworfene Bild, das „die grelle Dissonanz der letzten Lebenstage in poetischer Verklärung" abtöne.[11]

Nun mag, für die populären Zwecke eines solchen „Lebensbildes", ein derartiger Ausweg hinreichend sein; höheren Ansprüchen genügt er ganz gewiß nicht. Der wissenschaftlich Forschende muß eine Methode ablehnen, die den Wunsch zum Vater der Erkenntnis macht und eine allzubreit zwischen den Behauptungen sich öffnende Kluft mit einem Salto mortale ins Poetische überspringt. Statt dessen muß er die Frage stellen, ob der Mangel an Beweismaterial, den Wukadinović vorschützt, wirklich so groß ist, daß ewige Ungewißheit unser Schicksal wäre, ob es in der Tat unmöglich ist, in diesem Falle, wie bei dem Gegensatze der beiden biographischen Gruppen überhaupt, zu einer klaren und gesicherten Entscheidung zu gelangen.

---

11. WW I LXVII.

Drittes Kapitel.

Mittel und Wege zur Lösung.

Notwendig war es, das Entwicklungsstadium des radikalen Zweifels einmal zu durchlaufen; unberechtigt ist es, darin zu verharren. Es gibt Wege, die zu einem Ausgang führen; Mittel, die helfen können, jenen Zustand der Skepsis zu überwinden. Im Grunde sind es sehr einfache Mittel. Sie bestehen

1: in einer planmäßigen Sammlung des gesamten auf uns gekommenen Quellenmaterials,

2: in deren methodischer, kritischer Verwertung.

a) Sammlung der Quellen.

Wer planmäßig die Zeugnisse für den Lebensgang und Charakter Grabbes so vollständig wie möglich zusammentragen will, der muß in drei Richtungen vorgehen; er muß

1: Druckwerke, insbesondere Zeitschriften durchsehen,

2: an der Hand des Briefwechsels und anderer Quellen die persönlichen Beziehungen des Dichters verfolgen, also planmäßige Nachlaßforschung betreiben,

3: den Schritt in die Archive tun.

Notwendigerweise muß der nun folgende Abschnitt den Charakter eines persönlichen Rechenschaftsberichtes tragen.

Durchsicht der Zeitschriften.

Wer sich heute an eine Durchsicht der in den Jahren 1820 bis 1860 erschienenen Periodica macht, dem steht dafür Carl Dieschs, wenn auch nicht vollkommene, so doch unschätzbare „Bibliographie

der germanistischen Zeitschriften“[1] zur Verfügung. Damals, als die Vorarbeiten für diese Promotionsschrift getan wurden, waren die bibliographischen Hilfsmittel weit unvollkommener. Kaysers Bücherlexikon, Goedekes Grundriß, Arnolds „Bücherkunde“ lieferten im Verein mit der Literatur über die Zeit einen Grundstock. Ging man aber an der Hand einer solchen ersten Zusammenstellung von Titeln an die Durchsicht selbst, so drängte sich einem alsbald der Vergleich mit den Köpfen der Hydra auf, denn bei der Bearbeitung fast eines jeden neuen Bandes stieß man in der damals sehr beliebten Rubrik „Revue der Zeitschriften“, in polemischen Artikeln und den Anzeigen der Intelligenzblätter auf neue Namen, so daß die Liste ständig wuchs. Von großem Werte war es, daß für die bedeutenden Zeitschriften des Jungen Deutschland Houbens Repertorium vorliegt. Wer je Journale jenes Zeitraumes benutzt hat, der muß bedauern, daß es bei diesem einen Bande geblieben und nicht mehr des Quellenmaterials auf so ausgezeichnete Weise bearbeitet worden ist; denn wenn man so, Monat für Monat, einen Band nach dem andern vornahm, wurde man das quälende Gefühl nicht los, daß zur selben Zeit vielleicht ein anderer über der gleichen Reihe sitze.

Daß ein Nachschlagewerk, wie das von Diesch, nicht längst schon existiert, hat seinen Grund wohl darin, daß die Forschung der fraglichen Zeit erst neuerdings ein stärkeres Interesse zugewandt hat. Um bei den Zeitschriften zu bleiben, so haben bisher nur Nikolaus Meyer mit dem von ihm herausgegebenen „Mindener Sonntagsblatt“[2] und die „Schlesischen Provinzialblätter“[3] ihren

---

1. Leipzig: Karl W. Hiersemann 1927. (= Bibliographical Publications. Germanic Section Modern Language Association of America. Edited by Frederick W. J. Heuser. Vol. I.) — Ein paar Stichproben ergaben das Fehlen der folgenden Zeitschriften: „Düsseldorfer Fremdenblatt“, „Omnibus zwischen Rhein und Weser“ (später: „zwischen Rhein und Niemen“), „Der schwarze Domino auf dem Maskenballe des Lebens“, Engländers „Salon“.

2. Nikolaus Meyer als Freund Goethes und Förderer des geistigen Lebens in Westfalen. Ein Beitrag zur Geschichte des westfälischen Zeitungswesens. Von Karl Knebel. Münster 1908. Regensbergsche Buchhandlung und Buchdruckerei.

3. Hans Heckel: Die Schlesischen Provinzialblätter von 1785—1849 in ihrer literargeschichtlichen Bedeutung. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien. (= Wort und Brauch. 15. Heft.) Breslau. Verlag von

Bearbeiter gefunden. Bei der Fülle bemerkenswerter Persönlichkeiten, die damals literarisch sich betätigten und oftmals zugleich Herausgeber eines oder mehrerer Journale waren, darf man wohl sagen, daß die Hauptarbeit erst noch zu leisten ist. Eduard Duller als Leiter des „Phönix" und nachher des „Vaterland", Friedrich Wilhelm Gubitz mit dem „Gesellschafter", Gutzkow mit dem Hamburger „Telegraphen", Georg Harrys mit den Hannöverschen „Posaune", Herloßsohn mit dem „Kometen", Theodor Hell (Winkler) mit der Dresdner „Abendzeitung", Müllner mit dem „Mitternachtblatt", Martin Runkel mit dem „Hermann", Wilhelm Schumacher mit dem „Danziger Dampfboot", Friedrich Steinmann mit der „Litterarischen Monatsschrift" sind einige dieser Schriftsteller, die einmal monographisch behandelt werden sollten. Auch der unternehmungslustige Ferdinand Philippi ist eine Erscheinung, die einer eingehenderen Betrachtung würdig wäre.

Angesichts dieser erschwerenden Umstände ist es fast unnötig zu sagen, daß eine v o l l s t ä n d i g e Durchsicht aller damaligen Journale die Kraft eines Einzelnen weit übersteigt. Schon die Feststellung, ob bestimmte Zeitschriften, deren Erscheinen da oder dort angekündigt wird, auch wirklich zustande gekommen sind, ob von anderen, deren Existenz erwiesen ist, überhaupt noch irgendwelche Reste sich erhalten haben, begegnet oftmals großen Schwierigkeiten. Weit umfangreicher, als man denkt, ist die Liste derer, von denen die Berliner Auskunftsstelle auch nicht eine einzige Nummer nachweisen konnte.[4] Wenn man von einer Zeitschrift eine annähernd komplette Folge an einer Stelle ermittelt, so kann dies als besonderer Glücksumstand gelten. Daß selbst ein Jahrgang aus Stücken mehrerer Bibliotheken sich zusammensetzt, ist nichts seltenes. Bei zahlreichen Zeitschriften muß man froh sein, wenn sich ein Exemplar auftreiben läßt. Dann geschieht es wohl, daß man einen ihrer Jahrgänge wieder und wieder bestellt, und immer ist er verliehen oder wird seit längerer Zeit vermißt, so daß er schließ-

---

M. & H. Marcus. 1921. — „Der Anteil der ‚Schlesischen Provinzialbläter' an der schlesischen Literatur" ist das Thema einer Breslauer Dissertation von Georg Selcke (Breslau, 1911).

4. Vgl. Fritz Adolf Hünich, „Bibliographie der Lebenden.": Die Bücherstube Jg. 1 (1920), S. 171.

lich dauernd unzugänglich bleibt. Vielfach sind endlich die Jahrgänge in sich noch inkomplett. Daß auch dann, wenn man im ganzen die gesuchten Jahrgänge beisammen hat, im einzelnen noch vielfach kleinere oder größere Lücken bleiben, die man aus etwaigen Beständen anderer Bibliotheken versuchen muß zu ergänzen, ist bei der Art, wie dieser Zeitschriftenbesitz der öffentlichen Sammlungen zumeist zustande gekommen ist, selbstverständlich.

So gibt es für den, der sich auf dieses beinahe jungfräuliche Gebiet der vormärzlichen Zeitschriften begibt, eigentlich nur zwei Möglichkeiten: sich gänzlich zu verlieren, oder resignierend abzubrechen. Im vorliegenden Falle hat der Ausbruch des Krieges dafür gesorgt, daß das Unternehmen Stückwerk geblieben ist. Eine Anzahl der bekanntesten Journale, das „Morgenblatt", die „Abend-Zeitung" und Lewalds „Europa" sind bis auf vereinzelte Bände noch unerledigt.

Notwendig erschien es, zuerst die unbekannteren Zeitschriften, vor allem die des rheinisch-westfälischen Gebietes, in Angriff zu nehmen. Es folgt das Verzeichnis derjenigen, von denen, mit wechselnder Vollständigkeit, die in betracht kommenden Jahrgänge durchgesehen werden konnten: die „Allgemeine Theaterchronik", die „Allgemeine Theaterzeitung", die „Allgemeinen Unterhaltungsblätter" (Münster), Ridels „Athenäum", der „Berliner Figaro", die „Blätter aus der Gegenwart", das „Bremische Unterhaltungsblatt", Spindlers „Damen-Zeitung", die „Deutsche Pandora", die „Deutsche Vierteljahrsschrift", die „Didaskalia", das „Düsseldorfer Kreisblatt", die „Düsseldorfer Zeitung", die „Eisenbahn", die „Elberfelder Zeitung", die „Erholungsstunden", die „Flora", das „Frankfurter Conversationsblatt", die „Frankfurter Jahrbücher", der „Freihafen", der „Freimüthige", der „Gesellschafter", die „Grenzboten", die „Hallischen Jahrbücher", die „Hamburger Theaterchronik", die „Hannoversche Morgenzeitung", der „Hermann", die „Hermione", der „Hesperus", die „Humoristischen Blätter", die „Iris" (Frankfurt a. M.), die „Jahrbücher der Literatur" (Wien), die „Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung", der „Komet", das „Kunst- und Wissenschaftsblatt", die „Leipziger Literatur-Zeitung", das „Lippische Magazin", die „Literarischen (und kritischen) Blätter der Börsenhalle", Prutzens „Literarhistorisches Taschenbuch", die „Literarische Zeitung", der „Mefistofeles", das „Min-

dener Sonntagsblatt", das „Mitternachtblatt" (später: „Mitternacht-Zeitung"), die „Novellen-Zeitung", der „Omnibus zwischen Rhein und Weser" (später: „Omnibus zwischen Rhein und Niemen"), die „Originalien", „Ost und West", der „Phönix" mit dem Untertitel „Rheinisches Unterhaltungsblatt", der „Pilot", die „Posaune", die „Rheinische Flora", das „Rheinische Volksblatt", die „Rheinische Theaterzeitung", die „Rheinische Zeitung", das „Rheinland wie es ernst und heiter ist", die „Rosen", Engländers „Salon", der „Schwarze Domino auf dem Maskenballe des Lebens", die „Sonntags-Blätter", der „Sprecher oder Rheinisch-Westphälische Anzeiger", der „Telegraph", die „Theater-Locomotive", das „Vaterland", die „Vaterländischen Blätter", der „Wandelstern", die „Westlichen Blätter", der „Zeitspiegel", die „Zeitung für die elegante Welt".

Nachlaßforschung.

Die Aufgabe der Nachlaßforschung besteht darin, festzustellen, ob sich im Besitze von Nachkommen oder sonstigen Erben derjenigen Persönlichkeiten, die zu Grabbe in Beziehung gestanden haben, biographisches Material irgendwelcher Art erhalten hat, wie vor allem Briefe von, an oder über Grabbe, Hand- oder Abschriften seiner Werke, Widmungsexemplare, Akten, Tagebuchaufzeichnungen, Memoiren. Sie bedient sich dazu in erster Linie der Hilfe polizeilicher Meldeämter. Wie sich zeigen wird, waren die Ergebnisse eines langanhaltenden, ausgedehnten Briefwechsels zumeist negativer Art. Wenn für die eine oder andere Beziehung doch noch ein Dokument zur Verfügung stand, so ist dies mehrfach nur dem Autographenhandel zu danken.

Die bisherigen Ermittelungen haben in den einzelnen Fällen zu folgendem Ergebnis geführt:

Althof, Friedrich, Kriminalgerichtssekretär in Detmold: Die Anfrage bei Frau S. Althof in Göttingen, ob sie noch Briefe Grabbes besitze, wurde verneinend beantwortet.

Althaus, Georg, Pastor in Detmold: Anfragen bei Herrn Bernhard Althaus in Clevedon und Herrn Prof. Dr. August Althaus in Berlin-Zehlendorf haben nichts Handschriftliches von Grabbe zu Tage gebracht. Herr Wirklicher Geheimer Oberfinanzrat Dr.

Felix Lewald in Berlin dagegen, dessen Mutter gleichfalls aus dem Detmolder Pfarrhause stammt, und später dessen Witwe, Frau Präsidentin Lewald, konnten außer einem Folioblatte aus einer Niederschrift der „Hermannsschlacht" zwei Briefe Freiligraths an Louise Christiane Grabbe zur Verfügung stellen, von denen der eine auf S. 192/96 dieser Arbeit mitgeteilt worden ist.

B l ü m n e r, Heinrich, Oberhofgerichtsrat in Leipzig: Dank der Vermittelung des verstorbenen Professors Felix Becker in Leipzig konnte der Verfasser im Juni 1919 denjenigen Teil des Blümnerschen literarischen Nachlasses durchsehen, der sich im Besitz der Frau Gräfin Wedel in Groß-Zschocher befindet. Dieser besteht im wesentlichen aus einer handschriftlichen Autobiographie, in der jedoch, trotzdem sie weit über die zwanziger Jahre hinausreicht, Grabbe nicht genannt wird; ferner aus einem Convolut von Briefen, teils von, teils an Blümner, in denen der Name Grabbes gleichfalls nicht vorkommt.

Das gleiche negative Ergebnis hatten schriftliche Erkundigungen bei Frau Oberbürgermeister Anna Georgi in Leipzig-Möckern und Herrn Kreishauptmann D. Krug v. Nidda und v. Falkenstein in Dresden.

Endlich wurde bei der Durchsicht der an Müllner gerichteten Briefe Blümners, die mit dem Müllnerschen Nachlaß nach Gotha gekommen sind, nur eine kurze Erwähnung Grabbes gefunden, die biographisch nichts bedeutet.

B o r c h, Wilhelm Leberecht v. (vgl. WW V 252, 4/5): Aus einer Mitteilung des Herrn Waldemar von Borch, eines weitläufigen Vetters des Dr. Wilhelm v. Borch und jetzigen Besitzers des Ritterguts Gräben II im Kreise Jerichow, ergab sich, daß dort weder Briefe Grabbes noch der anderen Mitglieder des Berliner Kreises an jenen existieren.

Die gleiche negative Antwort fand eine Anfrage bei Herrn Sanitätsrat Dr. Lutze in Cöthen, in dessen väterlichem Hause v. Borch im Dezember 1875 gestorben ist.

B r a u n h o f e r, Karl, Schauspieler: Den Prolog, welchen Grabbe für Braunhofer gedichtet hat, als dieser noch Mitglied der Pichlerschen Truppe in Detmold war (vgl. WW V 314, 24/5), hat er schon nicht mehr besessen, als Louise Grabbe, in dem Bemühen, Material für die geplante Gesamtausgabe zu sammeln, ihn im Ok-

tober 1841 in Mannheim persönlich danach fragte. Dies ergibt sich aus Louisens Bericht an Freiligrath vom 20. Oktober 1841 (Q 36 q.)

Burgmüller, Norbert: Sein Nachlaß ist an den Bruder Friedrich in Paris gekommen, der am 13. Februar 1872 in Beaulieu gestorben ist. Die mit Hilfe des deutschen Konsulats in Paris unternommenen Versuche, dessen Verlassenschaft ausfindig zu machen, blieben erfolglos. — Bei den Proben aus Billetts Grabbes an Burgmüller vom April 1836, die Fritz Ebers (angeblich nach Originalen im Besitze von Dr. Melisch in Berlin) in Nr. 100 des „Düsseldorfer Generalanzeigers" vom 11. April 1913 veröffentlicht hat, handelt es sich um eine scherzhafte Mystifikation.

Cottaischer Verlag in Stuttgart (vgl. WW VI 169, 1; 8/10; 171, 8): Nach einer Auskunft des Verlags befinden sich im Cottaischen Archiv in Stuttgart keinerlei Beweisstücke für das Angebot, von dem Grabbe redet.

Duller, Eduard: Sein literarischer Nachlaß, den seinerzeit eine Mainzer Dame aufbewahrte, ist dem Verfasser durch Herrn Eduard Rieber, Prediger der freireligiösen Gemeinde in Mainz, zugänglich gemacht worden. Alle fremden Schriftstücke sind daraus anscheinend sehr sorgfältig beseitigt worden, so daß sich darin nur noch von Duller selbst stammende Manuskripte befanden.

Gründler, Karl Julius: Es ist nicht gelungen, etwaige Nachkommen Gründlers zu ermitteln.

Gubitz, Friedrich Wilhelm: Sein Nachlaß, der lange als verschollen galt, wurde, dank einer Auskunft von Frau Wally Gubitz in Berlin, schon mehrere Jahre vor dem Erscheinen des Katalogs der Lessingschen Sammlung im Besitz des Herrn Rittergutsbesitzers Robert Lessing ermittelt. Dieser stellte die Handschriften der beiden an Gubitz gerichteten Briefe Grabbes zur Verfügung, deren genauer Wortlaut in einer der unterdrückten Anlagen dieser Arbeit mitgeteilt war.

Herloßsohn, Carl (vgl. WW V 350, 33; 353, 8/11): Sein literarischer Nachlaß ist im Jahre 1913 von Herrn Walther Thomas in Leipzig dem Germanistischen Institut der dortigen Universität als Geschenk überwiesen worden. Schriftstücke Grabbes befinden sich darin nicht.

Daß es sich bei diesem Konvolut von Briefen nur um verhältnismäßig spärliche Reste handelt, wird vielleicht aus einer Mit-

teilung erklärlich, die sich in Nr. 43 des ersten Jahrgangs der „Westlichen Blätter“ vom 13. September 1837, S. 172 findet, wo es in einer aus Leipzig vom 23. August datierten Korrespondenz Robert Hellers folgendermaßen heißt: „Karl Herloßsohn ist bei dem Brand der Tuchhalle in der Nacht vom 4. zum 5. August sehr zu Schaden gekommen. Man hat sein Logis, das unmittelbar neben der Feuerstelle liegt, geräumt, seine Manuscripte zum Fenster hinausgeworfen und ihm viele Dinge gestohlen.“ Es ist wohl nicht unwahrscheinlich, daß auch die Briefe Grabbes auf diese Weise verloren gegangen sind.

K e t t e m b e i l, Georg Ferdinand: Dessen Briefe an Grabbe müssen wohl als verloren gelten. Die Nachkommen besitzen sie nicht, wie insbesondere die Korrespondenz mit Herrn Max Kettembeil in Berlin-Schöneberg ergab. Am ehesten hätte man erwarten können, sie im Clostermeierschen Nachlaß zu finden, in dem sich auch die Briefe Schreiners an Grabbe erhalten haben. Diese Erwartung wurde enttäuscht; so ist zu vermuten, daß Louise Christiane diese Schriftstücke vernichtet hat.

Der Besitz der Erben Kettembeils an Handschriften Grabbes ist bekanntlich schon zu Beginn der siebziger Jahre von Oscar Blumenthal erworben worden. Den größten Teil dieses ungewöhnlichen Bestandes, welcher die sämtlichen Handschriften der in den „Dramatischen Dichtungen“ vereinigten Werke einschließlich der Abhandlung über die Shakespearomanie, diejenige zur ersten Fassung des „Aschenbrödel“ aus dem Jahre 1829 sowie rund 35 Briefe Grabbes umfaßt, hat ein günstiges Geschick gleichfalls der Sammlung des Verfassers zugeführt. Daß aber frühe schon Lücken in die Reihe der Briefe an Kettembeil gekommen sind; lehrte der Umstand, daß kürzlich aus der Sammlung Migault acht ungedruckte, sehr inhaltreiche Briefe Grabbes aus den Jahren 1828—32 in einem Henricischen Kataloge angeboten wurden. Schon drohte ihnen die Gefahr der Verstreuung; am Ende gelang es doch, da das jammervolle Schicksal des Arnim-Brentanoschen Nachlasses die Anstrengungen verdoppelte, auch diesen Schatz zu sichern.

K l e m m, Gustav: Aus dem Entwurf zu Louise Clostermeiers Brief an Dr. Gustav Klemm vom 24. März 1831 geht hervor, daß eine Seite dieses Briefes von Grabbe vollgeschrieben worden ist.

Anfragen ergaben, daß weder Fräulein Studienrat Dr. Mathilde Klemm in Dresden, eine Großnichte, noch Herr Dr. Albert Gustav Klemm, Landesgeologe und Professor an der technischen Hochschule in Darmstadt, der älteste Enkel Klemms, irgendwelche an diesen gerichtete Briefe besitzen. — Der Briefwechsel zwischen Louise Christiane und Dr. Gustav Klemm wird an anderer Stelle veröffentlicht werden.

Klingemann, August: Elisabeth, die einzige Tochter Klingemanns, hat bis zum Jahre 1868 in der früheren Gemeinde Neuenheim bei Heidelberg in der Familie eines Schreinermeisters gewohnt. Dann verliert sich ihre Spur, und selbst den gewissenhaften Bemühungen des Herrn Spies, Schutzmann Nr. 38 in Heidelberg, ist es nicht gelungen, ihren weiteren Verbleib zu ermitteln. Somit wurde bestätigt, was schon Herr Dr. Fritz Hartmann, der Geschichtschreiber des Braunschweiger Theaters, dem Verfasser als das Ergebnis seiner Nachforschungen mitgeteilt hatte: daß nämlich der Nachlaß Klingemanns spurlos verschwunden sei.

Nachträglich sind aber zwei bedeutsame Schriftstücke, der Brief Klingemanns an Luwig Tieck mit dem Urteil über Grabbes Begabung für die Bühne, der Rudolf Köpke vorgelegen hatte und auf den es vor allem angekommen war, dazu auch Tiecks Empfehlungsschreiben an Klingemann, doch noch zum Vorschein gekommen und von Paul Zimmermann bekannt gemacht worden; vgl. Q 65 u. 102.

Köchy, Karl: Dieser hat die „vielen" an ihn gerichteten Briefe Grabbes auf seinen „bunten Wanderzügen" verloren. (Mitteilung Oscar Blumenthals an Freiligrath, nach seinem Besuch bei Köchy in Braunschweig, in dem im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar befindlichen Brief vom 23. Jan. [1874.]) Eine nochmalige Durchsicht des Nachlasses durch den Sohn, Herrn Max Köchy in Wiesbaden, bestätigte diese Tatsache.

Koenneritz, Hanns Heinrich Graf v.: Nach einer Mitteilung des Herrn Grafen Koenneritz-Erdmannsdorf, eines Enkels des Dresdner Generalintendanten, befinden sich im Besitz seiner Familie weder Briefe Grabbes, noch sonstige Schriftstücke, die über dessen Beziehungen zu Jenem Auskunft geben könnten.

Mahlmann, Siegfried August (vgl. WW V 252, 31/4): Es war dem Verfasser möglich, mit Frau Baronin Caroline von Lorenz

geb. aus dem Winkel, mit Herrn Geheimrat Prof. Dr. Thierfelder in Tübingen und Herrn Polizeitierarzt Thierfelder in Nossen, sämtlich Verwandte Mahlmanns, in Verbindung zu treten. Schriftstücke von oder über Grabbe sind dadurch nicht zum Vorschein gekommen. Ueberhaupt gilt der literarische Nachlaß Mahlmanns schon seit Jahren für verschollen.

Meien, Christian von: Nach persönlicher Auskunft des Herrn v. Meien auf Rittergut Exten bei Rinteln befinden sich im dortigen Familienarchiv keine Briefe Grabbes an den Regierungsrat.

Meyer, Henriette: Erkundigungen bei einem nahen Verwandten der Husemannschen Familie haben ergeben, daß die Briefe, die Grabbe während der Verlobungszeit an Henriette geschrieben hat, nicht mehr existieren, vielmehr wohl sämtlich verbrannt worden sind. Von den Briefen Grabbes an Herrn Husemann in Detmold befindet sich einer noch im Besitze einer Großnichte Henriettens, die sich jedoch seines intimen Charakters wegen nicht entschließen konnte, ihn an die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen.

In neuester Zeit haben ein unbekanntes Porträt Henriettens und ein Kupferstich mit eigenhändiger Widmung Grabbes, den er ihr einst geschenkt hat, ihren Weg in die Sammlung des Verfassers gefunden.

Meyer, Nikolaus: Da sich die Mehrzahl der Zettel und Briefe, die Grabbe an Nikolaus Meyer gerichtet hat, im Besitz des Herrn Carl Georg von Maassen in München befinden, der sie mittlerweile in der Festschrift für Zobeltitz veröffentlicht hat, so blieb dem Verfasser nur die Aufgabe, nach Meyers Handexemplar des Mindener „Sonntagsblattes“ zu fahnden, in dem die Verfasser anonymer Beiträge handschriftlich bezeichnet worden sein konnten. Im Jahre 1914 wurde es im Besitze des Herrn Regierungsrats Otto von Bülow, Mitglied des internationalen Gerichtshofes in Buckeley bei Alexandrien, eines Enkels von Nikolaus Meyer, ermittelt. Durch den Ausbruch des Krieges ist der Besitzer daran gehindert worden, die größtenteils in Straßburg aufbewahrten „Sonntagsblätter“ hervorzusuchen, und seitdem konnten die abgerissenen Beziehungen zu ihm noch nicht wieder aufgenommen werden.

Meyersche Hofbuchhandlung in Detmold: Diese hat ihren Besitz an Zuschriften der Grabbes, des Vaters, des Sohnes und Louisens, nicht zusammengehalten. Heute ist nichts mehr

davon in ihren Händen. Manches ist in den Handel, einiges auch in die Sammlung des Verfassers gekommen; vgl. Q 28 sowie die Anmerkung zu Q 240.

Müller, Adam (vgl. WN VI 303, Z 6/5 v. u.): Der aus dem Berliner Kreis an Adam Müller gerichtete Brief, der ein biographisches Dokument von höchster Wichtigkeit darstellen würde, hat sich auch mit der sehr weitgehenden Hilfe des Herrn Dr. Jakob Baxa nicht ausfindig machen lassen.

Müller von Königswinter, Wolfgang: Das Manuskript zu Grabbes „Cid", das Wolfgang Müller selbst noch abhanden gekommen ist, ist bis heute verschollen geblieben. Dagegen ist das Konvolut von vierzig eigenhändigen Niederschriften der Beiträge Grabbes zum Düsseldorfer „Fremdenblatt" im Besitz der Schwiegertochter Wolfgang Müllers ermittelt worden, wozu man den in Heft 5/6 der „Autographen-Rundschau" vom Juni/Juli 1922 auf S. 52 enthaltenen Bericht nachlesen kann. Die für die Textkritik noch nicht verwerteten Handschriften sind wenige Tage vor Ausbruch des Krieges vom Verfasser für seine Sammlung erworben worden.

Neumann, Hermann Kunibert: Fräulein Lina Neumann in Dresden konnte dem Verfasser aus dem Nachlaß ihres Vaters die unter Q 80 erscheinenden Aufzeichnungen zur Verfügung stellen. Von dem „seltsamen Briefwechsel", der zur persönlichen Bekanntschaft der beiden Dichter geführt hat, ist nur ein Brief Grabbes übrig geblieben, der sich im Besitz der zweiten, vor einer Reihe von Jahren in Berlin verstorbenen Tochter Neumanns fand und zusammen mit den bereits von Strodtmann verwerteten Briefen Freiligraths an Neumann (vgl. Q 25) für die Sammlung des Verfassers erworben werden konnte. Beides, Grabbes Brief und Neumanns Aufzeichnungen, sind in dem in der „Deutschen Zeitung" (Berlin) erschienenen Aufsatze des Verfassers: „Briefe um Grabbe" zuerst publiziert worden.

Pero, Wilhelm: Pero war geboren am 28. September 1808 in Hamburg und starb am 10. Juni 1862 in Lübeck. Sein Sohn, der Kunstmaler Bernhard Wilhelm Adolph Pero, geboren am 20. Januar 1839 in Berlin (nach anderen in Lübeck) starb am 14. April 1909 in Hanau a. M. im Hause des Fabrikanten Louis Carl

Jassoy, der dem Verfasser mitgeteilt hat, daß sich in Peros geringfügigem Nachlaß nichts auf Grabbe Bezügliches befunden habe.

Piderit, Karl: Nach Auskunft seiner Tochter sind die Journale Piderits, die auch Aufzeichnungen über seinen Patienten Grabbe enthalten haben werden, nicht erhalten. Dagegen konnte das wichtige Gesundheitsattest vom 29. November 1833 (vgl. Q 84), das vermutlich inzwischen gleichfalls vernichtet worden ist, in den Dienst der Forschung gestellt werden.

Pustkuchen, Johann Friedrich Wilhelm (vgl. WW V 303, 18): Herr Georg C. Leber in Baden (Schweiz), ein Großneffe Pustkuchens, hat seit Jahren ohne jeden Erfolg nach dessen literarischem Nachlaß gefahndet. Auch der Detmolder Zweig der Familie bewahrt nichts davon auf, wie Frau Geheimrat Pustkuchen daselbst dem Verfasser persönlich versicherte, ebensowenig die Nachkommen des Verlagsbuchhändlers Härtel in Leipzig, mit dem Pustkuchen in freundschaftlichem Verkehr gestanden hat.

Robert, August: Nach Auskunft seines Enkels, des Herrn Majors a. D. Fritz Robert in Berlin, enthält sein Nachlaß weder Briefe Grabbes, noch sonstige, diesen betreffende Aufzeichnungen.

Rousseau, Johann Baptist (vgl. WW V 325, 18 ff.; 333, 35/6): Hofrat Rousseau ist am 8. Oktober 1867 in Köln in dürftigen Verhältnissen gestorben. Ermittelt konnte jedoch bei den dortigen Behörden nur werden, daß eine Rentnerin Witwe Therese Rousseau, vielleicht eine Verwandte von ihm, im Jahre 1882 von Köln nach Ankum in Oldenburg verzogen ist, wo ihre Spur vollständig verschwindet.

Runkel, Martin: Herr Adolph Luther in Bordeaux, der Neffe und einzige noch lebende Verwandte Runkels, teilte dem Verfasser mit, daß von dem gesamten literarischen Nachlaß Runkels in seiner Familie nichts mehr vorhanden ist.

Es muß auffallen, daß sich, allen Bemühungen zum Trotz, in keinem der zeitgenössischen Journale, auch in den von Runkel selbst redigierten nicht, eine Publikation von etwaigen, an ihn gerichteten Briefen Grabbes hat entdecken lassen. Die Annahme, daß solche gleichwohl existiert haben müssen, fand in letzter Zeit ihre Bestätigung dadurch, daß im Autographenhandel ein allerdings sehr kurzes eigenhändiges Billett Grabbes an Runkel aufgetaucht ist. Es befindet sich jetzt in der Sammlung des Verfassers.

Runnenberg, Carl Wilhelm, Postmeister in Detmold: Briefe an ihn wie an seinen Bruder, den Syndikus Wilhelm Runnenberg, sind vorhanden gewesen. Während sich trotz sorgfältiger Durchsicht desjenigen Teiles des Runnenbergschen Nachlasses, der jetzt im Besitze von Frau Berta Ernst in Bernburg ist, nichts davon hat finden lassen, wurden im Besitze von Frau Klara Burckhardt in Hannover folgende Handschriften Grabbes ermittelt:

1) Zwei Briefe, davon einer an den Postmeister,
2) Schluß des Trauerspiels „Die Hermannsschlacht",
3) einige von Grabbe in seiner Eigenschaft als Auditeur aufgenommene Protokolle,
4) ein Aktenfragment zur Klagsache des Forstsekretärs Kestner gegen Grabbe („pto. injuriarum"), der dafür den Syndicus als seinen Prokurator gewinnen wollte. (Q 206.)

Auch diese Dokumente waren für eine der beiseite gelassenen Anlagen dieser Arbeit verwertet worden und müssen nun einer Publikation an anderer Stelle vorbehalten bleiben.

Schreiner, Carl Georg: Herr Sanitätsrat Dr. Wortmann in Brackel bei Dortmund, der eine Enkelin Schreiners zur Frau hat, teilte dem Verfasser mit, daß nach Angabe der beiden noch lebenden Töchter Schreiners weder von noch über Grabbe noch endlich vom „Fremdenblatt" im Besitz der Familie irgend etwas vorhanden sei.

Grabbes zahlreiche Briefe an seinen zweiten Verleger müssen früh zerstreut worden sein; man kann sagen, daß beinahe die Hälfte der in den Katalogen erscheinenden an Schreiner gerichtet ist. Einem glücklichen Umstande ist es jedoch zu verdanken, daß einundzwanzig dieser Briefe jenem Schicksale entgangen sind. Sie fanden sich im Besitze eines westfälischen Geistlichen und kamen in die Hände des Herrn Karl Ernst Henrici. Dessen großes Entgegenkommen machte es dem Verfasser möglich, dieses noch ungedruckte Konvolut in seine Sammlung zu bringen.

Schulz, Heinrich, Herausgeber des „Rheinisch-Westphälischen Anzeigers": Die Bestände der Buchhandlung von Schulz und Wundermann in Hamm i. W., in deren Verlag der „Rheinisch-Westphälische Anzeiger" erschien, sind nach dem Tode von Dr. Heinrich Schulz verramscht und in alle Winde verstreut worden. Das ist alles, was zu erfahren war. So hat sich denn weder ein

Archivexemplar des „Anzeigers“ aus den zwanziger und dreißiger Jahren, noch etwas von Schulzens literarischem Nachlaß ermitteln lassen.

S t a n g, Jakob: Wie Herr Professor Rudolf Stang in Boppard, der hochbetagte Sohn des Wirts „Zum Drachenfels“ in Düsseldorf, dem Verfasser noch selbst mitteilen konnte, befindet sich im Besitz seiner Familie keinerlei biographisches Material.

T i e c k, Ludwig: In der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ (N.F. Jg. 9, 1917/18, Bd. 1, S. 161, Anm. 6) machte Josef Körner auf die in der Wiener Hofbibliothek verwahrten, „zahl- und inhaltreichen“ Briefe aufmerksam, die Tiecks Gattin und Töchter der befreundeten Künstlerin Julie Gley-Rettich nach Wien geschrieben haben. Die Hoffnung, daß sich darin irgendwelche Mitteilungen zu Grabbes Aufenthalt in Dresden finden würden, ging nicht in Erfüllung; die Bemühungen des Herrn cand. phil. A. G. Komers, der im Winter 1919 auf 20 auf Veranlassung des Verfassers diese Schriftstücke durchsah, blieben ohne Erfolg.

U e c h t r i t z, Friedrich v.: Sein literarischer Nachlaß wird teils von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz, wo Uechtritz die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, teils von Frau Marie von Zastrow in Harta bei Greiffenberg in Schlesien, seiner Nichte, aufbewahrt. Die Durchsicht des Görlitzer Teils förderte außer den beiden, unter Q 105 u. 106 aufgeführten, biographisch unergibigen Zeugnissen bedeutsames Material zur Charakteristik August Roberts zu tage, das einem der folgenden Kapitel zu gute gekommen ist; die des anderen Teils hatte keinen Erfolg.

Z i e g l e r, Karl: Frau Bürgermeister Petri erzählte dem Verfasser bei seinem Besuch in Detmold am 10. Juli 1913, sie habe Emilie Ziegler, die Tochter des Biographen, nur flüchtig gekannt, könne sich aber sehr deutlich auf einen Vorfall besinnen, der ihr fest im Gedächtnis haften geblieben sei: die Witwe Zieglers hatte ein Paket Handschriften von Grabbe vernichten wollen, dann aber doch aufgehoben, mit dem Gedanken, sie könnten noch einmal jemandem wert sein, und in einen Koffer gesteckt. Als Emilie Ziegler aus Amerika zurückkehrte, hoffte sie, mit dem Erlös aus diesen Handschriften ihr Leben ein wenig günstiger gestalten zu können, war wohl auch schon mit einem Verleger in Verbindung getreten. Als

sie jedoch den Koffer zur Hand nahm, machte sie zu ihrer großen Bestürzung die Entdeckung, daß nur noch ein wenig Zeitungspapier darin enthalten war. Auf welche Weise die Handschriften verschwunden sind, sei nie aufgeklärt worden.

Später sind sechs Briefe Grabbes an Ziegler in den Besitz Albert Malte Wagners gekommen und von diesem unter dem Titel: „Aus Grabbes Düsseldorfer Tagen" in Bd. 174 der „Preußischen Jahrbücher" vom Oktober/Dezember 1918, S. 214/21, veröffentlicht worden. Ein anderer, in Frankfurt geschriebener Brief Grabbes, aus dem Ziegler selbst eine Stelle auf S. 141 seiner Biographie mitgeteilt hat, konnte aus einem Autographenkataloge für die Sammlung des Verfassers erworben werden.[5] In dieser befinden sich ferner je ein Brief von Dorothea und von Louise Christiane Grabbe an Ziegler (Q 32 u. 37).

Nachforschungen nach Zieglers Briefen an den Hoffmann und Campeschen Verlag in Hamburg, die vielleicht manch wichtigen Aufschluß hätten geben können, sind, wie schon erwähnt, erfolglos gewesen.

Archivalische Forschungen.

Die erste Frage mußte selbstverständlich die sein, ob nicht zur Beamtenlaufbahn Grabbes, der sechs Jahre lang als Militärgerichtsbeamter im Dienst der Lippischen Regierung gestanden hat, noch Akten vorhanden seien. Der Wunsch, darüber Gewißheit zu haben, führte den Verfasser schon vor Jahren das erste Mal nach Detmold, eine Audienz beim damaligen Staatsminister von Biedenweg öffnete rasch den Zugang zum Archiv, und ein Blick in die beiden Foliobände der Acta, die Anstellung eines Auditeurs betreffend, zeigte sofort die wohlbekannte Handschrift. Auch die Staatsexamensarbeit Grabbes mit den dazu gehörigen Schriftstücken[6] sowie der für die Erkenntnis des Zuchthausmilieus wichtige „Verfolg, die Denunciation des Strafwerkmeisters Brand gegen den Zuchtmeister Grabbe pp. das Alleinlassen des Arrestaten Reckers mit seiner Braut

5. Hillekamps' Annahme (a. a. O. S. 78), der Brief sei an Kettembeil gerichtet, ist also hinfällig.

6. Q 156.

betreffend", aus dem Jahre 1808 fg.[7] wurden dem Verfasser schon damals vorgelegt.[8]

Nach einer Reihe von Jahren, als es notwendig schien, das Thema durch Einbeziehung des Biographischen zu erweitern, wurde das Lippische Landesarchiv zum zweiten Male aufgesucht.

Jetzt war das Ziel vornehmlich ein dreifaches: einmal sollte versucht werden, aus den Akten des Zuchthauses und der Leihbank unsere dürftige Kenntnis von der Persönlichkeit des Vaters zu erweitern; zweitens sollte Klarheit in die Archivar-Angelegenheit gebracht werden, drittens galt es, die Akten des Militärgerichts und des Lippischen Bataillons mit möglichster Vollständigkeit auf Spuren von Grabbes Auditeurstätigkeit hin durchzusehen, insbesondere auf Schriftstücke, die ein Urteil über diese, bis jetzt in keinem guten Rufe stehende Tätigkeit erlauben. Der Erfolg entsprach den Erwartungen;[9] er vervielfachte die Ziele. In den „Acta, die hiesige weltliche Wittwen- und Waisen-Casse betreffend", wurde Grabbes Bewerbungsschreiben samt den Gründen für dessen Ablehnung,[10] unter den Justizsachen der Konsistorialakten der „Gehorsamste Antrag der Frau Auditeurin Grabbe zu Detmold gegen ihren Ehemann den Herrn Auditeur Grabbe daselbst, Ehescheidung betreffend",[11] im benachbarten Konsistorium die Akten, betreffend das Stipendium der 11 000 Jungfrauen und des heiligen Kreuzes[12] gefunden. Auf besondere Anregung des Herrn Geh. Archivrats Dr. Kiewning wurden weiterhin auch die Kirchenbücher, die Ortsakten der Vogtei Detmold, Saalbücher und andere Quellen

---

7. Q 154.

8. Daß vom Verfasser aus diesen Quellen damals nichts veröffentlicht worden ist, hat seinen Grund in dem ausdrücklichen Wunsche Professor Kösters, der es bekanntlich nicht gern sah, wenn seine Doktoranden mit Publikationen, zumal aus dem Gebiete ihrer Arbeit, hervortraten. Später sind wenigstens die Prüfungsakten zu einem zuerst in der „Kölnischen Zeitung" erschienenen Aufsatze verwertet worden.

9. Es bestand die Absicht, der vorliegenden Arbeit ein Verzeichnis sämtlicher Schriftstücke beizufügen, die von Grabbe in amtlicher Eigenschaft verfaßt worden sind, vermehrt um einige ihn weiterhin charakterisierende Tabellen. Jedoch war es notwendig, sie fallen zu lassen.

10. Q 207.

11. Q 109.

12. Q 155.

der Familiengeschichte vorgenommen, wobei es gelang, die mütterliche Ahnenreihe in lückenloser Folge bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts herzustellen; überdies wurde dabei zu intimerer Charakteristik einzelner Mitglieder dieses Zweigs der Grüttemeiers bedeutsames Material gewonnen.

Nur ein Schriftstück hatte, so weit auch der Kreis der durchsuchten Akten militärischen Charakters gezogen wurde, nicht zum Vorschein kommen wollen; es war die Eingabe Grabbes an den Fürsten zur Lippe, die von Ziegler auf den Seiten 112 und 113 der Biographie erwähnt wird, mit der Angabe, Grabbe habe darin den Wunsch vorgetragen, des Auditeurdienstes entlassen und zum Offizier ernannt zu werden. Wenn Zieglers Angabe richtig war, so hätte es bei jenen Akten zu finden sein müssen. Da dies nicht der Fall war, kamen Zweifel an ihrer Zuverlässigkeit auf. Dies gab Veranlassung, dem Nachlaß Clostermeiers die Aufmerksamkeit zuzuwenden, aus dem bis dahin nur die Collectanea über Grabbe Junior[13] herangezogen worden waren. Nun wurde zwar auch dort die Eingabe nicht ermittelt; dafür aber erwies sich dieser Nachlaß reichhaltig genug, um eine ganze Reihe anderer Funde von Bedeutung darin zu machen. Vor allem enthielt er den Briefwechsel der Louise Grabbe mit den drei Düsseldorfer Persönlichkeiten Jakob Stang, Immermann und Carl Georg Schreiner, der seiner Wichtigkeit wegen im Anhang vollständig mitgeteilt wird.[14] Er enthielt ferner, in dem, „Rotbergs Vollendung" benannten Aktenstück, einen unbekannten Briefwechsel zwischen Grabbe und den Clostermeiers, der die engeren Beziehungen begründete,[15] er enthielt, teils vollständig, teils fragmentarisch, die Briefwechsel der Louise Christiane mit verschiedenen anderen Persönlichkeiten, vor allem mit Eduard Duller,[16] die Briefe Schreiners an Grabbe[17] und mehrere Briefe Clostermeiers an den Rat Helwing, die uns über den jungen Grabbe eine Reihe willkommener Aufschlüsse geben.[18]

---

13. Q 14.
14. Q 39—41, 58, 96 u. 98.
15. Q 160.
16. Q 17 u. 42.
17. Q 95.
18. Q 13 a, b u. d.

Am Ende, als schon alle Hoffnung aufgegeben war, ist dann auch die Eingabe Grabbes an den Fürsten Leopold gefunden worden, zusammen mit drei Briefen des Regierungs- und Kammerpräsidenten Eschenburg.[19] Alle diese Schriftstücke staken in einem Privatnachlaß, der damals eben erst an das Archiv gekommen und darum noch nicht bearbeitet und registriert war. Der Verdacht, daß Zieglers Mitteilungen einen Irrtum enthalten, erwies sich als begründet; die Ueberlieferung, wonach Grabbe seinen Landesherrn gebeten habe, ihn zum Hauptmann zu ernennen, wurde zur Legende.[20]

Der bedeutsame Fund dieser vier Schriftstücke brachte die Forschungen am Lippischen Landesarchiv zum Abschluß; ein paar vereinzelte biographische Dokumente kamen nachträglich Herrn Geheimrat Kiewning an entlegeneren Stellen zu Gesicht.[21] —

Was an Ergebnissen solch dreifacher Bemühungen um eine möglichst vollständige Sammlung des Materials für die rein biographische Seite einer Gesamtdarstellung in betracht kommt, ist in der, den ersten Hauptteil dieser Arbeit bildenden Bio-Bibliographie zusammengestellt worden. Ueber deren Gliederung braucht nur weniges gesagt zu werden. Sie ergab sich aus der Natur der Sache selbst. Die dem Historiker geläufige Einteilung der Quellen in Ueberreste und Tradition konnte hier nicht in Frage kommen, da in vielen Fällen eine Entscheidung darüber, ob ein Zeugnis unmittelbar von den Begebenheiten übrig geblieben oder aber als deren mittelbare Ueberlieferung zu betrachten sei, kaum zu treffen ist. So ist, um nur ein Beispiel zu nennen, Köchys Brief an den Regisseur Gaßmann in Kassel[22] sicherlich ein „ohne jede Absicht auf Erinnerung und Nachwelt" übriggebliebener Teil der Begebenheiten selbst,[23] und müßte demnach unter die Ueberreste eingereiht werden. Gleichwohl wird kaum zu leugnen sein, daß dieses

---

19. Q 22.

20. In seinem zuerst im „Hamburger Fremdenblatt" Nr. 255 vom 13. September 1924 erschienenen Aufsatze „Grabbe und Fürst Leopold II. zur Lippe" hat der Verfasser diese Eingabe publiziert.

21. In Q 157 u. 158.

22. Q 67.

23. Vgl. Bernheim, „Lehrbuch der Historischen Methode", 5. u. 6. Auflage (Leipzig 1908), S. 256.

Schriftstück mit seiner Charakteristik Grabbes aufs stärkste hindurchgegangen und wiedergegeben ist durch menschliche Auffassung, mithin alle Merkmale dessen trägt, was der Historiker mit Tradition bezeichnet.[24] Ueberdies hätte die Anwendung jenes Einteilungsprinzips dazu genötigt, die einzelnen Akten in ihre Bestandteile aufzulösen, da in ihnen Zeugnisse von beiderlei Art gemischt sind. Dadurch hätte dieses Verzeichnis wohl an Umfang gewonnen, kaum aber an Uebersichtlichkeit. Diese vor allem wurde angestrebt. Darum wurden die in den Aktenstücken vereinigten Zeugnisse beisammengelassen, darum wurde ferner in der Gruppe der persönlichen Quellen, die den unpersönlichen gegenüberstehen, nur die eine Unterscheidung der unmittelbaren und der abgeleiteten, vermittelten Berichte gemacht. Dadurch ergab sich die Möglichkeit, mit denjenigen Persönlichkeiten den Anfang zu machen, die Grabbe selbst noch gekannt haben, von denen man doch zuerst zu erfahren wünscht, ob und auf welche Art sie zu dem biographischen Material beigetragen haben.

Ueber den inneren Wert der einzelnen Zeugnisse ist natürlich auch mit dieser Einteilung in Ur- und abgeleitete Quellen noch nichts gesagt. Durchaus nicht immer ist er bei jenen größer als bei diesen. Unmittelbare Eindrücke und Beobachtungen, Jahre oder Jahrzehnte nach ihrer Entstehung niedergeschrieben, werden oftmals an Zuverlässigkeit einer Ueberlieferung nachstehen, die sehr frühe schon zur Fixierung gelangte, wenn auch durch Vermittelung eines Dritten. Die Einbuße an Glaubwürdigkeit bei solcher Weitergabe kann wesentlich geringer sein als das Maß von Glaubwürdigkeit, welche einer Urquelle überhaupt zukommt.

b) Methode der Verwertung.

Auf welche Weise die so erschlossenen Quellen der hier gestellten Aufgabe dienstbar zu machen sind, ergibt sich gleichfalls aus dem Stoffe selbst. Wer darin weiter kommen will, wird sich freilich hüten müssen, für einen Fortschritt in der Erkenntnis schon die billige und nichtssagende Konstatierung zu halten, daß der heutige Biograph die Wahrheit über den Parteien suchen werde. Auch verwaschene Formulierungen, wie die, daß Luciens Position

24. Vgl. Bernheim a. a. O. S. 255/56.

durch die Briefe in mancher Hinsicht verstärkt werde, besonders soweit nicht Leidenschaft und weiblicher Haß die Objektivität mehr als zweifelhaft mache, bedeuten einen solchen Fortschritt nicht. Statt dessen ist es notwendig, bei ganz bestimmten Streitpunkten mit Hilfe von Zeugnissen, die der subjektiven Sphäre möglichst entrückt sind, die Wahrheit mit aller erreichbaren Schärfe und Klarheit herauszuarbeiten. Ist dies getan, so kann man sich dem letzten und schwierigsten der strittigen biographischen Fälle zuwenden; dem schwierigsten, weil dokumentarisches Quellenmaterial hier nicht zur Verfügung steht. Nur eines kann da helfen: eine Charakteristik der Frau, die in der Grabbe-Biographik eine so entscheidende Rolle spielt; eine Untersuchung, bei der es sich im besonderen darum handelt, festzustellen, ob Louise Christiane ihrer Natur und ihrer damaligen seelischen Verfassung nach befähigt war, zuverlässiges biographisches Material zu liefern, mit anderen Worten: wie es um ihre Wahrheitsfähigkeit, ihre Glaubwürdigkeit bestellt war. Auf der bis dahin gewonnenen Grundlage wird es möglich sein, auch auf diese Frage eine hinreichende Antwort zu finden; dann wird man in der Lage sein, mit völliger Bestimmtheit anzugeben, welche ihrer Aussagen man als objektiv bezeichnen kann und wo „Leidenschaft und weiblicher Haß“ die Subjektivität beginnen lassen. Von dieser Entscheidung wird sich dann auch die Lösung jenes letzten Falles herleiten lassen, und leicht wird man nun beurteilen können, ob Louise Christiane in der Tat mit verstärkter Position aus dieser ganzen Untersuchung hervorgegangen ist oder nicht.

Dritter Teil.

Kritik der Quellen.

Erstes Kapitel.

Untersuchung von vier strittigen Fällen.

a) Die Rolle Clostermeiers.

In der Dullerschen Biographie wird dem Archivrat Clostermeier der stärkste Anteil an der inneren Entwicklung des jungen Grabbe zugeschrieben, ja er wird geradezu, im Gegensatze zu dem verderblichen Einfluß der Mutter, als sein Erretter vom gänzlichen geistigen Untergange gepriesen. Es heißt dort:[1]

„Das Kind wuchs heran und entwickelte herrliche Anlagen, welche dem Gifte, mit dem die Mutter es aufgesäugt hatte, Trotz boten. Daß aber Grabbe dem geistigen und physischen Verderben noch zu rechter Zeit entrissen, daß sein Geist, der nur auf die Anregung wartete, vom Untergange gerettet wurde, verdankte er einem edlen Manne.

Grabbe's Vater stand nämlich als Subaltern in täglichem Geschäftsverkehr mit dem Archivrath Clostermeier, einem Gelehrten, unter dessen Verdiensten um die deutsche Literatur, sein durch mehre gehaltvolle Werke errungenes directes um vaterländische Geschichte, mit jenem indirekten wetteifert, welches er sich durch liebevolle geistige Pflege des jungen Grabbe um die deutsche Poesie erwarb. Die ausgezeichneten Fähigkeiten des Knaben hatten, seit sie sich bei den ersten kleinen Anlässen gezeigt, schon längere Zeit hindurch die Aufmerksamkeit Clostermeiers gefesselt, und als der wackere Mann sich überzeugt zu haben glaubte, daß seine Beobachtung ihn nicht getäuscht, beschloß er, selbst Hand ans Werk zu legen, und schenkte von nun an dem jungen Grabbe eine sorgfältige, wahrhaft väterliche Theilnahme. Er befriedigte die rastlose Wißbegierde des Knaben, indem

1. S. 10/1.

er ihn mit den zu dessen Belehrung nöthigen Büchern reichlich versah, er verschaffte ihm gedeihlichen Privatunterricht, munterte ihn auf, gab ihm Rath, wies ihm die rechten Wege, und übte so auf dessen Erziehung, auf die Entwicklung seiner Geisteskräfte, auf die Ausbildung der fruchtbaren Keime, die in dem Knaben lagen, einen wahrhaft segensreichen Einfluß, welchen der Vater mit frohem Behagen gestattete, während die Mutter in unseliger Verblendung und mit unvernünftigem Eigensinn sich der Ausbildung ihres Sohnes widersetzte.

Der junge Grabbe befand sich in einer sonderbaren Stellung zwischen diesen beiden verschiedenartigen Gewalten, deren Einflüsse er in sich aufnahm. Hier der wohlwollende väterliche Freund, dessen geistige Autorität und moralischer Ernst ebenso Achtung geboten, als dessen Sympathie mit den Lieblingsneigungen des Knaben das Herz des letzteren gewinnen mußte; — dort eine Mutter, deren bizarrer Starrsinn in des Sohnes Blut übergegangen war, und nur gedämpft und niedergehalten wurde durch das sorgfältig gepflegte Streben seines Geistes nach dem Edlen und Geistigen .....".

Darauf schildert Duller ausführlich, wie auf der einen Seite der tägliche Eindruck des sonderbaren Wesens der Mutter in dem Knaben den angeborenen Trotz unmerklich stählte, während auf der andern ihre täglich neu empfundene Härte und Rohheit ihn bis zur Blödigkeit eingeschüchtert, und ihn bestimmt habe, alle ihm heiligen Gedanken und Empfindungen fest in sich zu verschließen, und sie lieber ganz zu verleugnen, als Gefahr zu laufen, sie roh verspottet zu sehen; wie allmählich jener Trotz und diese Blödigkeit in ihm auf die merkwürdigste Weise verwachsen seien, wie ihm von der Kindheit her sein ganzes Leben hindurch eine gewisse Aengstlichkeit im Benehmen geblieben sei, welche fast an Unbeholfenheit gegrenzt habe, nicht minder die peinliche Angst, wenn er sein Herz aufschließen, sich, wie er wirklich war, zeigen, und die Wahrheit aussprechen sollte. „Meist", so heißt es dann[2] wörtlich, „sprach er das Gegentheil von dem, was er dachte; die Wahrheit war ihm nur durch anhaltenden, hartnäckigen W i d e r s p r u c h zu entlocken; war's aber dahin gekommen, dann gestand er nach

2. S. 13.

langem Kampfe mit sich selbst endlich mit Wehmuth das ein, was er unzähligemale abgeläugnet und abgeschworen hatte."

An dieser Stelle ist deutlich zu sehen, wie Duller eigene Beobachtungen in den von Louise Christiane ihm gelieferten Text hineinarbeitet. In einem der ersten Briefe an Freiligrath kehrt diese Angabe über Grabbes Scheu, die Wahrheit zu sagen, die auch späterhin in Louisens Gegenbeweisartikeln eine nicht unbeträchtliche Rolle spielt,[3] beinahe wörtlich wieder. „Ich darf es Ihnen, guter Ferdinand," schreibt Louise, „gestehen, daß Gr. leider selbst

---

3. Vgl. Art. reprob. 21, 22. Frage 21 lautet: „Wahr, Zeuge im Umgange mit demselben [Grabbe] die Erfahrung gemacht, daß der Verstorbene besondere Neigung zum Widersprechen gehabt und, dadurch verleitet, oft Aeußerungen gethan habe, welche ganz gegen seine bessere Ueberzeugung gewesen?" Darauf antwortete 1) Syndikus Runnenberg: Ja, „der verstorbene Auditeur Grabbe habe sich darin gefallen, paradoxe Ansichten auszusprechen; es sey dies aber oft nur im Scherz geschehen." 2) Althof: Ja, „und sey, Zeugens Ueberzeugung nach, der verstorbene Grabbe viel besser gewesen, als man nach seinen Reden und Aeußerungen habe glauben müssen. Diese seine, Zeugens, Meinung sey, wie er glaube, auch die sämmtlicher genaueren Bekannten des p Grabbe gewesen."

Frage 22 lautet: „Wahr, Zeuge nicht weniger die Bemerkung gemacht, daß der Verstorbene sich seiner edleren Empfindungen und Gefühle geschämt, dieselben verläugnet und grade das Gegentheil davon geäußert, namentlich nicht bloß über die Reproducentin [Louise Christiane], sondern auch über seine leiblichen Eltern sich der unwürdigsten Ausdrücke bedient habe?" Darauf antwortete 1) Runnenberg: „Der Verstorbene habe allerdings öfters anders gesprochen, als seine Empfindungen gewesen seyn und namentlich öfter über näher mit ihm verbundene Menschen, oder gegen dieselben sich scherzweise gemeiner Ausdrücke bedient. Was die angeblichen Aeußerungen über die Reproducentin betreffe, so erinnere er sich solcher nicht." 2) Althof: er könne bestätigen, „daß sich derselbe in der articulirten [d. i. im Artikel angeführten] Art über die Reproducentin sowohl, wie über seine Eltern geäußert habe; ob dieß etwa aus falscher Schaam oder aus welchem sonstigen Grunde geschehen sey, wisse er nicht."

Heranzuziehen ist hier auch die an August Brokmann gerichtete Spezialfrage b zum Beweisartikel 16: „Ob Zeuge nicht häufig, wenn er den Verstorbenen in der Meierschen Gaststube oder sonst in Gesellschaft gesehen, die Bemerkung gemacht, daß derselbe den Behauptungen anderer gern widersprochen und sich ganz anders geäußert habe, als er es gemeint und besser gewußt habe?" Worauf der Resourcenwirt antwortete: „Das möge wohl zu Zeiten in Scherz von dem p. Grabbe geschehen seyn; allein seiner, Zeugens, Meinung nach, habe jener das Deponirte [d. h. das von ihm zu Artikel 16 Ausgesagte] in vollem Ernst gesprochen."

oft Veranlassung zu falschen Gerüchten gegeben. Es machte ihm Vergnügen, die Menschen in der Irre umherzuführen. Nach seinem Temperament konnte er nun einmal die Wahrheit n i e m a l s aussprechen; er bildete sich immer ein, er müsse sich seiner Gefühle schämen; er läugnete beständig ab und nur allein endlich einmal durch unermüdet hartnäckigen Widerspruch von Seiten seines Gegners war die Wahrheit aus ihm zu bringen. Er sagte dann endlich in tiefer Rührung ‚nun ja, es ist so, ich gestehe.'"[4]

Darauf kennzeichnet Duller in einem kurzen Abschnitt Grabbes Leistungen auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, um sodann noch einmal von Clostermeiers Einfluß zu sprechen, den er mit der folgenden Episode kennzeichnet:

„Sein Gönner Clostermeier, der ihn fast täglich im väterlichen Hause beobachtete, und sich im Stillen an den Fortschritten des Knaben erfreute, übersah jedoch dessen Bizarrerien keinesweges; er unterschied mit richtigem Blicke die beiden Naturen, die schon in dem Knaben sich schroff gegenübertraten und fürchtete für dessen Zukunft, wenn nicht schon bei Zeiten dessen eigene moralische Kraft das fremdartige, feindselige Element bezwingen lerne. Er kannte den Stolz des Knaben, an diesem Stolz mußte er ihn fassen. Als Grabbe's Vater den Archivrath Clostermeier eines Tages in Abwesenheit des Knaben an dessen Schreibtisch geführt, und ihm dessen musterhaft vollendete Schularbeiten gezeigt hatte, schrieb Clostermeier auf ein Blatt Papier den warnenden Spruch:

In literis qui proficit,
In moribus sed deficit,
Plus deficit quam proficit
Et in fine nil fit.

Der Eindruck, welchen diese wie zufällig hingelegten vier Zeilen auf den jungen Grabbe machten, war tief und bleibend; noch im Mannesalter erinnerte sich Grabbe dessen. Er dünkte sich plötzlich wie vom Schlafe erwacht und setzte nun seinen Stolz drein, die von dem verehrten Manne schonend aber energisch angedeutete Makel zu tilgen, und zu zeigen, was fester Wille vermöge."[5]

---

4. Brief vom 12. Mai 1837 (Q 36 d).
5. S. 14/5.

Auch diese Angabe hat ein Gegenstück in den Briefen an Freiligrath. In einem Billett schreibt Louise:

„Könnten Sie, lieber Ferdinand! gelegentlichst, wenn Sie einmal an mich schreiben, mir die lateinischen Worte der deutschen:

„wer im Studieren was gethan, u. doch nicht höflich leben
kann pp."

nennen, würde es mir sehr angenehm seyn.

Mein sel. Vater hatte diese einmal, als ihm weiland Grabbe sen. in seinem Zimmer die Schularbeiten des Sohnes vorgezeigt, daselbst niedergeschrieben u. dem letztern neben solchen auf den Tisch gelegt. Grabbe sprach oft von dem wohlthätigen Einfluß, den damals diese Worte, so empfangen, auf sein Benehmen geäußert."[6]

Dieses Blatt ist zwar undatiert, aber hinter den Brief vom 29. April 1837 eingeheftet und vielleicht nur eine Beilage dazu. Wenn es, was zu vermuten ist, jener Zeit angehört, so darf man die Frage mit denen in Verbindung bringen, welche Louise damals in Sachen der Biographie erwartete, für die sie sich also vorsorgend rüstete.

Bei der Schilderung der Studienjahre endlich ist bei Duller nur einmal kurz von Clostermeier die Rede; es heißt nämlich dort,[7] Grabbe habe die Notwendigkeit einer juristischen Basis für eine umfassendere historisch-literarische Bildung erkannt, für welche er schon auf dem Gymnasium, „besonders durch Clostermeiers geistigen Einfluß und Unterstützung", eine Menge Bausteine gesammelt hatte.

Gegen die ganze Tendenz dieser Darstellung hat zuerst Grabbes Mutter selbst leidenschaftlich protestiert, und zwar in ihrem Briefe an Georg Ferdinand Kettembeil vom 10. November 1838.[8] Sie schreibt darin: „Kein Gift hat er aus meiner Brust gesogen, wie Herr Duller schreibt. ‚Er könnte einem edlen Manne danken, der ihn vom Untergang gerettet hatte,' ist eine grobe Lüge. Nie und nimmer hat er von Clostermeier Belehrungen, Ermahnungen

6. Q 36 c.
7. S. 19.
8. Q 31.

noch Unterricht gehabt. Kein einziges Buch hat er von demselben bekommen, auch keinen Heller zu seinem Studium, bloß von seinem Vater und seiner Mutter. Er ist so gut erzogen worden, wie es einem Kinde zukommt. Nichts ist an ihm gespart. Dafür haben wir Tag und Nacht gearbeitet. Wollte Gott, sein Vater lebte noch, so hätte Herr Duller die trauernde Mutter nicht so kränken können. Es ist empörend, daß der Mann solches von einer Mutter schreibt, die ihr Kind, sozusagen, mehr wie zuviel geliebt."

Auch in dem bereits mitgeteilten Briefe an Ziegler bezeichnet es Dorothea Grabbe als eine grobe Lüge, wenn Louise sage, daß deren Vater ihrem Sohne etwas zum Studium gegeben habe, und bittet ihn, auch dies ja mit in sein Buch hineinschreiben zu wollen.[9]

In der Tat ging Ziegler auf diese Sache insofern ein, als er[10] eine Stelle aus dem ersten Briefe mitteilte, den der alte Grabbe seinem Sohne auf die Universität zuschickte, aus der hervorgeht, daß Clostermeier dem jungen Studenten durch den Vater eine Pistole zukommen ließ, mit dem Bemerken, er könne sie „zu außerordentlichen Ausgaben" verwenden, „z. B. in die Comödie." Im übrigen bleibt in seiner Darstellung von alledem, was Duller über die Rolle des Archivrats in Grabbes Entwicklung zu erzählen weiß, nichts übrig, als die folgende Feststellung:

„Schädlich wirkte es [das Excentrische, welches nicht mehr beherrscht werden kann] insofern schon jetzt auf Grabbe, als es ihn verhinderte, sich die leichten und angenehmen Formen der höheren Geselligkeit anzueignen, sich z. B. in Musik, Malen oder Tanzen auszubilden, was ihm um so nothwendiger gewesen wäre, da er von Natur ein sehr saloppes und linkisches Wesen hatte. Sofern er nämlich zu Haus bei seinen Eltern keine Anleitung dazu fand, war der Archivrath Klostermeier erbötig, ihn zu erziehen und hatte oft den alten Grabbe aufgefordert, seinen Sohn ihm in seinen Familienkreis zuzuschicken. Der junge Grabbe war aber durch nichts zu bewegen, beim Archivrath Besuche zu machen."[11]

Außerdem ist beachtenswert, daß Ziegler, zu Beginn des folgenden Kapitels, den Worten: „Er entschied sich für die Rechts-

---

9. Vgl. S. 205/06.
10. S. 25/6.
11. S. 24/5.

wissenschaft und wählte die Universität Leipzig, wohin er Ostern 1820 abreiste", die Bemerkung anfügt: „nicht ohne Einfluß des Herrn Archivrath Klostermeier, welcher nicht aufhörte, sich für ihn zu interessiren."[12] Unklar bleibt dabei freilich, worauf man diesen Nachsatz beziehen soll. Denkbar wäre es, daß Ziegler lediglich den Termin des Studienbeginns meint, der bekanntlich um ein Jahr hinausgeschoben wurde;[13] wahrscheinlicher ist die Wahl des Studiums und vor allem die der Universitätsstadt. Warum, wird sich sogleich zeigen.

In diesem Streitfalle liegen die Voraussetzungen für eine befriedigende Lösung besonders günstig. Für die Entscheidung nämlich, auf welcher Seite das Recht zu suchen ist, steht ein durchaus klassischer Beweiszeuge zur Verfügung, und zwar in der Person Clostermeiers selbst. Der mußte schließlich am besten wissen, was er, bewußt, zu Grabbes Entwicklungsgange beigetragen hatte. Seine Aeußerungen sind in mehreren Briefen an den Buchhändler Gottlieb Leopold Helwing in Lemgo, den Inhaber der berühmten Meyerschen Hofbuchhandlung, zu finden; sie knüpften an Grabbes Entschluß an, Ostern 1820 in Leipzig mit dem Studium der Rechte zu beginnen. An dieser Sache war Helwing insofern beteiligt, als er dem Vater in früherer Zeit versprochen hatte, dem Sohne, wenn dieser die Akademie beziehen würde, ein Zimmer in dem, ihm „so wohlbekannten Leipzig zu verschaffen."[14] Nun war es so weit. Da erfuhr Clostermeier, daß man ihn mit der erwähnten Entscheidung in Verbindung bringe; Helwing legte ihm nahe, dem Zuchtmeister von Leipzig abzuraten. Dies veranlaßte den Archivrat, sich in einem Briefe an Jenem, vom 12. März 1820 datiert,[15] folgendermaßen zu verteidigen:

„Nach Ew. Wohlgeb. Schreiben vom 1" d. welches ich aber erst den 15" erhalten, scheinen dieselben in der Meinung zu stehen, der Entschluß des Hrn. Grabbe, seinen Sohn in Leipzig studiren zu lassen, sey von mir befördert worden, und sonderbar ist es, daß man von einer andern, jedoch Ew. Wohlgeb. verwandten, Seite,[16]

12. S. 25.
13. Vgl. Q 29.
14. Ebenda.
15. Q 13 a.
16. Vermutlich der in Q 13 b genannte C. D. Helwing.

wie ich bei Gelegenheit der Communication Ihres Schreibens an Hrn. Grabbe erfahren, demselben sogar unverholen geäußert hat, mein Rath seinen Sohn in Leipzig studiren zu lassen, beruhe auf einer, für diese, von mir selbst frequentirten, Universität, gefaßten Vorliebe und möchte er also wohl überlegen, was er thäte.

Ich kann an Eides statt versichern, daß ich Hrn. Grabbe nicht einmal je, wo er seinen Sohn studiren lassen wolle? gefraget, geschweige denn einen Einfluß auf seine desfalsige Entschließung begehret habe, eben so wenig hat jener jemals meinen Rath darüber, welche Universität sein Sohn beziehen solle, verlangt, und ich bin nicht gewohnt, meinen Rath irgend jemanden, und zumal ungefordert, aufzudringen. Blos zufälligerweise erfuhr ich, daß der junge Grabbe in Leipzig studiren solle, als sein Vater mir anzeigte, daß er nach Lemgo gehen wolle, um desfalls mit Ew. Wohlgeb. eine Verabredung zu treffen; und alles was ich darauf erwiederte bestand in der Aeußerung meines Bedauerns, daß ich keinen Bekannten in Leipzig mehr hätte, an den ich seinen Sohn empfehlen könnte. Ich bin also ganz gleichgültig dabei, wo der junge Grabbe studirt.

Erst jetzt habe ich vom Vater erfahren, daß er seinem Sohne die vollkommenste Freiheit in der Wahl seiner Studien sowol, als der von ihm zu besuchenden Universität gelassen habe, und daß dieser aus eigener Bewegung das juristische Studium und die Universität Leipzig, wenigstens zum Anfang desselben, gewählet habe, und daß er bei diesem Beschlusse unabänderlich beharren wolle. Hr. Grabbe ersucht mich, Ew. Wohlgeb. zu bitten, Ihrem Herrn Sohn gelegentlich zu schreiben, sich mit dem Miethen einer Wohnung für seinen Sohn nicht weiter zu bemühen. Der hiesige Gastwirth Hr. Seiff hat einen Bruder in Leipzig, der die Sorge dafür gerne übernimmt, und mit jenem kann Grabbe alle Rücksprache nehmen, welcher im Stande ist, seinen Sohn in eine solche Lage zu setzen, daß er Niemanden lästig zu werden braucht. Hiebei finde ich aber auch ganz und gar keinen Beruf, denselben aus den von Ew. Wohlgeb. mir bemerklich gemachten Gründen von Leipzig abzurathen. Ich habe 7 Jahre daselbst zugebracht und kenne daher alle Umstände dieser Universität genau. Freilich ist es seit 40 Jahren theurer in Leipzig geworden, aber auf welcher

andern Universität wäre dieses der Fall nicht? Ich weiß wol, daß es Logisvermiether giebt, welche die Bedingung machen, daß der Student seine Stube einem Meßfremden während der Messe cedire, aber darum wird jener noch nicht auf die Straße herausgeworfen, man weiset ihm nur eine andere Schlafstelle oben im Hause, oder hinten heraus an. Daß dieses noch so ist, bezeugt der Schullehrer Nieländer, der ein Jahr lang auf öffentliche Kosten in Leipzig unterhalten worden ist. Nie bin ich, oder einer meiner Landsleute und Bekannten in dem Falle gewesen, während der Messe mein Logis einem Fremden zu räumen. Dergleichen Logis, welche in den Messen von Fremden eingenommen werden, werden gewöhnlich an Einländer vermiethet, welche während der Messe nach Hause reisen.

Während ich in Leipzig studirte, stand diese Universität in dem Ruf, daß sie am wenigsten Ferien habe. Wenigstens machte auch kein einziger Professor, außer den Meßferien, noch besondere Brunnenferien, wie die Göttinger Professoren damals zu machen gewohnt waren, von welchen viele jährlich regelmäßig nach Pyrmont giengen. Ohne Ausnahme fiengen alle Collegia den Montag nach der Zahlwoche an. Gewöhnlich dauerten während der Messen die Ferien nur 14 Tage, nämlich von Einläuten der Messe bis zum Sonnabend der Zahlwoche und weit entfernt, daß in der, wenn ich nicht irre, sogenannten Böttcher Woche, d. i. der Woche vor dem Einläuten[17] allgemein schon Ferien gemacht worden seyn sollten, verdoppelten in derselben die meisten Professoren ihre Stunden, um mit ihrem Compendio noch fertig zu werden. Während der unbedeutenden Neujahrmesse wurde gewöhnlich, wenigstens von den meisten Professoren, fortgelesen, höchstens

17. Die Leipziger Messe dauerte ursprünglich sieben Tage und wurde durch die Kirchenglocken ein- und ausgeläutet. In der darauf folgenden Woche war schon in früher Zeit ein Tag als Zahltag bestimmt worden, zum Ausgleich der Abrechnungen zwischen den Meßgroßhändlern. Bald wurde die ganze Woche Zahlwoche genannt und erst zum Großhandel, dann auch zum Kleinhandel benützt. Allmählich wurde die Messe zu Ostern und zu Michaelis auch auf die Woche vor dem Einläuten, die sogenannte Böttcherwoche, ausgedehnt, so daß diese beiden Hauptmessen schließlich drei Wochen dauerten. Vgl. Ernst Kroker, „Leipzig". (= Stätten der Kultur. Bd. 5.) Leipzig, Klinkhardt & Biermann. O. J. S. 18/9. Ernst Hasse, „Geschichte der Leipziger Messen." Leipzig, Hirzel. 1885. S. 176/7. 211.

8. Tage ausgesetzt. Sollte dieser Fleiß jetzt von Leipzig gewichen seyn? Hätte er auch nachgelassen, welche unzählige andere Vortheile biethet Leipzig dem Studenten dar, die er auf keiner andern Universität antrift?“

Nachträglich zog es der Zuchtmeister vor, sich bei Erlangung eines Zimmers für seinen Sohn doch der Vermittlung Helwings zu bedienen. Wiederum ließ er ihm seine Nachricht durch den Archivrat zukommen, was diesen veranlaßte, in einem zweiten, vom 8. April datierten Schreiben[18] die im ersten gegebenen Aufschlüsse in einer bemerkenswerten Weise zu ergänzen. In dem Briefe heißt es:

„Der Zuchtmeister Grabbe hat mich ersucht, Ew. Wohlgeb. zu versichern, daß er gewiß empfindet, was er Ihnen und Ihren Herrn Sohn für dasjenige, was Sie auf seine Bitte gethan haben, schuldig ist. Er hat erst später nach dem Ihnen gemachten Gesuch erfahren, daß der Hr. Gastwirth Seiff allhier einen Bruder hat, der in Leipzig wohnt. Und es war blos Absicht Ew. Wohlgeb. weitere Bemühungen zu erspahren, wenn er äußern ließ, daß er mit Herrn Seiff hier in loco alles näher bereden könnte. Jetzt abstrahirt aber Grabbe von aller zu Ratheziehung des letztern und will ganz danckbar acceptiren, was Sie und Ihr Herr Sohn für ihn gethan haben. Es bedarf also keiner Aufbestellung des vorläufig in Beschlag genommenen Logis und bittet Grabbe daß Sie keinen Unwillen auf ihn werfen wollen.

Was nun mich betrift: so bin ich ganz damit einverstanden, daß nach den zwischen mir und Grabben existirenden Verhältnissen, und nach der Wärme, mit welcher ich immer bei allen Vorfällen für Grabbe und besonders für die Verbesserung seiner Finanzlage mich verwandt habe,[19] und auch nach dem täglichen Verkehr, der zwischen uns Statt findet, jedermann glauben konnte, Grabbe ziehe mich auch in Privatangelegenheiten, und besonders in Hinsicht auf seinen Sohn zu rathe. Aber dieses ist d u r c h a u s ich wiederhole es, **durchaus** nicht der Fall. Grabbe hat nie Rath mit mir gepflogen, was er aus seinem Sohn machen soll, nie

18. Q 13 b.

19. Diese Behauptung wird durch die Akten des Zuchthauses (vgl. Q 150 w, 151 a, e) und der Leihbank (vgl. Q 153 k, o-u) in vollem Maße bestätigt.

mich gefragt wo er ihn studiren lassen und noch weniger, wie er etwan sein Studiren anfangen und einrichten soll? Der junge Grabbe hat das Lob aller seiner Lehrer, daß ihn an Talent, Fleiß und Geschicklichkeit kein anderer Schüler jemals übertroffen habe. Der Vater wird glauben, daß dem Sohne niemand besser rathen könne, als Er sich selbst. Der Sohn hat aber einen bizarren Zug in seinem Charakter, vermuthlich ein Erbtheil von der Mutter. Er hat eine unbeschreibliche Menschenscheu. Wenn ich durch die eine Thüre in das Zimmer seines Vaters trete, wischt er zu der andern heraus, und wenn er mir auf der Straße begegnet, so könnte er mich nicht mit einer größern Gleichgültigkeit grüßen, als wenn ich ein von Constantinopel angekommener Fremde wäre. Und doch weiß der junge Mensch, daß ich mich für ihn interessire. Mehrmals habe ich bei guten Gelegenheiten dem Vater zu erkennen gegeben, wie gerne ich zu d e r Bildung seines Sohnes, die er im väterlichen Hause nicht erhalten hat, etwas beitragen wolle, und daß ich es gerne sehen würde, wenn er zuweilen mein Haus frequentirte, worin er von meiner Frau und Tochter eben so gut aufgenommen werden würde, als von mir selbst. Die Antwort des Vaters war immer: dazu kann ich meinen Christian nicht bringen. Ich schwieg also zuletzt.

Ich konnte unter diesen Umständen es wol befremdend finden, wenn man glaubte, ich hätte aus b l o ß e r V o r l i e b e f ü r L e i p z i g dem Grabbe einen Rath gegeben, den er befolgt zu haben, wegen der großen Kosten bereuen würde. H r. C D. H e l w i n g hat aber hierüber nichts gegen Grabbe geäußert — Der Bothe gehet ab, ich muß schliessen."

An der Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit dieser Niederschriften zu zweifeln besteht, zieht man die Persönlichkeit des Archivraths in betracht, kein Anlaß. Es können darum aus ihnen die folgenden Schlüsse gezogen werden:

1) Daß Archivrat Clostermeier auf Grabbes Entscheidung für das Studium der Rechtswissenschaft und die Wahl Leipzigs als Universitätsstadt irgend einen Einfluß ausgeübt habe, wie es Ziegler (wahrscheinlich) behauptet, ist unzutreffend.

2) Dagegen wird durch Clostermeiers eigene Angaben dasjenige, was Ziegler sonst über dessen Einfluß auf den Bildungsgang

des jungen Grabbe überliefert, durchaus bestätigt. Die Uebereinstimmung in den Feststellungen der beiden Männer ist sogar — man beachte die gleiche Reihenfolge — so groß, daß die Vermutung nicht fern liegt, es habe Zieglern dies zweite Schreiben des Archivrats im Originale vorgelegen; was nicht unmöglich wäre.

3) Auffallend ist, daß die Angaben Clostermeiers auch mit denen Dullers in zwei Punkten übereinstimmen. Zunächst ähnelt das, was Jener über die Menschenscheu des jungen Grabbe sagt, der folgenden Stelle in der Dullerschen Biographie: „Dieser Eigensinn war so groß, daß er nicht einmal mit sich sprechen ließ, und, sobald er merkte, daß man in solcher Absicht in sein Zimmer kam, fortlief und sich versteckte. Außer seinen Eltern, Lehrern und Mitschülern grüßte und sprach er niemand; und wenn ihm bekannte Personen — ja sein Vater selbst — auf der Straße begegneten, kehrte er lieber um, oder machte Umwege, um Gruß und Rede zu vermeiden.“[20] Sodann muß bemerkt werden, daß hier wie dort im gleichen Zusammenhange das Wort „bizarr“ gebraucht wird. Man darf annehmen, daß Louise Christiane, auf deren Mitteilungen die fraglichen Stellen der Schrift Dullers beruhen, sich ihrerseits auf Aeußerungen ihres Vaters stützte, daß insbesondere das Wort „bizarr“ von diesem auch in Gesprächen der Familie gebraucht worden ist.

4) Alles hingegen, was Duller zu Anfang seines dritten Abschnitts von der „liebevollen geistigen Pflege“ erzählt, die der junge Grabbe von Seiten des edlen Mannes erfahren habe, muß gestrichen werden, denn es ist mit dem Inhalt von Clostermeiers zweitem Briefe an Helwing unvereinbar. Aus diesem Zeugnis geht zwar deutlich hervor, wie groß das Interesse des Archivrats an dem einzigen Sohne des ihm untergebenen Zuchtmeisters, wie groß seine Bereitwilligkeit gewesen ist, zu helfen und zu fördern, ebenso deutlich und unmißverständlich aber auch, daß es s t e t s beim Wollen geblieben ist, also auch in den Jahren, da Grabbe ein Knabe war.

Die von Duller überlieferte Episode mit dem lateinischen Spruch wird von Clostermeiers Angaben nicht berührt. Sie paßt zu dem Charakter des gütigen, aber sittenstrengen alten Gelehrten;

---

20. S. 12.

auch sonst kann sie für wahrscheinlich gelten. Darum kann man sie bestehen lassen. —

Clostermeier hat uns noch eine andere Aufzeichnung über Grabbe hinterlassen, die sieben Jahre später, zwei vor seinem Tode, niedergeschrieben ist. Sie hat tagebuchartigen Charakter und findet sich in den „Collectanea".[21] Aus ihr geht zunächst hervor, daß Grabbes Menschenscheu, nicht nur vor dem Archivrat und dessen Damen, auch späterhin die alte geblieben war.

Alle diese Mitteilungen Clostermeiers sind biographisch von hoher Bedeutung. Ueber die Natur der Eltern und des Sohnes, über das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, nicht zuletzt über das Wesen des Archivrates selbst geben sie bedeutsame Aufschlüsse.

Bemerkenswert ist, daß hier so frühe schon und von einem so einwandfreien und glaubwürdigen Zeugen die Beobachtung gemacht worden ist, daß dem Charakter Grabbes ein bizarrer Zug anhafte, und daß dieser Zug weiterhin als ein Erbteil von der Mutter her erklärt wird. Bekanntlich hat auch Ziegler einen solchen Zusammenhang zwischen dem Wesen von Mutter und Sohn gesehn. Er konstatiert, daß Jener etwas Leidenschaftliches und Hastiges eigen sei, weswegen sie manchmal auf Erfüllung wunderlicher Einbildungen, die sie sich in den Kopf gesetzt habe, mit Beharrlichkeit bestehen könne.[22] Nachher äußert er die Meinung, daß Grabbe allerdings ein guter Teil Barockheit und Starrsinn von seiner Mutter angeboren sei, wie er ihr anderseits die weibliche Erregbarkeit und Beweglichkeit verdanke, die ihm beiwohnten.[23]

Es fragt sich, was mit diesen Wendungen gemeint ist, von denen schon Piper[24] bedauernd festgestellt hat, daß sie sich allzu sehr im Allgemeinen bewegen und darum höchstens andeuten, aber nicht erklären. In der Tat würden wir Ziegler dankbar sein, wenn er seinen Nachrichten das eine oder andere Beispiel angefügt hätte.

Zunächst ist dies sicher, daß Ziegler zwei Wesenseigentümlichkeiten von der Mutter herleitet, die Gegensätze sind und darum zusammen nur bei einem Menschen gefunden werden konnten, der

21. Q 14 c = Begegnungen Nr. 16.
22. S. 9.
23. S. 12.
24. S. 13.

so voller Widersprüche war, wie Grabbe: Starrsinn und Beweglichkeit, das extrem Unveränderliche und das extrem Veränderliche. Klar ist ferner, daß die eine Gruppe durch das beigesetzte Adjektivum „weiblich“ noch nicht aus dem Umkreis des sozusagen Normalen herausgehoben wird, indeß durch den Umstand, daß dem Worte „Starrsinn“ das Substantivum „Barockheit“ vorausgeschickt wird, offenbar angedeutet werden soll, daß hier die Sphäre des Gewöhnlichen, Vernünftigen und darum ohne weiteres Verständlichen verlassen sei. Endlich soll sicherlich den Bezeichnungen: Barockheit und Starrsinn die vorhergehende Angabe zur Erläuterung dienen, und darum ist es notwendig, jetzt einmal zuzusehen, was damit gemeint sein könne. Sehr viel, das kann gleich gesagt werden, läßt sich aus diesen Angaben Zieglers nicht herausholen. Wenn er von wunderlichen Einbildungen spricht, auf deren Erfüllung Dorothea Grabbe manchmal mit Beharrlichkeit bestehe, so wird er feststellen wollen, daß sie die Neigung hatte, ihren Willen auf ein Ziel zu richten, das anderen absonderlich und schrullenhaft vorkam, und daß sie die Erfüllung solcher, abseits des Alltäglichen liegender Wünsche mit einem Aufwand von Kraft erstrebte, der zu dem Werte des Gewünschten in einem Mißverhältnis stand. Ueber die Art solcher Ziele, den I n h a l t ihrer Wünsche ist damit freilich noch gar nichts ausgesagt; ja selbst das wissen wir nicht, ob diese wunderlichen Einbildungen mit Dorotheens Mangel an höherer Bildung in einen erklärenden Zusammenhang gebracht werden sollen. Sieht man nun vollends sich das Wörtchen „weswegen“ an, durch das die Verbindung mit dem ersten Teile des Satzes hergestellt wird, so kann man damit überhaupt nichts anfangen. Die Leidenschaftlichkeit und Hast, die ihrem Wesen eigentümlich war, kann als seelischer Urgrund ihrer wunderlichen Einbildungen unmöglich begriffen werden.

Das eine aber wird aus diesen Darlegungen hervorgegangen sein: Wenn Clostermeier von einem bizarren Zuge und Ziegler von Barockheit und Starrsinn spricht, so meinen die beiden Zeugen nicht dasselbe, und die Uebereinstimmung ihrer Aussagen beschränkt sich auf die Konstatierung der Existenz einer Wesenseigentümlichkeit, die, vorsichtig ausgedrückt, auf der Grenze liegt zwischen dem Alltäglichen und Vertrauten und dem Abweichenden, dem Fremden und darum Befremdlichen. Im übrigen fehlt es aber auch in Zieglers

Darstellung nicht an Belegen dafür, daß Grabbe zuzeiten gern den Menschen aus dem Wege ging.

In erheblich stärkerem Maße wird durch Clostermeiers Aufzeichnungen ein Zug beglaubigt, den Ziegler uns von Grabbes Vater überliefert. Er schildert diesen[25] als einen friedlichen gelassenen Mann, als einen der Menschen, welche freundlich mit allem zufrieden scheinen und lächelnd alles Widerstrebende behandeln. Halten wir neben diese Charakteristik diejenige Clostermeiers, vergegenwärtigen wir uns vor allem die Szene aus dem Jahre 1827, die mit wenigen Strichen so lebendig und überzeugend skizziert ist: hier der Archivrat, der in liebevollem Eifer in den Zuchtmeister dringt, in schmerzlicher Entrüstung und ernster Sorge von den Entgleisungen des Sohnes spricht und so gern den Vater zum Helfer gewinnen möchte, und vor ihm der alte Grabbe, ständig seine Ruhe bewahrend und nur immer mit ein paar einfachen und gelassenen Wendungen replizierend — es ist, als habe jener eine Illustration zu Zieglers Passus liefern wollen.

Noch eine andere Erkenntnis gewinnen wir aus diesen Schilderungen; insbesondere aus der letzten Bemerkung Clostermeiers, wonach der Zuchtmeister ihm den Gefallen nicht tat, in die Verurteilung des Verfassers der „Dramatischen Dichtungen" einzustimmen. Wir erkennen daran die Liebe, mit der der Alte an seinem Sohne hing, man kann wohl auch sagen: zu ihm aufschaute; aber auch die Kehrseite dieser Liebe, die zur Schwäche geworden war. Dieser Vater, der so von seinem Sohne spricht, der so passiv ihm gegenübersteht, so völlig darauf verzichtet hat, nur das geringste an Einfluß auf ihn geltend zu machen, der zeigt mit alledem, wie sehr es in der Erziehung Grabbes an einer kraftvoll-männlichen Leitung gefehlt hat. Das Bild, welches wir uns darnach von der Art der Erziehung machen müssen, die der junge Grabbe in seinem Elternhause erfahren hat, wird ergänzt durch das bereits angeführte Selbstbekenntnis der Mutter, daß sie ihr Kind „sozusagen, mehr wie zuviel geliebt" habe, ein Geständnis, das wohl fast einer Selbstanklage gleich kommt, und das wiederum Zieglers Angabe bestätigt, es möchte wohl die Mutter nicht ganz frei davon sein, den

25. S. 7.

Knaben in seiner frühern Jugend verzärtelt und ihm zu viel zu Gute gehalten zu haben.[26]

Dies Moment der Schwäche in Grabbes Erziehung ist deswegen von so großer Bedeutung, weil es sich bei ihm um ein einziges Kind handelt, das noch dazu erst nach achtjähriger Ehe geboren wurde. Man hat diesem Umstande bisher kaum ernsthafte Beachtung geschenkt, was damit zusammenhängt, daß die Forschungen über die pädagogisch-psychologischen Probleme des einzigen Kindes erst in neuerer Zeit eingesetzt haben. In seiner, zwei Jahre vor Nietens Biographie erschienenen Schrift über „das einzige Kind und seine Erziehung“[27] hat Eugen Neter, ein Mannheimer Kinderarzt, auf die große Erschwernis, ja Gefahr für die körperliche und vor allem geistige Entwicklung hingewiesen, die ihm aus dem „Einzigsein“ erwachse (eine Gefahr, die Professor Adolf Baginski in seinem Vorwort zu dem Neterschen Buche für so bedeutend hält, daß er meint, es sei geradezu einer besonderen Gunst der Umstände zu danken, wenn die Einzigen wirklich gut gerieten), und zuerst die dadurch verursachten spezifischen Eigenschaften im Zusammenhange dargestellt.

Bei diesen spezifischen Eigenschaften des einzigen Kindes unterscheidet Neter zwei Gruppen.

Zur ersten rechnet er diejenigen Eigenschaften, die als eine Folge unzweckmäßiger oder verkehrter Erziehung aufgefaßt werden müssen. Dazu gehören: der Mangel an Mut und Geschicklichkeit, Unselbständigkeit, Unanstelligkeit zu allen praktischen Aufgaben, Frühreife und Altklugheit, dem der Mangel an kindlicher Einfalt und Naivität entspricht, ein sich von der Außenwelt abschließendes Empfindungsleben und eine Verweichlichung des Gefühls, das auch in eine ungesunde Richtung gelenkt werden könne, ein zu reales, zu kritisches Denken, das sich bis zu Mißtrauen steigern könne, Schüchternheit und Scheu vor fremden Menschen und anderen Kindern, Abgestumpftheit, Blasiertheit und Langeweile.

Bei der zweiten Gruppe nennt Neter diejenigen Eigenschaften, die durch den Ausfall gewisser erzieherischer Faktoren bedingt

---

26. S. 10/11.

27. (Der Arzt als Erzieher. Heft 25.) München, Verlag der Aerztlichen Rundschau. 1906. 7. u. 8. verm. Aufl. 1925.

seien, vor allem den Egoismus des einzigen Kindes, ein Symptom, das schon von Ziegler in einer besonderen Studie untersucht worden war.[8] Ferner führt Neter bei dieser Gruppe auf: den Mangel an sozialem Gemeinsinn, an Nächstenliebe, an dem Gefühl des Wohlwollens gegen andere, die im Vergleich zu anderen Kindern größere Armut und Kälte des Gefühlslebens, eine außerordentliche Empfindsamkeit, die es dem „Einzigen" oft später recht schwer mache, den Kampf des Lebens zu bestehen, nicht selten verbunden mit einer geringen Ausbildung der Willensenergie, eine zu abstrakte, zu wenig erlebte Kenntnis der Menschen und Dinge, endlich die Gefahr des Ueberwucherns der Phantasietätigkeit.

Auch dem Nervenleben des einzigen Kindes droht nach Ansicht Neters aus der ganzen isolierten Lebensweise eine ernste Gefahr.

Schon aus diesen knappen Angaben leuchtet ein, wie fruchtbar die Anwendung dieser Ergebnisse medizinischer Erfahrungen und Forschungen auf die Persönlichkeit Grabbes sein muß. So vollständig sind alle die aufgezählten Symptome bei ihm vorhanden, daß man ihn geradezu als den Prototyp des einzigen Kindes bezeichnen darf, und daß, wenn es Neter darauf angekommen wäre, seine Beobachtungen und Behauptungen an einem praktischen Falle zu belegen, er kaum ein geeigneteres und überzeugenderes Beispiel — um nicht zu sagen: Schulbeispiel — hätte finden können, als Grabbe.

In einem der positiven Teile, die nach dem ursprünglichen Plane diesem kritischen folgen sollten, war einer solchen Anwendung der Neterschen Ergebnisse auf den Fall Grabbe ein besonderer Abschnitt gewidmet. Sie muß nunmehr einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben. Einstweilen muß es genügen, zum ersten Male auf diesen bedeutungsvollen Zusammenhang hingewiesen zu haben.

b) Der Berliner Aufenthalt.

Eine Arbeit, deren Zweck es ist, Legenden zu zerstören und die geschichtliche Wahrheit aufzusuchen, würde ihrer Aufgabe nur

---

28. K. Ziegler: Zum Egoismus einziger Kinder. (Die Kinderfehler. Zeitschrift für Kinderforschung mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Pathologie. Jg. 5. 1900. S. 89/101.)

unvollkommen gerecht, ginge sie an einer Periode in Grabbes Leben vorüber, die schon von Immermann die „mythische“ genannt worden ist. Um dreierlei handelt es sich bei dieser Betrachtung: erstens um die wirtschaftliche Grundlage von Grabbes Berliner Existenz, zweitens um den Ort der berühmten Zusammenkünfte, drittens um den Geist dieses literarischen Zirkels, dem Grabbe angehört hat.

I.

Was zuerst die wirtschaftlichen Bedingungen angeht, unter denen Grabbe von Ostern 1822 bis zum März 1823 in Berlin gelebt hat, so hat er selbst mit seinem Briefe an den Kronprinzen von Preußen gleichsam das Bild bezeichnet, unter dem man diese äußere Existenz sehen solle: es ist das des abgerissenen, hungernden Bohemiens, der in Ermangelung eines Gänsekiels sein Lustspiel mit einem abgebrochenen Schwefelhölzchen niederschreibt. Die gleiche Vorstellung mag der einen oder anderen jener Sagen und Mären zugrunde gelegen haben, von denen Immermann spricht. Ein paar von ihnen sind uns überliefert worden. Noch zu Lebzeiten des Dichters erzählte Heinrich Laube in den, 1835 erschienenen „Modernen Charakteristiken“, wie Grabbe eines Abends sehr spät mit einem Bekannten die literarische Gesellschaft verläßt, in welcher er gelegentlich erschien. Die beiden „schlendern durch die stillen Berliner Straßen, Grabbe ist aufgeregt, und dichtet und raisonnirt auf das Lebhafteste. Im Zuge der Rede tritt er mit in's Haus und Zimmer des Bekannten, und schläft bei ihm. Am andern Morgen läßt dieser Kaffee und Semmel bringen — Grabbe frühstückt mit bestem Appetite, aber schweigsam, dann steht er auf, reicht jenem die Hand, und sagt mit tonloser Stimme: Ich danke Ihnen, es war seit drei Tagen das Erste, was ich wieder zu essen und zu trinken hatte. — Damit geht er . . .“[1]

Als ein unmittelbarer Zeuge hat Heine manches an persönlichen Erlebnissen und Eindrücken überliefert; auch diese Mitteilungen, viel zitiert, haben einen vorherrschend anekdotischen Charakter und laufen gern darauf hinaus, die äußere Armseligkeit

1. Q 138.

des einstigen Kommilitonen darzutun. Die eine hat Kalisch aus dem Munde des Dichters aufgezeichnet,[2] den er in Paris besuchte. Darnach hatte Grabbe einmal in Berlin behauptet, daß Heine, von seinem Mantel behaglich durchwärmt, südlich glühende Lieder bequem dichten könne, während er, in einem fadenscheinigen, lebensmüden Rocke dem unverschämten Berliner Winde ausgesetzt, seine dramatischen Stoffe aus dem fernen Norden holen müsse.[3] Die andere ist in den „Memoiren" enthalten; es ist die kleine Geschichte von den silbernen Löffeln.[4]

Freilich hat es nicht an Kritik gefehlt. Heinrich Laube hat sie sogar an sich selbst geübt: es komme nicht darauf an, — so bemerkt er nämlich hinterdrein, damit den Bericht ins Symbolische umbiegend — ob die Sache wörtlich wahr sei, und es dürfe Grabben sehr gleichgiltig sein; wenn auch nur im Materiellen, so charakterisiere es doch seinen frühen Kampf mit der Welt.

Auch Heinen ist es nicht erspart geblieben, daß man seine Anekdote von den silbernen Löffeln unter die kritische Lupe nahm und sich daran machte, den „historischen Kern" herauszuschälen. Nun bleibt nichts übrig als, Kritik an Kritik übend, einen Augenblick dabei zu verweilen. In seiner Grabbe-Ausgabe[5] hat Grisebach nach Köchys Angaben mitgeteilt, wie sich in Wahrheit diese Geschichte zugetragen habe. Aber schon vorher hatte Wilhelm Oesterhaus[6] dem kleinen Vorfall eine ganz andere Deutung gegeben, indem er schreibt, bei diesen Löffeln habe es sich um Pfänder aus dem Detmolder Leihhause gehandelt. Es sei nämlich deren Verwaltern nicht immer leicht gewesen, die versetzten Gegenstände zum Annahmepreise loszuwerden, und in Berlin möchte dazu mehr Gelegenheit gewesen sein, als in dem kleinen Detmold. Danach hätte also Grabbe diese „Versilberungen" im

---

2. Q 132.
3. Vgl. dazu die Stelle im Brief des Vaters vom 25. Dezember 1822: „Daß Dein Zahnweh sich wieder einstellt, thut uns leid, und Du mußt Dich ja warm halten, Du hast ja eine große Mantel." (Die Briefe des Vaters werden nach den Originalen der Lippischen Landesbibliothek in Detmold zitiert, da der Text der Ausgaben z u unzuverlässig ist.)
4. Q 51, S. 468.
5. IV X (= Q 128 b.)
6. Q 143, S. 10/11.

Auftrage seines Vaters vorgenommen. Nun, man muß schon sagen: da klingt Köchys Bericht immer noch um einiges wahrscheinlicher! Denn daß der peinlich gewissenhafte Leihbankverwalter zu solch delikaten Geschäften der Hilfe seines, darin nicht eben sehr verläßlichen und bewanderten Sohnes sich sollte bedient haben, wird wohl niemand überzeugend finden. Zum Ueberflusse sei bemerkt, daß auch das Statut der Lippischen Leihbank vom Jahre 1804 (im § 13) für nicht eingelöste Pfänder die öffentliche Versteigerung vorsah.[7]

Nun sind aber beide Deutungen von vorn herein verfehlt. Grabbe konnte nämlich schon deswegen gar kein Dutzend silberner Löffel versetzen oder verkaufen, weil man mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit glaubhaft machen kann, daß er überhaupt nur einen solchen Löffel mitbekommen hat. Im Brief vom 21. Juli 1820 fragt nämlich Adolph Henrich Grabbe bei seinem Sohne an: „Du hast Deinen silbernen Löffel aus dem Ranzen unterwegs doch nicht verlohren?“ Man hätte diese Stelle ja längst herangezogen haben können. Bekanntlich hat aber Blumenthal von den Briefen des Vaters einen sehr ungenauen Text gegeben und mit manchem andern, höchst charakteristischen Satze auch den zitierten einfach weggelassen. Niemand hat später den Ehrgeiz gehabt, es besser zu machen; nun rächen sich diese philologischen Unterlassungssünden!

Damit nicht genug, Grabbes legendäre Silberschätze auf das reale Maß zurückgeführt zu haben, kann man noch einen Schritt weiter gehen und nicht minder glaubhaft machen, was aus dem übriggebliebenen einen Löffel geworden ist. Die bisherige Forschung hat nämlich noch etwas anderes übersehen, und zwar den Bericht Zieglers, der ergänzend neben dessen Biographie tritt[8] und der jetzt auch in den „Begegnungen“ (unter Nr. 3) nachgelesen werden kann.

Es sei nicht verschwiegen, daß Grabbe selbst, der des Besuches in einem Briefe an die Eltern[9] kurz Erwähnung tut, die Sache ein wenig anders darstellt; die Tatsache einer Abweisung kann aber auch er nicht leugnen. —

---

7. Lippische Intelligenzblätter vom Jahre 1804, Nr. 11, Beilage.
8. Q 148.
9. Vgl. WW V 245, 27/9.

So wenig man nun auch geneigt war, all dies Anekdotische wörtlich zu nehmen, für Spiegelungen der Wirklichkeit nahm man es doch. So meint Behrens,[10] an den Kronprinzenbrief anknüpfend und die Bemerkung vom Genie und dem Hunger: „midt i al Mystificationen — ligger noget selvoplevet til Grund for denne Udtalelse. De Pengeforsendelser, han fik hjemme fra, strakte ikke til."[11] Und dann erzählt er die von Kalisch überlieferte Geschichte. Auch Nieten nennt[12] den Berliner Studenten „arm und hungrig", hat aber für das zweite eine andere Erklärung. Die Schuld daran, so meint er nämlich, habe weniger an den spärlichen Mitteln, als an der Art der Verwendung gelegen: „Der Monatswechsel ging für Theater und Spirituosen, auch für das Abschreiben der Stücke drauf; im übrigen darbte und hungerte er." Darauf folgt Laubes „bezeichnende" Episode (aus den „Modernen Charakteristiken").

Es entsteht also die Frage: wie hoch waren die Mittel, mit denen Grabbe als Berliner Student oder als Student überhaupt seinen Lebensunterhalt bestreiten mußte, und: konnte er damit auskommen? Für die Beantwortung dieser Frage steht genügend Material zu Gebote; die kleine Untersuchung kann zugleich als ein Beitrag zur Kenntnis der wirtschaftlichen Lage des deutschen Studenten um 1820 gelten.

Auf die folgenden drei Punkte ist sie gerichtet:

1) Ueber welche Summe konnte Grabbe jährlich verfügen?

2) Wie hoch beliefen sich die Ausgaben, welche er davon bestreiten mußte?

3) Wie war seine finanzielle Lage im Vergleich zu der anderer Studenten der Zeit?

1.

Unterm 12. Juni 1820 schreibt der Zuchtmeister an seinen Sohn: „Daß dieses Jahr Dir das theuerste ist läßt sich denken, und kanst dafür die andern Jahre für weniger Leben wenn Du einmal eingerichtet bist. Wenn Du auch in diesem Jahr über 300 Rthlr. haben mußt kömmt nicht darauf an. Auf 900 Rthlr. kannst Du

10. S. 39.

11. inmitten aller Mystifikationen — es liegt doch dieser Aeußerung etwas Selbsterlebtes zugrunde. Das Geld, das von zu Hause kam, reichte nicht.

rechnen, wenn wir gesund bleiben, die Du zum Studiren verwenden kannst. Wenn es Dir an Gelde fehlt mußt frühzeitig schreiben.“ Selbstverständlich konnte der Vater eine für seine Verhältnisse sehr beträchtliche Summe nicht aus den laufenden Einnahmen flüssig machen; er hätte es vermutlich selbst dann nicht gekonnt, wenn Dullers Angabe[13] zutreffend wäre, daß sein „kärgliches“ Jahresgehalt 400 Taler betragen habe. Es ist seltsam, wie man zu damaliger Zeit eine so ungewöhnlich irreführende Zahl hat nennen können. Ginge sie auf Louisen zurück, so würde das beweisen, wie fremd ihr diese Dinge gewesen sein müssen. In Wirklichkeit stak in jener Summe ein Gutteil an Ersparnissen früherer Jahre, wie das auch von Ziegler[14] festgestellt wird, und zuversichtlich hatten sichs beide Eltern redlich sauer werden lassen, ihr Ziel zu erreichen. Es würde eine höchst reizvolle Aufgabe sein, das im Einzelnen darzutun und sozusagen eine kleine Geschichte dieser Vermögensbildung zu schreiben. An Belegen würde es nicht fehlen. Der Versuchung muß widerstanden werden; es möchte eine Biographie des Vaters daraus werden. Hier genüge ein Hinweis auf die beigegebene Tabelle; diese zeigt, was Adolf Henrich Grabbe als Zuchtmeister verdiente.

Die angeführte Briefstelle scheint zu lehren, daß die Eltern die jährlich ausgeworfenen 300 Rtlr. aus den laufenden Einnahmen voll machten.[15] Auch ist es das wahrscheinlichere, daß in diese Summe die Zuschüsse aus einem Stipendium eingerechnet waren, welches dem Sohne für ein dreijähriges Studium bewilligt worden war. Kämen sie hinzu, so würde wohl der Vater irgend einmal dessen Erwähnung getan haben. So aber scheinen die 300 Rtlr. doch das Maximum zu sein.

Von diesem Stipendium ist den zeitgenössischen Biographen nichts bekannt. Erst Grisebach hat, an Hand des Materials der Detmolder Landesbibliothek, von dieser Angelegenheit gesprochen,[16] ihre Darstellung jedoch nur bis zu dem Reskript der

---

12. S. 31.
13. S. 7.
14. S. 9.
15. Die Stelle: „wenn wir gesund bleiben“ könnte allerdings auch den Sinn haben: und nicht selbst vom Ersparten nehmen müssen.
16. Vgl. WW IV V/VII.

Fürstin Pauline vom 7. Februar 1818 geführt. Er schließt mit der Bemerkung, der Vater scheine dann auf die Sache nicht wieder zurückgekommen zu sein. Dies letzte aber ist ein Irrtum. Den wahren Sachverhalt ergeben die eigentlichen „Acta das Stipendium 11/m virginum et st. crucis betreffend", die freilich nicht in der Landesbibliothek, sondern im Konsistorium zu Detmold aufbewahrt werden.[17]

Dort findet sich zunächst, eigenhändig geschrieben, die „Unterthänigste Bittschrift des Zuchtmeisters Grabbe allhier" an „Ihro Hochfürstliche Durchlaucht die gnädigst regierende Vormünderinn und Regentinn", „die gnädigste Verleihung einer Anwartschaft auf die Stipendien zum Studiren für seinen Sohn betr." Sie hat folgenden Wortlaut:

Durchlauchtigste Fürstinn
Gnädigste Fürstinn und Regentinn!

Mein einziger Sohn Christian Dieterich Grabbe hat eine unwiderstehliche Neigung zum Studiren, und habe ich daher, so beschränkt auch meine Vermögens:Umstände und die Zeiten schwer sind, alles Erforderliche angewandt, um ihn in den Stand zu setzen, das hiesige Gy[m]nasium mit Nutzen zu frequentiren.

Er stehet jetzt in seinem 17ten Jahr, und ich kann und will ihn von seinem Vorsatz, sein Studiren auch auf Universitäten fortzusetzen, und sich dadurch für den gelehrten Stand völlig auszubilden, und in demselben seinem Vaterland, wenn es die göttliche Vorsehung will, dereinst seine Kräfte und Dienste zu widmen, nicht zu bringen.

Daß es meinem Sohn nicht an Talent zum Studiren, auch nicht an Eifer und Fleiß darinn fortzurücken, fehlt und sein sittliches Betragen gut ist, das wollen Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht gnädigst aus den unterthänigsten angeschlossenen Zeugnissen seiner Lehrer, des Herrn Rector Koeler,[18] Conrector Möbius,[19] Legations:Rath Preuß[20] und Raths Falkmann[21] zu ersehen geruhen.

17. Q 155.
18. Q 69.
19. Q 74.
20. Q 86.
21. Q 23.

Da es mir nun, wenn ich auch, wie ich mit Freuden thue, alle meine Ersparnisse für das Studiren meines Sohnes aufopfere, doch nicht möglich wird, alle Kosten desselben zu bestreiten: so wage an Ew. Hochfürstliche Durchlaucht ich die unterthänigste und demüthigste Bitte, daß Höchstdieselben mir die hohe Gnade erzeigen wollen, meinem Sohn eine Anwartschaft auf die zur Verleihung Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht stehenden Stipendien für 3 Jahre huldvoll zu ertheilen.

Diese landesmütterliche, mein väterliches Herz erleichternde, Fürsorge werde ich lebenslang mit dem tiefesten Dank erkennen, und derselben würdig zu sein mich bestreben, als

Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht
allerunterthänigster und getreuester Knecht.

Am 7. Februar ging das Gesuch ein. Noch am selben Tage entschied die Fürstin Paulina eigenhändig: „remissum um den Zuchtmeister Grabbe dahin zu bescheiden, daß da keine Expectanzen ertheilt werden, sein fähiger Sohn zu seiner Zeit sich zu melden habe, und um ihn wann er es wünscht die Zeugniße zu retradiren."

Die, gleichfalls unterm 7. Februar ergangene Antwort an den Zuchtmeister übernahm den Wortlaut der Fürstin.

Aus dieser Mitteilung nach den Akten ergibt sich, daß in derjenigen Grisebachs noch ein anderer Irrtum zu berichtigen ist. Das, was er im Auszuge abdruckt, ist nämlich gar nicht die Resolution der Fürstin, sondern ein von ihr an den Archivrat Clostermeier geschriebener Brief, von dem ihm aber auch nicht das (im Lippischen Landesarchiv befindliche) Original, sondern eine Kopie von der Hand des Zuchtmeisters vorgelegen hat.[22]

Der weitere Verlauf der Sache ist nun der: Unterm 13. Oktober 1819 bewarb sich Hauptmann Meister um ein Stipendium für seinen Sohn, den er zum Studium der Theologie bestimmt hatte. Dazu erstattete das Konsistorium folgendes Gutachten: „Die Stipendien 11/m Virg. et S. crucis, welche gewöhnlich vereinigt vergeben werden, sind für die drei Jahre 1820. 21. 22. disponibel. Es haben

22. Vgl. Q 82.

sich zwei Jünglinge durch ihre Väter um sie beworben, der Sohn des Hauptmanns Meister und der Sohn des Zuchtmeisters Grabbe. Beide Jünglinge sind talentvoll und beide sind mit Erfolg fleißig gewesen. Gegen ihr Betragen läßt sich auch übrigens nichts erinnern. Es wird fast unmöglich, einen von ihnen ausschließlich unterthänigst in Vorschlag zu bringen und Consistorium stellt es deswegen Sereniss. Reg. Hochfürstl. Durchlaucht Gnade anheim, wem von Beiden mit bezug auf andere Verhältnisse das fragliche Beneficium conferirt, oder ob vielleicht Beiden die Hälfte zugetheilt werden soll, in welchem Falle Grabbe die Hebung übernehmen könnte."

Dieses Gutachten, datiert vom 1. April 1820, ist vom Generalsuperintendenten Weerth geschrieben und außer von ihm vom Kanzler v. Funck unterzeichnet. Durch Randbemerkung entschied die Fürstin: „Bey gleicher Qualification und beynahe gleichem Bedürfniß genehmige ich die Theilung der Stipendien und conferire die eine Hälfte dem jüngeren Meister, die andere Grabben es paslich findent, daß lezterer die Hebung übernehme."

Welcher Betrag dem Zuchtmeister aus diesem Stipendium zugute kam, läßt sich nicht auf Heller und Pfennig angeben. Vor allem fehlt in den Akten seltsamerweise jeder Nachweis darüber, was er während der drei in betracht kommenden Jahre gehoben hat. Auch die vorangegangenen und späteren Leistungen können keinen Anhalt geben, erstens, weil es sich z. T. um Naturalleistungen handelte und es von den jeweiligen Fruchtpreisen abhing, was sie erbrachten, zweitens, weil die Höhe der Gesamtbezüge gar nicht konstant gewesen zu sein scheint. Aus einer Aufstellung vom Januar 1817 geht hervor, daß die Einkünfte aus den beiden Benefizien zusammen in 16 Rtlrn. 19 Gr. 2 Pf. an barem Gelde, und in 88 Scheffeln 1 Metze Hafer, 25 Scheffeln 1 Metze Roggen und 3 Scheffeln Gerste bestanden. Dagegen werden die Bezüge auf einem Schriftstück vom 29. Oktober 1822 wie folgt angegeben: 24 Rtlr. 19 Gr. 3 Pf. an barem Gelde, 21 Scheffel Roggen und 84 Scheffel Gerste. In dem Schriftstück selbst wird der volle Betrag beider Stipendien auf jährlich etwa 80—100 Rtlr. taxiert. Legt man die im Durchschnitt des Jahres 1820 in Detmold erzielten Getreidepreise zugrunde, die für Roggen 1,9, für Gerste 1,2 Rtlr. be-

trugen,[23] so käme man allein bei den Naturallieferungen auf rund 140 Rtlr. In den beiden anderen Jahren standen allerdings beide Fruchtarten nicht unwesentlich niedriger. Es kosteten im Durchschnitt: Roggen 1821: 1 Rtlr. 7½ Gr., 1822: 1 Rtlr. $8^{1}/_{12}$ Gr., Gerste 1821: $34^{5}/_{6}$ Gr., 1822: $32^{5}/_{6}$ Gr.[24]

Darnach wird man, bei vorsichtigster Schätzung, doch annehmen dürfen, daß Grabben aus der Hälfte der Stipendien alles in allem mindestens 50 Rtlr. im Jahre zu gute kamen.

2.

Am 5. Mai 1820 wurde Grabbe an der Leipziger Universität inskribiert. Er hatte sogleich ein geeignetes Logis gefunden;[25] es befand sich auf dem Thomaskirchhof Nr. 102, im Hause von Dr. C. A. Kürzels Erben.[26] Vorher hatte es Pustkuchen einmal bewohnt, der nachher Amtsnachfolger Grabbes geworden ist. Sowie der Vater das hörte, befragte er sich bei jenem, wie es wäre, und er freute sich, als er hörte, es seien gute Leute. Der Sohn aber, des Umgangs mit Gelde ungewohnt und darum anfangs in sichtlicher Angst, daß er zuviel ausgeben möchte, teilte den Eltern mit, daß er „auf Michaeli noch eine wohlfeilere Stube bekommen“ könnte, und fragte an, wie er sich verhalten solle. Der Vater antwortete: das müsse er selbst am besten wissen; „je wohlfeiler je besser“.[27] Darauf zog Grabbe nach Ablauf des ersten Semesters um, aber er blieb im selben Hause.[28] Sein neuer Wirt hieß Wenzel. Der Vater war mit diesem Schritte einverstanden. „Dein Quartier“, so schreibt er unterm 29. September dem Sohne, „mit Aufwartung Betten p. ist wirklich, und dazu meßfrei nicht zu theuer, wenn es irgend möglich ist und Dir Deine Stube gefällt, so bleib darinn, so lange Du in Leipzig Studiren willst.“ Und ein wenig später fragt er: „Was hat

---

23. Vgl. Lippisches Intelligenzblatt Nr. 52 vom 23. Dez. 1820, S. 415/16.

24. A. a. O. Nr. 51 vom 22. Dez. 1821, S. 407/8; Nr. 50 vom 14. Dez. 1822, S. 399/400.

25. Aus der Stelle im Brief des Vaters vom 12. Juni 1820: „Daß Du so gleich ein Quartier erhalten freuet uns ...“ ergibt sich, daß es sich Grabbe schließlich doch selbst gesucht hat. (Vgl. S. 292.)

26. Jetzt Nr. 4.

27. Brief vom 12. Juni 1820.

28. Nach dem Brief des Vaters vom 29. September 1820.

Dein neuer Wirth für ein Gewerbe hat er Familie und wie stark wer verrichtet Deine Aufwartung?“ Grabbe folgte dem ihm erteilten Rate und blieb Herrn Wenzel treu. Als dieser umzog, folgte er ihm in die neue Wohnung. Diese befand sich Burgstraße Nr. 142, im Hause der Frau Dr. Kaulfuß.[29] —

Der Uebergang von der Umsorgtheit des Elternhauses zu der selbständigen Existenz und eigenen Wirtschaft des Studenten fiel dem jungen Grabbe zu Anfang nicht eben leicht. Nun zeigte es sich vollends, daß ihn die Mutter, als ihr einziges Kind, nach Kräften verwöhnt hatte, und daß die kleinen Dinge des praktischen Lebens ihm noch ziemlich fremd waren. Auch die Mutter wußte ganz gut, daß er „mit den häußlichen Werken so recht nicht umgehen“ könne.[30] So wurde ihr nun bange bei dem Gedanken, wie es gehen werde, da sie ihrem Christian das Essen nicht mehr nachtragen könne, und sie fürchtete, er würde damit betrogen werden; hierin werde sie sich doch wohl irren, fügte der zuversichtlichere Vater hinzu.[31] In einem der ersten Briefe bat Grabbe die Eltern, daß sie ihm eine Schuhbürste besorgen möchten. Darauf konnte der Vater natürlich nur erwidern, die müsse er schon in Leipzig kaufen, denn sie würde mehr Postgeld kosten, als sie wert wäre.[32] Das glaubt man gern, wenn man liest, daß für die Beförderung eines Briefes von Detmold nach Leipzig 9 Mariengroschen und 3 Pfennige zu bezahlen waren.

Besonders ängstlich war Grabbe darauf bedacht, daß nichts zu teuer wäre; immer wieder mußten die Eltern begutachten und beschwichtigen. Auch hegte er den guten Vorsatz, Rechnung abzulegen. Der Vater lobte das:[33] das sei recht, besonders für ihn, daß er mit Rechnungen bekannt werde. Es scheint aber, daß nichts

---

29. Jetzt Nr. 20. — Der Umzug muß nach dem 21. September 1821 stattgefunden haben. Denn an diesem Tage wohnte Grabbe noch auf dem Thomaskirchhof. Dies ergibt sich daraus, daß er unterm 21. September den Eltern berichtet, der Deklamator Solbrig wohne in dem Hause neben ihm. (Vgl. WW V 232, 6/7.) Nach dem Leipziger Adreßkalender auf das Jahr 1822, S. 86 war aber das Domizil des Privatgelehrten und Deklamators Karl Fr. Solbrig Thomaskirchhof Nr. 98.

30. Brief vom 3. Juli 1820.

31. Brief vom 2. Juni 1820.

32. Brief vom 18. Mai 1820.

33. Brief vom 3. Juli 1820.

daraus geworden ist. Dafür bat dann Grabbe, man möchte ihm vorschreiben, wie lange er jedesmal mit dem gesandten Gelde auskommen müsse. Darauf antwortete der vorsichtige Vater: „dieses können wir nicht und es können Umstände eintreten, die man nicht voraussehen kann.“[34] Im übernächsten Briefe (vom 21. August) hielt er es aber doch für angebracht, dem Sohne einen Ueberblick über Einnahmen und Ausgaben des ersten Studienjahres zu geben. Darnach hatte Grabbe bis zu dem genannten Tage (ohne die Doppelpistole vom Archivrat) 238 Rtlr. erhalten. Davon rechnete der Vater für die Fahrt nach Leipzig ungefähr 40, und für das Logis während des Sommers mit Trinkgeld auch 40 Rtlr.,[35] so daß ihm während des ersten Semesters 158 Rtlr. zum Verzehren übrig geblieben seien. Es koste aber die erste Zeit alles mehr, und er denke, wenn der Sohn bis Ostern im ganzen 150 Rtlr. dazu erhalte (was dann für das erste Jahr 308 Rtlr. ergibt), wovon aber die Stube bezahlt werden müsse, so (das folgende ist im Brief zu ergänzen) sei wohl damit auszukommen.

In der Tat schickte sich Grabbe allmählich in die neuen Verhältnisse. Da auch mit guten Ratschlägen die Eltern nicht sparten, so erwarb er sich bald ihre Zufriedenheit.

Die nun sich einstellende Frage, wieviel zu damaliger Zeit ein Student für seinen Lebensunterhalt benötigte, kann nur für Leipzig mit einiger Genauigkeit beantwortet werden; wie es überhaupt für Berlin an Unterlagen für diese Erörterung fehlt. Ueber die Leipziger Bedingungen aber sind wir recht gut unterrichtet. Es werden nämlich die Briefe der Eltern auf eine willkommene Art ergänzt durch einen solchen des Archivrats Clostermeier (vom 27. Juli

---

34. Brief vom 21. Juli 1820.

35. Bei diesem Posten besteht eine Unklarheit. Während nämlich der alte Grabbe in dem herangezogenen Briefe 40 Rtlr. an Logiergeld ausdrücklich nur für den Sommer rechnet und bei den verbleibenden 150 Rtlrn. besonders bemerkt, dafür müsse auch die Stube bezahlt werden, hatte er im Briefe vom 3. Juli 1820 geschrieben: „Daß Du auf Michaeli ein neues Quartier meßfrei halbjährig mit 15 Rthlrn. beziehst, ist uns lieb“. Dies zweite paßt auch besser zu der in Heinrich Leberecht Fleischers Leipziger Studentenbriefen (a. a. O. S. 382) sich findenden Angabe, der gewöhnliche Preis für Stube, Kammer, Bedienung und Frühkaffee sei 40 Taler für das Jahr gewesen.

1820),[36] in dem dieser, an den vorangegangenen Meinungsaustausch über die Wahl Leipzigs anknüpfend, dem Buchhändler Helwing u. a. folgendes schreibt:

„Da wir so manches Wort über den jungen Grabbe gewechselt haben so bin ich so frei, Ihnen sub petito remiss. ein von demselben erhaltenes Schreiben[37] mitzutheilen, worinn Sie finden werden, wie sehr derselbe mit seinem Aufenthalt zu Leipzig zufrieden ist. Von seinem Vater weiß ich, daß er sich auf Michaelis ein anderes Logis gemiethet hat bestehend aus Stube u Cammer mit allen erforderlichen Möbeln, für 30 Thlr. und ohne die Verpflichtung zur Meßzeit zu räumen. In einem ordentlichen Traiteurhaus, wo viele Studenten zu speisen pflegen, bezahlt er für die Mahlzeit welche in einer Suppe Fleisch u. Gemüse, oder Braten u. Salat statt Fl. u Gem. bestehet 3 ggr.[38] Die Portion Caffe kostet ihm in seinem Quartier mit Zucker und Milch 1 ggr 2 pf. So wohlfeil kann man in Detmold nicht leben. Im wohlfeilsten Gasthaus bezahlt man hier monatlich 6 Thlr. macht täglich 7 gr.
Es ist also nur ein bloßes Vorurtheil dß Lpzg die theuerste Universität seye."[39]

Was den Morgenkaffee angeht, so scheint es, als sei dessen besondere Wohlfeilheit durch Befolgung eines mütterlichen Rates erzielt worden. Unterm 18. Mai schreibt nämlich der Vater: „Des Morgens mit Deinem Kaffe glaubt die Mutter das käme Dir zu theuer. Sie glaubt Du müßtest Dir Kaffe selber kaufen auf ein halbes Jahr u. brennen lassen u. von Deinem Aufwärter oder Magd im Hause jedesmal 1 Loth kochen lassen, für ein Trinkgeld [?]

---

36. Q 13 d.

37. Die ersten Briefe Grabbes aus Leipzig sind nicht erhalten.

38. Im Brief des Vaters vom 12. Juni 1820 heißt es: „Ueber ein passabbeles Mittags Essen für 3 ggr. kannst Du eben nicht klagen und ist hier in Detmold nicht wohlfeiler. Deine Mutter freuet sich daß Du Dich an alles Essen gewöhnst."

39. Im Brief der Eltern vom 2. Juni 1820 heißt es: „Dieser Knoch [ein Detmolder, der zur Messe dort gewesen war] rühmt Leipzig außerordentlich, und sagt, er wäre in Frankfurth p. gewesen, aber gegen Leipzig käme nichts. Dieses hat den Herrn Arch:r. Clostermeier außerordentlich gefreuet und sagte zu mir was hat Christian klug gethan, daß er sich Leipzig gewählt hat. Dieses freuet mich daß Du immer mehr Beifall mit Deiner Wahl erhältst."

dieses kömmt nicht auf die Hälfte u. ist besser.“ Darnach mochte sich Grabbe wohl umso lieber richten, als der Kaffee der Leipziger Studentenquartiere keinen besonders guten Ruf genoß,[40] er aber auch darin recht verwöhnt war. So schreibt denn der Vater unterm 12. Juni mit Befriedigung: „Daß Du Kaffe u. Zucker holen läßt freuet uns, weil es wohlfeiler ist.“ Brot und Butter wird sich Grabbe natürlich, wie die Eltern empfahlen, auch selbst gehalten haben; beides müsse er im Hause haben, schreibt der Vater,[41] besonders des Abends, wo er „ein Glas Bier zu trinken“ könne. Für die Zukost sorgten die Detmolder Schinkensendungen.

Darnach bezahlte also Grabbe für sein Mittagessen im Monat 90 ggr., für den Morgenkaffee mit Zucker und Milch 35. Rechnet man für Butter und Brot wieder 90, so macht das im Monat, den Reichstaler[42] zu 28 guten Groschen gerechnet, 7,7 Rtlr. oder im halben Jahre 46,2 Rtlr. Selbstverständlich hatte Grabbe noch mancherlei sonstige Ausgaben. Nicht alle Kollegs hatte er frei.[43] Er brauchte außer dem Corpus juris gewiß noch andere Bücher; auf dem Gebiete der schönen Literatur wird er seinen Lesehunger wohl zumeist in der Linckeschen Leihbibliothek befriedigt haben. Auch die Ausgaben fürs Theater werden in seinem Budget keine unwesentliche Rolle gespielt haben; vermutlich gilt das gleiche von den Gebühren für das Oeffnen der Haustür nach 10 Uhr Abends, wofür bis ½11 ein Sechser, nach ½11 ein und nach 11 Uhr sogar zwei Groschen zu bezahlen waren.[44] Für den Winter endlich

40. Vgl. Fleischer, a. a. O. S. 392.
41. Im Brief vom 21. Juli 1820.
42. Nach dem Edikt vom 13. Dezember 1811.
43. Im zweiten seiner Briefe vom 18. Mai 1820 schreibt der Vater: „Wenn Du freie Collegien hören kannst das thu ja und alles was Du ohne Dir auf eine andere Art zu schaden frei kriegen kannst, nimm ja an, dieses macht keine Schande. Meister hat in Göttingen sämtliche Collegien frei.“ — Die auf Anregung des Verfassers an der Berliner Universität angestellten Versuche, festzustellen, wie hoch im Jahre 1822 die Gebühren eines Studierenden waren und was beispielsweise für die beiden, von Grabbe gehörten Vorlesungen (vgl. Q 156 d) an Kolleggeldern erhoben wurde, sind erfolglos geblieben, da keine Kassenbücher oder sonstige diesen Gegenstand betreffende Akten mehr vorhanden sind. Die gleiche Anfrage wurde nach Leipzig gerichtet, blieb jedoch ohne eine Antwort.
44. Vgl. Fleischer, a. a. O. S. 382.

mußte Holz angeschafft werden.[45] Die Strümpfe strickte natürlich die Mutter, die auch sonst darauf bedacht war, daß es an Kleidung nicht fehle, und daß der Sohn, wenn es kälter würde, die „Casemirne Weste" anziehe und die „Decken und Lakens" gebrauche, denn in der Decke sitze Wolle, sonst käme „der Wurm darin", auch möchte er die „katunen Ueberzüge" aufziehen.[46]

3.

Schon aus diesen Mitteilungen lassen sich auf Grabbes wirtschaftliche Lage und Lebenshaltung einige Schlüsse ziehen: Vor allem, er nahm nicht am Konvikt teil, der für minderbemittelte Akademiker eingerichtet war, sondern konnte die Mittagsmahlzeit in einem Gasthause einnehmen und dafür 3 ggr. bezahlen, da er doch im „Schwarzen Brett" eine große halbe Portion warmen Mittagbrotes schon für 2 Groschen 3 Pfennige hätte haben können.[47] Er stand auch, soweit man sehen kann, nicht im Genusse eines Holzstipendiums und hatte nicht, wie der junge Meister in Göttingen, alle Collegia frei. Alles das würde bereits hinreichend dartun, daß der studiosus juris Grabbe jedenfalls nicht zu den Aermsten und Bedürftigsten gehörte, und daß der Zuchtmeister recht hatte, wenn er seinem Sohne unterm 21. Juli 1820 schrieb:

---

45. Brief vom 29. Sept. 1820. Wie hoch etwa diese Ausgabe war, kann man einer Stelle in einem Briefe Friedrichs von Uechtritz an dessen Eltern, datiert aus Berlin vom 27. Oktober 1821, entnehmen, die auch sonst mancherlei Detail zu dem fraglichen Thema liefert. Uechtritz schreibt: „Das Essen ist hier wohlfeiler als in Leipzig, das Holz aber wegen mancher Verhältnisse unbillig kostbar, die Butter nicht zu essen und nicht zu bezahlen .... Das Examen kostet ungefähr 30 Thlr. Mir ist angst und bange. Nun muß ich auch den neuen Hut haben, Barbierzeug, Kamm — das theure Holz, vor der Hand werd' ich mir meine Sachen also nicht machen lassen können. ... Sohr sagte mir, er lange jetzt mit 350 Thlr. außer Kleidung, Collegien, Bücher, Vergnügungen, aber den ersten Monat hätte er hundert Thaler gebraucht. — Ich würde Euch bitten, mir lieber den Winter mehr als den Sommer zu schicken, denn das Holz macht allein gegen 30 Thlr. An sich ist es nicht theuer, aber es soll so sehr viel gestohlen werden." (Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz und seine Zeit in Briefen von und an ihn. Mit einem Vorwort von Heinrich von Sybel. Leipzig. Verlag von S. Hirzel 1884. S. 29.)

46. Briefe vom 29. Sept. 1820 und vom 19. Mai 1822.

47. Vgl. Fleischer, a. a. O. S. 392/93.

„Im Ueberfluß wirst Du nicht leben können, aber nätürlich[48] sollst Du haben, da soll Deine Mutter wol für sorgen, die ja so lange für Dich gesorget hat welches Deine Sachen beweisen.“ Daß dies richtig ist, soll aber obendrein noch durch den Vergleich mit dem Verbrauch von drei anderen jungen Männern jener Zeit in gleicher oder doch ähnlicher Stellung erhärtet werden. Der erste ist der nachmalige Orientalist Fleischer, der von Ostern 1819—1824 in Leipzig war, und über dessen finanziellen Bedarf wir gerade für die Jahre 1820 und 1821 genau unterrichtet sind. Der bereits mehrfach zitierte Vortrag Kurt Fleischers schließt nämlich mit folgenden Worten: „Was aber kostete damals einem sparsamen Studenten, der allerdings jedes Jahr ziemlich viel Geld für teure Bücher ausgab, ein Jahr Studium in Leipzig? Für zwei Jahre kann ich darüber Auskunft geben. Im Jahre 1820 betrugen die Ausgaben 205 Taler 1 guten Groschen 6 Pfg., im Jahre 1821 nur 176 Taler 4 Groschen — Pfg.“[49] Also bei einer Einnahme, die im ersten Jahre, nach Abzug der Reisekosten, um rund 60 Taler geringer war, als diejenige Grabbes, konnte noch „ziemlich viel Geld für teure Bücher“ ausgegeben werden!

Für Leipzig steht uns ferner ein Brief Friedrich Rosens an seine Stiefmutter zur Verfügung, die sich „ökonomische Nachrichten“ von ihm gewünscht hatte. Rosen genügte dem mit einer sehr eingehenden Schilderung seines Tageslaufes, die aus Leipzig vom 6. Dezember 1822 datiert ist.[50] Darnach bezahlte er für ein Mittagessen, bestehend aus Suppe, einem Fleischgang nach Wahl und Butterbrot als Nachtisch 4 Ggr. (6 Mgr.) oder monatlich pränumeriert 4 Rtlr. 8 Gr. Sein Frühstück, bestehend aus kalter Milch und etwas Weißbrot, kostete ihn täglich 1 Ggr., das Abendessen zu Hause, nämlich Butter und Brot, das für ihn an den Markttagen eingekauft wurde, ebenfalls 1 Ggr. Zuweilen kehrte er auch nach der Zurückkunft vom Nachmittagspaziergange im „Schwarzen Brett“ ein und aß für sechs Pfennige ein wenig Suppe aus einem

---

48. Gemeint ist offenbar: das natürlicherweise notwendige und hinreichende.

49. A. a. O. S. 393.

50. Vgl. „Felix Mendelssohn-Bartholdys Briefwechsel mit Legationsrat Karl Klingemann“ (Essen, 1909) S. 9/10.

zinnernen Napf. Seine Ausgaben während des ersten Vierteljahres betrugen zu seinem Schrecken 96 Rtlr.; auch er hoffte, daß es in der Folge wohlfeiler gehen werde.

Das dritte Beispiel endlich liefert Friedrich von Uechtritz, der zu Ende des Jahres 1821 in Berlin als Auskultator und Referendar in die Justizverwaltung eintrat. Dieser schreibt in dem bekannten Briefe an Hebbel vom 17. Mai 1855,[51] er habe in Berlin mit 400 Rtlrn. jährlich auskommen müssen und das sei ihm auch immer gelungen; „wobei denn natürlich eben keine excentrischen Sprünge gewagt werden durften." Hierbei ist zu berücksichtigen, daß v. Uechtritz, als der Sohn eines adeligen Rittergutsbesitzers, selbstverständlich einen anderen Maßstab anlegte, als einer, der aus einfacheren Verhältnissen stammte, und daß berufliche Verpflichtungen ebenso wie sein ausgebreiteter gesellschaftlicher Verkehr ihm Ausgaben auferlegen mußten, die Grabben, auch in Berlin, erspart bleiben konnten.

*

So ergibt sich dies: Behrens' Behauptung: „De Pengeforsendelser, han fik hjemme fra, strakte ikke til", ist irrig. Grabbe konnte mit diesen Jahreszahlungen ausreichen, denn dieses Einkommen lag über dem Existenzminimum, und keinesfalls darunter. Er konnte sogar recht bequem, und jedenfalls völlig sorgenfrei von diesen 300 Rtlrn. leben. Dafür, daß er als Student wirkliche Not gelitten, daß er, wie Nieten annimmt, gedarbt und gehungert habe, spricht kein einziges glaubwürdiges Zeugnis, Louise Christiane hat es bestritten, und auch Grabbe im Ernste nie behauptet. Wäre es doch der Fall gewesen, dann würde das allerdings — und damit hat Nieten recht — an Grabbe selbst gelegen haben, an seinem unökonomischen Wesen und dem allzureichlichen Verbrauche jener „lethischen Flüssigkeit", von der Gotthelf Heinrich Jacobi in seinem Brief an Grabbe[52] spricht. Es ist aber zwischen einem hungernden Studenten, der sich wirklich dem Nichts gegenüber sieht, und einem solchen, der nur nach Haus zu schreiben braucht, um in absehbarer Zeit allen Verlegenheiten enthoben zu sein, auch hinsichtlich der seelischen Wirkungen ein gewaltiger

51. Q 104, S. 218.
52. Q 63.

Unterschied. Nie hat aber Grabbe von Berlin aus — soweit seine Briefe vorliegen — nach Detmold um Geld gebeten. Erst in Leipzig beginnen die Schwierigkeiten; denn diese Fahrt war gegen das Programm.

II.

Schon in Leipzig hatte Grabbe, zum mindesten während der letzten Zeit des dortigen Aufenthaltes, mancherlei Bekanntschaften unter den Kommilitonen gehabt und mit dem einen oder andern wohl sogar auf vertrauterem Fuße gestanden. Bis jetzt hat immer die Vorstellung geherrscht, als habe Grabbe während der Zeit seines Studiums in Leipzig so ziemlich als ein Sonderling gelebt. Sie geht auf Zieglers Biographie zurück, in der es heißt, Grabbe habe dort mit Personen außerhalb des studentischen Kreises eben wenig Verkehr, und eigentlich nur mit einem einzigen Menschen Umgang gehabt, nämlich einem Studenten. Friedrich Rosen und Kettembeil habe er nur zuweilen gesehen.[1] Diese Vorstellung ist jedoch sichtlich unzutreffend.

Wukadinović hat nun geglaubt, uns den Namen dieses Genossen auf den Wegen des Leichtsinns verraten zu können, den Ziegler nicht kenne. Er habe nämlich G. J. Jacobi geheißen. Das entnimmt er einem Briefe Jacobis an Grabbe, aus dem er eine, übrigens sehr charakteristische Stelle mitteilt.[2] Dazu ist erstens zu sagen, daß dieser Brief ja vermutlich Zieglern auch schon vorgelegen hat, es also vielleicht richtiger gewesen wäre, zu schreiben, er nenne seinen Namen nicht. Zweitens aber ist diese Behauptung nicht gerade überzeugend, und ebensogut hätte Wukadinović den Verfasser des anderen, von einem Leipziger Kommilitonen geschriebenen Briefes[3] anführen können, dessen vertrauliches „Du" ja gleichfalls eine nur kurze und oberflächliche Bekanntschaft ausschließt, nämlich Carl Höpffner, der zwei Tage vor Grabbe in Leipzig inskribiert worden und offenbar auch mit dem am 22. August 1820 in das Matrikelbuch eingeschriebenen Kettembeil bekannt war, wie Grabbes Frage im Brief an diesen vom 3. August 1827[4] vermuten läßt.

---

1. S. 27.
2. WW I XV, Anm.
3. Q 53.
4. WW V 295, 7/8.

Nun hätte aber gerade der Brief Jacobis (der übrigens Gotthelf Heinrich mit Vornamen hieß) den Biographen lehren können, daß Zieglers Angaben zum mindesten der Einschränkung bedürfen, wenn er nicht bereits Grabbes erstem Briefe an Kettembeil[5] entnommen hatte, daß die Erinnerungen an die gemeinsam verlebten heiter-schönen Stunden bis in Leipzigs Rosental zurückführten. In dem Jacobischen Briefe heißt es nämlich: „Mit dem Neuen, was während Deiner Abwesenheit und Entfernung sich hier ereignet hat, wirst Du bereits durch andre Gesellen bekannt geworden seyn", und am Ende: „Viele gedenken Deiner." Sicherlich läßt das nicht gerade auf die Lebensführung eines Einsiedlers schließen.

Je weniger wir aber, im Grunde genommen, von Grabbes Leipziger Studentenzeit wissen,[6] um so mehr sollte man doch bemüht sein, die geringe Zahl der zuverlässigen Zeugnisse, welche wir darüber besitzen, bis zum letzten zu verwerten.

*

Im Gegensatz zu dem stark vernachlässigten Leipziger Milieu hat das Berliner die Forschung immer lebhaft interessiert; vermutlich auch deswegen, weil seine Kenntnis in gleicher Weise dem Biographen Heines wichtig ist. Daß man bei dieser Erforschung eine besonders glückliche Hand gehabt habe, kann nicht behauptet werden.

Die erste eingehende Schilderung des literarischen Zirkels, in den Grabbe nach Beendigung seines „Gothland" eingeführt wurde, erschien im Jahre 1837 in Laubes „Neuen Reisenovellen",[7] und zwar in dem Kapitel: „Heine bei Stehely und im Kasino." „Ernste und lustige Thorheiten — so heißt es[8] in diesem Berichte — wurden da gelärmt. Da, wenn es recht toll her ging, saß Heine zusammengeklappt im Winkel, schwieg, lächelte, schlürfte aus dem Punschglase, vergoldete und schärfte die Pfeilspitzen seiner Lieder; der

5. Brief Nr. 41.

6. Daß Zieglers Orientierung über diese Zeit mangelhaft ist, ergibt sich ferner daraus, daß er in diesem Zusammenhange auch Friedrich Rosen nennt. Mit dem konnte Grabbe in den Jahren 1820 bis 1822 in Leipzig nicht einmal „bisweilen" zusammenkommen, weil Jener erst im November 1822 dort Student geworden ist.

7. Q 139.

8. S. 367 f.

ungebärdige Grabbe sprang auf den Tisch, hielt eine Rede an Mamsell Franz Horn, an seinen Freund, den Pfandjuden Hirsch in der Jägerstraße, an Herklots und Gubitz, an den blinden Weinhändler Sisum; da wurde gelesen ‚Godwin, der Philister, Trosteinsamkeit, die Versuche und Hindernisse Karls', kleine literarische Bosheiten wurden ausgeheckt, mit Adam Müller ward korrespondirt und für die Juden geschrieben. Köchy hatte ein portatives Theater da, führte Holberg und Shakespeare und Parodieen auf. Zuweilen steckte der feine Wolf den Kopf in die Thür, um eine Visitenkarte abzugeben, oder Ludwig Devrient kam, und trug in trunknem Muthe eine Rolle vor, einst, Riesen, gedenkt Ihr dessen noch? Goethe's Mephisto. Eine hübsche Brünette aber bereitete und kredenzte den Punsch, und wurde dafür belohnt mit Küssen und Gedichten."

Was Duller über den Berliner Kreis sagt, ist äußerst dürftig. Er nennt die hauptsächlichsten Mitglieder, um hinzuzufügen: er glaube nicht, noch habe er je von Grabbe erfahren, daß diese Beziehungen zu e n g e n freundschaftlichen Verhältnissen geworden seien.[9]

Dagegen standen Zieglern eine Reihe von Briefen zu Gebote, welche Grabbe bald nach seiner Ankunft in Dresden von einigen der Berliner Genossen erhalten hatte, und daraus versuchte er, selbständig ein Bild des Kreises zu gewinnen. Er charakterisiert ihn zunächst folgendermaßen: „Seine Freunde und Bekannte waren junge Schöngeister, welche begeistert für das excentrische Leben des überspannten phantastischen Hoffmann, zumal dessen Nachtschwärmereien in der Weinstube des Hrn. Lutter, und ausgehend von der damals allgemeinen Idee, daß der Geist sich um so freier und ungebundener erhebe, jemehr der Körper durch ein zügelloses Losstürmen auf die Gesundheit zu einem Schatten geworden sei, in ein Leben geworfen waren, was von einer gewissen genialen Liederlichkeit nicht gar zu weit entfernt war.

Da gab es meistentheils tolle Scenen in der Weise Fallstaffs, und Grabbe, welcher der Mittelpunkt dieser Gesellschaft wurde, ward angestaunt, wenn er sich in seinen Sonderbarkeiten gehen ließ, unter andern gleichgültig die Hände in den Taschen seiner

9. S. 21.

blauen Hosen die Straße herunter schlenderte und dann und wann wie ein alter Hexenmeister um einen Brunnen zwei oder dreimal herumging, oder wenn er sich von seinen borstigen Haaren einige abschnitt und schwur, er wolle mit diesen Spießen 99 Poeten und Literaten todtstechen. Manchmal wurde ein jüdischer eitler Componist mit einer scharfen Critik bedroht und veranlaßt, einige Louis herzugeben, die dann in wilder Lust verjubelt wurden; einmal in einer trüben Stimmung fiel es sogar mehreren der Gesellschaft ein, fromm und katholisch zu werden und es wurde ein Schreiben an Adam Müller abgefaßt, der indessen nicht darauf antwortete."

Um eine Vorstellung von dem Tone zu geben, der in jener Gesellschaft geherrscht habe, teilt er nun, aus Briefen Gustorfs und Roberts (den er Ludwig nennt) eine Reihe von Proben mit, um zum Schlusse die Mitglieder namentlich aufzuführen und unter andern zu bemerken, auch zu Heine habe Grabbe in nahen vertraulichen Beziehungen gestanden, Besonnenheit und Regelmäßigkeit aber seien damals eigentlich nur bei dem freundlichen Köchy gewesen.[10]

An der Art, wie Ziegler sein Quellenmaterial verarbeitet hat, ist mehreres bemerkenswert. Zuerst dies: wenn man, ganz unbefangen, die Briefe der Freunde hintereinander liest, erst die von Gustorf,[11] dann den von Gründler,[12] zuletzt den von Robert,[13] so muß einem der völlig veränderte Ton, die gänzlich andere seelische Haltung des Schreibers auffallen. In den Briefen Gustorfs steckt viel jugendliche Unbekümmertheit und ein kecker Uebermut. Ein geistreichelnder Witzbold spricht in ihnen; auch spürt man ein wenig den Studenten der Medizin. Derjenige Roberts aber ist von einem sehr ernsten Menschen geschrieben, der das Leben nicht leicht nimmt; nur am Ende kommt ihm ein zahmer Scherz in die Feder. Auch Gründlers Herz pocht „vor Liebe, vor Unruhe, vor Sehnsucht" nach dem entfernten Kameraden, aber um wie viel stärker spricht sich eine wahrhafte Teilnahme insbesondere für den inneren Menschen in Roberts gewichtigen Zeilen aus. Es ist ganz deutlich, daß bestimmte Erlebnisse, und g e m e i n s a m e Erleb-

10. S. 47/50.
11. Q 47 a—c.
12. Q 45.
13. Q 89.

nisse, im Hintergrunde dieses Briefes stehen; man hört den Nachhall ringender Gespräche.

Aus diesem Brief Roberts leitet Ziegler zunächst die Angabe her, daß einmal, in einer trüben Stimmung, es mehreren Mitgliedern der Gesellschaft eingefallen sei, fromm und katholisch zu werden, und daß man an Adam Müller einen Brief geschrieben habe, der jedoch unbeantwortet geblieben sei. Der unbefangene Leser muß aus dieser Stelle den Eindruck gewinnen, daß da eine ernstgemeinte Sache ein wenig geringschätzig behandelt werde. Ferner zitiert Ziegler aus Roberts Briefe nur einen Satz, und zwar den, der eine auf das Sexualleben bezügliche Bezeichnung enthält. Offenbar soll dadurch der Anschein erweckt werden, als sei der ganze Brief auf einen ähnlichen Ton gestimmt, wie diejenigen Gustorfs, deren ersten Robert selbst als ein „Folio Wahnsinn" bezeichnet. Endlich hatte Gustorf in seinem Briefe vom 24. April u. a. geschrieben: „O Grabbe, Deine blauen Hosen! Wenn ich gedenke, wie Du die Hände in ihren Taschen à la Gloster die Mauerstraße herunterkamst, dann und wann wie ein alter Hexenmeister um den Brunnen zweimal herumgehend; wenn ich das Bündel Spießer von Deinen Haaren hervorlange, wie schleunig 97 Poeten und Litteratoren gespießt sein werden, reflektierend, so rufe ich . ." Liest man nun aber, wie Ziegler diese Stelle verwendet hat, so bemerkt man sogleich die poetische Lizenz: es ist nämlich eine Reflexion Gustorfs, welche diesem bei Betrachtung eines Büschels von Grabbes borstigen Haaren kommt, die er zur Erinnerung an gemeinsam ausgeheckte Tollheiten sich aufbewahrt hat, in eine Aeußerung Grabbes selbst umgemünzt.

Schon durch das, was soeben gesagt wurde, wird es offenkundig, daß Zieglers Darstellung einseitig ist. Diese Einseitigkeit der Betrachtungsweise mußte den Widerspruch eines Mannes herausfordern, der, selbst Teilnehmer des also charakterisierten Kreises, vom Geiste seiner Zusammenkünfte eine gegründetere Vorstellung haben mußte. Doppelt mußte ein solcher Einspruch berechtigt sein, wenn der Inhalt von Zieglers Schilderung von einem Referenten noch obendrein auf eine übertreibende und vergröbernde Art reproduziert wurde.

Das geschah durch Julian Schmidt, der in seinem Grenzbotenaufsatze schrieb: „Ostern 1822 ging er [Grabbe] nach Berlin, wo

er in einen literarischen Kreis eintrat (Heine, Uechtritz, Ludwig Robert u.s.w.), in welchem die Genialität durch ein verkehrtes Leben und eine verkehrte Lebensweise geflissentlich ausgedrückt wurde."

Diese Stelle provozierte Uechtritzens Selbstverteidigung; im Brief an Hebbel vom 17. Mai 1855.[14] In diesem sehr schätzbaren Zeugnis protestiert v. Uechtritz zunächst, und zwar mit vollem Rechte, gegen Zieglers M e t h o d e. „Der Kreis junger Leute," so führt er aus, „in den ich bei meiner Ankunft in Berlin Ende 1821 eintrat und darin etwa 1½ Jahr lang verkehrte, wird als ein Ausbund genialer Liederlichkeit geschildert und nur Köchy (ich habe lächeln müssen) soll noch einige Besonnenheit bewahrt haben. Man druckt Billete einzelner Glieder an Grabbe ab, die, so für sich herausgerissen, sich allerdings schlimm genug ausnehmen. Aber zuvörderst werden Sie sehr begreiflich finden, daß sich alle mephitischen Dünste, die in dem Kreise vorhanden waren, vorzugsweise im Verhältnisse zu einer Natur wie Grabbe und in einem Billetverkehr mit diesem entladen mußten."

Gegen Ende seiner Darlegungen nimmt v. Uechtritz auch Heinen in Schutz, um sich schließlich gegen den „scharfaugigen Literarhistoriker Julian Schmidt" zu wenden, der sich in betreff Ludwig Roberts durch die Unwissenheit und Flüchtigkeit Herrn Zieglers habe verleiten lassen, einen Bock zu schießen, der einem Kenner wie ihm nicht hätte unter das Gewehr kommen dürfen. Denn mit dem in der angeführten Stelle als einer der genialverkehrten Schriftsteller, mit denen Grabbe in Verbindung gekommen, eingeklammerten Ludwig Robert könne nur der Bruder Rahels gemeint sein. Die Wahrheit sei, daß es sich um einen ganz anderen Robert handle, der weder den Vornamen Ludwig geführt, noch jemals daran gedacht habe, als Schriftsteller aufzutreten.

Hebbel beruhigte den Freund wegen seiner Besorgnisse. Als einer Abwehr gegen erhobene Beschuldigungen, so antwortete er, werde er dessen, was er über den Berliner Kreis ihm mitgeteilt habe, nie bedürfen. Auch deswegen nicht, weil diese Dinge in Grabbes Biographie viel harmloser erzählt würden, als der ihm unbekannte Journal-Absud ahnen lasse.

---

14. Q 104.

So ist denn erst 1892 dieser Briefwechsel ans Licht getreten und konnte für die Forschung einstweilen nicht in betracht kommen.

Zu bemerken bleibt freilich, daß sie nachher auch nicht viel kritischer geworden ist.

In Strodtmanns „Heine“ wurde alles, was Laube und Ziegler zur Kenntnis des Berliner Kreises beigetragen hatten, unbedenklich darauflosfabulierend zu einem großen, farbenreichen Gemälde „phantastisch wilden Kneipenlebens“, „liederlich genialer Wirtschaft“ zusammengemischt.[15] Während Laube nur davon spricht, daß die Zusammenkünfte in demselben Hause der Behrenstraße gewesen seien, in welchem sich das Kasino befunden habe, werden sie jetzt in dessen Räume selbst verlegt. Der Umstand, daß Ziegler von der Begeisterung der jungen Schöngeister für das exzentrische Leben des überspannten phantastischen Hoffmann, zumal dessen Nachtschwärmereien in der Weinstube des Hrn. Lutter, spricht, genügt dem Biographen, diese Weinstube zu dem zweiten Stammlokal der „ausgelassenen Schar“ zu machen. Robert — auch hier Ludwig genannt — trägt jetzt seine Ansicht von der Nihilität jeder Anstrengung „mit romantischer Blasiertheit à la Friedrich Schlegel“ im Kreise zechender Genossen vor; aus seinem nachdrücklichen Rate, dem in Glaubensnöten ringenden Freunde sorgenden Herzens brieflich gegeben, ist also das Thema zu einer Art von Bier- oder richtiger Punschrede geworden. Und von dem Schreiben an Adam Müller weiß Strodtmann sogar anzugeben, daß es aus einer „katzenjämmerlich trüben Stimmung“ hervorgegangen, und „in launigem Uebermuthe“ abgefaßt gewesen sei.

Das Verdienst Grisebachs ist es, dieser völligen biographischen Verwilderung in etwas gesteuert zu haben. Es sei vielfach gefabelt worden, schreibt er,[16] daß Grabbe und seine Berliner Genossen bei Lutter und Wegener verkehrt und dort mit E. T. A. Hoffmann gekneipt hätten — als Grabbe in Berlin eingetroffen sei, da wäre Hoffmann längst ein gelähmter Mann gewesen, der seine Wohnung bis zu seinem, am 25. Juni erfolgten Tode nur im Wagen zu kurzer Ausfahrt verlassen habe. Wenn aber dann Grisebach fortfährt: das Stammlokal des Grabbeschen Kreises sei vielmehr das

15. Zweite verbesserte Auflage. Bd. 1 (Berlin 1873), S. 164 ff.
16. WGr IV XIII.

„von zwei schwarzen Riesen“ flankirte „Casino an der Behrenstraße“ gewesen, wo Köchy ein portatives Theater gehabt und Holberg und Shakespeare-Parodien[17] aufgeführt habe, da sei Grabbe auf den Tisch gesprungen und habe Reden an „Mamsell Franz Horn“ gehalten, u. s. w., so zeigt diese sorglose Uebernahme des Laubeschen Berichtes, daß auch er von wirklich quellenkritischer Betrachtung noch sehr weit entfernt war.

Uebernommen wurde seine bescheidene Korrektur nur von der Grabbeforschung. Dort gilt zeither das alte Kasino an der Behrenstraße als das „Stammlokal“ des Berliner literarischen Zirkels. Bei Behrens[18] liest man das, der aber doch glaubt, nach Laubes Vorgang wenigstens Devrient für die Tafelrunde retten zu können und schließlich auch Kettembeil mit hinzu nimmt.[19] Ebenso konstatiert Nieten,[20] dort hätten die Orgien stattgefunden, von denen „Scherz, Satire“ uns eine erhalten habe.

Dagegen treiben in den Schilderungen von Heinrich Heines Leben Hoffmann und die historische Weinstube von Lutter und Wegener weiter ihren Spuk. Wenn Edward Stilgebauer in seinem, „Harry“ betitelten Heine-Romane[21] Grabben im Kreise der Serapionsbrüder erscheinen und dort von Ludwig Devrient mit einem Lachsbrötchen bewirtet werden läßt, so wird man dies, als eine dichterische Freiheit, nicht tragisch nehmen. Weit schlimmer ist es, daß auch aus wissenschaftlichen Werken der Irrtum nicht weichen will. Nach Max J. Wolffs großem Werke über „Heinrich Heine“[22] pflegte sich der „trinkfrohe literarische Kreis“, dem der Dichter angehörte, in der bekannten Weinstube von Lutter und Wegener am Gensdarmenmarkte zu versammeln. In Hermann Wendels Heine-Biographie findet sich die gleiche falsche Behauptung auch noch in der zweiten, erst vor wenigen Jahren erschienenen Auflage.[23] Keinen Fortschritt bedeutete es freilich für

17. Von Shakespeare-Parodien ist bei Laube keine Rede.
18. Vgl. S. 31 ff.
19. Vgl. S. 30.
20. Vgl. S. 34.
21. Konstanz (Baden), Reuß & Itta, Verlagsanstalt. 1913. S. 188/98.
22. München, Beck. 1922. S. 95/6.
23. Heinrich Heine. Ein Lebens- und Zeitbild. Neue Ausgabe. 1926. J. H. W. Dietz Nachf. Berlin. S. 40/1. — Die 1. Aufl. erschien 1916 bei Kaden & Comp. in Dresden.

die Biographien Heines, wollte man künftig die Lesart der Grabbe-Forscher übernehmen. Denn deren Lokalisierung ist genau so falsch und beruht auf nichts anderem, als auf der mangelnden Fähigkeit, Quellen zu lesen und zu bewerten. Zunächst scheint man übersehen zu haben, daß Laubes Schilderung einer Sammlung von Reise n o v e l l e n angehört und das Merkmal novellistischer Ausschmückung wohl auch deutlich sichtbar an sich trägt. Wenn man schon glaubte, sie übernehmen zu dürfen, so hätte es zum mindesten mit Kritik geschehen müssen. Diese lag wohl nahe bei einem Schriftsteller, der von einem anderen Berichte über Grabbe selbst gesagt hatte, es komme nicht darauf an, ob er wörtlich wahr sei. Was soll man aber dazu sagen, daß ein Mann wie Nieten, der es sich zur Aufgabe gesetzt hat, die h i s t o r i s c h e W a h r h e i t über Grabbes Leben zu ermitteln, die Details zur Ausschmückung seiner Darstellung leichthin von Laube übernimmt, dagegen die allerdings nüchterneren und weniger farbenreichen Angaben eines Augenzeugen, die allerdings seiner Tendenz sich nicht gefügt hätten, nämlich die von Friedrich von Uechtritz, v ö l l i g i g n o r i e r t. Bequemer ist natürlich die Einflechtung solcher, sozusagen tafelfertiger Stücke, als die aus eindringender, quellenkritischer Analyse hervorgegangene, selbständige Charakteristik des Lebens einer solchen Gemeinschaft in seiner ganzen Vielgestaltigkeit.

Nicht genug aber damit, daß man viel zu rasch bei der Hand gewesen ist, den Laubeschen Bericht als ein vollgültiges biographisches Zeugnis zu bewerten, hat man sich überdies nicht einmal die Mühe genommen, ihn genau zu lesen. Daß nämlich das ehemalige Kasino auf der Behrenstraße s e l b s t, dessen Wahrzeichen die beiden schwarzen Riesen waren,[24] der Versammlungsort des Kreises gewesen sei, wird von Laube mit keinem Worte behauptet. Vielmehr sagt dieser ausdrücklich:[25] „Des Abends ging Heine in Berlin

---

24. Nach Auskunft des Herrn Dr. Hermann Kügler vom Verein für die Geschichte Berlins sind die beiden „schwarzen Ritter" in der Behrenstraße Nr. 61, später 62, zwei Mohren. Vgl. auch die folgenden beiden Aufsätze: Die Mohren aus der Behrenstraße. [Unterz.:] G. H[iltl]. In: Der Bär. Berlinische Blätter für Vaterländische Geschichte und Altertumskunde. II. Jahrg. Nr. 9. 1. Mai 1876. S. 88. Mit Abbildung S. 89. Die Mohren in der Behrenstraße. [Unterz.:] Dr. Ferd. Pflug. Ebenda Nr. 10. 15. Mai 1876. S. 95/6. — Die hier zur Diskussion stehende Frage wird in ihnen nicht behandelt.

25. S. 364/5.

oft in's alte Casino, das heißt in's alte alte, nicht in's neue alte, und auch nicht in's Casino, sondern nur in das Haus, wo das Casino war, und wo es noch andere Zimmer gab. Einen Theil der anderen Zimmer bewohnte der große Philologe Friedrich August Wolf; ein anderer Theil der anderen Zimmer war der Sammelpunkt junger Genies, die heute noch jung sind. Das Haus war sehr vielseitig gebildet, und lag auf der Behrenstraße; dort liegt es noch." Nach einer längeren Abschweifung fährt er dann in der Erzählung mit folgenden Worten fort: „Zwei Treppen hoch fanden sich zur Abendzeit die jungen Poeten ein, darunter Heine und Grabbe und die weniger bekannten Uechtritz, Köchy und Andere."[26]

Wenn aber, so wird man nun fragen, auch das alte Kasino an der Behrenstraße nicht das Stammlokal des Zirkels war, wo befand sich dieses dann? Die Antwort ist sehr leicht zu geben. Jene jungen Leute trafen sich überhaupt nicht in einem einzigen Stammlokal und die Suche nach einem solchen ist darum von vorn herein müßig, vielmehr versammelten sie sich, wie man in Uechtritzens Briefe lesen kann, „bei dem einen oder andern", also auf den Zimmern der Mitglieder. Es scheint nun freilich, als habe es sich dabei nicht etwa um einen regelmäßigen Turnus gehandelt. Nicht alle Quartiere boten vermutlich Raum für sämtliche Teilnehmer; in den Briefen Grabbes ist nie davon die Rede, daß man einmal zu ihm gekommen wäre. Dafür weiß man von zweien seiner Freunde, daß man in deren Wohnungen sich zusammengefunden hat, und es hat weiter den Anschein, als seien das die bevorzugten Trefforte gewesen.

Zunächst heißt es in einem Briefe Uechtritzens an seine Eltern vom 23. November 1821,[27] er begebe sich alle Abende zu Köchy, der am Ende der Behrenstraße wohne, wo sich gewöhnlich eine Gesellschaft junger Leute versammle. Offenbar war dieses Logis besonders groß; in seinem ersten Briefe an Gustorf schließt nämlich Grabbe, daß dieser mit Köchy „auf Eine Stube" gezogen sei.[28] Darnach ist zu vermuten, daß es diese Wohnung Köchys ist, die Laube im Auge hat. Seine Angabe: Köchy hatte ein portatives Theater da, würde vortrefflich dazu passen. In dem selben Briefe

26. S. 367.
27. Vgl. „Erinnerungen" S. 30.
28. WW V 252, 16/7.

aber heißt es gleich darauf: „Hinter der Mauerstraße Nr. 22[29] wars doch eine kuriose herzdrückende Zeit.“ Dort, an der Ecke der Taubenstraße,[30] war das Quartier des Freundes, und auch mit diesem verknüpften sich Grabben mancherlei Erinnerungen. Eine davon ist in seinem dritten Briefe an Gustorf aufgezeichnet; drastisch genug skizziert er die charakteristische Situation: „Mauerstraße: Du, der Oekonom,[31] Köchy, vier Beefsteaks, vier Champagnerflaschen und ich, gegenüber zwei hungrige Gelehrte, die nicht illuminiert hatten,[32] nebenan das Gestöhne der ein Kind auskotzenden Wirtstochter u.s.w.“[33]

Manchem möchte diese Erörterung der Frage des Lokals oder der Lokale gleichgültig vorkommen. Zuversichtlich ist sie es nicht. Ziel ist natürlich die Erkenntnis des Wesens dieser Zusammenkünfte. Diese aber ist auch bedingt durch die Kenntnis des Wo? Noch aus einem zweiten Grunde war es notwendig, die bisher herrschende Vorstellung des S t a m m l o k a l s zu zerstören. Denn in diesem Bemühen, die Zusammenkünfte des Kreises auf einen Treffpunkt f e s t z u l e g e n, nämlich auf das alte Kasino an der Behrenstraße, zeigt sich das g r u n d s ä t z l i c h f a l s c h e d e r B e t r a c h t u n g s w e i s e. Man sieht diese Dinge zu starr, zu unlebendig, zu einförmig. Wie man diesen Zirkel mit einem Lokale verknüpfen möchte, so will man ihm auch einen einheitlichen, unabänderlichen Charakter zusprechen. Solange man dies aber tut, kann die Lösung nicht befriedigen. Bei der Schilderung des Berliner Kreises und des Geistes, der darin herrschte, hat die Forschung bisher versagt. Wenn im folgenden Abschnitt der Versuch gemacht wird, sie ein Stück zu fördern, so wird dies auch der Heineforschung zugute kommen.

III.

Welches der Zweck der Zusammenkünfte war, was man trieb, wenn man des Abends sich versammelte, darüber hat Friedrich

---

29. Wukadinović (WW V 252, 18) liest fälschlich ‚224‘.

30. Vgl. in Pergers Erstdruck dieser Briefe („Zeitschrift für Bücherfreunde“ Jg. XI, Heft 3, Juni 1907, S. 131 ff.) die 4. Anmerkung auf S. 133.

31. Köchys Bruder, später Oekonomierat in Braunschweig.

32. D. h. die nicht betrunken waren.

33. WW V 255, 13/6.

v. Uechtritz am eingehendsten Auskunft gegeben, und zwar in seinem Briefe an Hebbel. Das Thema dieses dritten Abschnitts spitzt sich also zu der Frage zu: ist dieser, spät erst niedergeschriebene Bericht glaubwürdig, oder ist er es nicht?

Bisher ist man im allgemeinen geneigt gewesen, seine Glaubwürdigkeit zu bezweifeln, zum mindesten stark einzuschränken. Dabei meint man, den Verfasser mit seinen eigenen Waffen schlagen zu können. Bartmann hat in seiner Dissertation über „Grabbes Verhältnis zu Shakespeare" eine Stelle aus einem gleichzeitigen Briefe Uechtritzens herangezogen,[1] in welchem dieser den Eltern seinen Bekanntenkreis mit folgenden Worten charakterisiert: „Es sind zum Theil unendlich leichtsinnige Menschen, und um so verführerischer, weil sie dabei sehr liebenswürdig sind. Fast alle sind schon etwas tief in das Leben hineingerathen. Ich muß mich dabei an mancherlei gewöhnen."[2] Gestützt auf dieses Zitat meint Bartmann, die Glaubhaftigkeit der von Uechtritz versuchten Ehrenrettung der (von ihm noch bei Lutter und Wegener gesuchten) Gesellschaft erschüttern zu können; auch die andern Tatsachen, welche Ziegler durch Briefe zu belegen imstande sei, ließen uns — so sagt er — Uechtritz in seiner späteren Rechtfertigung nicht ganz unparteiisch erscheinen.

Gleich hier sei gesagt, daß dieser letzte Schluß keineswegs zwingend ist; denn Zieglers Art, die Quellen zu verwerten, ist, wie bereits gezeigt wurde, nicht einwandfrei.

Recht eingehend hat sich Carl Behrens mit den Quellen zu Grabbes Berliner Zeit auseinandergesetzt und bis jetzt die breiteste Schilderung davon gegeben. Hinsichtlich der Bewertung von Uechtritzens Brief steht er annähernd auf Bartmanns Standpunkt. Mit einem Anflug von Spott spricht er davon, denn Uechtritz gebe

---

1. S. 19. Anm. 1 (auf S. 20).

2. „Erinnerungen" S. 32. Er hätte noch eine Stelle aus dem Briefe vom 15. Dezember 1822 hinzufügen können, welche lautet: „Ihr werdet mich sehr verändert finden, vielleicht zu meinem Vortheile. Ich bin in Berlin erst jung geworden, und könnte ausschweifen, wenn ich Geld hätte. So lebe ich sehr mäßig, finde an nichts Freude als an dem Umgang meiner Freunde, alles Uebrige ennuyirt mich, selbst das Theater." (Ebenda S. 38.) Vgl. auch Heines Aeußerung im Brief an Sethe aus Berlin vom 21. Januar 1823. (Briefwechsel I, 196 als Nr. 29.).

darin „en næsten idyllisk Fremstilling af den unge Skare, der læste ‚Shakespeare med fordelte Roller' og mødtes paa de beskedne Værelser, hvor Medlemmerne boede; kun e n e n e s t e Sammenkomst paa en Vinkælder — so fährt er fort — husker han, men der var da rigtignok ogsaa forløbet over 30 Aar siden hine Ungdomsdage, og v. Uechtritz var nu en ældre Landretsassessor og Romanforfatter, der i sine mere poetiske Øjeblikke skrev Hyldestdigte til Kong Friedrich Wilhelm den 4de og havde Udsigt til at blive Geheimejustitsraad ... saa det kan ikke undre os, at han søger at forskønne sit Ungdomsliv. Gud bevares — kun en eneste Aften paa Vinstue! Aa nej — det var vist flere! Thi han omtales baade i Gustorfs og Roberts Breve til Grabbe, da denne har forladt Berlin."[3] Nur die eine Angabe Uechtritzens, daß man Dramen mit verteilten Rollen gelesen habe, läßt Behrens allenfalls gelten; sie stimme vielleicht mit dem wirklichen Verhalten überein.[4]

Nieten macht sichs sehr leicht, eine Antwort auf die Frage zu geben, was wohl die jungen Leute zusammengeführt habe. Es waren die „Orgien", von denen „Scherz Satire" uns eine erhalten habe.[5] Etwas verständnisvoller ist Wukadinovićs Auffassung: in der Regel, so schreibt er, habe doch die Literatur den Grundton bei diesen Zusammenkünften angegeben.[6] Gestützt wird freilich diese Ansicht lediglich mit Bildern aus Laubes „Reisenovellen".

Es scheint nun in der Tat, als klaffe zwischen den beiden, durch mehr als dreißig Jahre getrennten Aeußerungen Uechtritzens

---

3. S. 29/30. — Auf Deutsch: „.... eine beinahe idyllische Schilderung der Gruppe junger Leute, die ‚Shakespeare mit verteilten Rollen lasen' und auf den bescheidenen Zimmern sich versammelten, wo die Mitglieder wohnten; nur e i n e r e i n z i g e n Zusammenkunft in einem Weinkeller erinnert er sich, aber es waren ja freilich auch 30 Jahre dahingegangen seit jenen Tagen der Jugend, und v. Uechtritz war nun ein älterer Landgerichtsassessor und Romanschriftsteller, der in seinen poetischeren Stunden Huldigungsdichtungen für König Friedrich Wilhelm IV. schrieb und Aussicht hatte, Geh. Justizrat zu werden ..... so daß es nicht wunder nehmen kann, wenn er sein Jugendleben zu beschönigen sucht. Gott bewahre — nur ein einziger Abend in einer Weinstube! Ach nein, sicherlich waren es mehr! Denn er [sc. v. Uechtritz] wird sowohl in Gustorfs als in Roberts Brief an Grabbe erwähnt, nachdem dieser Berlin verlassen hatte."

4. S. 34.

5. S. 34.

6. WW I XIX.

ein Widerspruch. Auch kann man um so eher geneigt sein, nur die frühere gelten zu lassen, als sie ja weit mehr mit den meisten der anderen brieflichen Dokumente aus diesem Kreise in Einklang steht. Demnach wäre also die spätere, diese ruhige, bestimmte Schilderung, weiter nichts als die verschämte Beschönigung des um seinen guten Ruf bangenden Beamten, mithin als unglaubwürdig aus der Zahl der brauchbaren Quellen gänzlich zu streichen?

Wer der Meinung ist, daß er dies tun müsse, sieht diese Vorgänge und diese Menschen in einer fast unbegreiflichen Einseitigkeit und Monotonie. So wie der Schauplatz — vermeintlich — immer derselbe war, so war es auch der Charakter der Abende. Immer waren die gleichen Gäste dort, und alle diese jungen Menschen benahmen sich entweder wie brave und biedere Mitglieder eines literarischen Lesekränzchens, oder sie feierten Orgien und immer nur Orgien. Da gab es kein: sowohl — als auch, sondern nur ein: entweder — oder, und keinerlei Uebergänge.

Wirklichkeitsnahe ist eine solche Betrachtungsweise wohl kaum; das Leben ist etwas mannigfaltiger. —

Wer sich über das Wesen der Zusammenkünfte Klarheit verschaffen will, muß die Menschen kennen, die diesen Kreis bildeten. Wer waren sie? Ein Brief Heinrich Heines, unterm 19. Januar 1823 an einen gewissen C. Borch gerichtet,[7] gibt darüber Auskunft. Er soll hier umso mehr in seinem Wortlaute mitgeteilt werden, als durch ihn die Feststellung, man habe sich bei dem einen oder anderen der Mitglieder auf der Wohnung versammelt, zumeist aber bei Köchy, auf eine willkommene Weise bestätigt wird. Heine schreibt:

„Bester Borch. Haben Sie doch die Güte, mir die Almanachsscheide zurückzubesorgen. Sagen Sie doch den Herrn Robert [,] Grindler, Hunderich, Dr. Gustorv, Grabbe, Uechtritz und Köchy, daß ich mich nie mit Ihnen gesellschaftlich verbrüdert hatte, daß mein ganzes Verhältniß zu ersteren dreyen darin bestand, daß ich bey besonderen, nie von mir selber ausgehenden Anlässen, bey Köchy (und einmal bey v. Uchtritz und bey Ihnen) den Abend mit denselben verbrachte und ihnen gewiß auf jede Weise gezeigt, wie wenig sie mir gefielen; sagen Sie ihnen ferner, daß mein Verhältniß

7. Q 50.

mit Gustorv darin besteht, daß er mir immer auf die unmenschlich rührendste Weise seiner unwandelbaren Freundschaft versichert, daß mein Verhältniß zu Grabbe darin besteht, daß ich mich, wie Sie wissen, für denselben interessirt, daß mein Verhältniß zu v. Uechtritz darin besteht, daß ich seine Dichtungen oft anhören mußte und mir kürzlich, Gott weiß warum, seine hochfreyherrliche Ungnade zugezogen, und daß mein Verhältniß zu Kochy bisher darin bestand, daß ich ihn für einen wirklichen Dichter haltend, ihm die Rechte eines solchen gegen mich gestattete. Noch jemand, der seinen Namen undechiffrirbar schreibt, hat sich die Ehre erzeigt, mir ebenfalls zu sagen, daß er mit mir in einem intimen gesellschaftlichen Verhältnisse gestanden. Wer ist das? Ich bin, so lange Sie es wünschen, Ihr Sie liebender und werde immer seyn: Ihr Sie verehrender

H. Heine."

Das sind also, Heine ungerechnet, neun Teilnehmer. Was wissen wir von ihnen?

Zunächst der Adressat des Briefes: Trotz der Unstimmigkeit des Vornamens muß man annehmen, daß es sich um Wilhelm von Borch handelt, der damals an der Berliner Universität die Rechte studierte. Denn dieser war aus Brandenburg gebürtig,[8] und in Gründlers Brief an Grabbe[9] heißt es: „Borch ist von hier mit Köchy zugleich abgereist und hält sich für jetzt in Brandenburg bei den Eltern auf."[10] Dieser von Borch, Wilhelm Leberecht mit Vornamen, war am 17. Mai 1801 in Dom Brandenburg geboren als Sohn des Hauptmanns a. D. und Herrn auf Graeben Otto Christoph Heinrich Leberecht von Borch und dessen Gattin Helene Charlotte, geb. von Wedel.[11] Er wurde in Berlin am 12. April 1820 immatrikuliert und daselbst excludiert wegen Unfleißes laut Senatsbeschluß vom 11. Juni 1823. Die späteren Schicksale konnten nicht mit völliger Sicherheit ermittelt werden. Erkundigungen bei dem damaligen

---

8. Ein für alle Male sei das Matrikelbuch der Berliner Universität als eine Hauptquelle für viele der im folgenden angeführten Daten genannt.

9. Q 45.

10. Angehörige der juristischen Fakultät waren damals auch ein Karl und ein Louis von der Borch; beide stammten aber aus Holzhausen im Bezirk Paderborn.

11. Auskunft des Herrn Superintendenten Schott in Brandenburg.

Besitzer des Ritterguts Graeben im Regierungsbezirk Magdeburg, einem entfernten Verwandten, ergaben nur die Bemerkung, daß v. Borch sich um seinen dortigen Besitz wohl kaum gekümmert habe. Durch das für Graeben zuständige Amtsgericht Ziesar wurde ferner festgestellt, daß Dr. phil. Wilhelm Lebrecht von Borch am 5. Dezember 1876 in Coethen gestorben ist. Er hat dort die letzten Jahre seines Lebens im Hause des bekannten Homöopathen Dr. Arthur Lutze, gleichfalls eines entfernten Verwandten, zugebracht, war auch auf dessen Mildtätigkeit angewiesen, nachdem er in seiner Jugend ein Rentgut verpraßt hatte.[12]

Mit Grindler meint Heine Karl Ludwig Gründler. Dieser wurde am 17. November 1798 als neuntes Kind des Predigers Friedrich Nathanael Gründler und der Henriette Louise Schulzin in Oderberg in der Mark geboren. Vom 25. November 1818 bis zum 11. Oktober 1821 war er bei der juristischen Fakultät der Berliner Universität zum Studium der Kameralia immatrikuliert. Dann lebte er, zunächst als Kammergerichtsreferendar, in Berlin, wo er noch im Jahre 1882 als Oberregierungsrat nachweisbar ist. Dann verliert sich seine Spur. Nach Perger[13] starb er als Geh. Regierungsrat.

Hunderich ist natürlich nicht der spätere Leibarzt Wilhelms III. der Niederlande, namens Hendricks, den Perger in ihm vermutet,[14] vielmehr Ludwig Hundrich, als Sohn eines Kaufmanns im „Magdeburgischen" geboren, bei der berliner juristischen Fakultät eingeschrieben am 22. Oktober 1817, rite abgegangen den 4. September 1819. Sonst ist nichts von ihm zu ermitteln.

Ueber Gustorf, v. Uechtritz und Köchy brauchen Personalangaben nicht gemacht zu werden, da das Wesentliche davon bekannt ist. Unbekannt bleibt der Neunte mit der unleserlichen Unterschrift.

Mit Absicht wurde Robert übergangen. Sein Brief an Grabbe war von besonderer Art. Er war beteiligt bei dem Schreiben an Adam Müller, wenn nicht überhaupt dessen Anreger. Kenntnis s e i n e r Persönlichkeit muß für das Verständnis des Berliner Kreises besonders wichtig sein. Zum Glück ist diese Kenntnis verhältnismäßig groß.

---

12. Auskunft des Sohnes, Sanitätsrat Dr. Lutze in Coethen.
13. A. a. O. S. 132, Anm. 3.
14. A. a. O. S. 132, Anm. 2.

Einiges über ihn hat schon Bartmann mitgeteilt, indem er Uechtritzens Feststellung, daß es sich nicht um Rahels Bruder Ludwig handle, durch Belege aus Uechtritzens Briefen bekräftigt und ergänzt.[15] Darnach war Robert damals Kammergerichtsreferendarius, und wurde späterhin Justizrat in Berlin. Mit Uechtritz verband ihn ein inniges Verhältnis. Dieser schreibt über ihn: „Robert ist mein einziger Trost, er interessirt sich nicht für Poesie, aber hat das größte praktische Talent, das ich kenne."[16]

Das Bild seiner Persönlichkeit, wie es vornehmlich aus der Durchforschung handschriftlichen Materials sich ergab, ist dieses:[17]

A u g u s t Ludwig Robert wurde am 22. August 1798 in Berlin geboren, wo seine aus Frankreich stammenden Vorfahren ein Asyl gefunden hatten. Diese waren unter Franz I. Hugenotten geworden und aus ihrer Heimat vertrieben worden. Sein Vater war der Justizrat Louis Robert, der sich nach mancherlei Widerständen, und nachdem er ihr zu Liebe zu dem katholischen Bekenntnis zurückgekehrt war, mit Félicité Henriette Tassaert vermählt hatte, wohl der bedeutendsten Pastellmalerin ihrer Zeit, der Tochter des Hofbildhauers Jean Pierre Antoine Tassaert. Auch August Ludwig Robert bekannte sich zum römisch-katholischen Glauben. Nachdem er vom 16. April 1816 bis zum 18. Februar 1820 an der Universität seiner Vaterstadt die Rechte studiert hatte, wurde er daselbst Kammergerichtsreferendarius[18] und im Oktober 1828[19] Kammergerichtsassessor. Im Januar des folgenden Jahres arbeitete er ohne Vergütung am Stadtgericht.

---

15. A. a. O. S. 19, Anm. 1.

16. „Erinnerungen" S. 38.

17. Die Quellen der folgenden Darstellung sind: 1) Die Briefe Roberts an Fr. v. Uechtritz (in dessen Nachlaß im Besitz der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz); 2) der Trauschein Roberts, der durch Vermittelung der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte in Leipzig vom Pfarramt der Katholischen Hofkirche in Dresden mitgeteilt wurde; 3) Auskünfte des Herrn Majors a. D. Fritz Robert in Berlin, Roberts ältestem Enkel; 4) Karl Robert: Jean Pierre Antoine Tassaert. Ein Gedenkblatt. Berlin 1884.

18. Vgl. Uechtritzens Brief an seine Eltern vom 15. Dez. 1822. („Erinnerungen" S. 37.)

19. Dieses ergibt sich aus Uechtritzens Brief vom 29. Oktober 1828 aus Trier.

Aus jenen Jahren, vielleicht sogar aus dem Jahre 1823, stammt ein Brief Roberts an Uechtritz, ohne Ort und Datum, jedoch mit dem Stempel: Berlin, 18. Mai, in dem, zum ersten und einzigen Male, der Name Grabbes vorkommt. Die auch sonst aufschlußreiche Stelle lautet: „Heyne ist hier. — Köchy hat ein Promemoria [?] an Gustorf [?] geschrieben. Nach seinen Aeußerungen wirft er sich ganz auf Naturwissenschaften und Geschichte, indem es ihm zur Gewißheit wird, daß er nur als Dichter existiren kann. — Er scheint aber nicht durchdringen zu können und in einem zerrütteten inneren Zustande. — Von Grabbe hört man nichts. Er hat mir nicht geantwortet. —“

Sichtlich suchte Robert seine innere Befriedigung nicht in Aemtern und Würden und einer glänzenden Karriere. Vielmehr war es sein Wunsch, für nichts anderes leben zu können als für sein Privatvergnügen. Deshalb, so heißt es in diesem Briefe[20] weiter, sei er kein „epikuräisches Schwein“, vielmehr liege das Genießen für ihn in „einer von der Außenwelt unabhängigen bloßen Befriedigung“ seiner selbst. Wie wenig in der Tat dies bewußte Streben nach einem persönlichen Lebensstil, dies hier proklamierte verfeinerte Lebenskünstlertum mit der Verantwortungslosigkeit eines banalen Lebensgenusses gemein hatte, wie selbständig vielmehr und überlegen Robert auch in anderer Hinsicht den durchschnittlichen Anschauungen und Moralbegriffen gegenüberstand, wie sehr er an sich arbeitete und nach einer immer höheren Form des Daseins strebte, das kann man an dem ernsten Tone erkennen, mit dem er dem Freunde in dem angeführten Briefe weiterhin von sich berichtet, und von seinem Knaben, der aus der Liebesgemeinschaft mit einem Mädchen einfacherer Herkunft hervorgegangen war. Robert schreibt: „Mit meinen Weibsnöten bin ich zwar jedoch noch nicht vollständig in Ordnung. Die eine will sich nicht überzeugen und sich nicht dabei beruhigen daß ich nur Freundschaft ohne eigentliche Geschlechtsliebe für sie empfand und empfinde; die andere will umgekehrt nicht glauben daß sie mich wirklich verliebt gemacht hat. Ich denke jedoch daß die Nothwendigkeit auch hierin alles ausgleichen wird. Mein kleiner Karl ist recht gesund und macht mir viel Freude. ... Es ist mir außerordentlich lieb diesen

20. An Uechtritz vom 29. August 1828.

einzigen Erben zu haben, und wünsche ich deren nicht mehr, werde mich darnach auch einrichten: denn Du kennst doch noch meinen Plan, mich künftig nach meines alten Geheimenraths und meines Vaters Tode aus Berlin irgendwohin wo möglich als canonicus zurückzuziehen und dort nach Kräften ganz in und mit dem zu leben was dann sich noch an mich schließen will und zu schließen vermag. — Meine reifern Jahre sollen an dem Orte, der Zeuge der frühen Thorheiten war, nicht verlebt werden, und ich will mich dadurch auch mehrerer Fesseln entledigen, die hier immer meinen freien Entschließungen im Wege stehen würden."

In diesem letzten Punkte blieb es freilich beim Vorsatz. Dagegen kam Robert in anderer Hinsicht seinen Zielen näher. Durch die Hinterlassenschaft eines alten Paten gewann er eine unabhängige Existenz. Während er bis dahin bei seinem Vater gelebt hatte, wohnte er von Weihnachten 1828 an mit Gustorf zusammen „in eigenen Möbeln". Außerdem wurde Carl legitimiert; mit sichtlicher Befriedigung berichtet er seinem Freunde v. Uechtritz, daß er nun „einen wahren Sohn" habe.[21] Vier Jahre später heiratete er die Frau, der er dies Glück verdankte. Am 16. Februar 1833 wurden in der Josephinenstiftskirche zu Dresden August Ludwig Robert, Kgl. Preuß. Justiz-Commissarius, und die Jungfrau Margarethe Dorothea Elisabeth Wittenberg, Schiffseigentümers zu Altona eheliche Tochter, beide römisch-katholischer Konfession, nach römisch-katholischem Ritus getraut. Von den drei Trauzeugen waren der erste Karl Gründler, Kammergerichts-Referendar aus Berlin, der dritte Johann Honsinger, Professor vom Kadettencorps in Dresden. Zu diesem hatte Robert Mutter und Sohn bis zur Verheiratung in Pension gegeben.[22]

Diese Heirat offenbar zwang Robert dazu, auf seine sublimeren Lebenspläne zu verzichten. Seine „fast an Schwindsucht laborirende Praxis", von der er vorher einmal spricht, verlangte offenbar eine Verbreiterung der wirtschaftlichen Basis, und so entschloß er sich, sein „praktisches Talent" noch auf andere Art zu nutzen. Zunächst wandte er sich dem damals aufblühenden Verkehrswesen zu

---

21. Brief an Uechtritz vom 27. November 1829.

22. Undatierter Brief an Uechtritz. — Vgl. auch (in den „Erinnerungen" S. 179), was Dorothea Tieck über Roberts Heirat an Uechtritz berichtet.

und brachte, wie er dem Freunde berichtet,[23] auch wirklich eine Eisenbahn zwischen Berlin und Potsdam auf Aktien zustande.[24] Ferner führte er sich höheren Ortes durch eine kleine Arbeit über Repräsentation in Preußen ein, die, wie er schreibt, beifällig aufgenommen wurde, da sie auf b i l l i g e n Grundsätzen basiere. „In dieser Art — so schließt der Bericht — treibe ich Mancherlei und Viel habe aber bis jetzt noch keine E r f o l g e. — In die Eisenbahndirection tritt mit mir und nach meiner Empfehlung der Graf Redern und Wilhelm Beer der Bruder des Dichters. —"

Im Herbst des Jahres 1839 fuhr Robert nach Rotterdam. In Düsseldorf gedachte er Uechtritz zu treffen, verfehlte ihn jedoch und gab nun dem Freunde in einem aus Düsseldorf vom 6. September datierten Briefe noch einmal ausführliche Kunde von seinen Lebensumständen. „Das nächste Motiv meiner gegenwärtigen Reise — so schreibt er — ist der Besuch meines Sohnes den ich im vergangenen Jahre auf ziemlich originelle Weise in eine öffentliche Erziehungsanstalt für Katholiken in Holland, unter der speciellen Neben Aufsicht meines protestantischen Freundes des Dr. Hendrick's (den Du bei Deiner letzten Anwesenheit in Berlin kennen lerntest und der mit einer beispiellosen Liebe dem Jungen und mir nebst Familie anhängt) gebracht habe. — Ich habe den Plan ihn dort zu lassen bis er in Prima eintreten kann, und ihn dann, in einem Rheinischen Gymnasium, für die deutschen Universitäten vorzubereiten. —"

Ferner, so berichtet Robert, reise er in „commerciell diplomatischer" Mission nach Holland; er solle dort als ein „nichtavouirtes organ" einige bestimmte Leute für eine Eisenbahnverbindung von der holländischen Grenze über Cassel nach Halle interessieren. Sie habe ihren Grund in persönlichen Beziehungen und seinem persönlichen Interesse an dem Fortgang der Eisenbahnkommunikationen überhaupt, und wenn er etwas erreiche, so könne sie ihm möglicherweise Früchte tragen. Der Brief fährt dann fort: „Denkst Du Dir hierbei noch einen altpreußischen Justizkommissarius mit nichtssagender Praxis, und verbindest damit ein in Charlottenburg vor

23. Dieser Brief ist undatiert.

24. Die Bahn ist im Jahre 1838 erbaut worden. Vgl. Julius Haeckel, „Geschichte der Stadt Potsdam". Potsdam 1912. S. 129.

1½ Jahren acquirirtes conversationslexikonsmäßiges Besitzthum (die villa des Benecke v. Gröditzberg, die bei seinem Namen im conversations Lexikon erwähnt ist,[25] in welchem eine societaets Fabrik von mir mit zwei andern Theilnehmern betrieben wird, so hast Du so ziemlich das Bild meiner Existenz, die nach Außen sucht den nothwendigen Aufwand von jährl. ppr. 3000 Reichsthalern zu erwerben und nach Innen Selbstständigkeit und zusagendes in Anspruch nehmen der Kräfte Allem vorzieht was ihm sonst könnte geboten werden — —". —

Damit endet dieser Briefwechsel, und anscheinend auch diese Freundschaft. Denn auch in den vielen Briefen Uechtritzens an andere war niemals wieder eine Erwähnung Roberts zu finden.

Erst 53 Jahre alt, starb August Robert am 14. Februar 1852[26] in Berlin. Er hinterließ seinen einzigen Sohn Carl, so wie er es sich gewünscht hatte. —

In seinen Briefen an Uechtritz erscheint Robert als ein gereifter und in sich geschlossener Charakter und als ein guter und bewährter Freund, der den andern durchaus kennt, ihn immer klug zu beraten, wirkungsvoll zu trösten und zu beruhigen weiß. Das selbstquälerische Mißtrauen Uechtritzens in seine Freundschaft erträgt er mit unerschütterlicher Geduld, immer dessen ängstliche Bedenken zerstreuend, das Vertrauen zu sich selber festigend. In

---

25. Der Bankier Wilhelm Christian Benecke war einer der ersten Handelsherren Berlins und einer der sieben Direktoren des Königstädtischen Theaters. Die schlesische Herrschaft Gröditzberg gehörte ihm, und nach ihr wurde er am 4. April 1829 als Benecke von Gröditzberg in den preußischen Adel erhoben. Am 4. Februar 1808 heiratete er Marie Louise, eine Tochter der bekannten Madame Du Titre (Vgl. Madame Du Titre. Zum 175. Geburtstage am 27. Januar 1923. Eine Quellensammlung von Dr. Hermann Kügler. In: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. Jg. 40, 1923, S. 1/6.) — Im Jahre 1823 wurde ihm von der Stadt der sogenannte „Lehmkuhlenfleck" bei den Scheunen im Südwesten der Stadt für 50 Taler in Erbpacht übertragen. Sein Nachfolger, der Justizkommissar Robert, hinterließ dem ganzen Besitztum — westlich der heutigen Kaiser Friedrich-Straße zwischen Grün- und Bismarck-Straße — seinen Namen in Roberts Park. (Vgl. Wilhelm Gundlach, „Geschichte der Stadt Charlottenburg." Bd. 1. Berlin, Julius Springer. 1905. S. 322.)

26. Pergers Angabe (a. a. O. S. 133, Anm. 10), das Todesjahr sei 1856, ist darnach zu berichtigen.

Uechtritzens ewigen Geldkalamitäten ist er ein stets bereiter Helfer, vornehm und großzügig.[27]

Für Poesie soll Robert, wie schon erwähnt wurde, nach Uechtritzens Angaben wenigstens in der früheren Berliner Zeit kein Interesse gehabt haben. Dagegen schildert ihn der älteste der noch lebenden Enkel als sehr kunstsinnig: Gelehrte und Künstler gingen bei ihm aus und ein; besonders nahe stand ihm Gasparo Spontini.

Im ganzen gewinnt man von ihm folgendes Bild: ein Aristokrat des Geistes, stark individualistisch eingestellt. Ein leidenschaftlicher Drang, das Leben zu leben mit aller Kraft, zu genießen in seiner ganzen reichen Fülle, läßt ihn der Welt sich ergeben, stürzt ihn in Abenteuer und Verwicklungen. Aber nie verliert er dabei sein Ziel aus den Augen: K u l t u r s e i n e r S e l b s t, das Reifen der Persönlichkeit; nie verliert er dabei sich selbst. Letzter Halt wäre ihm immer sein tiefwurzelnder Glaube: Robert ist strenggläubiger Katholik.

Friedrich von Uechtritz, aus einem in der Oberlausitz altangesessenen adeligen Geschlechte stammend, war von Haus aus Protestant, und blieb es auch. Während der Leipziger Studentenzeit von 1818 bis 1821 stand er aber in lebhaftem Verkehr mit Adam Müller, der damals als österreichischer Generalkonsul in Leipzig wohnte, und diese Bekanntschaft, vermittelt durch den jungen Grafen Cajus Stolberg, hatte auf sein Gemütsleben besonderen Einfluß. Denn aus Adam Müllers Munde gewann Uechtritz „die erste Empfänglichkeit für eine bewundernde Anerkennung der auf die Natur und die Bedürfnisse des menschlichen Gemüthes .... so wirksam berechneten Lehre, Organisation und daraus erwachsenen Machtentfaltung der katholischen Kirche."[28]

So kann es nicht wunder nehmen, daß einer von denen, an die sich Uechtritz nach seinem Eintritt in den Berliner Kreis besonders eng anschloß, August Robert, der eifrige Katholik, war, und daß eine Freundschaft zwischen beiden zustande kam, welche Uechtritz stets als die Erfüllung seines innigsten Wunsches bezeichnet hat. Dort in Berlin, im allerengsten Umgange mit Robert, hatte er das

27. Vgl. dazu auch den Schluß von Uechtritzens Brief an den Vater aus Düsseldorf vom 29. März 1832. („Erinnerungen" S. 135.)

28. Th. Paur: „Erinnerungen" S. XVI.

zweite Stadium seiner religiösen Kämpfe zu durchringen; mit dem Ergebnis, daß auch jetzt der von den Seinigen schon früher befürchtete Uebertritt zum Katholizismus unterblieb.[29]

Tiefreligiöse Gesinnung war das gemeinsame Band, welches diese beiden jungen Menschen mit einander verknüpfte. Dagegen spricht nichts dafür, daß auch die andere Seite von Roberts Wesen, jene leidenschaftlich-verlangende Hingabe an die Freuden dieser Welt, an demjenigen Uechtritzens sich wiederholt habe. Ein oft bis zur Schwerfälligkeit gesteigerter Ernst der Lebensauffassung wie der Dinge des Alltags, wohl vom Vater auf ihn übergegangen, war Uechtritz eigentümlich. Indem hypochondrische Grillen ihn zuweilen plagten, war während der Berliner Zeit die Grundstimmung seines Wesens „müde und gedrückt."[30]

Endlich Grabbe: wie muß man seine Erscheinung in diesem Kreise sich vorstellen? Liest man etwa die Darstellung in Nietens Biographie,[31] so findet man zwar die Bemerkung, diesen „wie v. Uechtritz aus besseren Kreisen stammenden, zartbesaiteten Aestheten" scheine das „Originalgenie voll wilder Ursprünglichkeit mächtig imponirt zu haben — allerdings nur momentan", aus dem Folgenden kann man aber kaum etwas anderes als den Eindruck gewinnen, als ob Grabbe bei diesen „tollen Szenen à la Falstaff" so etwas wie der Clown der Gesellschaft gewesen sei. Es ist aber sehr die Frage, ob der Blick des Historikers, der so einseitig nur immer auf das Burleske, das Bohemienhafte der Aeußerungen gerichtet ist, dem Geiste dieses Zirkels wirklich gerecht wird, oder ob sich nicht vielmehr in dieser Art der Betrachtungsweise ein nicht unbeträchtlicher Mangel an historischem Sinn bemerkbar macht. Warum zitiert Nieten nur Heinrich Laube und die Stelle aus Ziegler mit all ihrer tendenziösen Entstellung? Warum tut man so, als ob der berühmte Brief an den Kronprinzen von Preußen das einzige lite-

---

29. Vgl. Wilhelm Steitz: Friedrich von Uechtritz als dramatischer Dichter. Ein Beitrag zur Literatur- und Theatergeschichte der zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. (Aus den Veröffentlichungen der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz.) Görlitz 1909. Im Selbstverlage der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften und in Kommission der Buchhandlung von Herm. Tzschaschel. S. 9. 13.

30. Steitz, a. a. O. S. 4, 14.

31. S. 33/4.

rarische Zeugnis Grabbes aus der Berliner Zeit sei? Immerhin hat ja Grabbe in Berlin auch seine Tragödie „Herzog Theodor von Gothland" vollendet und damit (alle Rohheit und Unreife zugegeben) eines der größten Weltanschauungsdramen geschaffen, welche die deutsche Literatur besitzt, voll unerhörter Kraft in der wahrhaft dichterischen Gestaltung eines bis zum letzten gehenden Pessimismus, unvergänglich, so lange junge Menschen unter Stürmen der Seele zu Männern werden, und er hat auf dieses hochragende und immer wieder erschütternde Werk ein Lustspiel folgen lassen, das „aus den nämlichen Grundansichten entsprungen", dessen „tiefere Bedeutung" in der Tat nicht zu verkennen ist.[32] Beide Werke sind Dokumente aus einer Zeit stärkster innerer Umwandlung, sie sind Emanationen von Grabbes religiöser Entwicklung. Es fragt sich, was wir über diese den biographischen Zeugnissen entnehmen können.

Grabbes Eltern waren kirchlich-fromme, schlicht-gläubige Menschen. So erzogen sie auch ihren einzigen Sohn und wünschten sich nichts sehnlicher, als an ihm noch einmal die Freude zu erleben, „daß er von der Kanzel herab die Herzen ihrer Mitbürger rühren sollte."[33] In den Briefen der Eltern fehlt es nicht an liebevoll sorgenden Ermahnungen. „Vergiß Gott nicht und laß Dich nicht auf böse Wege bringen", heißt es einmal,[34] und ein andermal schreibt der Vater: „Gehest Du auch in die Kirche? Vergiß es ja nicht und denke an das viele Gute was Du von der Vorsehung erhalten hast."[35] Zu Beginn der Studienzeit fanden solch gute Lehren noch einen willigen Hörer: „Deiner Mutter freuet es sehr — steht im Briefe des Vaters vom 3. Juli 1820 — daß Du in der Kirche gewesen bist, geh oft hinein." Später müssen die Eltern wohl gemerkt haben, daß der kirchliche Sinn des Sohnes einer kritischeren Haltung wich. Ein Ausbruch wie der im Briefe vom 11. Januar 1822

---

32. Worin der Verfasser diese vielumstrittene und oft bezweifelte, vom Dichter aber ausdrücklich für sich in Anspruch genommene „entschiedene Weltansicht" erblickt, hat er im Nachwort zu seiner letzten Ausgabe des Werkes (Im Insel-Verlag zu Leipzig. [1925.] = Insel-Bücherei Nr. 162.) ausgeführt.

33. Ziegler S. 9.

34. Im Brief vom 21. Juli 1820.

35. Im Brief vom 25. Dezember 1822.

mußte sie stutzig machen, denn da schreibt Grabbe: „Der Pastor Althaus sollte erst ordentlich predigen lernen, ehe er an den Missionsverein dächte. Sie sollten die Heiden Heiden und die Christen Christen sein lassen.“[36] Zweifelnde Lauheit in kirchlich-dogmatischen Dingen beginnt gern mit einer Ablehnung konfessionellen Bekehrungseifers; aber selbstverständlich war durch kein noch so gutgemeintes Zureden die einmal in Gang gekommene Emancipation aufzuhalten. Das, was Immermann an religiöser Gesinnung in Grabbe fand, da dieser in Düsseldorf war, das war „Naturfrömmigkeit, eingesogen in den dunkeln Waldschatten seines herrlichen vaterländischen Gebirges.“ Oft, so fährt Immermann fort, sei ihm, wenn die Mitteilung sich auf derartige Dinge gelenkt habe, etwas Urgermanisches, Alt-Sassisches aus Grabbe entgegengeblitzt. Wenn dieser als Katholik geboren worden sei, würde er wohl, bei der historischen Textur seines Wesens, in der traditionell sich fortbauenden Kirche Trost und Halt gefunden haben; mit dem protestantischen Urkundenbeweise aber habe er unmöglich ein Wechselverhältnis anknüpfen können.[37] Am Ende seiner inneren Entwicklung steht also Grabbe auf dem Boden einer freien und natürlichen Religiosität, wie sie sich auch in dem Aufsatz „Conventikel“ ausspricht, der im Sommer 1836 geschrieben ist, und er ist nicht, als ein reuiger Sünder, in den Schoß der Kirche zurückgekehrt, selbst dann nicht, als der Tod ihm nahte.

Zwischen jenem Anfang und diesem Ende aber liegt eine Zeit, die wohl die grauenhafteste für den jungen Grabbe gewesen ist. Nur einmal deutet er es in einem Briefe an; aber diese Stelle besagt genug. Als Grabbe, im Frühling des Jahres 1823, nach Dresden gekommen war, da trieb es ihn eines Tages, in die katholische Hofkirche zu gehen. Den Eltern berichtet er davon nichts als das Aeußerliche: es sei dort Sonntags herrliche Musik; nur tue es einem leid, wenn man höre, daß die Leute, welche singen, Verschnittene seien.[38] Den Freund aber läßt er ganz in sein Inneres blicken, wenn er einen Brief an Ludwig Gustorf mit dem folgenden Satze schließt: „Neulich war ich seit vier Jahren wieder zum erstenmal in der

36. WW V 234, 31/3.
37. Q 60, S. XXXIV/V.
38. WW V, 254, 9/12.

katholischen Kirche, und ich fühlte fast bis zu Tränen, wie sehr mir ein inniger Glaube not tut. —“[39]

Ein Entwurzelter schreibt diese Worte, ein Mensch, dem eine Welt in Trümmer gegangen ist, der seinen alten Glauben verloren hat und nun, in dem schmerzlichen Gefühl innerer Leere und Haltlosigkeit, sehnsüchtig darnach trachtet, einen neuen zuverlässigen Standpunkt in der Welt zu gewinnen.

Sicher ist also wohl dies: als ein noch Glaubender, aber gewiß schon Zweifelnder hatte Grabbe die Universität bezogen; als er sie verließ, war in ihm — zunächst — ein Nichts. Dazwischen aber lag ein Prozeß innerer Umwandlung und Umwertung, der nichts, aber auch gar nichts übrig ließ von den Ueberzeugungen der Jugend, von dem Glauben an einen allgütigen Vater im Himmel und dessen allweise Lenkung der irdischen Geschicke, der diesen jungen Menschen hinabstürzte ins Bodenlose, ihn hindurchführte durch Chaos und Verzweiflung, lag mit einem Worte eine Glaubens- oder Weltanschauungskrisis, so furchtbar, daß davon das Wesen dieses Jünglings in seinen Grundfesten muß erschüttert worden sein. Der „Gothland“ läßt uns die Stärke des vernichtenden Sturmes ahnen, der damals durch die Seele Grabbes gerast ist.

Zu einer Zeit nun, da solches in ihm vorging, wurde er in jenen literarischen Zirkel eingeführt. Er lernte dort „unendlich leichtsinnige“ Menschen kennen, er traf aber auch Friedrich von Uechtritz und August Robert, jener gläubiger Protestant, dieser strenger Katholik, beide verbunden durch die ihnen gemeinsame tiefreligiöse Gesinnung. Erinnert man sich nun der Möglichkeit, die Immermann angedeutet hatte für den Fall, Grabbe wäre als Katholik geboren worden, und fernerhin des Umstandes, daß dieser, auf der Suche nach einem neuen Glauben, den Weg in eine katholische Kirche fand, so wird man vermutlich doch zu der Ueberzeugung kommen, daß diese Drei zum mindesten sich zu anderen Zwecken zusammengefunden haben, als um Orgien zu feiern. Nein! s i c h e r l i c h hat Grabbe, des Haltes beraubt, in Robert den Kameraden gesucht, der, ungleich gefestigter dastehend mit seinem Bekenntnis zur katholischen Kirche, die damals so viele der Zweifelnden und Verzweifelnden aufnahm, auch ihm Rat und Beistand würde gewähren

39. WW V, 253, 10/13.

können, ebenso wie Uechtritz und vielleicht noch mancher der Andern. Wenn also Robert in seinem Briefe an Grabbe schreibt: „Glaube ist eine schöne, aber eine schwere Sache. Ich halte noch keinen von uns darin sattelfest. Es läßt sich viel mit ihm anfangen.", so kann man wohl zunächst sagen, daß es ein sehr ernster und an sich ernsthaft arbeitender Mensch ist, der dieses schreibt. Man wird ferner in diesen Worten den Nachhall langer, bohrender, an die letzten Fragen rührender Gespräche hören, zu denen diese jungen Menschen zusammengesessen haben, und man wird sie gleichsam als einen Epilog zu solchen Dialogen auffassen können, als ein Fazit, und als eine Mahnung, die der Freund dem scheidenden Freunde auf den Weg ins Ungewisse mitgab. Und wenn dann Robert, unmittelbar darauf, an Grabbe weiterhin schreibt: „Adam Müller hat nicht geantwortet. Er kann es meo voto nicht gut.", so darf man nun wohl nochmals fragen, ob er damit wirklich nur die Erinnerung an einen der gemeinsamen tollen Streiche „à la Falstaff" hat beschwören wollen, ob also Nieten recht hat, der in diesem Schreiben weiter nichts als eine Reaktion auf die „Orgien" erblickt oder eine Art Gegenstück zu dem Kronprinzenbrief, wenn er schließt: „kam dann der Katzenjammer, so wurde man fromm und meldete sich bei Adam Müller zum Katholizismus an."[40] Man kennt den Brief der Freunde an Adam Müller nicht, wird ihn vermutlich auch niemals kennen lernen. Trotzdem kann man sagen, daß Nieten unrecht hat. Denn dieser Brief war Ausdruck der Glaubensnöte dieser jungen Menschen, war ernsthaftesten Charakters.

Und weiter kann man nunmehr fragen, ob Nieten wenigstens mit seiner Gesamtcharakteristik der Zusammenkünfte recht behält. Ist es glaubhaft, daß sie alle sich dort versammelten, im Kasino in der Behrenstraße, um sich die Aufführungen anzusehen, welche Köchy auf seinem kleinen Theater veranstaltete, und nachher ihre Orgien zu feiern, von denen „Scherz, Satire" uns eine erhalten habe! Wiederum kann man mit Sicherheit sagen, daß auch diese Auffassung zu verwerfen ist. Dies bedeutet, daß Uechtritzens Bericht die Probe auf seine Glaubwürdigkeit bestanden hat.

---

40. S. 34.

Nach diesem Bericht war der eigentliche Zweck der Vereinigung ein literarischer, die Vorlesung und Besprechung von Werken der Literatur, älteren, neuerschienenen und auch eigenen. Uechtritz oder Köchy waren die Vorleser, wenn man nicht die Rollen verteilte. Von zwei Werken, deren Verfasser Mitglieder des Kreises waren, wissen wir bestimmt, daß sie dort zu Gehör gebracht wurden: Köchy las Uechtritzens Trauerspiel „Galeazzo Sforzas Tod" vor,[41] Uechtritz aber Grabbes Lustspiel.[42] Daß Werke von Uechtritz auf diese Art bekannt gemacht wurden, wird überdies durch den mitgeteilten Brief Heines bestätigt.

Lenkt man nun seinen Blick noch einmal auf den Bericht Heinrich Laubes, so muß man feststellen, daß auch darin die abendlichen Zusammenkünfte einen wesentlich literarischen Charakter haben, und jedenfalls keinen orgiastischen, wie man nach einigen aus dem Zusammenhang gerissenen Zitaten allenfalls glauben könnte. Sicherlich ist er weit mehr Feuilleton, als ein Stück Geschichtschreibung, ebenso sicher aber kein bloßes Gemälde der Phantasie. Denn bei einem Vergleich mit dem Briefe Uechtritzens und anderen Quellen ergeben sich wichtige Uebereinstimmungen, welche zu beweisen scheinen, daß auch Laube eine Reihe von Details aus authentischer Mitteilung geschöpft hat. Wenn er von Heine sagt, er saß an solchen Abenden „zusammengeklappt im Winkel, schwieg, lächelte, schlürfte aus dem Punschglase, vergoldete und schärfte die Pfeilspitzen seiner Lieder", so erkennt man eine solche Schilderung ohne weiteres als die poetische Umschreibung einer Tatsache, die von Uechtritz mit den Worten bezeichnet wird, Heine, der damals beständig leidend gewesen sei, habe bei den Versammlungen gewöhnlich, über Kopfschmerzen klagend, in einer Sofaecke gesessen. Wenn Laube weiterhin davon berichtet, man habe „Godwi" oder die „Versuche und Hindernisse Karls" vorgelesen, so wird man diese Werke der Romantik zwar für unverbürgt halten, die Uebereinstimmung aber in der Konstatierung erblicken müssen, daß Vorlesungen veranstaltet wurden. Endlich entbehrt auch die

41. Vgl. Uechtritz im Brief an seine Eltern vom 23. Nov. 1821 („Erinnerungen" S. 30.) — Warum Steitz das Werk „Galeazzo Sforza" nennt, ist unverständlich, da der Titel in beiden Görlitzer Manuskripten „Galeazzo Sforzas Tod" lautet.

42. WW VI 56, 5/6.

Angabe, man habe mit Adam Müller korrespondiert, wenigstens nicht des tatsächlichen Kerns. Dabei ist bemerkenswert, daß Laube nicht daran denkt, diesen Briefwechsel etwa zu den „kleinen literarischen Bosheiten" zu rechnen, die man ausgeheckt habe, daß nichts an seinem knappen, sachlichen Berichte an der Ernsthaftigkeit der Unternehmung zweifeln läßt. Falsch ist dagegen Laubes Angabe von der Nachbarschaft des Philologen Friedrich August Wolf. Denn dieser hat nach den Berliner Adreßbüchern für 1822 und 1823 während der genannten Jahre in der Friedrichstraße Nr. 94, nahe der Dorotheenstraße, gewohnt.[43] Welcher Sachverhalt seiner Mitteilung über das Lokal zugrunde gelegen haben wird, wurde bereits erwähnt. Somit sind diese beiden Zeugnisse geeignet, sich wechselseitig zu stützen, und das Urteil über die Glaubwürdigkeit des von Uechtritz stammenden erfährt eine Bekräftigung.

Nach diesen Ergebnissen der Untersuchung würde also in einer künftigen Biographie das dem Berliner Aufenthalt gewidmete Kapitel etwa auf der folgenden Grundlage aufzubauen sein:

Am 11. Juni 1822 beendete Grabbe seine Tragödie „Herzog Theodor von Gothland". Nachdem er sie hatte abschreiben lassen, teilte er sie, etwa Mitte Juli, einem Schriftsteller mit. Rasch wurde er dadurch mit anderen bekannt; einer von ihnen führte ihn — es war am 2. August — in seine Wohnung, wo sich „eine Masse von jungen Dichtern und Philosophen" versammelt hatten, um mit ihm bekannt zu werden.[44]

Seit Jahr und Tag schon bestand dieser Kreis: junge Menschen von gleichem Alter und zumeist auch gleichem Berufe, die zunächst, wo nicht zusammengeführt, doch zusammengehalten wurden durch das gemeinsame Interesse für Literatur und Theater. Man versammelte sich in der Wohnung von dem oder jenem, mit Vorliebe aber, wie es scheint, auf Köchys geräumigem Zimmer, bei einer Tasse Thee und verbrachte den Abend im Gespräch, las Shakespeare mit verteilten Rollen, hörte sich eine Neuerscheinung von Tieck oder Immermann an, die Köchy oder Uechtritz vortrug, oder machte einander mit eigenen Werken bekannt. Vielleicht veranstaltete auch Köchy hin und wieder eine Vorstellung auf einer Art

43. Auskunft des Vereins für die Geschichte Berlins.
44. Vgl. WW V 237/38.

von Puppentheater. Während der warmen Jahreszeit unternahm man Spaziergänge in die Umgebung der Stadt und kehrte zum Kaffee in irgend einer Gastwirtschaft ein.

Unter den Mitgliedern des Kreises waren einige, die mehr darin suchten als nur das, im gemeinsamen Genusse von Werken der Literatur einander anzuregen und zu fördern. Das waren Menschen, die, von religiösen Krisen heftig bewegt, in ihrem Ringen um einen neuen Glauben am andern einen Trost und einen Halt suchten und bei denen die bloß literarischen Beziehungen sich vertieften zu einer festen und innigen Freundschaft. So wird es gekommen sein, daß der lockere und gern einmal ausschweifende Ton, der vielfach bei den Unterhaltungen dieser Runde sich gezeigt haben wird, nicht darin herrschte, daß vielmehr auch Fragen der Weltanschauung eindringlich diskutiert wurden und man einander in den mancherlei Zweifeln und Nöten des Herzens und Gemütes ernsthaft zu helfen trachtete.

Selbstverständlich erschöpfte sich das Leben der Mitglieder nicht in den Versammlungen dieser Art; wer geneigt ist, deren literarischen Charakter zu bejahen und es ablehnt, sie lediglich als den Tummelplatz genialischer Ausschweifungen oder jugendlicher Allotria zu betrachten, verkennt ja keineswegs, daß Diejenigen, denen nach dergleichen gelüstete, dazu außerhalb dieser Zusammenkünfte gewiß noch reichlich Gelegenheit fanden, daß, wen ungebändigter Lebensdrang auf so bedenkliche Wege führte, des aufrichtigen literarischen Interesses nicht zu entbehren brauchte, und umgekehrt.

Es scheint nun, als habe es auch da eine Art von Gruppe gegeben und als habe diese gleichfalls einen bevorzugten Ort für ihre Zusammenkünfte gehabt, nämlich die Wohnung Gustorfs, des Mediziners, auf der Mauerstraße. Dort freilich herrschte ein wesentlich anderer Geist, und die ernsten Ziele, die jenem Hauptzirkel das Gepräge gegeben hatten, traten zurück vor dem Zwecke eines leidenschaftlichen und unbekümmerten Lebensgenusses. Da begnügte man sich nicht mit harmlosem Chambre-garnie-Thee und dünnem Kaffee; die Champagnerflaschen standen auf dem Tische, und Berlins Töchter der Freude wird man nicht nur in das Char-

lottenburger Sommertheater mitgenommen haben.[45] Trug man aber doch einmal Verlangen nach einem Reize literarischer Art, dann wählte man etwas Leichtes und Pikantes: etwa die Memoiren des Jakob Casanova, deren Uebersetzung von Wilhelm von Schütz damals gerade zu erscheinen begann, oder man ergötzte sich an des Erotikers Althing saftiger Komik, an „Hannchens Hin- und Herzügen" oder den angeblich „Hinterlassenen Schriften".[46]

c) Die Beamtenlaufbahn.[1]

Zwei Ereignisse sind hier von besonderer Bedeutung:

1) Grabbes Bewerbung um eine Anstellung am Lippischen Archiv;
2) seine Entlassung aus dem Amte als Auditeur.

Für die Behandlung der Archivangelegenheit war Dullern offensichtlich Material von Seiten Louisens zur Verfügung gestellt worden; er zog daraus die folgende Darstellung:

„Der väterliche Freund seiner Kindheit und Jugend, C l o s t e r m e i e r, stand als geistige Autorität auch vor den Blicken des Mannes. Zuerst durch seinen Vater, dann direct und zwar schriftlich, wendete Grabbe sich an Clostermeier, um Rath und Beistand bittend. Mit seinem ganzen Dasein wollte er wirken. Dies Dasein sollte dem Vaterlande nützen, aber auf eine Weise, welche Grabbe's w ü r d i g sei, denn einerseits fühlte er seine geistige Errungenschaft; anderseits lockte die Positivität der Geschichte jene seiner poetischen Natur, wie das Eisen den Blitz; ‚die Geschichte sei',

---

45. Vgl. WW V 255/56.

46. Vgl. dazu WW V 292/93; I 243, 31 ff. Hayn-Gotendorf ² I, 60/2. Hinsichtlich der „Hinterlassenen Schriften" glaubt Wukadinović (in der Anmerkung zu WW I 248, 25) einen vermeintlichen Irrtum Grabbes berichtigen zu müssen.

1. Wenn es dem Verfasser gelungen wäre, für die von ihm seit Jahren vorbereitete Ausgabe von Grabbes Briefwechsel einen Verleger zu finden, so würde dieser Abschnitt wesentlich kürzer sein, da alsdann in zahlreichen Fällen ein Bezug auf die dort publizierten Dokumente möglich wäre. So müssen wenigstens die wichtigeren hier in extenso mitgeteilt werden. — Die Herkunft der einzelnen Zitate wurde nur dann nachgewiesen, wenn die betreffenden Schriftstücke nicht den Archivars- oder Auditeurs-Akten (Q 159 u. 179) angehören.

schrieb er an Clostermeier, ‚von Jugend auf sein Haupt- und Lieblings-Studium gewesen; er sehne sich von ganzem Herzen durch dasselbe dem Vaterlande nützlich werden zu können;' — zu diesem Zwecke erbot er sich durch ein von Clostermeier anzustellendes Examen seine historischen Kenntnisse, insbesondere den Umfang seines Wissens in der Universalgeschichte, und sämmtlichen Hülfswissenschaften (Diplomatik, Heraldik, Sphragistik, Numismatik, Chronologie) öffentlich zu beurkunden.

Clostermeier verstand Grabbe's Gemüthsstimmung, versuchte alles, was ihm möglich war, um dessen heißen Wunsch zu verwirklichen; seine Stellung als Archivrath, sein Ansehn und sein Einfluß, so wie der vortheilhafte Ruf, den Grabbe sich durch seine bisherige Berufsthätigkeit erworben hatte, schienen seinen Bemühungen einen glücklichen Erfolg zu sichern. Clostermeier wendete sich direkt an den Fürsten, und überreichte diesem unterm 2. September 1826 ein Promemoria, in welchem er Grabbe's Wünsche vortrug und dessen Bitte, ihm als zukünftigem Vertheidiger des landesherrlichen Interesses, eine seinen geschichtlichen Kenntnissen entsprechende Stellung anzuweisen, aufs wärmste unterstützte. Obwohl der Fürst gegen Grabbe sehr gütig gesinnt war, (was er auch in der Folge ihm bewiesen) konnte er doch nicht umhin, dem bestehenden Geschäftsgange gemäß, das Gesuch an die Regierung zur Begutachtung zu überweisen. Diese gab im folgenden Monate einen abschlägigen Bescheid. Grabbe wich dem Zwang der Verhältnisse, aber sein Wesen hatte sich unheilbar gespaltet, und ein bitterer Groll vergiftete von nun an seine Tage."[2]

Zieglers Schilderung stimmt mit derjenigen Dullers im wesentlichen überein; jedoch vermag er für den ablehnenden Bescheid der Regierung einen Grund anzugeben. Die betreffende Stelle seiner Biographie lautet:

„Was ihn noch aufrecht hielt und ihm Lust zum Vorwärtsstreben gab, war die Hoffnung, die er auf den Archivrath Klostermeier setzte, dieser würde vermitteln, daß er als dessen Gehülfe an dem Archiv und der Bibliothek angestellt würde.

Der Archivrath Klostermeier war nämlich, wie wir das schon oben gesehen haben, der Beschützer der Grabbe'schen Familie und

2. S. 26/8.

hatte schon zur Zeit, als Grabbe noch nicht zur Universität abgegangen war, den Wunsch geäußert, ihn zu seinem Gehülfen zu haben, und zu seinem Nachfolger zu erziehen. Grabbe hatte, darauf hinaus, sich stark auf Geschichte, Literatur und alle archivalischen Kenntnisse gelegt und es darin weit gebracht, wie ihm in seiner Heimath überall auch zugetraut wurde.

Um diese Hoffnung zu realisiren wandte er sich dann zutrauensvoll an seinen Beschützer, bei dem sein Vater schon die gehörigen Einleitungen gemacht hatte, und stellte ihm in warmen und lebendigen Worten vor, wie es sein sehnlichster Wunsch sei, am Archiv und der Bibliothek Beschäftigung zu finden; wie er glaube, daß sich diese Beschäftigung für seine Eigenthümlichkeit und die Studien, die er gemacht, ganz eigne, und legte ihm ans Herz, sich für ihn zu verwenden. Der Archivrath Klostermeier fand sich dazu gern bereit, um so mehr, da die Regierung wirklich einen Gehülfen anstellen wollte, und trug bei dieser in einer Eingabe vom 2. September 1826, mit welcher er Grabbe's Schreiben überreichte, darauf an, dem letzteren die Gehülfenstelle zu übertragen.

Der damalige Regierungschef hatte nun aber schon einen andern jungen Juristen zu dem beabsichtigten Posten ausersehen, welcher freilich keine Studien für das Fach gemacht hatte und sicher nicht die Qualification Grabbe's besaß, aber ein bescheidener, junger Mann war, der wenigstens scheinbar weiter keine Ansprüche machte und dessen Vater vom Regierungschef sehr begünstigt wurde. Wird ja in kleinen Ländern, wo man eigentlich kein Talent nöthig hat, die Wahl für die Stellen meistentheils nie nach Fähigkeiten vorgenommen, sondern wie sich das so schiebt und macht. Der fragliche junge Jurist wurde also dem Herrn Archivrath Klostermeier anempfohlen und obgleich dieser sich anfangs widersetzte, wirklich zu der fraglichen Gehülfenstelle ernannt.

Als Grabbe so seine Hoffnung vereitelt sah, war es fast, als ob er allen Lebensmuth verloren. Seine Tagebücher aus dieser Zeit, die er einem vertrauten Freunde einmal zeigte, liefern davon das deutlichste Zeugniß. Er schrieb oftmals nieder: Wär' ich todt, es wär' mir lieb, lebt' ich nie, es wäre besser. —"[3]

3. S. 61/3.

Was ferner die Auditeursangelegenheit betrifft, welche, wie sich noch zeigen wird, nur im Zusammenhang mit der ersten behandelt werden kann, so äußert sich dazu zunächst Duller, unmittelbar nach der soeben angeführten Stelle, folgendermaßen:

„Noch im Oktober wurde er dem erkrankten Auditeur Rotberg als Gehülfe beigeordnet; er versah die militärgerichtlichen Amtsgeschäfte mit gewohnter Geschicklichkeit, aber in dumpfer Hingebung, durch welche er sich selber eine Zeitlang täuschte.“[4]

Der nächste Abschnitt ist dem Briefe Kettembeils und dem Erscheinen der „Dramatischen Dichtungen“ (im Herbst 1827) gewidmet, und nun heißt es weiter:

„Bald darauf starb der Auditeur Rotberg und Grabbe erhielt ungeachtet seiner Jugend das einträgliche Militärrichteramt. Die persönlichen Verhältnisse, welche diese rasche Beförderung herbeiführten, lassen sich hier nicht auseinandersetzen, nur soviel darf ich erwähnen, daß Clostermeiers Fürsprache den meisten Antheil daran hatte. Es mag auf den ersten Anblick sonderbar scheinen, daß Grabbe, dem sein Beruf vor kurzem noch so zuwider gewesen, durch diese rasche Beförderung sich nun mit einemmale g a n z g l ü c k l i c h fühlte. Die Sonderbarkeit klärt sich durch den Umstand auf, daß man ihn, um seinen Fürsprecher Clostermeier durch abermalige Zurücksetzung des Schützlings nicht zu kränken, mehreren ä l t e r e n Kandidaten um die Auditeurstelle vorzog; . . .“[5]

Auch Ziegler nimmt bei der Erlangung des Auditeurpostens den Einfluß Clostermeiers an, verlegt dessen Wirkung aber in das Anfangsstadium. Er berichtet über diese Wendung mit folgenden Worten:

„Zu gleicher Zeit erhielt er eine Anstellung als Auditeur bei dem Lippischen Militair. Der frühere Auditeur war nämlich gegen das Ende 1826 bedenklich krank geworden, so daß er seine Geschäfte nicht mehr versehen konnte und eines Substituten bedurfte; die Regierung hatte, besonders auf Verwendung des Archivraths Klostermeier, die Anordnung getroffen, daß Grabbe die Geschäfte des bisherigen Auditeurs als Substitut besorgte und als dieser 1827

4. S. 28.
5. S. 29.

mit Tode abgegangen, jenem das Amt, vielleicht als Ersatz für die ihm entgangene Archivstelle übertragen."[6]

Von dem Abschluß der Auditeurstätigkeit Grabbes gibt Duller eine sehr eingehende Schilderung. Es ist dies ja eines der Ereignisse, die Louisen am stärksten beschäftigten, und das darum in den Briefen an Freiligrath mit besonderer Ausführlichkeit besprochen wird. Auch im Brief an Duller vom 5. August 1837 wird sich Louise Christiane darüber eingehend geäußert haben.

Nach Dullers Angaben stellt sich die Vorgeschichte der Amtsentlassung folgendermaßen dar: Der Aufbruch des lippischen Bataillons nach der Bundesfestung Luxemburg vermehrte die militärgerichtlichen Geschäfte in einem solchen Grade, daß Grabbes ohnehin schon schwache Gesundheit durch die ununterbrochene angestrengte Amtstätigkeit aufs heftigste erschüttert wurde. Zur Erholung seiner Kräfte trat er im August 1831 eine Reise an, die ihn über Frankfurt a. M. (angeblich) bis nach Paris führte, kehrte aber völlig erkrankt zurück. „Die Rückstände in seinen Amtsarbeiten, welche durch den Ausmarsch, durch seine Reise und die darauf folgende Krankheit veranlaßt wurden, vermochte er während seiner übrigen Dienstzeit nicht mehr nachzuholen." Die Last der Geschäfte und seine fortwährende Kränklichkeit verstimmten ihn immer mehr. Er fing an, die Amtspflichten, die ihm unerträglich wurden, zu vernachlässigen. Die Detmolder Verhältnisse wurden ihm immer unausstehlicher; es kam ihm vor, als sei ihm der Auditeur über den Kopf gewachsen. Bald glaubte er diesen, bald jenen Ausweg gefunden zu haben. Seinem Plane, nach Frankfurt überzusiedeln, um dort als Schriftsteller eine neue Existenz zu begründen, wurde von Louisen energisch widersprochen. Darauf kam ihm die Idee, er sei zum Feldherrn geboren und müsse Soldat werden. Er wandte sich also an seinen Fürsten und übergab diesem eine Bittschrift mit dem Inhalt: Er könne nicht länger Auditeur sein, er wolle Soldat werden, Serenissimus möge ihn zum Hauptmann ernennen.

Darauf heißt es: „Der Fürst erwiederte am 30. Jänner 1834 wörtlich, wie folgt:

---

6. S. 64.

M. P.

‚Auf Ihr heute erhaltenes Gesuch erwiedere ich, daß ich wünsche, ‚Sie möchten Ihr Gesuch bei der Regierung vortragen, und näher ‚motiviren, worauf sodann Verfügung erfolgen wird.'

‚Leopold, F. z. L.'

Grabbe aber besorgte von der Regierung Widerspruch, und vermochte es nicht über sich, auf diese Gefahr hin, zu der Eingabe an jene sich zu entschließen.

Da traf ihn unversehens eben von Seiten der Regierung ein harter Schlag, der zu seinem ganzen späteren Unglück die Initiative gab. Er erhielt nämlich unterm 11. Februar ein Regierungsrescript, worin ihm bemerkt wurde, ‚daß die Regierung seit einiger Zeit die- ‚jenige geordnete, sorgfältige und prompte Behandlung der militär- ‚gerichtlichen Geschäfte vermißt habe, welche diese vorzugsweise ‚in Anspruch genommen.' Unter Einem wurden ihm mehre Vorschriften zur Herstellung eines geregelten Geschäftsganges ertheilt.

Diese Zurechtweisung verletzte ihn aufs tiefste, es war ihm bei seiner schwachen Gesundheit unmöglich, dem Gebot der Regierung zu entsprechen, und eben der Druck dieser Unmöglichkeit machte seinen Unmuth höher steigen. In der ersten Aufwallung bat er, statt Gegenvorstellungen zu machen oder sich zu rechtfertigen, und, ohne an die Folgen dieses übereilten Schrittes zu denken, um seine Entlassung.

Der Fürst wußte ihn besser zu beurtheilen und wünschte aufrichtig, daß ihm aus diesem übereilten Aufgeben einer lebenslänglichen Versorgung kein Nachtheil entstehen möge; denn wenn Kränklichkeit die Erfüllung seiner Amtspflichten nicht mehr gestattet haben würde, hatte Grabbe ja die Versetzung in den Ruhestand mit einer angemessenen Pension zu erwarten, und auch deren Verlust war durch dieses Fordern seiner Entlassung unausbleiblich gemacht. Der Fürst traf nun durch die Regierung die Verfügung, daß Grabbe, damit ihm Zeit zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, zur Erholung und zur reiflichen Ueberlegung bliebe, vom 15. März an auf sechs Monate vom Amtsgeschäfte entbunden und beurlaubt wurde, mit dem Bemerken, daß man vor Ablauf dieser Frist die erforderliche Anzeige über den Wiederantritt des Dienstes von ihm erwarte. Hierauf ließ der Fürst auf eigne Kosten die Amtsgeschäfte regeln und die Rückstände nachholen; er hoffte,

daß Grabbe, wenn dessen Gesundheit sich wieder befestigt, mit neuer Lust und Liebe den geordneten Dienst wieder übernehmen würde. Nie vergaß ihm Grabbe diese zarte Aufmerksamkeit, und sein Vertrauen zu dem Fürsten wurde dadurch unerschütterlich."

Es folgt die Schilderung der Urlaubszeit; dann fährt Duller fort:

„Als die Krankheit etwas überwunden, war die Zeit da, daß er sich bei der Regierung wegen Wiederantrittes seines Dienstes melden sollte. Schon vor seiner Erkrankung hatte er sich indessen mit dem Gedanken beschäftigt, mit dem Manuscript seines H a n n i b a l nach Frankfurt zu Kettembeil zu reisen. In dieser Absicht legte er unterm 7. September der Regierung ein Gesuch um Verlängerung seines Urlaubes und Erlaubniß einer Reise vor. Zwei Tage darauf erhielt er eine a b s c h l ä g i g e Antwort und die Weisung: ‚binnen einer Woche seine Erklärung abzugeben, ob er auf seinem früheren Entschlusse: den Dienst zu quittiren beharre, oder nicht.'

Grabbe, noch kaum völlig genesen, war durch diesen Bescheid aufs äußerste bestürzt und niedergeschlagen. Wund und empfindlich an Leib und Seele, glaubte er in diesem Akt der Regierung, an welchem der Fürst keinen Antheil hatte, ein planmäßiges Verfahren zu sehen, ihn aus dem Amte zu drängen, das er jetzt, durch körperliche Leiden gebeugt, und mehr als je an die Zukunft denkend, höher anschlug und schon deshalb nicht so leicht aufgeben wollte, weil er der Intrigue weichen zu m ü s s e n wähnte. Sein Argwohn war diesmal vielleicht weniger grundlos, als sonst, — nicht blos die Combination aller vorhergegangenen Verhältnisse zu dem jetzigen, sondern auch die A r t, in welcher man sich gegen ihn benahm, mußte wohl seinen Argwohn zur Ueberzeugung verstärken. Männlich rang er nun, während der ihm gesetzten Frist, mit seinen Sympathieen, mit seinem Temperament, einen schweren Kampf, aus welchem der Entschluß hervorging, die Last zu tragen, welche das Schicksal ihm aufgebürdet, und das Amt wieder anzutreten; ein edler Stolz, nicht bloß kleinlicher Eigensinn, wie sonst oft, trieb ihn, seinen Feinden den Triumph nicht zu gönnen, sondern vielmehr seine liebsten Wünsche aufzuopfern.

Heiter trat er am 14. September zu seiner Gattin in's Zimmer und sprach zu ihr: ‚Hilf mir, mich ankleiden, L.! — Ich will, bevor

ich bei der Regierung mit meiner Erklärung einkomme, doch erst mit dem Regierungsrath reden. Ich denke: er läßt mir Zeit bis Michaelis. Den ersten Oktober will ich dann wieder eintreten!'

Er begab sich nun zu dem Regierungsrath, welcher in Militärgerichtssachen Referent war, und nahte sich ihm mit den Worten: ‚Herr Regierungsrath, ich muß denn doch wohl meinen Abschied haben?' Die Gewohnheit, meist gerade das Gegentheil von dem zu sagen, was er dachte und empfand, eine Gewohnheit, die jedermann, der ihm näher stand, selbst aus der geselligen Unterhaltung kannte, war diesem seltsamen Charakter so völlig zur andern Natur geworden, daß er auch jetzt im entscheidenden Augenblick, nichts anders als Widerspruch und Gegenvorstellungen erwartete. Zudem fand er unbewußt in dieser Weise die einzige Vermittlung zwischen seiner frühern, im Unmuth gegebenen Erklärung und jener widersprechenden, die er jetzt abzugeben beschlossen hatte.

Wider alles Erwarten aber entgegnete ihm der Regierungsrath: ‚das sei ihm gar nicht zu verdenken, er habe Recht; ein Mann wie er ‚könne mit der Schriftstellerei mehr erwerben, und es sei erfreulich, ‚wenn er bei seinen Talenten, nun mit erneuerter, ungestörter ‚Thätigkeit dem Vaterlande durch jene Ehre mache.'

Zu stolz, diese irrige Ansicht des Regierungsraths von seinem Entschlusse zu berichtigen, blieb er in den wenigen Worten, die er noch sprach, dem Sinn seiner Anrede getreu, nahm seinen Hut, empfahl sich kurzab, und kam tief bewegt, nach Hause. Leichenblaß wie er wurde seine Frau, als sie seine ernsten Züge gewahrte. Da sprach er erschüttert zu ihr: ‚Ach, L. ich habe einen entscheidenden Schritt gethan. Komm! Laß uns weg von hier. Es wird alles gut gehen. Hab' nur Vertrauen!'

Seine Frau gab indeß nicht, wie er, schon alle Hoffnung auf; je mehr sie sich den Vorfall überlegte, so ruhiger wurde sie und suchte auch ihn zu beruhigen. Denn wie sollte aus jener mündlichen Unterhaltung, die doch keineswegs einen officiellen Charakter trug, für Grabbe's ganze Existenz ein Nachtheil entstehen, da überdieß dem Referenten jene Eigenheit Grabbe's sowohl durch den Geschäftsverkehr als durch gesellschaftliche Unterhaltung hinlänglich bekannt geworden?

Zwei Tage darauf erhielt Grabbe ein Regierungsrescript, wörtlich lautend, wie folgt:

‚Auf die am 14. d. M. vom Auditeur Grabbe ad rescriptum vom ‚9. d. M. abgegebene Erklärung bleibt demselben unverhalten, ‚daß solche als Entlassungs-Gesuch angenommen ‚sei, und Serenissimus nunmehr die erklärte Niederlegung des ‚bisher bekleideten Postens als Auditeur in Gnaden bewilligen. ‚Dabei ist demselben der Bezug der etatsmäßigen Gage bis zum ‚Ablauf dieses Jahres, so wie die Beibehaltung ‚des Titels und Rangs als Auditeur gnädigst zuge- ‚standen etc.'

Grabbe stand wie entgeistet, vernichtet. — Als er wieder zur Besinnung kam, und das Loos, das ihm gefallen, in dessen voller Schwere wog, tobte er in entfesselter unbändiger Leidenschaft gegen sich selbst, als gegen seinen eigenen erbittertsten Feind. Fort aus Detmold! Jeder Blick verletzte ihn, denn jeden glaubte er forschend und spottend, oder bemitleidend auf sich gerichtet! Fort! Fort nach Frankfurt. Dort hoffte er Zerstreuung, Betäubung."[7]

An dieser Darstellung sind folgende Behauptungen bemerkenswert:

1: In der Bittschrift an den Fürsten Leopold war der Wunsch ausgesprochen, zum Hauptmann ernannt zu werden.

2: Grabbe konnte sich zu der, ihm vom Fürsten empfohlenen Eingabe an die Regierung nicht entschließen, da er deren Widerspruch fürchtete.

3: Das Regierungsreskript vom 11. Februar ist „unversehens" ergangen.

4: Die Entscheidung über die Entlassung Grabbes aus seinem Amte ist in der mündlichen Unterredung Grabbes mit dem Regierungsrat v. Meien am 14. September gefallen.

5: Grabbe ist zu dieser Unterredung mit der gefestigten Absicht gegangen, das Amt wieder anzutreten. Die Gewohnheit, meist gerade das Gegenteil von dem zu sagen, was er dachte und empfand, veranlaßte ihn jedoch, um seinen Abschied zu bitten, der ihm zwei Tage darauf durch ein Regierungsreskript auch wirklich bewilligt wurde.

6: Grabbe ist durch diese Entscheidung aufs schwerste betroffen worden.

---

7. S. 41/55.

7: Das Verhalten des Fürsten Leopold und das der Regierung stehen zu einander in einer Art von Gegensatz. Jener nimmt bei jeder Gelegenheit Grabbes Interessen in Acht; er läßt auf eigne Kosten die Amtsgeschäfte regeln und die Rückstände nachholen. Der Regierung hingegen und insbesondere dem Regierungsrat v. Meien, wird, nicht gerade mit glatten Worten, ganz deutlich aber zwischen den Zeilen, der Vorwurf gemacht, wenn nicht ihn aus dem Amte gedrängt, so doch ihm das Verbleiben darin durch ihr Verhalten so gut wie unmöglich gemacht und jedenfalls durch die Härte ihres Reskripts vom 11. Februar die Initiative zu Grabbes ganzem späterem Unglück gegeben zu haben.

In ihrem Briefe an Freiligrath vom 29. April 1838[8] hat Louise Christiane zu Dullers Schilderung der Auditeursangelegenheit, vornehmlich zu der der Entlassung, Stellung genommen. Sie tut es nicht ohne Kritik. In einem Punkte, so schreibt sie, habe Duller sie nicht ganz verstanden, weil sie zu kurz gewesen sei; sie habe nicht gedacht, daß Gebrauch davon gemacht werden möchte. Es habe nämlich ihr Vater d i r e k t nichts dazu beigetragen, daß Grabbe Auditeur geworden sei. Vielmehr sei Grabbe es geworden, weil man gemeint habe, ihr Vater würde sich so weniger betrüben. Denn er sei es gewesen, der bei der Ernennung seines Amtsnachfolgers nur einzig zu entscheiden haben durfte. Es sei hier auf die Beurteilung der Eigenschaft angekommen. Grabbe habe als einziger im Lande Geschichte vereint mit Jurisprudenz studiert gehabt; jedoch habe er Clostermeiers Nachfolger nicht werden sollen.

Im übrigen steht sie zu ihren Angaben und ebenso zu deren Verarbeitung durch Duller, wenn auch zwei Vorwürfe dabei öfters wiederkehren: der eine, daß sie zu kurz gewesen sei, der andere, sie habe nicht geglaubt, daß das oder jenes in Dullers Arbeit Eingang finden würde. „Die Unterredung am 14. Sept.“, so heißt es zunächst, „kann juristisch nicht bewiesen werden, da Zeugen fehlen, u. so dachte ich auch gar nicht, daß Duller sie aufnehmen würde. (Es war Aufklärung über Gr's Verhältnisse gewünscht worden, ich theilte sie mit.) Nun es geschehen, kann ich doch den E i d s c h w ö r e n, daß Gr. in der Absicht zum Reg.Rath gegangen, um

8. Q 36 g.

den Dienst wieder übernehmen zu wollen. Denn so hat er gesprochen. Und die Unterredung hat er mir so Wort für Wort so wohl zur Zeit, als selbst noch auf dem Sterbebette so erzählt.“ An einer andern Stelle versichert sie: „Daß der Regierungsrath von Meien die Amtsentsagung von Gr. gewünscht um seinen Neffen Pustkuchen befördern zu können ist wahr, aber es läßt sich nicht beweisen.“

Zu zwei Punkten der Dullerschen Darstellung liefert sie Nachträge. Zunächst schreibt sie: „Als ich an Dr. Duller schrieb peinigten mich Gichtschmerzen u. ich mußte mich kurz fassen. Ich habe nun viel zu wenig mitgetheilt. Ich dachte es käme nichts auf das Einzelne, es käme allein auf das Ganze an.

Ich hätte erwähnen müssen, daß Gr. als er sich durch das Rescript vom 11. Febr. verletzt gefunden, damals schon — wie er es mir erzählt — sich zum Regierungsrath begeben, um mündlich um seinen Abschied zu bitten. Gr. äußerte derselbe habe gesagt ‚Das wäre Uebereilung, er wolle sich bemühen, bei der Regierung Urlaub zu bewirken.‘ Hierüber ist nichts Schriftliches in meinen Händen. Es kömmt indeß nichts darauf an, ob Gr. schriftlich, oder mündlich damals um seine Entlassung gebeten.“

An einer späteren Stelle des Briefes heißt es ferner:[9]

„Den Umstand woher Gr.s Mißtrauen entstanden, will ich Ihnen noch nennen. Es war ihm nämlich kurze Zeit zuvor der Auditor Preuss zum Gehülfen gegeben. Gr. dachte nicht anders, als daß dieser während des Urlaubs dem Dienste vorstehen werde. Aber der Hr. R. R. v. M. ersuchte Gr. mit Pustkuchen zu sprechen, ob der nicht etwa wohl so lange den Dienst versehen wolle. —

(Es frägt sich: warum sollte denn der Gehülfe jetzt dem Amte nicht vorstehen?)

Pustkuchen kömmt nicht nur als Verwandter, sondern auch als Actuarius bei der Neustädter Commission (v. Meien ist Neustädter-Commissarius) täglich in sein Haus, es frägt sich nun wieder: Warum wollte der Hr. R. R. der seinen Neffen täglich bei sich im Hause sah nicht selbst mit ihm darüber reden? Aus keinem and[ern]

9. In dieser Partie des Briefes sind mehrere Worte infolge von Ueberklebung nur teilweise lesbar.

Grunde weil der arme Grabbe der Katze die Schelle anhängen sollte. — Erschrocken kam Gr. zu Haus u. theilte mir seine gerechte Besorgniß mit. Nach mehreren Tagen kam Grabbe athemlos zu mir herauf u. zeigte mir ein so eben erhaltenes Billet vom Regierungsrath von Meien welches die Erinnerung für Grabbe enthielt ‚doch nun baldigst mit Pustkuchen wegen der Uebernahme des Dienst[es] zu reden.' (nämlich bei Pustkuchen anzufragen, ob er dem Dienst nicht etwa während des Urlaubs vorstehen wolle?)

Gr. sprach im tiefsten Schmerz ‚nun weiß ich woran ich bi[n.] Der Regierungsrath will mich verdrängen, Pustkuchen soll den Dienst haben pp.'

Gr. mußte nun selbst Pustkuchen den Antrag machen.[10]

Dies kann ich mit einem Eidschwur bezeugen.

Dieser Umstand ist von großer Wichtigkeit, wenn die Sache vor die Obrigkeit kommen sollte. Duller kennt denselben noch ga[r] nicht einmal."

Man wird sich erinnern, daß Ziegler in einem seiner polemischen Aufsätze Dullers Darstellung von Grabbes Amtsentlassung als „schielend" abgelehnt hatte. Um so gespannter mußte man auf seine Korrekturen sein. Liest man aber seine eigene Schilderung dieser entscheidenden Ereignisse, so sieht man mit Verwunderung, daß sie in hohem Grade von derjenigen Dullers abhängig ist und in den Grundzügen völlig mit ihr übereinstimmt, daß nur im einzelnen Abweichungen sich finden. Es ist ersichtlich, daß ihm keinerlei dokumentarisches Material zur Verfügung gestanden hat; insofern war er gegenüber der Dullerschen Biographie im Nachteil. Darum ist er genötigt gewesen, die Antwort des Fürsten Leopold auf die Bittschrift, sowie die Zitate aus den Reskripten vom 21. Februar und vom 16. September wörtlich aus jener zu übernehmen. Nur den Inhalt des Gesuchs an den Fürsten, das den Anstoß zu diesen Geschehnissen gab, vermag er genauer mitzuteilen, da

10. Vgl. dazu eine spätere Stelle der gleichen Seite: „... der R.R. ist in seiner Handlungswei[se] höchst vorsichtig. Er hat ja selbst durch Grabbe Pustkuchen den Antrag machen lassen, um sich zu verwahren. Er wird übrigens nicht ahnen, da[ß] ich das weiß. [Am Rande:] Als Gr. zu Pustkuchen gekommen, hat sich dieser gestellt, als wenn er von nichts wisse."

Grabbe es ihm nachher einmal vorgelesen hatte. Aber auch die von Duller überlieferte Aeußerung Grabbes vom 14. September, mit der dieser seiner Gattin den Entschluß mitteilte, mit dem Regierungsrat v. Meien über eine Verlängerung des Urlaubs zu sprechen, ist von Ziegler fast Wort für Wort entlehnt worden. Ueberlegen ist er der Dullerschen Biographie dadurch, daß er seine Darstellung auf zwei weitere Zeugen stützen konnte: Moritz Petri und Sophie Moeller. Diesem Umstande ist erstens die Einfügung der Episode von Petris Intervention nach Erlaß des Rescripts vom 21. Februar zu verdanken,[11] zweitens die Ausgestaltung der Szene zwischen Grabbe und Louise Christiane am 14. September, nachdem jener vom Militärreferenten zurückgekommen war, eine Unterredung, der Sophie offenbar beigewohnt hat.[12]

Wie groß die Uebereinstimmung der beiden Biographien ist, wird man am besten an der Hand der sieben Punkte erkennen, die folgendermaßen lauten müssen, wenn sie für Ziegler gelten sollen:

1: In dem weitläufigen Gesuch an den Fürsten Leopold war der Wunsch ausgesprochen, des Auditeursdienstes entlassen und zum Offizier ernannt zu werden. Jedoch mag es ihm mit diesem nur zum Teil Ernst gewesen sein. Eigentlich wollte Grabbe dadurch dem Fürsten nahe legen, ihn mit einer Pension zu begnadigen. In das Gesuch war auf ziemlich rührende Weise hineingeflochten, die deutschen Dichter wären die sichersten Stützen der Throne, sie müßten aber verkümmern, wenn nicht ein freundlicher Blick von oben auf sie herabfalle.

2: Die Frage, ob Grabbe der Anregung des Fürsten Leopold, seine Wünsche bei der Regierung vorzutragen und näher zu motivieren, gefolgt sei oder nicht, wird von Ziegler gänzlich beiseite gelassen.

3: Da der Versuch, eine Pension zu erlangen, mißglückte und Grabbe dazu am 21. Februar 1834 jenes Regierungsreskript erhielt, verzweifelte er an Allem und reichte sofort ein Gesuch um Entlassung ein, welches er auf Betreiben Petris in ein solches um einen sechsmonatigen Urlaub umwandelte.

4: Die Entscheidung über die Entlassung Grabbes aus seinem Amte ist in der m ü n d l i c h e n Unterredung Grabbes mit dem

---

11. Vgl. S. 114/15.
12. Vgl. S. 135/36.

Regierungsrat v. Meien am 14. September gefallen. Was dort zwischen den Beiden vorgefallen ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben.

5: Grabbe ist zu dieser Unterredung mit der gefestigten Absicht gegangen, das Amt wieder anzutreten. Nach seinen eigenen Angaben leitete er seinen Vortrag mit den Worten ein: „Nun, Herr Regierungsrath! ich muß wohl um meinen Abschied nachsuchen?", meinte dies aber scherzweise und wollte nur erst hören, was der Regierungsrat sagte, indeß dieser „dahinter faßte" und es nicht lange dauerte, bis Grabbe gefangen war.

6: Grabbe ist demnach halb und halb gegen seinen Willen verabschiedet worden.

7: Der Fürst zur Lippe spielt nach Zieglers Bericht bei diesen Ereignissen eine völlig passive Rolle. Er erscheint als der gute konstitutionelle Regent, der es gewohnt ist, die Geschäfte den Regierungsräten zu überlassen, und der über die dienstlichen Umstände Grabbes schwerlich orientiert war. Das ihm bei Duller zugeschriebene Verdienst, in Sachen des ersten, übereilten Entlassungsgesuches zu Gunsten Grabbes eingegriffen zu haben, kommt nach Ziegler dem Kanzleirat Petri zu, der sich zu diesem Zwecke persönlich zu dem Regierungsrat v. Meien begab. Ein Substitut ist Grabben während seines Urlaubs auf Kosten der Regierung beigeordnet worden.

Irgendwelche Kritik am Verhalten der Regierung und des Regierungsrates übt Ziegler nicht; ja er ist sichtlich bemüht, auch das zu vermeiden, daß man zwischen den Zeilen irgend etwas von Vorwurf lese. Nur wird allerdings behauptet, daß man „eigentlich" bei der Regierung den freiwilligen Abschied Grabbes gewünscht habe.[13] Jedoch braucht man dies, zumal wenn man die vorangegangene Charakteristik der Grabbeschen Amtsführung in betracht zieht, keineswegs als einen Vorwurf aufzufassen. Ein solcher wird nur gegen Grabbes Nachfolger im Amte, nämlich den (mit Namen nicht genannten) Auditor Pustkuchen, einen Jugendbekannten Grabbes und Neffen v. Meiens, ausgesprochen, indem es heißt, er habe Anfang September Grabbes Bitte, das Amt noch einige Monate für ihn versehen zu wollen, rund abgeschlagen, „wohl aus keinem

13. Vgl. S. 135.

andern Grunde, als weil es ihm zu lange dauerte in den Besitz des Auditeurpostens zu kommen."[14]

Jedenfalls ist auch nach Zieglers Darstellung die Entwicklung der Angelegenheit in folgenden Etappen vor sich gegangen:

1: Grabbe bittet den Fürsten um Entlassung aus dem Auditeursdienst und um Ernennung zum Hauptmann. Er wird mit diesem Gesuch an die Regierung verwiesen.

2: Im Regierungsreskript vom 21. Februar 1834 wird seiner Amtsführung ein Tadel ausgesprochen.

3: Darauf bittet Grabbe um seine Entlassung. Durch die Intervention Petris (nach Duller: des Fürsten) wird dieses Abschiedsgesuch in ein solches um einen Urlaub von sechs Monaten umgewandelt.

4: Unterm 7. September reicht Grabbe ein Gesuch um Verlängerung seines Urlaubs ein. Unterm 9. wird ihm durch Regierungsreskript aufgegeben, sich binnen acht Tagen darüber zu erklären, ob er den Dienst quittieren oder wieder antreten wolle.

5: Durch persönliche Verwendung beim Militärreferenten glaubt Grabbe die Sache zu seinem Besten lenken und eine Verlängerung seines Urlaubs erwirken zu können. Auf Seiten der Regierung aber wünscht man „eigentlich", daß Grabbe seinen Dienst aufgebe; dahin führt denn auch die Unterredung vom 14. September.

6: Unterm 16. September bewilligt die Regierung, daß Grabbe den bisher bekleideten Posten als Auditeur niederlege.

Diese Darstellung von Grabbes Entlassung aus dem Amte ist bisher von allen Biographen übernommen worden. Auch Nieten schildert die Ereignisse in ihrem Sinne: „Ein Bluff, ein Witzwort, eine Verstellung. Der Regierungsrat sagt ihm: so ein Mann wie Sie könnte doch von seinen schriftstellerischen Arbeiten leben. Ein solches Wort fiel wie Zunder ins Pulverfaß, es weckte die schlummernden Wünsche. Grabbe ging darauf ein und ward entlassen. Die nüchterne Vernunft urteilt wie Frau Lucie: Eitelkeit und Berufsüberdruß übertön[t]e die Stimme der Pflicht. Aber warum konnte man nicht einmal bei Grabbe einen großherzigen Standpunkt einnehmen."[15]

---

14. S. 134.
15. S. 282.

Ein Umstand mußte wohl den Biographen in solchem Verhalten bestärken: daß Ziegler die Darstellung Dullers in allen wesentlichen Punkten übernommen hat. Was zweier Zeugen Mund bekräftigte, das mußte ja wahr sein. Zum Ueberflusse kamen dazu die Beteuerungen Louisens, deren Position ja durch ihre Briefe „in mancher Hinsicht" verstärkt wurde. Noch ein Grund weniger, zu mißtrauen und zu forschen!

Der folgende Abschnitt wird dartun, daß diese Haltung nicht berechtigt war. Darin werden, an der Hand des aktenmäßigen Materials, zunächst die mißglückten Versuche Grabbes geschildert werden, in eine beamtete Stellung zu gelangen. Eine Darstellung seiner Laufbahn als Auditeur wird sich anschließen. Den Vorgängen, die der Entlassung vorausgingen und die, wie sich zeigen wird, verwickelter sind, als Duller und Ziegler sie überliefern, mußte dabei besondere Ausführlichkeit zuteil werden.

Mißglückte Versuche.

Anfang Juni 1824 hatte Grabbe das lippische Staatsexamen bestanden. Anderthalb Jahre lang war er nun als Advokat tätig; darauf glaubte er, es sei an der Zeit, sich um eine amtliche Stellung zu bemühen. Als darum der Posten des Amtsschreibers zu Oerlinghausen neu zu besetzen war, erschien auch Grabbe unter den Bewerbern.

Sein Gesuch,[1] nach damaligem Brauche ohne Datum, jedoch mit dem Vermerk: „Remiss. 29. Dec. 1825" versehen, ist recht charakteristisch für seine damalige hoffnungsarme und gedrückte Stimmung. Fast will es scheinen, als sei es ihm gar nicht ernst mit seinem Schritte, als mache er sich gar lustig über Aemter und Würden, über den Eifer, mit dem andere darnach trachten, nicht zuletzt auch über sein eigenes Beginnen.

---

1. Q 157, Bl. 56. — Die Wiedergabe beruht auf einer getreuen Kopie des Herrn Geh. Archivrats Dr. Kiewning in Detmold, der das Schriftstück in den Akten gefunden hat.

Grabbe schreibt:

Durchlauchtigster Fürst!
Gnädigster Herr und Regent!

Durch den Tod des Amtsschreibers Tasche in Oerlinghausen ist die dasige Amtschreiberstelle erledigt worden. In der Meinung, daß dieser Posten weder zu den wissenschaftlich bedeutenden, noch zu den lucrativesten gehört, wage ich mich zu demselben zu melden. Mein Wille besteht aber in nichts weniger, als hierbei, wenn Bessere oder Verdientere sich bewerben sollten, mit diesen in Wettstreit zu treten, vielmehr bitte ich alsdann unterthänigst, mir huldreichst die abschlägige Antwort zu schenken und mein Gesuch tacite zu reponiren. Nur zweierlei möchte ich gehorsamst versichern: 1.) daß, wenn ich bis jetzt noch nicht unmittelbar, oder doch sub titulo als z. B. Amtsauditor, dem Lande diente, diese Versäumniß eher an den Umständen als an mir liegen müßte, wie denn das Beispiel anderer nicht angestellter junger Juristen ebenfalls beweis't; dagegen habe ich aber versucht und versuche ich täglich und stündlich, diesen äußeren meist quantitativen Mangel durch das Studium nach innerer juristischer Qualität (die vielleicht den nämlichen Werth besitzt) zu ersetzen; 2) ist es nicht bloß oder vorzüglich mein persönliches Interesse, welches mich zu gegenwärtiger Bitte veranlaßt, sondern es ist der reine in Hinsicht meines Vortheils sehr uneigennützige Wunsch, meinen Eltern jede Beschwerde, die sie mit mir haben hönnten, zu nehmen, und ihnen, bei ihrem hohen Alter, die Hoffnung zu verschaffen, in jedem Fall bei ihrem Sohn Unterstützung finden zu können. Aus solcher Quelle sind, wenn auch keine Vortrefflichkeiten, doch wenigstens keine schlimme Folgerungen zu ziehen.

Indem ich nun allerunterthänigst bemerke, mich gern j e d e r e t w a i g e n B e s c h r ä n k u n g o d e r N e b e n b e d i n g u n g u n t e r w e r f e n z u w o l l e n, wage ich Ewr Hochfürstliche Durchlaucht! in pflichtschuldigster tiefster Untergebenheit zu bitten:

mir, wenn es als paßlich erscheinen sollte, die Stelle des Amtschreibers zu Oerlinghausen gnädigst zu verleihen.

Ersterbend

Durchlauchtigster Fürst und Herr!
Ewr Hochfürstlichen Durchlaucht!
allerunterthänigster Ch. Grabbe.

Das Gesuch blieb ohne Erfolg. Auf Grund des Gutachtens der Rentkammer fiel die Wahl unter den sechs Bewerbern auf den Amtsauditor Overbeck in Horn, der unterm 17. Januar 1826 die Stelle erhielt.[2]

Es war Grabbe wohl bekannt geworden, daß Overbeck die meisten Aussichten hatte. Darum bewarb er sich, noch bevor die Entscheidung fiel, also „in eventum", um die Auditorstelle in Horn. „Ein innig gefühlter Eifer", so beginnt seine an den Fürsten gerichtete Bittschrift,[3] „besser und unmittelbarer als es vielleicht im Advocatenstande geschehen kann, dem Lande zu dienen und mich selbst zu vervollkommnen, bewegt mich zu der unterthänigsten Bitte, mir im Fall des der Vermuthung nach bevorstehenden Abganges des dermaligen Amtsauditors Overbeck in Horn, gnädigst dessen Stelle zu verleihen. Nicht sowohl zur Unterstützung als zur Entschuldigung solchen Gesuchs füge ich bei, daß ich, bereits seit fast zwei Jahren examinirt, nie einen sehnlicheren Wunsch besaß, als mich eines sogestalten Wirkungskreises würdig zu machen." Trotzdem Grabbe sogar bereit war, „auch unter vermehrten beschwerenden Bedingnissen" den Posten zu übernehmen, fand auch dies zweite Gesuch keine Berücksichtigung, sondern wurde, unterm 24. Januar, zurückgestellt.

Der Mißerfolg dieser beiden Gesuche bedeutete für Grabbe, wie man vermuten darf, keine allzugroße Enttäuschung. Denn die Stellung, auf welche zunächst seine Hoffnung sich richtete, war von anderer Art.

*

Zu Ende März 1826 warf ein schlagartiger Zufall den Archivrat Clostermeier aufs Krankenlager. Dies vermutlich gab den Anstoß dazu, daß von seiten der Grabbes zur Verwirklichung eines

2. Ebenda Bl. 64.

3. Q 158, Bl. 18. — Dem Text liegt eine Kopie des Herrn Geh. Archivrats Kiewning in Detmold zugrunde, der auch dieses Schriftstück bei den Akten gefunden hat.

langgehegten Plans ein entscheidender Vorstoß unternommen wurde. Wenn wir Duller Glauben schenken dürfen, der die Präliminarien aus „authentischer Mittheilung“ dargestellt hat,[4] tat der Vater den ersten Schritt. Zu vermuten ist aber, daß er von seinem Sohne vorgeschickt wurde, der selbst dem Archivrat gegenüber kein reines Gewissen hatte. Nach Dullers Angaben brachte der Zuchtmeister dem Erkrankten sein Anliegen mit folgenden Worten vor:

„Clostermeier möchte jetzt für seinen Sohn das nämliche thun, was er einst für ihn gethan, als er ihm wohlwollend zu seiner Anstellung verholfen; was auch sein Sohn, dem sonst jeder andere Gönner in Detmold ermangele, zu seiner Ermuthigung stets zuversichtlich von seiner Gunst gehofft. Der Advokatenstand sei seinem Sohne auf's Höchste widerwärtig geworden, und er bitte nun aus Herzensgrund, Clostermeier möchte für die Erfüllung des heißen Wunsches thätig wirken, den der Sohn von Jugend auf gehegt, nämlich: als Cl.'s einstiger Amtsnachfolger durch seine erworbenen historischen Kenntnisse dem Vaterlande nützlich werden zu können. Und längst schon würde sein Sohn mit dieser Bitte sich ihm persönlich genähert haben, wenn er es nicht selbst lebhaft und mit Bedauern empfunden, wie er während seiner einstigen Ferienanwesenheit bei seinem extremen Wesen sich ihm in mehrfacher Beziehung gerade von keiner empfehlenden Seite gezeigt u. s. w.“

Der Archivrat konnte umso weniger Anstand nehmen, dieser Bitte zu willfahren, als er selbst manches getan hatte, Grabbes Hoffnung zu nähren,[5] sie auch in etwas seinen eigenen Wünschen entsprechen mochte. „Aeußerung und Erklärung“ auf das Vorbringen des Zuchtmeisters waren also günstig. Darauf empfing er am 3. April ein umfangreiches Schreiben des jungen Grabbe, worin dieser sich selbst auf das freimütigste charakterisierte und nochmals sein Benehmen zu entschuldigen suchte.

Nun kam (wiederum nach Dullers Mitteilungen) eine persönliche Begegnung zustande. Im Laufe der Unterhaltung suchte Clostermeier Grabbes Kenntnisse zu erforschen, nahm, bei oft wiederholten Besuchen, ernste Prüfungen mit ihm vor und kam aus diesen der Ueberzeugung immer näher, daß Grabbe bei fort-

4. Q 126.

5. Vgl. WN VI 290 (im Briefe des Vaters vom 18. Mai 1820); Ziegler S. 61.

währendem Fleiße in kurzer Zeit bald allen Forderungen entsprechen werde, die man an einen Archivar zu machen habe. Er entschloß sich, durch eine Eingabe unmittelbar an den Fürsten der Sache förderlich zu sein.

Eine neue, schwere Erkrankung stand längere Zeit der Ausführung dieser Absicht entgegen. Erst im August konnte er ein umständliches Promemoria in betreff seiner Amtsnachfolge am Archiv entwerfen. Nachdem Grabbe Gelegenheit gehabt hatte, es durch eine Reihe von Zusätzen, meist biographischen Charakters, zu erweitern, wurde die umfangreiche Denkschrift ausgearbeitet und am 2. September 1826 dem Fürsten Leopold eingereicht. In einem besonderen Begleitschreiben bat Clostermeier „ganz unterthänigst", ihm zu verzeihen, daß er sich zur Ausfertigung seiner Vorstellung der Hand seiner Tochter bedient habe; jedoch sei er dazu genötigt worden, weil, als der Entwurf vollendet gewesen sei, ganz unerwartet ein heftiger, und in seinen Wirkungen noch fortdauernder gichtischer Anfall ihn außer Stand gesetzt habe, die zum fertigen Schreiben erforderliche Lage anzunehmen.

Das Promemoria selbst ist — man kann es nicht leugnen — ein wenig lang geraten; man ist versucht, von der Geschwätzigkeit des Alters zu sprechen. Trotzdem soll es unverkürzt mitgeteilt werden. Denn gerade diese redselige Breite ist so charakteristisch für den greisen Archivrat, der auf der einen Seite eifrig darauf bedacht ist, alles für seinen Günstling so vorteilhaft wie möglich zu wenden, auf der andern aber keine Gelegenheit vorüberläßt, auch seine eigenen Verdienste um das Vaterland kräftig zu unterstreichen. Es ist ein wichtiges biographisches Dokument, jedoch zu subjektiv, als daß es gestattet wäre, die einzelnen Angaben ungeprüft zu übernehmen. Clostermeier schreibt:

Ew. Hochfürstliche Durchlaucht verzeihen huldreichst, wenn ich mich erkühne, an Höchstdero Durchlauchtigste Person mich unmittelbar submissest in einer Angelegenheit zu wenden, von welcher ich glaube, daß dieselbe für Höchstdero und des Landes Dienst ein vorzügliches Interesse haben wird.

Ich befinde mich jetzt in meinem 75sten Lebensjahr, also in einem Alter, in welchem man, wenigstens in der Regel, auf noch eine Reihe von Jahren nicht rechnen darf.

Zwar spühre ich, außer der Abnahme meines Gedächtnisses, in den natürlichen, noch ziemlich gut von statten gehenden, Functionen meines Körpers keine bedeutende Veränderung; da ich aber an einem starken Andrange des Blutes nach dem Kopfe leide, und daher schon mehrere Anfälle von Schwindel gehabt habe; so wäre es möglich, daß sich ganz unvermuthet mit mir ein Fall ereignete, der meinem Leben, wo nicht ein Ende machen, doch mich außer Stand setzen könnte, dem Archiv und meinen übrigen Geschäften,[6] wie bisher, länger vorzustehen.

Ich habe es daher als eine mir obliegende Pflicht betrachtet, Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht landesherrliche Vorsorge auf den Umstand zu leiten, ob wohl jetzt nicht der Zeitpunct gekommen seyn möchte, an die Bestimmung eines Nachfolgers von mir in meinem Archivamte zu denken, damit derselbe nicht ganz unvorbereitet in seinen Dienst eintreten müsse.

Da das Amt eines hiesigen Archivars nicht, wie wohl mancher glauben mag, blos darinn bestehen darf, daß er die von den Landesbehörden aus dem Archiv requirirten Urkunden und Acten edire, und, nach dem davon gemachten Gebrauch wieder in demselben reponire; so muß es gewiß höchst wichtig und wünschenswerth seyn, daß die Wahl meines Nachfolgers auf einen gesunden und noch jungen Mann falle, damit dieser Zeit erhalten möge, sich eine lange Diensterfahrung erwerben zu können; einen Mann, der nicht nur mit den zu seinem Amte erforderlichen, auf einer Universität sich eigengemachten, gelehrten Kenntnissen ausgerüstet ist, sondern auch einen wahren innern Beruf fühlet, sich den Archivgeschäften in ihrem ganzen Umfange zu widmen. Das Archiv verlangt auch einen Mann, der die Archivluft nicht scheut, und bei einem längern Aufenthalt in jenem von dem Actendunst und Actenstaub keinen Nachtheil für seine Gesundheit fürchtet.

Welche Vorstellungen sich viele von der schädlichen Einwirkung der Archivluft machen, habe ich öfters erfahren. Mancher, der das Archiv zu besehen wünschte, wurde gleich bei seinem Eintritt in dasselbe von der Archivluft so ergriffen, daß er lieber auf die

---

6. Neben seiner Stellung am Archiv fungierte Clostermeier als Mitglied der Kommission für das Zuchthaus, nebst Leihbank und Lombard, als Polizeikommissar und in ähnlichen Nebenämtern.

Erfüllung seines Wunsches Verzicht leisten, als sich derselben aussetzen wollte. Der selige Geheime Secretair Clausing, der über 50 Jahre täglich zwischen Acten gelebt hat, konnte es kaum zwei Minuten im neuen Archiv-Gewölbe aushalten.

Daß aber die Archivluft keinen so unheilbringenden Einfluß auf die Gesundheit äußert, als ein Hypochondriacus sich vorstellen mag, davon kann mein eigenes, und meines Amtsvorgängers Beispiel zeugen. Der letztere, Archivrath Knoch, war schon beim Westerburgischen Archiv[7] angestellt, als derselbe im Jahr 1762 in hiesige Dienste in gleicher Qualität trat, und er starb hier im Jahr 1808, in seinem 96sten Lebensjahr.

Ich erhielt im Jahr 1781 durch die landesherrliche Gnade des Höchstseligen Großvaters Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht, des regierenden Grafen Simon August's zur Lippe die Anwartschaft auf die Nachfolge des Archivraths Knoch, und habe seitdem, nachdem ich im Herbst 1786 als wirklicher Archivar mit Gehalt gnädigst angestellt worden war, also jetzt 45 Jahre im Archiv gearbeitet.

Im Jahr 1794 habe ich das alte Archiv, das sich im Residenzschlosse in fünf zum Theil gewölbten Gemächern in der Nähe des Schloßkellers befand, ohne alle andere Hülfe, als die der Canzleibothen, welche die Acten in das[8] vollendete neue Archivgebäude transportirten, ausgeräumt, und das neue wieder eingerichtet. Daß es dabei an Staub von mehreren Jahrhunderten nicht fehlte verstehet sich von selbst; aber mein Gesundheitswohl wurde dadurch nicht gefährdet, und ich kann noch Sommer und Winter, so lange es nöthig ist, im Archiv ausdauern.

Ich darf nicht unterlassen, noch bemerklich zu machen, daß es unerläßliche Pflicht eines Archivmannes ist, in allen Fällen, stets der strengen Wahrheit zu huldigen. Von der Befolgung dieses Grundsatzes darf er sich von der Besorgniß, sich damit nur unbeliebt zu machen, nicht abhalten lassen. Die offene, freimüthige, und, wie sich auch von selbst verstehet, bescheidene und keines Wegs beleidigende, Darstellung der Wahrheit beugt oft Mißgriffen

7. Das gräflich Leiningen-Westerburgische Archiv in Westerburg (auf dem Westerwald) enthält das Archiv der Herrschaft Westerburg-Schadeck.

8. Die Worte „Im Jahr 1794 [bis] das“ sind am Rande mit Blei angestrichen.

vor, welche gefährliche Wirkungen hervorbringen können, und behält am Ende die Wahrheit doch den Sieg.

Das Lippische Archiv übersteigt mit seinen Urkunden das 13te Jahrhundert nicht. Und was dasselbe an Original-Urkunden aus diesem Jahrhundert besitzt, hat mir, bei Gelegenheit[9] einer im Jahr 1788, mit Genehmigung der damaligen hohen Vormundschaft, gemachten diplomatischen Reise, der Magistrat zu Lippstadt und das seitdem aufgehobene adelige Stift zu Lippstadt, das ebenso, wie jene Stadt, von Bernhard II Edlen Herrn zur Lippe in den ersten Jahren des 13ten Jahrhunderts gestiftet ist, um dem hiesigen Archiv zur vorzüglichen Zierde zu gereichen, überlassen. Außerdem enthält das Archiv nur einige Urkun[den] aus jenem Jahrhundert.

Dem ungeachtet muß ein Lippischer Archivar die Diplomatik mit allen ihren Hülfswissenschaften, vorzüglich der Zeit- Siegel- Münz- und Wappenkunde auf das gründlichste entweder schon einstudirt haben, oder noch einstudiren.

„Die Diplomatik" schreibt Gruber in seinem Lehrsystem der allgemeinen Diplomatik S. 9.[10] — „ist eigentlich der Schlüssel zu dem wohl verwahrten und reichhaltigen Schatze des Mittelalters; sie ist die nie versiegende Quelle, woraus der Monarch seine Ansprüche, der Unterthan seine Gerechtsame, der Edle seinen Vorrang, der Bürger seine Freiheiten, der Jurist seinen Rechtsschluß, der Geschichtsschreiber seinen Stoff, der Erdbeschreiber seine Nachrichten, der Wappen- und Geschichtskundige seine Beweise, und alle diese zusammen die rechte Wahrheit schöpfen müssen."

Da nicht jeder Rechtsgelehrte die Diplomatik zu seinem besondern Studium machen kann; so muß der Hauptarchivar eines Landes der Mann seyn, der in allen Fällen, in welchen auf diplomatische Kenntnisse recurriret werden muß,[11] allen hohen und niedern Landesbehörden und Privaten Rath und Hülfe gewähren kann.

Kein Land kann eines solchen Mannes entbehren.

---

9. Die Worte „Das Lippische Archiv [bis] Gelegenheit" sind am Rande mit Blei angestrichen.

10. Das „Lehrsystem einer allgemeinen Diplomatik, vorzüglich für Oesterreich und Deutschland" von Gregor Maximilian Gruber a St. Ignatio erschien 1783/84 bei Camesina in Wien.

11. In welchen man zu diplomatischen Kenntnissen seine Zuflucht nehmen muß.

Ich darf es wagen, mich so zu äußern. Ich habe während meines academischen Studiums zu Leipzig die Vorlesungen des damals berühmten Hofraths Wenk über Joachim's Einleitung zur deutschen Diplomatik[12] gehört und solche, wie ich noch beweisen kann, getreulich nachgeschrieben. Die Kenntnisse, welche ich mir hiedurch erwarb, veranlaßten den damaligen Geheimen Rath und Canzler Hoffmann, bei dessen Söhnen ich Informator war, und von welchem ich auch zu Geschäften gebraucht wurde, mich dem Höchstseligen Grafen Simon August zum Amtsnachfolger des Archivraths Knoch, noch bei dessen Leben vorzuschlagen.

Es verstehet sich von selbst, daß ein Archivar die allgemeine Geschichte kennen muß. Besonders muß ihm aber die Geschichte der Ausbildung der allgemeinen deutschen rechtlichen Verfassung, und dann auch der des eigenen Landes am Herzen liegen.

Die Wissenschaft der Einrichtung der Archive und Registraturen darf dem Archivar eines Bundesstaates auch nicht fehlen.

Wo Gegenstände durch die specielle Landesverfassung aufzuklären sind, wird die Combinatio archivalis, d. i. die zur Fertigkeit gewordene, augenblickliche Erinnerung an verwandte, jedoch in andere Categorien gehörige, und daher an anderen Orten zu suchende, aber jetzt gemeinschaftlich für gleichen Zweck zu nutzende, Umstände, den größten Dienst leisten.

Das von mir verfaßte Directorium generale Archivi Lippiaci wird meinen Nachfolger am Archiv in den Stand setzen, alle ihm nöthige, oder von den Landesbehörden verlangte, Urkunden[13] und Acten leicht aufzufinden. An Hülfsmitteln, sich als Archivar auszubilden, mangelt es auch nicht. Bei der Ausräumung des alten Archiv's habe ich durch den, mit Genehmigung Hochfürstlicher Regierung vollzogenen, Verkauf unnützer Papiere die Mittel er-

---

12. Friedrich August Wilhelm Wenck (1741—1810) wurde 1771 außerordentlicher, 1779 ordentlicher Professor der Philosophie an der Leipziger Universität; am 2. Oktober 1780 erhielt er, mit dem Charakter eines Hofrats, die ordentliche Professur für Geschichte, die er bis zu seinem Tode innehatte. — Die „Einleitung zur deutschen Diplomatik" von Johann Friedrich Joachim, von 1762 bis 67 Ordinarius für Geschichte in Halle, erschien daselbst bei Renger, in erster Auflage 1748, in zweiter 1754.

13. Die Worte „Das von mir verfaßte [bis] Ur-(kunden)" sind am Rande mit Blei angestrichen.

halten, mehrere zur Selbstbelehrung eines Archivars dienende diplomatische und Archivswissenschaftliche Werke für das Archiv anzuschaffen.

Ohne die entfernteste Absicht, Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht mit einem Vorschlage in Hinsicht auf die Ernennung meines Nachfolgers am Archiv vorgreifen zu wollen, erkühne ich mich, ein Subject zu benennen, von welchem ich überzeugt bin, daß es allen Forderungen, welche man an den Archivar eines deutschen Bundesstaats machen kann, in kurzer Zeit Genüge zu leisten, im Stande seyn wird.

Es ist dies der einzige Sohn des Zuchtmeisters und Leihbankverwalters Grabbe, gegenwärtig im 25sten Lebensjahr. Bei meinem täglichen Umgang mit dem Vater hatte ich die Gelegenheit den Sohn von seiner[14] ersten Jugend an zu beobachten, und vielleicht wirkte ich, ohne es selbst zu ahnen, auf seine Erziehung, Ausbildung und vorzügliche Neigung zu den Wissenschaften, die er selbst bald verrieth.

In seinem 9ten Jahr nahm ihn das hiesige Gymnasium auf, und von dieser Zeit lebte er gleichsam nur um zu lernen. Seine noch lebende Lehrer, der Professor Möbius, Rath Falkmann und Legationsrath Preuß, werden es, wenn sie dazu aufgefordert[15] werden sollten, bezeugen, daß sie keinen Schüler gehabt haben, der den jungen Grabbe an Aufmerksamkeit, Fleiß, Lernbegierde, so wie auch an Folgsamkeit und Sittlichkeit übertroffen[16] hätte. Der selige Rector Koeler pries bei jeder Gelegenheit, unter andern auch selbst gegen mich, den jungen Grabbe als einen der besten, wo nicht als den besten Schüler, den er je gehabt hat.[17]

Selbst auf Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht in Gott ruhende, Fürstliche Frau Mutter, welche die öffentlichen Prüfungen und Redeübungen der Schüler des hiesigen Gymnasiums mit ihrer höchsten Gegenwart beglückten, machten die ausgezeichneten Talente des

---

14. Das Wort „Grabbe“ ist mit Blei unterstrichen; die Worte „des Zuchtmeisters [bis] seiner“ sind am Rande mit Blei angestrichen.

15. Die Worte „zu lernen [bis] aufgefor-(dert)“ sind am Rande mit Blei angestrichen.

16. Die Worte „sie keinen Schüler [bis] über-(troffen)“ sind am Rande mit Blei angestrichen.

17. Vgl. dazu Q 74, 23, 86 u. 69.

jungen Grabbe einen vorzüglich günstigen Eindruck.[18] Höchstdieselben äußerten selbst einst gegen mich, wie sie überzeugt seyen, daß aus dem jungen Grabbe ein vorzüglich nützlicher Staatsdiener werden würde.[19] Die höchstselige Fürstinn ließen daher auch den jungen Grabbe zugleich mit dem Sohne des Hauptmanns Meister Theil an den Stipendium nehmen, dessen Fonds bei hiesigem Fürstlichen Consistorio liegt.

Ostern 1820 bezog Grabbe die Universität Leipzig, wo er zwei Jahr verweilte, und wand sich nun nach der Universität zu Berlin, wo er ein Jahr verblieb. Er widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, aber nicht in dem beschränkten Sinn, um nur Advocat zu werden. Eigentlich liebte er an der Jurisprudenz[20] nur die historisch-theoretische Seite. Da weder zu Leipzig noch Berlin ein Collegium über die Diplomatik gelesen wurde,[21] so konnte er weder an dem einen, noch dem andern Orte ein solches hören.

Ersatz dafür waren ihm gewissermaßen die Vorlesungen des alten Professors Müller zu Leipzig über alt- und neu-deutsches, lausitzisches und sächsisches Lehn- und Staatsrecht,[22] in welchem durch natürliche Verbindung ein ganzer[23] diplomatisch-politischer Cursus vorkam, besonders ein fortwährender Bezug auf die alten Manuscripte zu Halle, Leipzig und Görlitz.

---

18. Die Worte „Durchlaucht [bis] Eindruck." sind am Rande mit Blei angestrichen.

19. Vgl. dazu auch Q 82.

20. Die Worte „(ver-)weilte [bis] Jurisprudenz" sind am Rande mit Blei angestrichen.

21. Diese Angabe ist nicht ganz glaubhaft. Sicher ist zum mindesten, daß Dr. Carl Rüffer an der Leipziger Universität sowohl für das Sommersemester 1820 wie für das Wintersemester 1820 auf 21 eine zweistündige Vorlesung über „artem diplomaticam ut subsidiariam iurisprudentiae doctrinam in usum studiosorum iuris (ex suis thesibus)" angekündigt hat. Daß sie das eine oder andere Mal auch zustande gekommen sei, kann freilich nicht behauptet werden.

22. Johann Gottfried Müller (1757—1832) erhielt 1795 eine außerordentliche Professur der Rechte an der Universität Leipzig, wurde 1818 Professor des Lehnrechts und 1821 Ordinarius für römisches Recht. Vgl. Q 75.

23. Die Worte „(ge-)wissermaßen [bis] ganzer" sind am Rande mit Blei angestrichen.

Ferner hörte Grabbe geschichtliche Collegien zu Leipzig bei den Professoren Wenk,[24] Pölitz,[25] Cruse, dem Verfasser der Tabellen und Charten über das Mittelalter,[26] bei Beck,[27] Böttiger,[28] Wieland,[29] Wilkens[30] aus allen Zeiträumen.

Der persönlichen Bekanntschaft mit dem Professor Wendt in Leipzig, unter welchem die Universitäts-Bibliothek mit ihren Handschriften stehet,[31] und mit dem Bürgermeister und Hofrath Blümner,

---

24. Carl Friedrich Christian Wenck (1784—1828), ein Sohn des genannten Hofrats, wurde 1810 außerordentlicher Professor der Rechte in Leipzig und erhielt im Jahre 1821 die neugegründete ordentliche Professur für Natur- und Völkerrecht. Er war ein Schüler Haubolds.

25. Karl Heinrich L u d w i g Poelitz (1772—1838) war seit 1815 ordentlicher Professor der Geschichte und Statistik von Sachsen an der Leipziger Universität; seit 1820 bekleidete er daselbst die Professur der Staatswissenschaften. Vgl. Q 85.

26. Christian (Karsten) Kruse (1753—1827) bekleidete von 1811 an bis zu seinem Tode die Professur der historischen Hilfswissenschaften an der Universität Leipzig. Sein bedeutendstes Werk ist der „Atlas zur Uebersicht der Geschichte aller Europäischen Staaten von ihrem Ursprunge bis zum Jahre 1800", dessen erste Lieferung 1802 erschien und der 1818 beendet war.

27. Christian Daniel Beck (1757—1832) wurde 1782 außerordentlicher, 1785 ordentlicher Professor graecarum et latinarum litterarum an der Leipziger Universität. 1819 trat er diese Stelle ab und übernahm die Professur der Geschichte, die er als Universalgeschichte und als Geschichte einzelner neuerer Staaten vortrug.

28. Die Worte „Collegien zu Leipzig [bis] Bötti-(ger)" sind am Rande mit Blei angestrichen. — Karl Wilhelm Böttiger (1790—1862) wurde 1819 außerordentlicher Professor für Geschichte in Leipzig, aber bereits 1821 als Ordinarius nach Erlangen berufen.

29. Ernst Karl von Wieland (1755—1828) wurde 1779 außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Leipzig, trat aber 1803 in preußische Dienste über. Nach sechs Jahren wurde er als ordentlicher Professor der historischen Hilfswissenschaften nach Leipzig zurückberufen und leistete dem auch folge. 1811 wurde er ordentlicher Professor der Geschichte und blieb es bis zum Jahre 1819. Dann erhielt er auf eigenen Wunsch seine Entlassung, doch hat er seine Kollegs auch weiterhin gelesen.

30. Ein Professor Wilkens hat während des in frage kommenden Zeitraums weder der Leipziger noch der Berliner Universität angehört. Gemeint ist offenbar Friedrich Wilken (1777—1840), der Geschichtschreiber der Kreuzzüge, der seit 1817 die Professur der Geschichte und der orientalischen Sprachen an der neubegründeten Berliner Hochschule innehatte.

31. Amadeus Wendt (1783—1836) erhielt im Jahre 1816 an der Leipziger Universität eine ordentliche Professur der Philosophie. 1829 folgte er einem

der über die Rathsbibliothek jener Stadt gebiethet[32] verdankt Grabbe nicht den kleinsten Theil seiner historisch-literarischen Bildung.

Zu Berlin erhielt Grabbe die persönliche Bekanntschaft des berühmten Verfassers der Geschichte der Hohenstaufen,[33] nämlich des Professors Raumer daselbst.[34]

Von Berlin ging Grabbe nach Dresden und hielt sich daselbst fünf Monate auf. Bekanntlich befindet sich zu Dresden die zahlreichste und manuscripten volleste Büchersammlung Deutschlands. Er hatte nicht nur die tägliche Gelegenheit, solche zu benutzen, sondern erhielt auch im Gespräch mit dem Professor Kruse aus Halle, mit dem Hofrath Tiek, der viele Lebensjahre blos dem Studio

---

Rufe nach Göttingen. Daß er in jenen Jahren die Universitätsbibliothek in Leipzig geleitet habe, ist eine irrige Behauptung. Ihr Direktor war vielmehr, nach der Auskunft des Herrn Oberbibliothekars Professor Eduard Zarncke, von 1790 bis 1832 Christian Daniel Beck. Die persönliche Bekanntschaft Wendts machte Grabbe erst bei seinem zweiten, kurzen Aufenthalte in Leipzig.

32. Oberhofgerichtsrat Heinrich Blümner (1765—1839) habilitierte sich 1788 an der Leipziger Universität und hielt im Semester 1788—89 ästhetisch-philosophische Vorlesungen. Später wurde er u. a. Mitglied des Leipziger Magistrats und des Staatsgerichtshofes. Besondere Teilnahme widmete er dem städtischen Theater, das hauptsächlich dank seiner Wirksamkeit im Jahre 1817 errichtet worden war und dessen Geschichte er geschrieben hat. Das Amt des Bürgermeisters ist ihm zwar zugedacht gewesen, er hat es jedoch noch vor erfolgter Wahl abgelehnt. Dagegen ist richtig, daß er Vorstand der Ratsbibliothek gewesen ist. Ob Grabbe die Bekanntschaft Blümners bereits während seiner Leipziger Studienjahre gemacht hat, wie Ziegler (S. 57) berichtet, oder ob sie nicht vielmehr erst durch die mit Wendt eingeleitet worden ist, muß dahingestellt bleiben.

33. Die Worte „Zu Berlin [bis] Hohenstaufen," sind am Rande mit Blei angestrichen.

34. Der Geschichtschreiber Friedrich v. Raumer (1781—1873) wurde 1819 als Professor der Staatswissenschaften und nebenbei der Geschichte an die Universität Berlin berufen, der er bis zum Jahre 1859 angehörte. Seine so überaus zeugekräftige „Geschichte der Hohenstaufen" erschien von 1823 bis 1825. Grabbe machte die Bekanntschaft Raumers dadurch, daß dieser ihm den Brief Tiecks mit der Kritik des „Gothland" übermitteln mußte. Vgl. WW V 243, 1/5.

des Mittelalters widmete, auch mit dem Professor von der Hagen[35] aus Breslau die belehrendsten Ermunterungen.[36]

Nach der Rückkehr in sein Vaterland, Michaelis 1823, überstand er mit Ehren das juristische Examen[37] und trat nun in das Geschäftsleben ein. Der gute Ruf, in den er sich setzte, gab ihm bald Gelegenheit seine Thätigkeit und Geschicklichkeit bei allen hiesigen höheren und niedern Justizbehörden bekannt werden zu lassen.

Besonders machte er sich die hiesige öffentliche Bibliothek zu nutze,[38] um durch dieselbe seine literarischen Kenntnisse[39] noch zu vermehren.

Wie in jüngern Jahren, so ist er auch im heranrückenden männlichen Alter stets bescheiden, frei von jeder Anmaßung und einer strengen Sittlichkeit getreu geblieben. Ziemt es sich besonders für einen Archivar verschwiegen zu seyn, so darf man ganz vorzüglich auf diese Tugend bei ihm rechnen.

---

35. Die Worte „und hielt sich daselbst [bis] von der Hagen“ sind am Rande mit Blei angestrichen.

36. Friedrich Karl Hermann Kruse (1790—1866) hatte von 1821 bis 1828 die Professur der alten und mittleren Geschichte zu Halle inne. — Friedrich Heinrich von der Hagen (1780—1856) war seit dem Jahre 1818 ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Breslau. — Daß Grabbe die persönliche Bekanntschaft der beiden Gelehrten gemacht habe, ist sonst nicht bezeugt. Es ist auch nicht möglich gewesen, zur Kontrolle der Grabbe-Clostermeierschen Behauptung festzustellen, ob der eine oder andere während des in frage stehenden Zeitraums überhaupt bei Tieck in Dresden zu Besuch gewesen sei. Köpke, der in dem, Tiecks Dresdener Zeit gewidmeten Kapitel seiner „Erinnerungen aus dem Leben des Dichters“ (2. Teil. Leipzig, Brockhaus. 1855. S. 14/28) auch der auswärtigen Gäste Erwähnung tut, weiß davon nichts zu berichten. Ebenso ergaben, was von der Hagen anlangt, dessen bei Holtei („Briefe an Ludwig Tieck.“ Bd. 1. Breslau, Trewendt. 1864. S. 265 ff.) mitgeteilte Briefe an Tieck keinerlei Anhaltspunkte.

37. Die Worte „Nach der Rückkehr [bis] Examen“ sind am Rande mit Blei angestrichen.

38. Die im alten Gymnasium aufbewahrte alte sog. herrschaftliche oder Schulbibliothek wurde mit mehreren anderen Büchersammlungen vereinigt und als „öffentliche Bibliothek“ 1824 der Benutzung des Publikums übergeben.

39. Die Worte „Besonders machte [bis] Kenntnisse“ sind am Rande mit Blei angestrichen.

Zubesorgen braucht man auch von dem Advocaten Grabbe nicht, daß er sich vor dem Actenstaub fürchtet. Er hat seit Kurzem einige, mehrere Jahre lang mit Staub bedeckt gelegene, Bibliotheken, den an ihn von Männern, die zu den ersten und einsichtsvollesten[40] hiesiger Stadt gehören, ergangenen Aufträgen gemäs geordnet, um sie öffentlich zu subhastiren.

Diese Aufträge beweisen, daß der Advocat Grabbe bereits ein rühmliches Zutrauen in Ansehung der zu ihrer Ausrichtung erforderlichen literarischen Kenntnisse besitzt.

Noch darf ich auch zu erwähnen nicht vergessen, daß der Advocat Grabbe eine sehr gute und leserliche Hand schreibt, welches man gewiß bei einem Archivar als einen Vorzug betrachten kann.[41]

Sollte mein unterthänigster und ganz unvorgreiflicher Vorschlag, den Advocaten Grabbe zu meinem Amtsnachfolger zu erhalten, Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht höchsten Beifall finden, so würde derselbe, da er den Advocatenstand zu verlassen sich herzlich sehnt, jenes Glücks sich unendlich erfreuen, Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht eine, ganz seinen Wünschen und seiner Neigung entsprechende,[42] Versorgung lebenslang submissest verdanken, und diese mit stets regem Diensteifer zu verdienen suchen.

Die gnädigste Genehmigung meines unvorgreiflichen Vorschlags, würde mich in den Stand setzen, meinen Amtsnachfolger noch selbst in seinen Dienst einzuführen, ihn die Einrichtung des Archivs in allen seinen Theilen bekannt zu machen und ihn überhaupt dergestalt zu unterrichten, daß mein Hintritt gewiß nicht den geringsten nachtheiligen Einfluß auf die fernere Verwaltung des Archivdienstes spüren lassen würde. Und dies wäre doch ein in jeder Hinsicht wünschenswerther Erfolg.

Daß der Advocat Grabbe kein Collegium über die Diplomatik und ihre Hülfswissenschaften zu hören Gelegenheit gehabt hat, kann demselben nicht nachtheilig seyn. Unter den oben bemerklich

---

40. Die Worte „dem Advocaten Grabbe [bis] einsichtsvollesten“ sind am Rande mit Blei angestrichen.

41. Die Worte „nicht vergessen [bis] betrachten kann.“ sind am Rande mit Blei angestrichen.

42. Die Worte „finden [bis] entspre-(chende)“ sind am Rande mit Blei angestrichen.

gemachten Umständen, wird es ihm eine sehr leichte Sache seyn, sich auch noch förmlich in die Diplomatik einzustudiren, und an Hülfsmitteln unter dem zum Archiv gehörigen Büchervorrath fehlt es auch nicht.

Es war lange Zeit mein Vorsatz und mein ernstlicher Wunsch, einen Stammbaum des Hochfürstlich Lippischen Hauses und eine Geschichte des Lippischen Landes zu liefern, aber es war mir anderer Geschäfte wegen[43] nicht möglich, die Erwartung mehrerer Freunde der Lippischen Geschichte zu befriedigen.

Wird der Advocat Grabbe mein Nachfolger am Archiv, so kann das Lippische Publicum aus seiner[44] Feder zuverlässig eine gründliche, gehörig belegte und mit Geschmack geschriebene, Lippische Geschichte erhalten, und würde ich für diesen Zweck dem Advocaten Grabbe alle[45] meine Vorarbeitungen zur Benutzung überlassen.

Das Archiv wird meinem Nachfolger so viele Beschäftigung geben, daß es mir rathsam scheint, demselben seine ganze Thätigkeit dem Archiv wenigstens für mehrere Jahre allein widmen zu lassen.

Seit dem Jahr 1794, in welchem, wie oben gedacht, das Archiv seine jetzige Einrichtung erhielt, sind von Hochfürstlicher Regierung und Rentkammer sehr viele Acten zum Archiv abgegeben worden. Es ist daher unumgänglich nöthig, daß diese Acten, ob gleich sie schon gehörigen Orts reponirt sind, genau durch gesehen und in die betreffenden Repertorien eingetragen werden.

Diese Arbeit habe ich bisher nicht vornehmen können, weil ich mich wegen der, seit den ersten Jahren meiner Dienstzeit mir aufgetragenen vielen commissarischen Geschäfte aller Art, darauf beschränken mußte, beim Archiv blos den laufenden Geschäften Genüge zu leisten.

Daß ich meine Zeit von jeher für meine Dienstpflicht zu verwenden gewohnt war, darüber bin ich so glücklich gewesen, selbst

---

43. Die Worte „Stammbaum [bis] we-(gen)“ sind am Rande mit Blei angestrichen.

44. Die Worte „Wird der Advokat Grabbe [bis] seiner“ sind am Rande mit Blei angestrichen.

45. Die Worte „gehörig belegte [bis] alle“ sind am Rande mit Blei angestrichen.

von Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht in Gott ruhenden Frau Mutter ein schmeichelhaftes Zeugniß zu erhalten.

Die Höchstselige, unvergeßliche Fürstinn schrieb mir am 31. August 1814. underandern folgende Zeilen:

„Es giebt wenig so unermüdet thätige, höchst brauchbare Staatsdiener, denen man zu rufen muß, nur nicht zu viel, und zu eifrig gearbeitet."

Ich kann bei Gott betheuern, daß nicht eine besondere Vorliebe für den Advocaten Grabbe, sondern die Liebe für den Dienst, in dem ich grau geworden bin, und dessen wahres Bestes mir am Herzen liegt, mir den Muth gegeben hat, Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht diese unterthänigste Vorstellung zu überreichen.

Sollte mich übrigens die Wichtigkeit derselben zu einer zu großen Weitschweifigkeit verleitet haben, so bitte Ew. Hochfürstliche Durchlaucht auf das submisseste um gnädige Verzeihung.

Detmold den 2ten September 1826.

Clostermeier.

Ehe noch die Mitglieder der Regierung Gelegenheit fanden, sich zu dieser Eingabe zu äußern, trat eine Reihe von Ereignissen ein, die der Angelegenheit eine völlig unerwartete, schwer zu erklärende Wendung gaben.

Der Auditeur Wilhelm Rotberg nämlich, im Amte seit dem 3. April 1806, kränkelte seit einigen Jahren, und Mitte Oktober 1826 verschlimmerte sich sein Befinden derart, daß er nicht länger imstande war, seinen Pflichten nachzukommen. Der Obristlieutenant Böger, als Chef des lippischen Bataillons, zeigte dies dem Regierungsrat v. Meien als dem Referenten für die militärischen Angelegenheiten an, und dieser veranlaßte Böger, bei Grabbe anzufragen, ob er „in eventum die interimistische Dienstbesorgung des jetzt kränklichen Auditeurs Rotberg übernehmen würde."[46] Grabbe bejahte diese Frage, teilte aber überdies, in seinem Schreiben vom 15. Oktober, dem Regierungsrate mit, daß er „unter jeder Art und Bedingung" sich gern dem ihm geschehenen Antrage unterziehen werde und seine größte Sorge darin bestehen solle, die Zufriedenheit der Vorgesetzten zu verdienen.

---

46. Brief Nr. 36.

Nachdem also v. Meien nach dieser Seite hin mit Erfolg sondiert hatte, konnte er, unterm 17. Oktober, der Regierung über die Angelegenheit folgendermaßen berichten:

„Die schon seit einigen Jahren zunehmende Körper-Schwäche des Auditeurs Rotberg scheint jetzt auf einen Grad gestiegen zu seyn, welche seine Auflösung in nicht ganz langer Zeit erwarten läßt. Geschäfte zu betreiben, besonders mündliche Verhöre vorzunehmen ist er schon jetzt außer Stande und es scheint unvermeidlich, ihm vorerst einen qualificirten Gehülfen beyzuordnen. Ich habe deshalb mit dem Obristlieutenant Böger Rücksprache genommen, welcher meine obige unvorgreifliche Ansicht durchaus theilt und mich ersucht hat, das Erforderliche deshalb einzuleiten.

Wenn ich nun die in hiesiger Residenz wohnenden Subjecte durchgehe, welche sich vorerst und ohne Hoffnung der Nachfolge als Gehülfen des p Rotberg qualificiren mögten; so glaube ich bey dem Advocaten Grabbe stehen bleiben zu können, da er sich nicht nur theoretisch sondern ex post[47] auch schon practisch in verschiedenen Geschäften qualificirt und seine Verlaßbarkeit und Solidität gezeigt hat. Ihm steht zugleich, wie ich nicht anders weiß, die Anciennetät und daß man bisher nicht auf ihn reflectiren konnte, zur Seite; und da der Auditeur Rotberg noch nicht ganz unfähig zu Geschäften ist; so kann dieser wo nöthig noch leitend eintreten, und die Regierung erhält Gelegenheit, die Fähigkeiten des p Grabbe für den Dienst näher zu beurtheilen und eintretenden Falls zu benutzen.

[Man habe zwar bei Anstellung des Leutnants Steffen daran gedacht, bei eintretender Invalidität des p Rotberg die Stelle des Militärkassenrendanten und des Auditeurs zu vereinigen. Indessen sei für jetzt über den Abgang Rotbergs noch nicht mit Gewißheit zu urteilen, auch handle es sich jetzt nicht um endgültige Besetzung des Auditeurpostens. Man brauche daher die Zweck- oder Unzweckmäßigkeit einer derartigen Vereinigung vorderhand nicht zu erwägen, zumal der Grund damals mehr in der Individualität der Mitbewerber zur Militärkassenrendantur als in andern Verhältnissen gelegen habe.]

47. Hinterher.

Ich erlaube mir daher, den Advocaten Grabbe als einstweiligen Substituten und Gehülfen des Auditeurs Rotberg für die Militairgerichts-Arbeiten unterthänigst in Vorschlag zu bringen, und werde, falls solches gnädigste Genehmigung erhält, die Instruction und Beeidigung aufs baldigste befördern. Wegen der Bedingungen muß ich dann freilich mit dem p Grabbe Rücksprache nehmen; doch weiß ich im Voraus, daß er das Geschäft unter jeder Bedingung übernimmt und auch in pecuniärer Hinsicht höchst billig denkt. Streng genommen würde ihn der Auditeur Rotberg während seiner Krankheit belohnen müssen."

Fürst Leopold genehmigte diesen Vorschlag. Darauf erschien, am 19. Oktober, der Advokat Grabbe persönlich beim Regierungsrat, wiederholte seine Erklärung, daß er zur Uebernahme der Geschäfte des Auditeurs als dessen einstweiliger Gehülfe bereit sei, stellte „eine demnächstige Belohnung ganz dem höheren Ermessen anheim, und dankte ehrerbietigst für die auf ihn genommene gnädigste Rücksicht." Eine besondere Instruktion für den Auditeur war bis dahin nicht entworfen worden. Darum setzte v. Meien Grabben seinen ganzen Geschäftskreis, sein Verhältnis zum Obristlieutenant Böger, zur Untersuchungskommission usw. einstweilen mündlich auseinander.

Noch am selben Tage — denn die Geschäfte erforderten dringend den unverzüglichen Antritt des Gehülfen — wurde der „desfallsige Rescripts-Entwurf" bei den übrigen Mitgliedern des Regierungskollegiums in Umlauf gesetzt, darauf dem Fürsten zur Signatur vorgelegt und am 20. Oktober expediert. Er hat folgenden Wortlaut:

„Bey der fortdaurenden vom Obristlieutenant Böger angezeigten Kränklichkeit des Auditeurs Rotberg haben Serenissimus gnädigst genehmigt, daß demselben während seines Krankseyns in der Person des Advocaten Grabbe ein Gehülfe beygeordnet werde, welcher die Militairgerichts-Geschäfte inmittelst versieht. Der Obristlieutenant Böger hat dieses dem Auditeur Rotberg mit dem Bemerken bekannt zu machen, daß er dem p Grabbe bey der Neuheit der Geschäfte und Unbekanntschaft mit den Acten und Verhältnissen, soweit es seine Krankheit erlaubt, leitend zur Hand gehen und wo nöthig die erforderliche Auskunft geben möge.

Detur copia dem Advocaten Grabbe, und da sich derselbe bereit erklärt hat, die Militairgerichtlichen Geschäfte des Auditeurs Rotberg während dessen Krankheit einstweilen zu übernehmen, solches auch von Serenissimo Regente gnädigst genehmigt ist; so erwartet die Regierung, daß er die mit dieser Geschäfts-Führung verbundenen Pflichten getreu erfüllen, die Militairgesetzgebung, besondern Reglements und Kriegs-Artikel, welche er vom Auditeur Rotberg in Empfang nehmen kann, genau befolgen und anwenden, wo nöthig den Rath desselben unter Einsicht der Voracten nachsuchen und stets in Uebereinstimmung mit dem Chef des Militairgerichts, Obristlieutenant Böger, handeln, bey differirenden Ansichten aber seine Meinung besonders vortragen werde. Ueberdem hat er bey der Untersuchungs-Commission über die Gebrechen der Militairpflichtigen die Gutachten der Mitglieder jener Commission zu protocolliren, und die Protocolle mit seiner Ansicht zur Entscheidung an die Regierung einzusenden.

Zur Beeidigung über die treue Erfüllung seiner Verpflichtungen ist terminus auf den 28. d. M. angesetzt, und soll über demnächstige Belohnung für ausgerichtete Geschäfte besonders resolvirt werden. Detmold d. 19. Octobr. 1826."

Auch die Beeidigung Grabbes wurde beschleunigt; sie fand bereits am 25. Oktober statt.

Sogleich nachdem diese Angelegenheit in Ordnung gebracht war, ging die Regierung an die Erledigung der anderen. In dieser Sache war am 23. Oktober ein zweites Gesuch eingegangen. Darin bewarb sich der Detmolder Bibliothekar Friedrich Wasserfall um die Stelle eines Archivgehilfen, um den, dem Vernehmen nach, der Archivrat Clostermeier gebeten habe. Er habe, so führt Wasserfall aus, von jeher die archivalischen Geschäfte mit Vorliebe betrachtet und sich darum vorzugsweise bemüht, die dazu erforderlichen Kenntnisse zu erwerben. Zum Studium der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften habe ihm die Anstellung bei der Bibliothek, verbunden mit mancherlei Belehrungen von seiten Clostermeiers, die beste Gelegenheit geboten; sein Streben aber, die lippischen Verhältnisse in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen, sei durch seine fast zwölfjährige Arbeit an der Kammerregistratur begünstigt worden. Außer der nachgesuchten Stelle am Archiv kenne er

keine, die sich so gut mit der Beibehaltung der wichtigeren Arbeiten an jener vereinigen lasse, da beide ineinandergriffen.[48]

Nunmehr erstattete zunächst der Regierungspräsident, Kanzler v. Funck, sein Gutachten. Es lautet:

„Der Archivrath Clostermeier hat in seiner Serenissimo übergebenen unterthänigsten Bittschrift und dem derselben beigelegten U.P.M. um die Ernennung eines Nachfolgers im ArchivAmte, wegen seines 75 jährigen Alters, der Abnahme seines Gedächtnisses, und wegen schon gehabten mehreren Anfälle von Schwindel nachgesucht, auch hiezu den Advocat Grabbe unterthänigst in Vorschlag gebracht.

Dann ist auch vom Bibliothekar Wasserfall in der anliegenden Bittschrift um die Anstellung als Gehülfe im Archiv unterthänigst nachgesucht worden.

Da bekanntlich nach der Verfügung Serenissimae pie Defunctae keine Anwartschaften mehr ertheilt werden sollen:[49] so kann zwar jenem Gesuch des Archivraths Clostermeier nicht deferirt[50] werden. Sehr gut würde es aber nach meinem unterthänigsten Dafürhalten sein, wenn ihm aus jenen von ihm angeführten Ursachen ein Gehülfe beigegeben werde, und ich finde keinen Anstand, dem Bibliothekar Wasserfall den Vorzug zu ertheilen, da derselbe sich die, zu archivalischen Geschäften erforderlichen Kenntnisse zu verschaffen be-

---

48. Friedrich August Peter Wasserfall war am 18. April 1793 als Sohn des Kammerregistrators August Wilhelm Wasserfall und der Sophie Wilhelmine Krüger in Detmold geboren. Er erhielt eine „wissenschaftliche und gelehrte Ausbildung". Weiteres über sein Studium enthalten die Akten des Lippischen Landesarchivs nicht. Wasserfall trat als Auditor in den lippischen Staatsdienst und wurde am 6. Oktober 1820 zum Kammerregistrator ernannt, nachdem er bereits von 1815 an als Registraturgehilfe bei der Kammer beschäftigt gewesen war. Seit Juli 1821 war er gleichzeitig als Bibliotheksgehilfe unter der Leitung des Bibliothekars, Archivrat Clostermeier, tätig. Nachdem dieser auf seinen Wunsch von den Bibliotheksgeschäften entbunden worden war, wurde Wasserfall am 6. Januar 1824 zum Bibliothekar ernannt, versah aber daneben seine Geschäfte als Kammerregistrator weiter. Als Bibliothekar und Archivar ist er bis zu seinem Tode am 23. November 1838 tätig gewesen. (Auskunft des Herrn Regierungsoberinspektors Sievert.)

49. Eine solche Verfügung war weder unter den gedruckten noch unter den ungedruckten, im lippischen Landesarchiv befindlichen Landesverordnungen zu finden.

50. Gewillfahrt.

müht gewesen, bald 12. Jahre die Kammer-Registratur besorgt hat, in Registratur-Geschäften also gut bewandert, auch bei der Bibliothek als Bibliothekar angestellt ist, welches Amt er, wie jenes, mit Fleiß und Accuratesse besorgt.

Beide Aemter würde derselbe auch als Gehülfe im Archiv sehr gut beibehalten können, da die Geschäfte derselben, besonders die der Registratur mit den archivalischen Geschäften homogen sind. — Z. B. nach dem U.P.M. des A. R. Clostermeier die unumgänglich nöthige Durchsicht der zum Archiv abgegebenen Acten und deren Eintragung in die betreffenden Repertorien —; solche also, ohne Nachtheil für eines derselben zu besorgen, von dem Bibliothekar Wasserfall wohl versehen werden können, zumahl auch der A. R. Clostermeier außer den Archivalischen Geschäften, verschiedene damit nicht in Verbindung stehende Geschäfte zu versehen, übernommen hat. und es wird überdem Jener, wie das gedachte U.P.M. besagt, durch das von diesem verfaßte Directorium Archivi Lippiaci in Stande gesetzt, alle ihm nöthige, oder von den Landesbehörden verlangte Urkunden und Acten leicht aufzufinden, und vorzulegen.

Dem ArchivRath Clostermeier würde daher nach meinem unterthänigsten Ermessen nomine Serenissimi bekannt zu machen sein, daß, da keine Anwartschaften ertheilt werden, seinem Gesuch, um Ernennung des Advocaten Grabbe zu seinem Nachfolger im Archiv-Amte nicht deferirt werden könne, höchstdieselbe jedoch zu seiner Erleichterung in diesem Amte, den Bibliothekar Wasserfall als Gehülfen anzustellen, gnädigst gewillet[51] sind, und dessen Erklärung hierüber baldigst entgegen gesehen werde.

s[alvo]. m[eliore]. Detmold d. 26: Oct: 1826."

Alle übrigen Mitglieder der Regierung, Helwing, Petri, v. Meien und Piderit, schlossen sich dieser Meinung an. „Dem vorstehenden Voto des Herrn Kanzlers", so lautet der vom 27. Oktober datierte, von den Genannten unterschriebene Schluß des Gesamtgutachtens, „muß ich mich überall conformiren.[52] Da das Archiv, nachdem dasselbe einmal geordnet ist, einen in dem kräftigsten Lebensalter stehenden Mann nicht zureichend beschäftigt: so scheint, wegen

---

51. Die Worte „(er-)theilt werden [bis] gnädigst ge-(willet)" sind am Rande mit Blei angestrichen.

52. Beistimmen, beitreten.

der vielfach verwandten Geschäfte und Hülfswissenschaften, keine zweckmäßigere Verbindung getroffen werden zu können, als wenn die Verwaltung des Archivs und der Bibliothek in ein und derselben Person vereinigt wird. Ohne die Qualification des Advocaten Grabbe in Zweyfel ziehen zu wollen, darf doch unterthänigst bemerkt werden, daß derselbe noch keine Beweise davon gegeben hat, und daß demselben auf jeden Fall die practische Ausbildung abgeht, welche sich der[53] Bibliothekar Wasserfall durch sein langjähriges Arbeiten in der CammerRegistratur und auf der Bibliothek verschafft hat."

Demgemäß wurde Clostermeier beschieden. Das Antwortschreiben der Regierung, vom 26. Oktober datiert, expediert jedoch erst am 30., lautet folgendermaßen:

„Auf die unterthänigste Bittschrift des Archivraths Clostermeier vom 2t v. M. wird demselben nomine Serenissimi unverhalten, daß, da keine Anwartschaften ertheilt werden, seinem Gesuche um Ernennung des Advocaten Grabbe zu seinem Nachfolger im Archivamte nicht deferirt werden könne. Zu seiner Erleichterung in diesem Amte sind jedoch Serenissimus gnädigst gewillet, den Bibliothekar Wasserfall als seinen Gehülfen anzustellen, worüber der Erklärung des p Clostermeier baldigst entgegen gesehen wird."

Form und Inhalt dieser Verfügung mußten den Archivrat in gleicher Weise enttäuschen, und er machte aus seinem tiefen Unmute auch kein Hehl. Die von ihm geforderte Erklärung ist vom 7. November datiert und lautet so:

„Der lange, fast zweimonatliche, Verzug der den 31t v. M. aus Hochfürstlicher Regierung erhaltenen Resolution vom 26t ejusd. erfüllte mich schon mit der bangen Ahnung, daß mein ganz unmaaßgeblicher Vorschlag des Advocaten Grabbe zu meinem Nachfolger am Archiv den Beifall Hochfürstlicher Regierung nicht gefunden haben werde. Aber daß die höchste Entschließung Serenissimi auf meinen, im submissesten Zutrauen zu Höchstderoselben Durchlauchtigsten Person, unmittelbar unterthänigst eingereichten, Antrag vom 2t September aus Hochfürstlicher Regierung mir, wie jede andere, im gewöhnlichen Geschäftsgang erfolgende, Verfügung,

53. Die Worte „und der Bibliothek [bis] der" sind am Rande mit Blei angestrichen. — Daneben die Randbemerkung: „Einverstanden. Leopold FzL."

offen durch die Hand eines Canzleibothen insinuiret[54] werden würde, — dieser empfindlichen Kränkung hatte ich mich nicht versehen.

Die dadurch dieser, ihrer Natur nach so delicaten, Sache beförderte Publicität compromittirt nicht nur mich, sondern auch den Advocaten Grabbe, ja selbst auch den Bibliothekar Wasserfall.

Um einen Gehülfen in meinem Archivamte habe ich in meiner unterthänigsten Bittschrift nicht gebethen.

Ich habe aber hiernächst, bei Gelegenheit der Einsendung der von mir revidirten letzten Militair-Casse-Rechnung des Herrn Raths Piderit von 1825 an Hochfürstliche Regierung schon vorläufig darauf angetragen, wegen meines, schon so weit vorgerückten, zur Wahrnehmung eines Rechnungsamtes nicht mehr tauglichen, Alters von den mir bisher obgelegenen Militair-Rechnungs-Revisions-Geschäften in ihrem ganzen Umfange entbunden zu werden.

Da ich nun an der Gewährung meiner Bitte nicht zweifeln kann, mithin durch solche mir schon allein eine große Erleichterung zu theil wird: so erkläre ich hiedurch gehorsamst, daß ich auf die Hülfe des Herrn Bibliothekars Wasserfall gänzlich verzichte, und meinem Archivamte noch ferner, wie bisher, vorzustehen, und genügen zu können, gedenke.

Uebrigens wird mich nichts in der Ueberzeugung stöhren, daß der, ich betheure es bei Gott! ohne alle Nebenrücksicht, aus wahrem Pflichtseifer zu meinem Nachfolger am Archiv in unterthänigsten Vorschlag[55] gebrachte, Advocat Grabbe, welchem, wie ich mir schmeichle, es am competentesten beurtheilen zu können, alle für diese Bestimmung erforderliche Eigenschaften, wenigstens in einem höhern Grade als gegenwärtig irgend einem andern beiwohnen, gerade derjenige ist, der, nach stets fortschreitender fernerer Ausbildung, in diesem Posten dem hohen Fürstenhause Lippe, dem Lippischen Lande und dem Staatsdienste am meisten nützlich werden könnte.

Die Anwendung des Grundsatzes, daß keine Anwartschaften gegeben werden, welche jener Betrachtung weit nachstehen müßte, und worauf gleichwohl die Verwerfung meines Vorschlags gerade

---

54. Zugestellt.

55. Die Worte „es bei Gott! [bis] Vorschlag“ sind am Rande mit Blei angestrichen.

zu gegründet ist, vereitelt, ohne allen anderweiten Ersatz, eine von allen Lippischen Patrioten gehoffte, der Lippischen Geschichte günstige, Aussicht, und sicher wird jene Verwerfung wenigstens von dem größten Theile des aufgeklärten Lippischen Publicums mit Bedauren vernommen werden."

Diese Erklärung wurde Serenissimo vorgelegt, der darauf, nach Vorschlag des Regierungssekretärs Kellner, verordnete, „daß alle Insinuationen in hiesiger Stadt, welche bisher offen geschehen, künftig versiegelt vorgenommen werden." Das war alles, was, in dieser Sache wenigstens, Clostermeier mit seinem wohlgemeinten Eintreten für Grabbe erreicht hatte. Zunächst sah die Regierung von der Bestellung Wasserfalls zu seinem Gehilfen am Archiv ab. Als aber Clostermeier im Jahre 1829 starb, wurde jener doch zu seinem Nachfolger ernannt, und damit ging Grabben endgültig ein Amt verloren, in das seine eigenwillige Natur sich zweifellos weit leichter eingefügt, in dem er unvergleichlich viel mehr Befriedigung und Anregung gefunden hätte, als in der, mit subalterner Schreibarbeit übermäßig belasteten Stellung des Militärgerichtsbeamten; ganz abgesehen von der größeren Einträglichkeit.[56]

Uebrigens wurde die Frage, wer Clostermeiers Nachfolger am Archiv werden solle, von der Regierung wiederum eingehend erörtert, worauf es sich lohnt, mit einigen Worten einzugehen. Unterm 20. September 1829 bat Wasserfall, ihm die Verwaltung des Archivs zu übertragen. Unterm 9. Oktober befürwortete die Rentkammer, daß Wasserfall die erledigte Archivarstelle erhalte, jedoch die Kammerregistratur auch weiterhin beaufsichtige und leite. Da der

---

56. In ähnlichem Sinne schließt auch Duller seine Mitteilungen im „Vaterland" (S. 178) mit dem folgenden zusammenfassenden Passus: „Grabbe stand in seinem 25sten Lebensjahre in voller Manneskraft. Und wenn er in der Folge bei der Verwaltung seines Militär-Richteramts, besonders nach dem Luxemburger Feldzug, wo, bei Ueberhäufung, die Geschäfte in Rückstand geriethen, immermehr nachlässig, unordentlich, übellaunig und verdrießlich geworden, so darf man bei seinem Charakter den Umstand wohl in Erwägung ziehen, daß er keine seiner Neigung entsprechende und seinen Kenntnissen angemessene Anstellung gefunden. Aber leider hatte er auch, wie bekannt, den aus seinem Innern mit den Jahren immer tiefer hervordringenden Unmuth und Ueberdruß durch den Genuß spirituöser Getränke, womit er sich bei seiner steten Abspannung zu stärken und aufzufrischen wähnte, noch immer mehr gesteigert. — — —"

verstorbene Archivrat Clostermeier ein Gehalt von 850 Rtlrn. bezogen habe, 770 für das Archiv, 80 für die Bibliothek, Wasserfall aber für diese 100, für die Kammerregistratur 400, zusammen also 500 Rtlr. bekomme, so werde dadurch zugleich eine beträchtliche Ersparnis erzielt werden. Diese sei auch sehr wünschenswert; denn einmal hätten sich die Ausgaben für die Kammerregistratur in neuerer Zeit bedeutend vermehrt, ferner müsse für einen dort etwa notwendig werdenden zweiten Gehilfen und für die Pension der Witwe Clostermeiers ein Fonds reserviert werden.

Regierungsdirektor Helwing, dessen Gutachten vom 24. Oktober datiert ist, teilte die Ansicht der Kammer, daß man die Verwaltung des Archivs sehr wohl mit der der Kammerregistratur verbinden könne. Denn einmal sei jenes so musterhaft geordnet, daß seine laufenden Geschäfte zu unerheblich seien, um Einen Mann zu besolden und zu beschäftigen. Auf der anderen Seite aber berechtige Alter und Umfang der Kammerregistratur zu der Meinung, daß sie, bei der bekannten Einsicht und Gewissenhaftigkeit ihres langjährigen Registrators, ganz eigentlich als eine Vorschule des Archivs angesehen werden dürfe, dessen praktische und mechanische Behandlung man keiner besseren Obsorge anvertrauen könne.

Bemerkenswert sind die Gutachten der Räte (vom 25. und 26. Oktober). Diese stimmen mit dem Regierungsdirektor darin überein, daß erstens für das Archiv kein tauglicherer Mann als Wasserfall zu finden, und daß zweitens die obere Leitung der Kammerregistratur-Geschäfte nach wie vor in dessen Händen zu belassen sei. Außer Diskussion steht also von vorn herein, daß Archiv und Bibliothek künftighin von einem Manne verwaltet werden sollen. Auseinander gehen nur darüber die Ansichten, in welchem Umfange Wasserfall die übrigen Funktionen Clostermeiers, vor allem an Zuchthaus und Leihbank, übernehmen könne. Ferner weicht der Regierungsrat Petri darin von Helwings Standpunkt ab, daß er die Tätigkeit des Archivars höher bewertet. Die betreffenden Darlegungen seines Gutachtens, in denen sichtlich Clostermeiersche Gedanken wiederaufgenommen werden, lauten folgendermaßen: „Bei Besetzung des Posten eines Archivars kommt, nach meinem unvorgreiflichen Dafürhalten, weniger die Rücksicht auf den Archiv-Registrator, als auf den, namentlich, vaterländischen Histo-

riker und Diplomatiker in Betracht. In letzterer Beziehung ist die Verbindung der Geschäfte des Archivars mit denen des Bibliothekars gewiß sehr zweckmäßig und in beiden Beziehungen kann, wie es mir scheint, nicht angemessener gewählt werden als wenn dem Bibliothekar Wasserfall das Archiv übertragen und die Bibliothek belassen wird, da der p Wasserfall Neigung und Geschick zu historischen Forschungen und Arbeiten mit großem Fleiße verbindet. Wenn indessen die mehr mechanischen Geschäfte des Archiv-Registrators in unserm Archiv vielleicht gegenwärtig wenige Arbeit fodern mögen, so ist dagegen zu dem was von dem eigentlichen Archivar, nach meinem Bedünken, erwartet und gefodert werden muß, um so mehr Muße und Freiheit von Geist tödtenden mechanischen Nebengeschäften erfoderlich.“ Petri tritt infolgedessen dafür ein, daß, wenn Wasserfall wirklich die Kammerregistratur beibehalten müsse, dies nur mit Beschränkung auf die obere Leitung und nur einstweilen geschehn dürfe.

Das Ergebnis dieser Beratungen war, daß Wasserfall mit insgesamt 800 Rtlrn. Gehalt als Archivar angestellt wurde.

Diese Entscheidungen, insbesondere die Vorgänge des Jahres 1826, geben manche Rätsel auf. Schwer zu begreifen ist vornehmlich das Verhalten Grabbes, und man muß sich fragen, was diesen bestimmte, sich zur Annahme einer so andersgearteten Stellung zu entschließen, ohne abzuwarten, welches das Ergebnis der Closter-meierschen Unternehmung sein würde, zu der er doch erst den Anstoß gegeben hatte. Trägt er etwa selbst die Schuld daran, daß ihm eine Stellung entgangen ist, welche er seit Jahren erstrebt, auf die er sein ganzes Studium eingestellt hatte, indem er, vorschnell und übereilt, ein anderes Angebot annahm? Welches waren überhaupt seine Motive? Hatte er, nachdem sechs Wochen vorübergegangen waren, ohne daß irgend etwas geschehen war, die Hoffnung aufgegeben auf einen günstigen Ausgang? Oder schon unverbindlich erfahren, die Sache sei aussichtslos, und so wenigstens das Sichere ergreifen wollen? (Wozu dann aber die Beratungen im Schoße der Regierung, bei denen dieser Umstand überhaupt keine Rolle spielt?) Oder war er der Meinung, daß die Stellung als Substitut des Auditeurs ja nur interimistisch sei und ihm in keiner Weise den Weg ins Archiv verlege? Welches waren ferner die Motive der Regierung? Muß es nicht auffallen, daß diese den ersten Schritt

erst dann unternimmt, nachdem in Sachen des Substituten die Entscheidung gefallen ist, daß Grabbe am 25. Oktober beeidigt wird und am 26. der Kanzler v. Funck zur Eingabe Clostermeiers sich gutachtlich äußert? Zögerte die Regierung etwa so lange mit ihrem Entschlusse, weil sie bereits um die Notwendigkeit wußte, einen Gehilfen für den Auditeur zu finden, weil sie bereits Grabben dafür in Aussicht genommen hatte, und warten wollte, bis dieser zugesagt oder abgelehnt hatte und diese Angelegenheit geklärt sei? Oder deshalb, weil ihrs von vorn herein unmöglich war, Grabben ans Archiv zu bringen, und sie erst einen anderen Posten als Ersatz für ihn ausfindig machen wollte, womit zugleich auf Alter und Empfindlichkeit des enttäuschten Archivrats die gebührende Rücksicht genommen war? Oder hängt der auffallende Verzug mit der so spät noch eingegangenen Bewerbung Wasserfalls zusammen? Bestand überhaupt zwischen den beiden Angelegenheiten irgendwelche Verbindung, eine Beeinflussung der einen durch die andere; und welcher Gestalt war sie? Wie endlich verhält es sich mit den Vorwürfen des Biographen?

Alle diese sich aufdrängenden Fragen könnten nur mit Vermutungen beantwortet werden, weil jegliche Kenntnis davon fehlt, ob wichtige Vorgänge sich hinter den Kulissen abgespielt haben, die unseren Blicken entzogen sind. Es ist darum notwendig, sich bei der Beurteilung dieser Angelegenheiten streng an das zu halten, was die Akten darüber sagen.

Aus diesen ergibt sich zunächst keinerlei Zusammenhang zwischen den beiden Vorgängen. An keiner Stelle wird bei Begutachtung der einen Sache auf die andere Bezug genommen. Man gewinnt die Ueberzeugung, daß die Regierung eine jede für sich, nach ihren besonderen Bedingungen und Erfordernissen, behandelte, überhaupt bei ihren Entscheidungen von rein sachlichen Beweggründen geleitet war. Weder ist dafür irgend ein Anzeichen vorhanden, daß in der Auditeursangelegenheit Grabbe irgendwie bevorzugt, noch, daß er in der andern irgendwie benachteiligt worden ist. Zieglers Behauptung, daß die Berücksichtigung Grabbes bei der Wahl des Substituten auf besondere Verwendung Clostermeiers zurückzuführen sei, bleibt völlig unbewiesen, muß ja auch von dem Augenblicke an sehr unwahrscheinlich werden, da das merkwürdige zeitliche Ineinandergreifen der zwei Angelegenheiten klar wird, das

beiden Biographen verborgen geblieben ist. Oder sollte es glaubhaft sein, daß Clostermeier es befürwortet habe, Grabbe zu Rotbergs Gehülfen zu machen, zu einer Zeit, da er noch immer hoffte, ihn zu seinem Nachfolger bestimmt zu sehen? Schon der Inhalt seines Schreibens vom 7. November spricht gegen eine solche Annahme.

Ebenso unhaltbar sind Zieglers Angaben zur Ablehnung von Clostermeiers Gesuch. Aus den bisherigen Darlegungen ergibt sich ja, daß es sich bei dem Kandidaten der Regierung keineswegs um einen jungen Mann handelte, der keinerlei Studien für das Fach des Archivars gemacht hatte, vielmehr um einen Beamten mit zwölfjähriger Registratur- und mehrjähriger Bibliothekarpraxis. Auch ist es nicht richtig, daß Wasserfall trotz Clostermeiers anfänglichem Widerstreben zu dessen Gehülfen ernannt worden sei; nach so entschiedener Ablehnung konnte dies nicht mehr in Frage kommen.

Ungerecht erscheint endlich auch Zieglers Vorwurf gegen die Regierung, diese habe über Clostermeiers Nachfolgerschaft am Archiv nicht nach Fähigkeit, sondern nach Konnexion entschieden, also unsachliche Motive über die sachlichen gestellt. Ganz im Gegenteil sprechen gerade in diesem Falle die Akten besonders überzeugend dafür, daß sie mit strenger Sachlichkeit, korrekt und gerecht verfuhr. Clostermeier vielmehr war es gewesen, der eine Inkorrektheit, wo nicht gar eine Ungesetzlichkeit ihr zugemutet hatte. Daß aus der Zeit der Fürstin Pauline das Verbot bestand, Anwartschaften zu geben, wird von ihm selbst anerkannt. Für die Regierung spricht es, daß sie von diesem Grundsatze auch zu Gunsten Grabbes keine Ausnahme machte, womit sie einen nicht unbedenklichen Präzedenzfall geschaffen hätte. Sicher ist, daß Clostermeier die weitaus größeren allgemeinen Qualitäten seines Kandidaten für sich in Anspruch nehmen konnte. Ebenso sicher ist, daß, wer die zweckmäßigste Lösung erstrebte, für die Vereinigung der Verwaltung von Archiv und Bibliothek, also für die Bevorzugung Wasserfalls eintreten mußte. Wenn Clostermeier, in dem Bestreben, Grabben eine möglichst befriedigende Position zu schaffen, neben die praktischen Motive auch ideelle gestellt, und verlangt hatte, man solle Jenem mit der Ernennung zu seinem Nachfolger Muse und Gelegenheit geben, eine Geschichte des Lippischen Landes zu schreiben, so nahm die Regierung auf solche Erwägungen

freilich keine Rücksicht, konnte das aber wahrscheinlich auch nicht. Denn einmal wäre dies der Benachteiligung eines älteren, seit Jahren bewährten Beamten zu Gunsten eines noch sehr jungen und völlig unerprobten Anwärters gleichgekommen. Zweitens sprachen finanzielle Gründe dagegen. Die Personalunion zwischen Bibliothek und Archiv und die Wahl Wasserfalls ersparten der Regierung vorderhand 400 Rtlr., eine Summe, die im Etat des kleinen, durch Krieg und Kontributionen verarmten Landes gewiß eine Rolle spielte, von der allerdings nachher 250 Rtlr. als Pension für die verwitwete Archivrätin Clostermeier abgingen.

Substitut und Auditeur.

Ueber ein Jahr lang versah nun Grabbe die Geschäfte des Auditeurs, interimistisch und unentgeltlich. Die Regierung war mit ihm zufrieden und bewilligte ihm unterm 31. Dezember 1827 eine Gratifikation von 50 Reichstalern.

Als daher vier Tage später Rotberg starb, bewarb sich Grabbe um den erledigten Posten. Das Schreiben lautet:

Durchlauchtigster Fürst!

Gnädigster Fürst und Regent!

Ewr Hochfürstlichen Durchlaucht statte ich mit tiefster Verehrung meinen Dank für die am Ende verwichenen Jahres mir hinsichtlich der Verwaltung des Auditeur-Dienstes bewilligte Gratification ab.

Diese Gnade ermuthigt mich zu der folgenden Bitte.

Der Auditeur Rotberg ist diese Nacht (am 4ten Januar 1828) mit Tode abgegangen, — es sind fast schon anderthalb Jahre, daß ich den Dienst für ihn versehen und mich in dessen Particularitäten[1] eingeübt habe, — von meinem beständigen Eifer sind meine nächsten Vorgesetzten gewiß überzeugt worden, — auch ist außer der practischen Uebung der mündliche Unterricht, welchen ich noch lange von dem verstorbenen Auditeur genießen konnte, mir wohl so weit zu Statten gekommen, daß vielleicht kein Dritter sich so leicht als ich in den

1. Einzelheiten, Besonderheiten.

Geschäftsgang des Militairgerichtes ohne Stockung finden möchte, — dabei sind meine bürgerlichen Verhältnisse in keiner Art die besten, ich besitze weder Vermögen noch eine sonstige Anstellung, schreite schon in das 27ste Jahr, und kann es leicht seyn, daß ich bei einem Todesfalle einen überlebenden Theil meiner hochbejahrten Eltern ernähren muß.

Unterthänigst wage ich daher Ewr Hochfürstliche Durchlaucht zu bitten:

gnädigst mir den erledigten Auditeurposten und seine Emolumente[2] verleihen zu wollen.

Ersterbend

Durchlauchtigster Fürst!
Gnädigster Herr und Regent!
Ewr Hochfürstlichen Durchlaucht!

Detmold den 4ten Januar 1828.

treu gehorsamster und unterthänigster Grabbe. (Advocat.)

Grabbe hatte einen Mitbewerber, den Advokaten E. Althof. v. Meien aber befürwortete unterm 9. Januar das Gesuch Grabbes, da dieser „den Dienst des Auditeurs seit $^5/_4$ Jahren mit Geschicklichkeit, Fleiß und Accuratesse versehen und sich in die dabey vorkommenden Geschäfte, zuerst noch unter Leitung des verstorbenen Auditeurs Rotberg, hinein gearbeitet“ habe.

Was die Vorstellung des Advokaten Althof anbelangt, so empfahl er, sie stillschweigend zu reponieren, da der Bewerber „abgesehen von seinen körperlichen Mängeln auch übrigens zu der Stelle eines Auditeurs nicht qualificirt seyn dürfte.“ In der Nachschrift zu seinem Gutachten teilte er dazu noch mit, nachdem obiges schon niedergeschrieben gewesen sei, erfahre er, daß E. Althof am 8. Januar plötzlich mit Tode abgegangen sei. Wenn also Duller in seiner Biographie[3] berichtet, daß Grabbe durch seine rasche Beförderung zum Auditeur „sich nun mit einemmale g a n z g l ü c k l i c h“ gefühlt habe und diese „Sonderbarkeit“ aus dem

2. Nebeneinkünfte.
3. S. 29.

Umstande erklärt, „daß man ihn, um seinen Fürsprecher Clostermeier durch abermalige Zurücksetzung des Schützlings nicht zu kränken, mehreren ältern Kandidaten um die Auditeurstelle“ vorgezogen habe, da durch diesen kleinen Triumpf sich Grabbe geschmeichelt gefühlt habe, so ist dies ein gutes Beispiel dafür, wie leicht unzutreffende Daten des äußeren Lebens zu irrigen Schlüssen auf das innere verleiten können. Daß auch eine besondere Fürsprache Clostermeiers bei dieser Ernennung sehr unwahrscheinlich ist, ist schon deshalb fast unnötig zu erwähnen, weil Grabbe ihrer kaum mehr bedurfte.

Fürst Leopold war mit dem Vorschlage v. Meiens einverstanden. Grabbe erhielt also unterm 9. Januar das folgende Schreiben:

„Serenissimus Regens lassen dem Advocaten Grabbe auf seine unterthänigste Eingabe vom 4. d. M. unverhalten, daß ihm der vacant gewordene Auditeurs-Dienst gnädigst conferirt und das desfallsige Patent nebst Instruction ausgefertigt werden solle; doch erwartet die Regierung, daß er letztere, die Instruction, zuvörderst selbst in 14 Tagen gutachtlich in Vorschlag bringe, und werden die desfallsigen näheren Bestimmungen, so wie nöthigenfalls auch die Leistung einer Caution vorbehalten.“

Am 14. Januar war der gutachtliche Entwurf einer Instruktion für den Auditeur des Fürstlich Lippischen Militairs in Händen der Regierung. Dort erfuhr sie mannigfache Veränderungen. Am 16. Januar wurden Grabben Bestallung und Instruktion zugestellt; am 23. des gleichen Monats, 11 Uhr morgens, wurde er darauf verpflichtet.

Es geht nicht an, in diesem Zusammenhange eine vollständige Charakteristik von Grabbes neuem Berufe zu geben, so notwendig dies auch wäre, da sich bisher keiner der Verfasser kritischer Biographien eine deutliche Vorstellung davon verschafft hat, was Grabbe eigentlich als Auditeur zu tun hatte, und welches die Art seiner Arbeit war. Und doch sind die vier großen Werke der mittleren Schaffensperiode, vor allem hinsichtlich ihrer Mängel, kaum völlig zu verstehen, wenn man die Lebensbedingungen nicht kennt, unter denen sie entstanden sind, die Forderungen des Amtes, denen sie doch z. T. geradezu abgerungen werden mußten. Hier sei nur auf den einen bedeutungsvollen Umstand hingewiesen, daß

ja Grabbe alle seine Auditeursgeschäfte in seiner Privatwohnung erledigen mußte, da dem Militärgericht eine besondere Amtsstube erst zu Beginn des Jahres 1834 zur Verfügung gestellt wurde. Wenn man dann in einem an die Regierung gerichteten Schreiben des unglücklichen Auditeurs Rotberg vom 7. März 1823, in dem er sich, wegen Ungehorsam und Dienstvernachlässigung zur Verantwortung gezogen, zu rechtfertigen sucht, liest, einer der Gründe für die von ihm selbst nicht geleugneten Nachlässigkeiten sei u. a. vorzüglich der mit seinem Dienste verbundene „würklich beynahe jede Beschreibung übersteigende Ueberlauf", kein Morgen sei von diesem frei, er raube ihm die Hälfte seiner Zeit, und statt diese seinen Geschäften widmen zu können, müsse er sie „den mehrentheils sinnlosen, wenigstens völlig überflüssigen und unnützen Ansinnungen der beurlaubten Soldaten und deren Angehörigen aufopfern", so gibt dies, im Verein mit allerhand Stellen aus Grabbeschen Briefen, dem Bilde schon ein wenig Farbe. Um wenigstens eine Vorstellung von dem Pflichtenkreise des Auditeurs zu ermöglichen, soll die erwähnte Instruktion für den Auditeur-Dienst hier im Wortlaute mitgeteilt werden:

Von Gottes Gnaden Wir Paul Alexander Leopold t. t. Urkunden hiermit, daß Wir nach dem Ableben des Auditeurs Rotberg den Advocaten C. D. Grabbe zum Auditeur bey Unserm Militair mit dem Range eines Second-Lieutenants ernannt haben und erwarten:

1.

Daß er Uns und Unserm Fürstlichen Hause treu, hold und gehorsam seyn, Unser Bestes befördern, Schaden aber abwenden wolle.

2.

Daß er in allen zur Cognition[4] des Militairgerichts gehörigen Sachen eine prompte und unparteiische Gerechtigkeits-Pflege übe und dabey die Landes-Verordnungen, besondern Militair-Gesetze und Reglements und das allgemeine Recht vor Augen habe und solches in den vorkommenden Fällen nach rechtlicher Ueberzeugung pflichtmäßig anwende.

4. Erkenntnis, Untersuchung, Entscheidung.

3.

Soll er die militairgerichtlichen Angelegenheiten gemeinschaftlich mit dem Vorsitzenden des Gerichts, jetzt Obristlieutenant Böger, in bisher üblicher Art verhandeln, sich in den nicht etwa reine Civil-Rechts-Sachen betreffenden Fällen übereinstimmender Vota mit demselben befleißigen, in deren Entstehung aber die schriftlich abzugebenden verschiedenen Ansichten der Regierung zur Entscheidung vorlegen.

4.

Da Unser Auditeur Grabbe zugleich Actuarius des Militairgerichts ist, der Chef aber nicht immer gegenwärtig seyn kann; so hat er bey den vorkommenden Untersuchungen über Disciplinar- und sonstige Vergehen jedesmal einen Officier aus der Garnison zuzuziehen und dessen Anwesenheit gehörigen Orts im Protocoll zu bemerken, auch in jenen Fällen die Protocolle mit dem Gutachten des Militairgerichts jederzeit der Regierung zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen. Der Chef muß den zuzuziehenden Officier auf Ersuchen des Auditeurs zur Beywohnung der Verhandlungen commandiren.

5.

Bey der Untersuchungs-Commission zur Constatirung der bey den einzurangirenden Soldaten in Betracht zu ziehenden Krankheiten und Gebrechen führt der Auditeur das Protocoll, votirt gleich den übrigen Mitgliedern der Commission und reicht die Protocolle mit Gutachten zur Entscheidung der Regierung ein.

6.

Bey den Geschäften der freiwilligen Gerichtsbarkeit, Contracts-Aufnahmen, Eheconsens-Gesuchen, Paß-Ertheilungen, Führung der Paß- und sonstigen Tabellen, überhaupt in allen zum Wirkungs-Kreise des Auditeurs gehörigen administrativen und andern Verhandlungen muß er die Verordnungen und den bestehenden oder noch vorzuschreibenden Geschäftsgang genau beachten und Alles mit Sorgfalt und Gründlichkeit prompt erledigen.

7.

Er soll die Militairgerichts-Registratur möglichst ordnen und die Acten von jetzt an nach Rubriken geheftet und mit Repertorium

in Ordnung erhalten, auch die auf Kosten der Militair-Casse angeschafften Intelligenzblätter soweit thunlich herbeyschaffen, von jetzt an aber sorgfältig nach Jahrgängen sammeln und in der Militairgerichts-Registratur aufbewahren.

8.

Ohne Vorwissen des Militair-Chefs soll sich der Auditeur nicht über Nacht vom Garnisons-Orte entfernen; wegen längeren Urlaubs aber muß die Genehmigung Unsrer Regierung eingeholt, übrigens auch Nachricht im Quartier zurückgelassen werden, wo der Auditeur nöthigenfalls zu finden ist.

9.

Rücksichtlich des zu übernehmenden und nach Vorschrift der Depositen-Verordnung zu verwaltenden Militairgerichtlichen Depositen-Wesens hat Unser Auditeur für jetzt eine genügende Caution von 500 rtlr zu bestellen, deren Erhöhung jedoch dem Befinden nach vorbehalten wird.[5] Auch verpflichten Wir denselben, erforderlichen Falls die Militair-Cassen-Rendantur unter Leistung angemessener Caution zu übernehmen.

10.

Schließlich behalten Wir Uns Abänderungen, Erweiterungen und Einschränkungen dieser Instruction bevor, und bewilligen dem Auditeur Grabbe in Hoffnung treuer Erfüllung seiner eidlich anzugelobenden Amtspflichten vom 1. d. M. an eine monathliche Gage von 12 rtlr[6] aus der Militair-Casse, sodann die exigibeln[7] Gebühren und Copialien[8] in Partei-Sachen nach der Sporteln-Ordnung für die Städte, so wie in gleicher Art die Gebühren für Pässe, Contracte,

5. Der Bedingung, eine Kaution zu stellen, genügte Grabbe dadurch, daß er ein Bürgschaftsdokument der Wittwe J. C. Koch in Detmold über den erforderlichen Betrag beibrachte. Mit der Familie Koch, der ein Manufakturwarengeschäft in Detmold gehörte, war Grabbe durch seinen Taufpaten Christian Koch (vgl. Q 229) verbunden.

6. Zieglers Angabe (S. 109), Grabbes Anfangsgage habe 16 Tlr. monatlich betragen, ist also falsch.

7. Zahlbaren.

8. Abschreibegebühren.

Eheconsens-Gesuche u. s. w., und ist insbesondere für letztere eine Gebühr von 24 mgr.[9] nebst Copialien zugestanden.

Wir versprechen endlich Unserm Auditeur Grabbe bey pflichtmäßiger Führung seines Amts Unsern gnädigen Schutz, und haben zu dessen Urkund diese Bestallung eigenhändig unterzeichnet und mit dem Siegel Unsrer Regierung bedrucken lassen.

Gegeben in Unsrer Residenz Detmold den 15. Januar 1828.

Leopold FzL.

v. Funck. P. v. M. P.

Es ist beliebt, von Grabbes Amtsführung in sehr despektierlichen Ausdrücken zu sprechen. Man tut dies, verführt durch die davon überlieferten Anekdoten, ohne der Sache auf den Grund gegangen zu sein. Wer ihr wirklich gerecht werden will, muß auch die des Vorgängers kennen. Da darf wohl gesagt werden, daß es Grabben insofern nicht schwer werden konnte, sich auszuzeichnen, als Wilhelm Rotberg gewiß zu den schmerzlichsten Schmerzenskindern der Lippischen Regierung gehört hat und jedenfalls nichts weniger als das Muster eines Beamten gewesen ist. Wie Oesterhaus[10] berichtet, liebte er den Trunk und wußte man in Detmold lange noch Schnurren zu erzählen, die ihm im starken Rausche begegnet sein sollten. Eine davon hat Grabbe selbst einmal aufgezeichnet.[11] Darnach verlief dies nächtliche Abenteuer Rotbergs so:

Der eine meiner Vorgänger (wir hatten 2 Auditeure, ich erhielt die Functionen beider) war ein geborener Pfälzer, Verwandter meiner Frau, und konnte sich nie in's Westphälische Wesen finden. Liederlich war er aber. Er hatte zum Burschen einen Soldaten, Rügge, der so gut soff als der Herr. Dieser plaçirt sich eines Abends, selbst voll, nachdem er mit sinkenden Wimpern auf ihn gewartet, in dessen Bette. Der Herr Auditeur, gleichfalls nicht ohne spiritus, kommen an, legen sich zu ihm in's Bett, und folgender Dialog ist die Folge:

---

9. Mariengroschen.
10. Q 143, S. 71.
11. Die Handschrift befindet sich in der Sammlung des Verfassers.

Der Herr (pfälzischer Dialect.)

Rigge, es lieggt ein fremter Kerrll im Pett!

Rügge (westphälischer Dialect.)

Wat?

Der Herr.

Schmeiß er ihn hinaus!

Rügge (hochdeutsch:)

Sehr wohl, Herr Auditeur.

(Er wirft den Auditeur aus dem Bett auf die Erde.)

Der Herr.

Rigge, ist er toll?

Rügge (westphälisch:)

Ek schmeit den Kehrl herruit. Heu es oll buiten.

Grab und Schaafsge-
schrei — Grab — bäh!

Mit der Behauptung Grabbes, daß er zwei Vorgänger gehabt habe, hat es insofern seine Richtigkeit, als im Jahre 1818 die Regierung in die Trennung der militärgerichtlichen Geschäfte von den dabei vorkommenden Geldverrechnungen und -hebungen gewilligt hatte. Der Grund für diese Maßnahme war der, daß Rotberg einer Nachlässigkeit schuldig geworden und deshalb von der Regierung aufgefordert worden war, entweder eine Kaution zu stellen oder einen Rechnungsbeamten vorzuschlagen. Rotberg hatte das erste abgelehnt, da er sich zu Rechnungsgeschäften nicht tüchtig fühle, und so wurden schließlich, nach langen Verhandlungen, Annahme und Verrechnung der beim Militärgerichte deponierten Gelder dem Militärkassenrendanten Piderit übertragen. Dieser verwaltete das militärgerichtliche Depositenwesen zehn Jahre lang, bis er es 1828 an Grabbe abgab.

Trotz dieser Maßnahme hörten, wie die Akten zeigen, während des letzten Drittels von Rotbergs Amtszeit die Klagen über seine Nachlässigkeiten nicht auf. Mehrfach mußte er, vor allem wegen

mehrtägiger Abwesenheit von Detmold ohne Urlaub und Vertretung, verwarnt und zur Verantwortung gezogen und schließlich, als alle Bemühungen, ihn auf den Weg der Ordnung zu bringen, vergeblich schienen, ein dreitägiger strenger Hausarrest (mit einer Schildwache vor dem Hause) über ihn verhängt werden. Während seiner langanhaltenden Kränklichkeit gerieten die militärgerichtlichen Geschäfte noch mehr in Rückstand. Grabbe übernahm sie in sichtlicher Unordnung. Dies ergibt sich aus dem § 7 der Instruktion, bei deren Erlaß und Formulierung ja sichtlich die bösen Erfahrungen mit Rotberg verwertet wurden, fast noch deutlicher aus der in Grabbes Entwurf vorliegenden Fassung von § 6, welcher dem Auditeur vorschreibt, er habe sämtliche Militärgerichts-Akten genau zu rubrizieren, zu heften und zu registrieren, auch ein Repertorium über dieselben zu führen, darin die fehlenden zu bemerken und nach Möglichkeit zu deren Wiederauffindung beizutragen, und endlich aus einem Gutachten v. Meiens, in dem eine Gehaltserhöhung für Grabbes Nachfolger Pustkuchen u. a. mit dem Satze befürwortet wird: „Außerordentliche Mühe, Arbeit und Zeit hat es ihm verursacht, das Chaos zu ordnen, in welches die militairgerichtlichen Angelegenheiten unter den beyden vorhergegangenen Auditeuren gerathen waren."

Je mehr Sorge Rotberg der Regierung gemacht hatte, desto williger erkannte sie an, wie vorteilhaft sich Grabbes Amtsführung von der seines Vorgängers unterschied. Als Grabbe zu Ende des Jahres 1829 um eine Gehaltszunahme einkam, zögerte v. Meien keinen Augenblick, sie warm zu befürworten. Grabbes Schreiben lautet:

Durchlauchtigster Fürst!

Gnädigster Fürst und Regent!

Furchtsam wage ich Ewr Hochfürstlichen Durchlaucht Nachfolgendes unterthänigst vorzustellen.

Die Auditeurstelle, welche ich durch die von mir innigst und stets empfundene Gnade Ewr Hochfürstlichen Durchlaucht zu bekleiden die Ehre habe, trägt jährlich an Gehalt nur 144 rtlr. Dazu mögen für Paß-, Consens- und sonstige, meist sehr geringe Gebühren, etwa noch 60—80 rtlr. kommen. Davon geht aber wieder

ein nicht unbedeutendes Quantum, für Abschreibegebühr, die ich allein tragen muß, ab, und gar Manches geschieht aus Billigkeit und Rücksichten umsonst.

Der Auditeur hat Seconde-Lieutenants Rang, und gewiß nicht weniger als ein solcher bei dem Militair zu arbeiten. Meinem Vorgänger soll auch bloß zufällig die volle Gage des Seconde-Lieutenants nicht zugekommen seyn. Die Regierung, insonders der Referent in Militairsachen, Regierungsrath von Meien, und mein nächster Vorgesetzter, der Obristlieutenant Böger, werden sicher bezeugen, daß ich, vielleicht einige Versehen abgerechnet, wozu ich mich als Mensch in Voraus gern bekenne, in meinem Posten pflichtgemäß gehandelt habe. Meine literarischen Arbeiten, wenn ich so etwas Persönliches erwähnen darf, bringen mir wohl etwas ein, aber kann ich mich darauf verlassen, daß dieses immer so währt, daß ich stets dazu die Kraft behalte, und muß ich nicht schon darum noch fortdauernd das so störende, den poetischen Geist wirklich lähmende Advocaturgeschäft betreiben?

Nur ein etwas erhöhetes Gehalt kann mir Muse und Ruhe gewähren, und j e d e Zukunft sichern, und nur Ewr Hochfürstliche Durchlaucht können mir am ersten und huldreichsten diese Gnade, der ich mich so würdig als möglich zu machen suchen würde, ertheilen.

Unterthänigst bitte ich Ewr Hochfürstlichen Durchlaucht:

mir gnädigst eine Gageerhöhung, und scheint es nicht unbillig, zwar die Gage eines Secondelieutenants zu 24 rtlr. monatlich ertheilen, so wie diese Bitte mildreichst verzeihen zu wollen.

In tiefster Devotion ersterbend

Durchlauchtigster Fürst!

Ewr Hochfürstlichen Durchlaucht

Detmold den 19t December 1829. tief unterthänigster Grabbe.

Dieses Gesuch wurde vom Regierungsrat v. Meien unterm 22. Dezember folgendermaßen begutachtet:

„Die unterthänigste Bitte des Auditeurs Grabbe um Gehalts-Zulage scheint gnädigste Berücksichtigung zu verdienen. Als im Jahre 1821 das ganze Officier-Corps incl. des Militair-Cassen-

Rendanten mit einer Gagen-Erhöhung begnadigt wurde, blieb der damalige Auditeur Rotberg lediglich aus dem zu der Zeit auch actenmäßig gewordenen Grunde ausgeschlossen, weil er seinen Dienst unordentlich versah und man ihn durch Vorenthaltung der Zulage theils strafen theils bessern wollte. Auch wurde dafür gehalten, daß die Gebühren für Heiraths-Consense, Paß-Ertheilungen u. s. w. monathlich ungefähr ebenso hoch anzuschlagen seyen als die Gage zu 12 rtlr.

Bey dem jetzigen Auditeur verhält sich dieses Alles anders. Er ist fleißig, prompt, in practischer Geschicklichkeit zunehmend, ehrliebend und nicht zum Sportuliren geneigt, er bedarf keines Sporns zur Arbeit und kann an Gebühren nicht halb soviel verdienen als sein Vorgänger, weil die Soldaten nicht mehr solange im Militair-Nex bleiben als sonst, wo sie oft erst mit 24 Jahren Soldaten wurden, und dann noch 5 Jahre dienen musten. In das Alter vom 24. bis zum 29. Jahre fallen aber die meisten Heirathen; die Consens-Gesuche vervielfältigten sich also damals ebensosehr wie sie sich jetzt vermindern, weil die Aufforderungen zur Erfüllung der Militairpflicht jetzt so geschehen, daß auch die einrangirten Soldaten mit dem 26. Jahre ihren Abschied erhalten können.

Unter diesen Verhältnissen dürfte es billig seyn, wenn Ew. Hochfürstliche Durchlaucht dem Auditeur Grabbe die Gnade zu erzeigen geruheten, ihm eine Zulage von monathlich 6 rtlr huldreichst zu bewilligen, . . ."

Dieser Vortrag bewirkte, daß Grabbes Gesuch vom Fürsten genehmigt wurde, worüber er einen Tag vor dem Weihnachtsfeste Bescheid erhielt. —

Um Neujahr 1831 entstanden Unruhen im Luxemburgischen, und der Deutsche Bund gab dem Lippischen Bataillon sowie den Truppen von Waldeck und Schaumburg-Lippe Befehl, die Bundesfestung Luxemburg zu besetzen. Jenes aber befand sich in einem sehr wenig kriegsbereiten Zustande und mußte in kurzer Zeit von Neuem organisiert werden.[12]

Schon 1830 war für Grabbe ein „schweres Jahr"[13] gewesen. Das Ringen mit dem „Ungetüm von Napoleon"[14] hatte ihn furchtbar

12. Vgl. Ziegler S. 110.
13. WW VI 14, 16.
14. WW V 353, 14/5.

mitgenommen, Unfall und Krankheit ihn von neuem heimgesucht. Dem Bruch des Armes im Winter 1829 auf 30 folgte im Sommer der Biß eines tollwütigen Hundes;[15] Gicht und Podagra hatten sich eingenistet; dazu kamen nun, Folgen seiner „tollen Lebensart“,[16] die ersten Symptome einer schwereren Erkrankung: er begann, Blut zu brechen,[17] und Nervenschläge trafen ihn in monatlichen Perioden „mit schauderhafter Kraft“.[18]

Die Bildung des Luxemburgischen Kontingents steigerte Grabbes Arbeitslast ins Ungewöhnliche. Gestellungspflichtige mußten untersucht, Depositengelder einkassiert, Rekruten vereidigt, Gesuche und Beschwerden erledigt werden. Nebenher liefen, durch die Ereignisse gedrängt, die Korrekturen des „Napoleon“. Zwar gelang es Grabbe allem Anscheine nach, die Unmasse militärgerichtlicher Geschäfte, welche in diesen Monaten auf ihn einstürmte, restlos zu bezwingen, jedoch nur, indem er seine ohnedies versehrte Gesundheit vollends zum Opfer brachte. „Pfunde von Galle“, die er in dieser Zeit gespieen,[19] hatten seinen Organismus weiter geschwächt; vor allem war sein Nervensystem, von Natur nicht kräftig, schwer erschüttert, sodaß er sich selbst vorkommt wie ein „zerrütteter Teufel“.[20]

Darum wandte er sich, nach Ausspannung verlangend, unterm 28. Juli 1831 mit einem Gesuch an den Fürsten und bat, unter Hinweis auf seinen Gesundheitszustand und einige Buchhändler-Verhältnisse, die er nur mündlich abmachen könne, für die nächsten Wochen um einen Urlaub von vierzehn Tagen zur Hin- und Zurückreise nach Frankfurt am Main. Dies wurde genehmigt; am Sonnabend, den 6. August fuhr Grabbe nach Frankfurt ab. Nachdem er dort mit Kettembeil sich ausgesprochen, begab er sich nach Mainz, machte am 14. eine kleine Rheinfahrt bis Koblenz[21] und wird von

15. WW V 347, 20/22; 350, 22/3.
16. WW V 353, 14.
17. WW V 353, 15; 347, 22.
18. WW VI 14, 18/9. — Auch im Brief an Kobbe vom 10. Februar 1832 spricht Grabbe von einem ihn „immer mehr ermattenden Krankheitsangriff“, jedoch von nur dreiwöchigen Pausen (vgl. WW VI 40, 22/4).
19. WW VI 21, 11/2.
20. WW VI 27, 17.
21. Vgl. Brief Nr. 113.

dort ziemlich geraden Weges nach Detmold zurückgefahren sein, da er bereits unterm 19. der Regierung anzeigte, daß er am Abend zuvor von der ihm gestatteten Reise zurückgekehrt sei und seine Funktionen wieder versehe.

Nach Zieglers Angaben[22] hat Grabbe seine damalige Sommerreise bis Straßburg, nach denen Dullers sogar bis Paris[23] ausgedehnt. Auch diese Legende ist nunmehr, auf Grund aktenmäßiger Daten, zerstört; selbstverständlich war eine solche Ausdehnung der Fahrt schon verkehrstechnisch gar nicht möglich. —

Unterm 15. Februar 1833 bat Grabbe den Fürsten Leopold um gnädigste Einwilligung zu seiner ehelichen Verbindung mit seiner „Freundin Louise Clostermeier allhier (hinterbliebenen Tochter weiland Archivraths Clostermeier) ehrfurchtsvoll und unterthänigst." Nachdem unterm 19. der Konsens dazu erteilt worden war, wurde der 1. März als Termin der Hochzeit festgesetzt, „und am Abend vorher hatte ein Teil der lippischen Armee die environs der Wohnungen beider Liebenden besetzt, um den Skandal des Polterabends abzuhalten. Der Bräutigam hatte aber bei Ansetzung des Hochzeitstages nicht an einen von ihm als Auditeur abzuhaltenden Termin zur Untersuchung der Rekruten gedacht, die sich die praefixo einstellten, und er mußte nun die Hochzeit noch ajournieren." So berichtet wenigstens Kanzleidirektor Rosen an seinen Sohn,[24] und fügt die bösartige Bemerkung an: „An dem Glücke der einzugehenden Ehe ist nach dem zarten Charakter beider Brautleute nicht zu zweifeln, zumal wenn die künftige Frau das Regiment bekommt. Sie ist kaum 13 Jahre älter als ihr genialer Bräutigam."

Die Hochzeit fand dann am 6. statt.[25] Auf dem Wege zur kirchlichen Trauung ging Grabbe mit seiner Verlobten zufällig an August Brokmann, dem Wirt der Detmolder Ressource, vorüber. Er bemerkte den Freund und begrüßte ihn, halb spöttisch, halb

---

22. Vgl. S. 102.
23. Vgl. S. 41.
24. Q 8 i.
25. Das richtige Datum ergibt sich nicht nur aus Q 240, sondern auch aus Grabbes Schreiben an Fürst Leopold vom 22. März 1833 (Nr. 126 der Auditeursakten), in dem er u. a. seinen Dank für die ihm erteilte Einwilligung zu der Vermählung abstattet. Ziegler gibt den Termin (S. 105) fälschlich mit „Ende März", Wukadinović (WW I XLII) sogar mit dem 6. Mai an.

lustig auf seine Zukunft deutend, mit der oft von ihm gebrauchten Redensart: „Da haben wir die Bohne!“[26]

Darauf wurde, auf 75 Goldrandkärtchen, den „verehrten Gönnern und Freunden“ die vollzogene eheliche Verbindung gehorsamst angezeigt. Auch Freiligrath erhielt eine davon und ahnte nichts Gutes. „Ich entsinne mich noch des Schreckens,“ schreibt er später an Blumenthal, „den ich empfand, als ich im Frühjahr 1833, zu Amsterdam, die Grabbe-Clostermeiersche Hochzeitskarte zugeschickt bekam.“

Nur zu bald sollten alle diese trüben Ahnungen und Prophezeihungen sich erfüllen. Binnen kurzem ging Beiden die Größe ihres Irrtums auf. Verstimmungen und Mißverständnisse stellten sich ein. Bereits im Juli hatten sich die Gegensätze zwischen den Ehegatten so zugespitzt, daß Grabbe mit einer Anzeige im „Intelligenzblatt“ drohen und der Regierungsrat v. Meien vermitteln mußte. Es handelt sich dabei um die Angelegenheit des Kastens mit 300 Reichstalern, den Louise Christiane, unter Verletzung der ehemännlichen Rechte Grabbes, dem Gatten einer ihrer Freundinnen, nämlich dem Forstsekretär Kestner, in Verwahrung gegeben hatte. Sie wird von Ziegler erst bei der Schilderung von Grabbes Urlaub im Jahre 1834 besprochen,[27] also viel zu spät datiert. Wohl wurde, vermutlich infolge des Eingreifens v. Meiens, der „unselige Kasten“ zurückbefördert und dadurch wenigstens unter den Ehegatten die Sache aus der Welt geschafft. Dafür aber hatte Grabbe mit dem Forstsekretär noch eine Auseinandersetzung vor Gericht,[28] indem er von ihm wegen Beleidigung auf Widerruf, Abbitte und Ehrenerklärung verklagt wurde und darauf mit einer Widerklage replizierte. Termin in dieser Sache war am 29. Juli. Grabbe trat darin als sein eigener Anwalt auf. Das Protokoll seiner Verteidigungs- und Anklagerede ist überliefert. Dauer und Ausgang dieses Rechtsstreites sind unbekannt; wir wissen nur, daß er Mitte September noch im Gange war. Diese Andeutungen müssen fürs erste genügen; das Aktenfragment, welches sich von diesem Prozesse erhalten hat, soll demnächst in einer privaten Publikation vorgelegt werden.

---

26. Q 146, S. 43.
27. Vgl. S. 120/21.
28. Vgl. Q 206.

Mit Recht konstatiert Ziegler,[29] daß bei einem so exzentrischen Menschen, wie Grabbe, die von ihm geschilderten ehelichen Mißhelligkeiten mit Notwendigkeit zu einer vollkommenen Zerrüttung der amtlichen Geschäfte führten. In der Tat mußte ihm bei diesem Zustande anhaltender Erregung die Fähigkeit ruhigen und gesammelten Arbeitens völlig verloren gehen. Nun meint aber Ziegler weiterhin, daß Grabbe wohl zu Anfang seiner Dienstperiode sehr prompt gewesen sei, dann aber seine Auditeurgeschäfte doch schon vor der Ehe ein wenig in Unordnung gebracht habe. Er bringt dies einmal mit der ungewöhnlichen Vermehrung seiner Arbeiten im Gefolge der Mobilisierung des Lippischen Bataillons in Verbindung, teils mit seinem dichterischen Schaffen und den spannenden Lebensverhältnissen, welches alles bewirkt habe, daß Grabbe mehr und mehr sich daran gewöhnt habe, „sein Amt ziemlich cavalierement zu betreiben."[30]

Wollte man diese Angabe mit aller denkbaren Gründlichkeit nachprüfen, so müßte man, mit Hilfe der sämtlichen Akten des Militärgerichts, soweit sie noch vorhanden sind, eine eingehende Untersuchung von Grabbes Amtsführung geben. Dazu würde gehören, daß man erstens sich ein Urteil über die Promptheit verschaffte, mit der Grabbe bei der Einreichung der in regelmäßigen Abständen einzuliefernden Prozeßtabelle und der ihm mit bestimmter Frist aufgegebenen gutachtlichen und anderen Berichte verfahren ist. Dabei wäre im besonderen festzustellen, wie oft er Monitorien, und von welcher Art, erhalten hat. Zweitens müßte man alle die Fälle durchgehen, in denen man sich mit irgendwelchen Beschwerden über ihn an die Regierung, an den Fürsten oder den Regierungsrat v. Meien gewandt hat. Hierfür kommen vor allem die Akten, Varia: Beschwerden über Justizverzögerungen, Forderungen usw. betreffend,[31] in betracht. Ferner wären die von Grabbe herrührenden gutachtlichen Erkenntnisse des Militärgerichts mit den Entscheidungen der Regierung zu vergleichen und aus Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Schluß auf die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit dieser Erkenntnisse zu ziehen.

---

29. S. 111.
30. S. 109/10.
31. Q 183.

Endlich müßten alle unmittelbaren Aeußerungen der Regierung, sei es des Lobes oder Tadels, etwaige Verwarnungen, Verweise oder gar Strafen, zusammengestellt und auf ihre Berechtigung geprüft werden.

Es leuchtet ein, daß eine solche Untersuchung nur sehr ausführlich sein, daß man dabei, um den Beweis zu stützen, der belegenden Tabellen und Aktenauszüge nicht entraten könnte. Die der Prüfung unterworfenen Fälle liegen z. T. ziemlich schwierig und sind oft ohne eine genaue Kenntnis der Vorgeschichte nicht zu verstehen. Dazu kommt, daß der Literarhistoriker bei einer solchen Untersuchung wiederum ein Grenzgebiet betreten würde, daß er bei der Vergleichung von gutachtlichem Erkenntnis und Entscheidung der Gefahr ausgesetzt ist, Fehlschlüsse zu tun und dadurch das Gesamtergebnis zu verfälschen. Aus dem gleichen Grunde müßte seine Bewertung etwaiger Aeußerungen des Tadels auf unsicheren Füßen stehen.

Auf eine so umfangreiche Darstellung durfte also um so eher verzichtet werden, als sich vermutlich letzten Endes für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Zieglerschen Behauptung, daß nämlich Grabbe die militärgerichtlichen Geschäfte schon vor seiner Ehe ein wenig vernachlässigt habe, ein bündiger Beweis gar nicht erbringen läßt. Denn wenn die Untersuchung für diese voreheliche Zeit wirklich keinerlei Nachlässigkeiten feststellt, so ist damit zunächst nur bewiesen, daß solche damals noch nicht in Erscheinung getreten, nicht aber, daß sie gänzlich vermieden worden sind. Würden aber für jene Zeit Mängel zutage kommen, so bliebe erst noch auszumachen, ob es sich dabei nicht etwa um Rotbergisches Erbteil handelt.

Fragenswert ist wohl auch die Frage, ob eine, auf eine so spezielle Behauptung gerichtete Untersuchung die Mühe lohnt. Denn schon aus dem, was bis jetzt gesagt wurde, geht dies mit Gewißheit hervor: wer etwa sich den Beamten Grabbe durchweg als eine absolut unbrauchbare und unmögliche Karrikatur vorstellen wollte, tut gut daran, sich dieser Vorstellung, als einer Legende, zu entledigen. Wenn Grabbe in seinem Amte schließlich doch scheiterte, so ist dies hauptsächlich dadurch verschuldet, daß er körperlich und seelisch zusammenbrach, hat aber mit seinem Charakter gar nichts zu tun. Wenn Ziegler konstatiert, daß Grabbe zu

Beginn seiner Dienstperiode sehr prompt gewesen sei, so stimmt dies völlig mit dem überein, was die Akten bezeugen. Daß er aber so war, verdankte er vor allem zwei stark ausgeprägten Eigenschaften, seinem Ehrgefühl und seinem Pflichtbewußtsein, Qualitäten, die auch dem Zuchtmeister Grabbe zu einem so achtungswürdigen Aufstieg verholfen hatten. Den Zusammenbruch der Gesundheit aber haben eine ganze Reihe von Faktoren bewirkt; die unglückliche Ehe ist darunter nur einer, und man kann nicht einmal sagen, der wichtigste.

Dem widerspricht die Feststellung nicht, daß diese Ehe in Grabbes Beamtenlaufbahn den Wendepunkt bedeutet, oder treffender: die Peripetie. Der allgemeine, aus dem Studium der Akten sich ergebende Eindruck ist doch der, daß das Unglück im Amte erst mit dem in der Ehe seinen Anfang nimmt. Ganz offensichtlich ist dies auch die Auffassung der Regierung gewesen.

Zu bemerken bleibt endlich, daß mehrere andere Angaben Zieglers über die kritische Zeit der Auditeurstätigkeit sehr der Berichtigung bedürfen, und zwar zu Grabbes Gunsten; für die Bewertung der hier zur Diskussion gestellten Behauptung kann dies nicht gleichgültig sein. Zu diesen Angaben gehört erstens die, daß Grabbe über das Geld, vornehmlich das Stellvertretungsgeld, welches bei ihm deponiert wurde, schwerlich ein Register geführt habe, daß es sich vielmehr aus den verschiedenen Akten habe ergeben müssen.[32] Richtig ist vielmehr, daß zum Eintrag dieser Gelder das sog. Depositenbuch bestimmt war, und daß ein solches von Grabbe selbstverständlich stets geführt worden ist, seit der Rat Piderit es ihm ausgehändigt hatte. Dies erhellt ganz einwandfrei aus zahlreichen Aktenstellen. Der Fehler, den Grabbe machte, bestand lediglich darin, daß er in der letzten Zeit seiner Tätigkeit die Eintragungen in das Depositenbuch vernachlässigt hat. Ziegler konstatiert ferner,[33] daß bei zunehmender Zerrüttung der Geschäfte die Klagen immer lauter geworden seien, daß die Beteiligten sich mehr und mehr beschwerend an die Regierung gewandt hätten, daß von dieser Monitorien und nicht selten Verweise erfolgt seien. Dies

32. S. 110/11.
33. S. 111/12.

letzte ist völlig unrichtig. Niemals hat Grabbe, auch in der kritischsten Zeit, irgend einen Verweis oder auch nur eine Verwarnung erhalten. Das andere ist richtig. Was aber die Monitorien angeht, so ist es notwendig, einen Unterschied zu machen. Ein erstes Monitorium war nämlich im damaligen Geschäftsgang etwas durchaus übliches und alltägliches und jedenfalls nichts außerordentliches. Es ist keineswegs ein Beweis für irgend eine Versäumnis oder Nachlässigkeit, vielmehr nur dafür, daß der Referent den Wunsch hat, die betreffende Tagebuchnummer zu schließen. Heute macht er so etwas einfacher mit einem telefonischen Anrufe ab. Ein solches Monitorium erledigte sich sofort mit einem kurzen vorläufigen Berichte. Etwas anderes ist ein wiederholtes; dies hat keine gute Bedeutung. Monitorien Nr. II sind aber nur in der allerletzten Zeit von Grabbes Tätigkeit ergangen, und auch nur ein paar Mal.

Auch einer der, dem Urlaub Grabbes gewidmeten Abschnitte in Zieglers Biographie muß die Kritik herausfordern. Ziegler schreibt:[34]

„Grabbe ..... übergab ein Urlaubsgesuch, das mit einem ärztlichen Zeugniß unterstützt war; es wurde ihm darauf Urlaub ertheilt und ihm ein Substitut auf Kosten der Regierung beigeordnet. Zuerst ein junger Auditor, der unter Grabbe's Beihülfe die Sachen in Ordnung bringen und dann fortführen sollte; nachdem jener aber die Lage der Dinge recognoscirt und bemerkt hatte, daß beinah ein förmlicher Geschäftsbankerott vorhanden war, ein älterer Auditor, der das Amt ganz selbstständig übernahm und allerdings zunächst die Acten durch öffentliche Aufrufe der Betheiligten zu ordnen suchen mußte."

Diese Darstellung beruht keineswegs auf einer genügenden Kenntnis der Vorgänge; zum mindesten leidet sie an bedenklicher Unklarheit der Formulierung. Manchmal will einem der Verdacht kommen, als sei Zieglern die Natur der Auditeursgeschäfte nicht bis zum letzten vertraut gewesen.

Vor allem stimmt es nicht, daß damals schon ein öffentlicher Aufruf erlassen worden sei. Amtsauditor Pustkuchen hatte geglaubt, ohne einen solchen durchzukommen. Bei Grabbes Abgang

34. S. 115.

lebte das Militärgericht, wie es in den Akten heißt, „in der Hoffnung, daß das ältere Depositen-Wesen .... nach den vielfachen Liquidationen[35] wenigstens bis auf kleine unbedeutende Posten in Ordnung gebracht worden sey". Darin fand es sich jedoch schon nach Ablauf weniger Wochen getäuscht. Es stellte sich nämlich, wie unterm 15. November der Regierung berichtet wurde, der Einlieger Otto Küster aus Hovedissen, früher Soldat in der dritten Kompagnie, beim Auditeur Pustkuchen ein, produzierte einen Schein über 100 Taler, die er wegen eines Heiratskonsenses erlegt hatte, und forderte diesen Betrag nebst Zinsen zurück. Dieses Depositum hatte bei den früheren Liquidationen nicht eingefordert werden können, da es in das Depositenbuch nicht eingetragen worden war. Das Militärgericht fragte also bei der Regierung an, wie es sich in dieser Sache weiter verhalten solle, hielt es auch nunmehr für durchaus nötig, zur Revision aller früheren Deposita eine Ediktalladung zu erlassen, um die Militärkasse vor etwaigen künftigen Schadensklagen zu bewahren. Die Regierung teilte diesen Standpunkt. Unterm 17. Januar 1835 berichtete das Militärgericht weiter, daß auf die öffentliche Aufforderung hin noch vier nicht in das Depositenbuch eingetragene Deposita angemeldet worden seien. Grabbe wurde dafür verantwortlich gemacht, wie aus seinen Briefen bekannt ist. Unterm 16. Juni 1835 endlich konnte das Militärgericht anzeigen, „daß, nachdem heute die nachträglich angemeldeten Deposita vom Hrn. Auditeur Grabbe berichtigt worden, nunmehr diese Sache als beendigt anzusehen sey."

Aus dieser knappen Uebersicht wird sich ergeben haben, daß es sich bei dieser Ediktalzitation nicht um eine Ordnung der Akten im allgemeinen, sondern um eine ganz bestimmte Aufgabe handelte, nämlich um die Ordnung des Depositenwesens, noch genauer gesprochen um die Kontrolle des Depositenbuches. Das sollte festgestellt werden, ob alle von Grabbe ausgegebenen Depositenscheine in das Depositenbuch eingetragen und alle zugehörigen Deposita vorhanden seien. Diese Abstimmung war notwendig, weil das Depositenbuch während der letzten Zeit von Grabbe mangelhaft geführt und dadurch das militärgerichtliche Depositenwesen, wie es in den Akten heißt, „in Verwirrung gerathen" war.

35. Rechnungsaufstellungen.

Daß von diesem Zustande durch Zieglers wenig glückliche Wendung, es sei beinahe ein förmlicher Geschäftsbankerott vorhanden gewesen, eine klare und zutreffende Anschauung gegeben würde, muß bezweifelt werden. Wie sonst im einzelnen die Dinge sich abspielten, wird die folgende Darstellung lehren. Hier sei nur noch erwähnt, daß auch die Behauptung von einem ärztlichen Zeugnis sich an der Hand der Akten als falsch erweist.

* * *

Bereits ein paar Wochen nach seiner Eheschließung gab Grabbe der Regierung Veranlassung zu einem ernstlichen Tadel.

Im Mai hatte er gegen den Hautboisten August Kiel und den Fourier Friedrich Christoph Schönfeld eine Untersuchung zu führen.[36]

Die Beiden waren angeklagt,

1) am 9. Mai Abends um 10½ Uhr vor dem Lemgoer Tor gewesen zu sein,

2) den bei dem Korporal Fleckenstein als Schneidergeselle dienenden Heinrich Adolph Sehring aus Salzuffeln körperlich durch Schlägerei verletzt zu haben.

Außerdem sollte 3) der Hautboist Kiel im Hause des Gastwirts Kowats in Detmold impertinent über seine Militärpflicht und über die Patrouille gesprochen haben.

In dieser Sache nahm Grabbe, vom 11. bis zum 26. Mai, sechs Protokolle auf, die seinem gutachtlichen Bericht vom 28. Mai als Anlage beigegeben waren. Die Regierungsresolution vom 4. Juni deckte sich zwar mit diesem Gutachten, übernahm auch die Strafe von zehn Tagen Arrest, hielt es jedoch für notwendig, unterm gleichen Tage das Militärgericht auf folgende Art zurechtzuweisen:

Aus dem Berichte und den Protocollen in Untersuchungs-Sachen gegen den Hoboisten Kiel und gewesenen Fourier Schönfeld, wegen Schlägerei u. s. w. ergab sich zwar ein solches Resultat, daß sich die heutige sub N. 3305 ergangene Resolution daraus begründete. Indessen ist doch, insbesondere aus den Protocollen, zu ersehen, daß die Untersuchung nicht ohne merkliche Flüchtigkeit

36. Die „Acta die Untersuchung gegen den Hautboisten Kiel und Fourier Schönfeld betreffend" befinden sich, unter Nr. 198, in Q 185 c.

geleitet und über Manches hinweg gegangen ist, welches einer näheren Constatirung bedurft hätte, z. B. das was bey Kowatz am 9. v. M. nach 10 Uhr Abends vorfiel.[37]

Die Regierung ist hierüber mit gnädigster Genehmigung Serenissimi für das Mal hinweggegangen, versieht sich[38] aber, insbesondere zu dem Auditeur Grabbe, daß solche Untersuchungen

---

37. In dem ersten der Protokolle findet sich zu dem dritten der Anklagepunkte folgende belastende Aussage des Patrouillenführers, Sergeanten Konrad Beins: „Nachher aber, nachdem er, Beins, die Patrouille zum Horner Thor geführt habe, habe er bei der Rückkehr von da her einen Lärm im Hause des Gastwirths Kowats gehört. Dieser Lärm sey von dem Hautboisten Kiel entstanden, und habe dieser, wie er mit Patrouille schon auf der Strasse gehört habe, gesagt: die rothe Kappe machte kein Militair, und er sey kein Militair, — er würde die Patrouille niedergeschlagen haben, wenn sie ihn angegriffen hätte, — dieses habe er mit der Patrouille (Soldat Wehmeier [falsch statt Friedrich Schäfer]) gehört, sey darauf in das Kowatssche Gasthaus gegangen, und habe den p. Kiel arretiren wollen, aber der Mundkoch Kanow und Wirth Kowats habe gebeten, das nicht zu thun." (S. 3/5.)

Dazu ist ferner der genannte Soldat Schäfer vernommen worden und hat dieses ausgesagt: „Nachher in Kowats Hause habe er den Hautboisten Kiel auf's Militair raisonniren hören, — der Kiel habe besoffen geschienen, — was er gesagt, wisse er nicht recht mehr, nur habe er geäußert, er sey kein Militair, indem die rothe Mütze kein Militair mache.

Beins und er hätten ihn arretiren wollen, jedoch, da der Kiel nicht in Militairkleidung gewesen sey, und sie ihn nicht als Militair gekannt hätten, dieses auf Bitte des Mundkochs Kanow unterlassen, und vorgezogen die Sache zu denunciiren." (S. 25/6.) Die Worte „als Militair [bis] denunciiren." sind am Rande angestrichen; daneben findet sich die Bemerkung: „Eod. [= 26. Mai 1833.] Auch hiermit stimmte Sergeant Beins heute überein."

Kiel selbst äußert sich zu diesem Punkte so: „Was er nachher zur Patrouille gesagt und gethan habe, wisse er nicht, weder vor dem Lemgoer Thore noch in Kowats Hause. Er sey zu betrunken gewesen, glaube aber wohl, daß er viel raisonnirt habe." (S. 7/8.) Die Worte „glaube [bis] habe." sind am Rande mit Blei angestrichen.

In dem schon erwähnten Berichte werden alle diese Aussagen folgendermaßen zusammengefaßt: „Ad 3 der obigen Nummern ergibt das Eingeständniß des Hautboisten Kiel p. 8., daß er in Kowats Hause allhier in trunkener Laune viel raisonnirt habe (cfr. auch p. 4, 5, 25) jedoch weiß er nicht was. Es sollte deshalb der Mundkoch Kanow und der Gastwirth Kowats vernommen werden, jedoch war ersterer grade abwesend und hatte der andere Geschäfte.

Weitere Verhöre möchten auch nicht nöthig seyn indem die Trunkenheit und das Raisonniren eingestanden sind." (S. [5/6].)

38. Erwartet.

mit Fleiß und einer ihrer Wichtigkeit entsprechenden Achtsamkeit geführt werden. Detmold d. 4. Juni 1833

Leopold FzL.

v.M.

Auf dieses Reskript (Nr. 3415) ging am 7. Juni bei der Regierung ein vom gleichen Tage datierter Bericht ein, in dem sich das Militärgericht zu rechtfertigen versuchte. Er lautet:

Sämmtliche bei nebengenannter Untersuchung gegenwärtig gewesene Officiere müssen bezeugen können, daß nicht flüchtig, sondern quoad passum concernentem[39] fast ü b e r g e n a u untersucht ist, was man freilich den Protocollen, obgleich sie auch weitläuftig genug geworden[40] sind, vielleicht nicht ansehen kann, indem sie natürlich nicht jede Frage und Irrelevanz,[41] sondern das grade Erforderliche mit seinem Resultat enthalten. Seit längerer Zeit, besonders seit der Untersuchung des Soldaten Lepper und Consorten,[42] hat der Auditeur sich vorgenommen und es auch ausgeführt, selbst bei kleinen Untersuchungen, die bei Gerichten, wo keine militairische Strenge nöthig und anwendbar ist, ganz kurz abgemacht werden können, bis in's genaueste Detail zu untersuchen. Nur glaubt er, daß wenn das denunciirte Factum ermittelt ist, und bei Gelegenheit der Untersuchung keine Thatsache sich findet, die außerdem ex officio zu untersuchen ist, acta geschlossen werden müssen, indem sonst die unbedeutendste Sache endlos würde, vielleicht allmählig alle Insassen einer Communité[43] zu[44] Zeugen pp. aufgerufen werden und jahrelang weiter inquirirt werden möchte. So denken auch die Criminalgerichte, wie Gesetze und Acten bezeugen.

---

39. Hinsichtlich des betreffenden Gegenstandes.

40. Die Worte „untersucht ist [bis] gewor-(den)" sind am Rande mit Rotstift angestrichen, ein Material, mit dem auch die anderen Zeichen in diesem Schriftstück gemacht sind.

41. Unerheblichkeit.

42. Das unvollständige Aktenstück befindet sich als Nr. 194 in Q 185 c.

43. Communité, f., heißt Gemeinschaftlichkeit; gemeint ist also offenbar communauté, f. (Gemeinschaft, Staat.)

44. Neben den Worten „alle Insassen [bis] zu" steht ein Ausrufzeichen am Rande.

Concreto hat der Auditeur den gutachtlichen Bericht mit Fleiß[45] ausgearbeitet, die Kriegsgesetze gehörig verglichen und nach ihrer eigenen Bestimmung sowohl als nach der Analogie des Gemeinrechts, wo jene Bestimmung nicht ausreichte, angewendet.

Daß hieran Wahres seyn muß, beweis't eben das verehrliche Rescript vom 4. d. M. (n. 3305), welches den Bericht des Militairgerichts nicht bestätigen würde, wäre er nicht dazu genügend befunden.[46]

Eine weitere Untersuchung über etwaige Vorfälle in Kowatz Hause schien nicht nöthig, indem notorisch darüber nichts bekannt war, und das, was die Patrouille denunciirte, dadurch daß der p. Kiel es nicht läugnete, sondern Trunkenheit vorgab, genügend constatirt war, weitere Excesse aber nicht angezeigt sind, sondern alles was weiter passirt ist, unter den Rubriken: Ausbleiben über Urlaub, Angriff einer Person und Trunkenheit sich classificirt.

Sollte weiter über den Aufenthalt in Kowatz Hause untersucht werden, oder soll es noch jetzt geschehen, so bittet das Militairgericht um einen Befehl dazu, hat auch (wenn es nicht irrt, da es wegen Beendigung der Sache, insbesondere auch, weil der Fourier Schönfeld, um nicht brotlos zu werden, baldige Entscheidung zu haben wünschte, acta in originali einreichte) schon darauf aufmerksam gemacht, indem es die Vernehmung des Mundkoch Canow (zur Untersuchungszeit angeblich abwesend) anheimstellte.

Eine Anweisung weiter zu verfahren hätte der Auditeur, auf dem doch eigentlich die Last des Verweises ruht, erwartet,[47] aber keinen solchen Verweis wie ihm ertheilt ist. Er hat die Sache nicht unachtsam untersucht und ist den juristischen und militairgesetzlichen Principien nachgegangen, hat sich auch nichts verdrießen lassen die Sache so weit es nöthig, stundenlang zu erforschen.[48] Ueberdem schickt das Militairgericht die gutachtlichen Berichte an

---

45. Die Worte „mit Fleiß“ sind unter- und am Rande angestrichen.

46. Die Worte „Militairgerichts [bis] befunden.“ sind am Rande angestrichen.

47. Neben den Worten „(eigent-)lich [bis] erwar-(tet)“ steht ein Fragezeichen am Rande.

48. Die Worte „(Prin-)cipien [bis] erforschen.“ sind am Rande angestrichen.

Hochfürstliche Regierung insbesondere deshalb gern ein, um von diesem höchsten Collegium unseres Landes da, wo geirrt ist, gewarnt und weiter angewiesen zu werden, und wird stets solchen Anweisungen rechtlich nachgekommen.[49]

Jetzt z. B. sind 2 Untersuchungen wider den Sergeant Schulz, wegen Prügeln eines Arrestaten in der Hauptwache,[50] und den Tambour-Corporal Regenthal wegen eines Eidschwurs[51] vorhanden. Darf das Militairgericht nicht ein Gutachten, ohne Furcht, daß es wieder Verweis erhielte, vorlegen, so möchten diese Sachen noch Jahre dauern müssen, oder, da Militairsachen summarisch sind,[52] Kriegsrechte bestellt werden.

Der Auditeur kann Fehler wie jeder Mensch begehen, nachlässig und unachtsam ist er im Dienst seines Fürsten aber nicht, und bittet das Militairgericht[53] gehorsamst:

> hochgeneigtest diesen Bericht anzunehmen und ihn Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht zur Entschuldigung vorzulegen.[54]
>
> Böger. Grabbe.

Die Regierung sah sich zwar dadurch nicht veranlaßt, von ihrem Reskript irgend etwas zurückzunehmen, entgegnete sonst aber in einem milden und nachsichtsvollen Tone:

Den Bericht des Militairgerichts vom 7. d. M. auf das Rescript vom 4. d. M. N. 3415, ad acta denunciationis gegen den Hoboisten Kiel und gewesenen Fourier Schönfeld gehörend, hat die Regierung als Entschuldigung gern angenommen und Serenissimo unterthänigst vorgelegt .

---

49. Die Worte „(wer-)den [bis] nachgekommen." sind am Rande angestrichen.

50. Die Akten zu dieser Sache fehlen. Auch im „Verzeichniß der Acten, die Excesse der Soldaten betreffend. 1814—1837." (Lippisches Landesarchiv. Fach 54 M Nr. 2) sind sie nicht aufgeführt.

51. Die Akten zu dieser Sache befinden sich als Nr. 203 in Q 185 c.

52. Neben den Worten „Sachen noch Jahre [bis] sind," steht ein Fragezeichen am Rande.

53. Die Worte „ist er [bis] Militairgericht" sind am Rande angestrichen.

54. Neben den Worten „(Hoch-)fürstlichen Durchlaucht [bis] vorzulegen." steht ein Fragezeichen am Rande.

Was die Sache selbst anlangt, so wird hier nur kurz bemerkt, daß im Rescripte N. 3415 kein Verweis ertheilt, sondern nur belehrt, und vor Uebereilung in ähnlichen Fällen gewarnt ist. Mißtrauen gegen Rechtlichkeit und treuen Willen ist nicht darin enthalten, wohl aber auf dasjenige aufmerksam gemacht, was zur Vollständigkeit der Untersuchung gehört hätte, mit Serenissimi gnädigster Genehmigung aber, zur schließlichen Beseitigung der Sache, übergangen wurde.

Mündliche, nicht zum Protocoll gekommene Verhandlungen kann die Regierung selbstredend bey Beurtheilung der ihr vom Militairgerichte vorzulegenden Untersuchungs-Acten nicht in Betracht ziehen, und ein noch so fleißig ausgearbeitetes Gutachten sich immer nur auf dasjenige gründen, was in den Protocollen aufgenommen ist.

Detmold d. 11. Juni 1833

LeopoldFzL.

v.M.

Präliminarien der Entlassung.

Nun schweigen die Auditeursakten etwa ein halbes Jahr lang, bis am 22. Januar 1834 ein vom gleichen Tage datierter Bericht des Obristen Böger, die Krankheit und Geschäfte des Auditeurs Grabbe betreffend, bei der Regierung einging und diese zu wichtigen Entscheidungen nötigte. Dieser Bericht lautet:

„Der Auditeur Grabbe ist schon seit einiger Zeit kränklich gewesen und jetzt bettlägerig, so daß die Geschäfte liegen bleiben und mehrere derselben in Rückstand gekommen sind.

Um nun diesen Uebelstand abzuhelfen und größere Verwickelungen in den Auditeur-Geschäften zu vermeiden, wünschte ich, daß Hochfürstliche Regierung geneigen mögte, so lange der Auditeur Grabbe nicht völlig wiederhergestellt ist und die nötigen und dringenden Arbeiten nicht beendigt sind, — einen Substituten zu ernennen, zu welchen ich mir erlaube, den Auditor Pustkuchen,[1] der mir als ein thätiger junger Mann empfohlen ist, gehorsamst vorzuschlagen."

---

1. [Dazu mit Blei die Randbemerkung:] Könnte nicht der Lieut. Runnenberg dazu gebraucht werden? E[schenburg].

Dazu äußerte sich v. Meien gutachtlich wie folgt:

Der Auditeur Grabbe ist seit einiger Zeit kränklich, mißlaunig und seit einigen Tagen in der That so krank, daß er das Bett hüthen muß. Unter diesen Verhältnissen sind viele Rückstände entstanden und die laufenden Arbeiten, vorzüglich die Beeidigung der Recruten und die täglich Statt findenden Untersuchungen der Militairpflichtigen wegen angeblicher Mängel, leiden nicht den mindesten Aufschub. Der Obrist Böger befindet sich daher für den Augenblick in dringender Verlegenheit und muß derselben schleunig abgeholfen werden.

Der zum Substituten vorgeschlagene Amtsauditor Pustkuchen ist zwar qualificirt und auf das Protocoll beeidigt; allein bey einer gelegentlichen Anfrage hat er mich sehr gebeten, ihn wegen der unangenehmen Verhältnisse, in welche er dadurch zu dem Auditeur Grabbe kommen würde, womöglich mit diesem Auftrage zu verschonen. Nun ist vom Herrn Präsidenten ad marginem des Berichts des Obristen Böger bemerkt, ob der Lieutenant Runnenberg nicht gebraucht werden könne? — Allein, so sehr ich auch wünsche, daß dem p Runnenberg eine derartige Beschäftigung zu Theil werden mögte, so halte ich ihn doch durchaus dazu nicht qualificirt. Denn abgesehen, daß er selbst als Verklagter in der Proceß-Tabelle paradirt und nächstens noch weiter und mehrfach darin vorkommen wird, (pcto debiti nehmlich) ist er auch noch nie selbstständig als Official[2] in Geschäften aufgetreten, wo es auf feierliche Beeidigungen, Instructionen und ordentliche Geschäfts-Manipulation ankommt. Er würde die Verwirrung, in welcher sich leider die Militair-Registratur befindet, nur noch vermehren, und der Obrist Böger, den ich darüber zu Rathe zog, bat um Gottes willen, ihn damit zu verschonen. Auch ich muß dieses thun, und beziehe mich auf das eigne Urtheil seines, des Lieutenants Runnenberg, Bruders,[3] welcher erklärt, ihn seiner Unordnung halber nicht als Postschreiber gebrauchen zu können. Wäre eine Batterie zu stürmen, so bin ich überzeugt, er wäre der erste, der sich dazu meldete und mit Muth darauf losgienge; er wird stets den Degen gut gebrauchen; aber von der Feder ist er nicht, wie mir immermehr kund geworden ist

2. Beamter.
3. Der Postmeister.

und worin mir seine nächsten Verwandten, ja sein eigner Vater beystimmen.

Meiner unvorgreiflichen Ansicht nach bleibt daher nichts übrig, als entweder den Amtsauditor Pustkuchen seiner ablehnenden Erklärung ungeachtet dem p Grabbe zu substituiren, oder den Advocaten Barkhausen, Auditor Preuß, oder auch den Advocaten Ziegler damit zu beauftragen. Von den drey letzteren sprach ich gestern den Advocaten Barkhausen, welcher sehr geneigt war, die Geschäfte des Auditeurs interimistisch zu übernehmen, wenn der Herr Präsident solches nur in Hinsicht der Kammer-Registratur, wo er, wie er sagte, des Morgens wohl entbehrt werden könnte, erlauben wollte. Bey Auditor Preuß ist zu erinnern, daß er schon mehrfach beschäftigt und insbesondere mehrere Tage in der Woche des Morgens nicht disponibel ist, und trifft ein Gleiches bey dem p Ziegler ein, der 3 Tage in der Woche für seinen Oheim in Horn fungiren muß. Advocat Barkhausen würde jedoch noch auf das Protocoll zu beeidigen seyn, und geht schließlich meine unmaßgebliche Ansicht und mein Wunsch dahin, daß einer von beyden, Pustkuchen oder Barkhausen, gewählt werden mögen, da beyde sich insbesondere am besten mit p Grabben zu benehmen wissen und letzterem nicht zuwider seyn würden.

Die zu ertheilende Resolution habe ich eventuel ohne Ausfüllung des Namens angegeben. s. m.

Detmold d. 24. Jan. 1834

v. Meien.

Sämtliche Mitglieder der Regierung äußerten sich (unterm 24. Januar) zu dieser Sache:

Piderit teilte die Ansicht des Militärreferenten und trat dafür ein, daß Barkhausen vorzugsweise zu berücksichtigen sei.

Rohdewald, der Kammerpräsident, hielt gleichfalls Barkhausen für qualifiziert, hatte aber Bedenken, ob er in der Kammerregistratur entbehrlich sei.

Auch Petri meinte, der Advokat Barkhausen sei zum Substituten Grabbes sehr geeignet; ob er in der Kammerregistratur abkömmlich sei, entziehe sich seiner Kenntnis.

Schließlich schlug Präsident Eschenburg, da Runnenberg für

unfähig zum Substituten gehalten werde, Pustkuchen oder Preuß vor. Barkhausen erklärte er gleichfalls für völlig qualifiziert, doch könne dieser nicht auf längere Zeit dispensiert werden.

Am Ende dieses Referats findet sich der Vermerk des Fürsten: „Ich teile dann diese Ansicht. d. 25 Jan. 1833 [statt 1834]."

Wie es scheint, war also dem Regierungsrat v. Meien die Wahl zwischen Pustkuchen und Preuß freigestellt. Vermutlich trug er dem Widerstreben des Ersteren Rechnung, vielleicht auch dem Umstande, daß es sich um seinen Neffen handelte, jedenfalls füllte er nun die Lücke in der von ihm entworfenen Resolution mit dem zweiten Namen aus. Ein Promemoria Bögers, unterm 24. Januar verfaßt, vermochte an dieser Entscheidung nichts mehr zu ändern. Er habe, so schreibt der Obrist, mit Bedauern vernommen, daß Pustkuchen während der Krankheit Grabbes dessen Geschäfte nicht gern übernehmen möchte. Da diese aber nicht länger ohne Betrieb sein dürften, so schlage er, „auch dem Wunsche des Auditeurs Grabbe gemäß", den Advokaten Ziegler vor. Dieser werde die nötige Zeit erübrigen, habe auch dies für sich, daß er auf das Protokoll beeidigt sei.

Es wurde also, unterm 25. Januar, der folgende Bescheid der Regierung expediert:

Bey der vom Obristen Böger im Berichte vom 22. d. M. angezeigten Krankheit des Auditeurs Grabbe und in Rücksicht der schon seit einiger Zeit andaurenden Kränklichkeit desselben, wodurch meistens eilige Angelegenheiten des Militairgerichts auf unangenehme Weise verzögert sind, haben Serenissimus zu genehmigen geruhet, daß der Auditor Preuß einstweilen die militairgerichtlichen Geschäfte versehe und dabey vom Obristen Böger und soviel thunlich vom Auditeur Grabbe die erforderliche Auskunft erhalte.

Det cop. dem Auditor Preuß zur Nachricht und einstweiligen Uebernahme der Geschäfte des Auditeurs nach Maaßgabe der Militair-Gesetzgebung und der ihm vom Obristen Böger, Auditeur Grabbe und durch Einsicht der Acten zu Theil werdenden Anleitung. Insbesondere hat er sich vom p Grabbe die demselben ertheilte Instruction aushändigen zu lassen und wird in Ansehung

der gewissenhaften Ausführung dieses Auftrags auf seinen geleisteten Eid verwiesen. Detmold d. 24. Jan. 1834[4]

LeopoldFzL.

E. P. v. M. P. R.

Die Substituierung des Auditors Preuß geschah sichtlich gegen den Willen Grabbes und trug wohl das ihrige dazu bei, diesem sein Amt völlig zu verleiden. In seiner Not wandte er sich voll Vertrauens an den Landesherrn und trug ihm mit folgenden Worten seine Wünsche vor:[5]

Durchlauchtigster Fürst!

Gnädigster Fürst und Herr!

Dieses Blatt leg' ich unmittelbar an das Herz Ewr Hochfürstlichen Durchlaucht, und wage das so eher als ich Beweise früherer Gnade besitze.

Der Auditeur ist ein ehrenvoller Posten, aber seit dem Marsch nach Luxemburg sind seine Geschäfte überschwänglich.

Meine Dichtungen, die dem Lande und mir nicht zur Unehre gereichen, die überall fast für die rechtmäßigen Fürsten glühen (selbst der wilde Don Juan sagt: „König und Ruhm und Vaterland und Ehre“[6]), mit denen ich nützlicher wirken kann, als mit dem größten Geschäftsfleiß, habe ich seitdem aufgeben müssen. Und es treibt mich ein innerer Drang doch so sehr immer wieder nach den geistigen Gebirgen, wo die Quellen der Poesie rinnen.

Diese Dichterarbeiten brachten mir jährlich 800 rtlr. ein,[7] die Advocatur, welche ich ebenfalls meist aufgeben mußte, 500 rtlr. Die Stelle des Auditeurs bringt mir dagegen nur 216 rtlr. ed. M.,[8] und die Sporteln, die jetzt keine 100 rtlr. betragen, ein. Und

---

4. [Am Rande:] Det. cop. dem Auditeur Grabbe zur Nachricht.

5. Das Original befindet sich im Lippischen Landesarchiv in Detmold (Nachlaß Leopolds II., Nr. 15.)

6. Grabbe hat diese Stelle hier ein wenig in usum Delphini geändert. In Wirklichkeit lautet der Wahlspruch seines Don Juan: „König und Ruhm, und Vaterland und Liebe!“ Vgl. WW II 144, 1 (I, 1); 188, 34 (III, 1); 226, 15 (IV, 4).

7. Diese Angabe ist unzutreffend.

letztere nehme ich nur da, wo ich eben so viel als sie betragen, ausgelegt habe, oder wo Unverschämtheit mich erbittert. Was konnte ich nicht bei'm Ausmarsch nach Luxemburg verdienen, und zwar rechtlich? Geschenkt habe ich, so daß mir Vorwürfe daraus gemacht sind.

Nun ist mein Vater todt, meine Mutter, die zwar eine gnädigst bewilligte Pension von 40 rtlr. besitzt, erhält von mir monatlich resp. 6—10 rtlr., indem sie wegen ihres Alters deren bedarf, meine Frau erhielt früher meine gesammte Gage, aber seit Anfang dieses Jahres, wo mir alles Nebenverdienst abgeht, kann ich das nicht mehr geben, und sie muß sich einstweilen mit den Zinsen ihrer in die Ehe gebrachten Capitalien begnügen.

Deshalb Durchlauchtigster Fürst! bitte ich, kühn im Vertrauen auf ein fürstlich schlagendes Herz, retten Sie einen Dichter, der in Geschäfts- und Familiensorgen unterzugehen Gefahr läuft. Schon mehrmals ist in Zeitungen die Gnade anerkannt worden, mit welcher Höchstdieselben mich zum Auditeur beriefen. Aber wirkt es für Enkel- und Enkelskinder nicht besser, wenn ich ihnen ewige Monumente hinsetze, statt mich Tag für Tag in Kleinigkeiten (zum Beispiel Schuldfoderungen um 6 mgr.) und beengenden Verhältnissen (von denen ich nur sagen darf: ich bin besser als der Ruf) hinquälen zu müssen?

Durchlauchtigster Fürst: ich bitte um Erlaubniß, daß meine jetzt schon fertigen und meine künftigen Werke Höchstihren Namen in der Widmung vorantragen dürfen, und mir dabei zu gestatten, hier oder an den Ufern des Main oder des Rhein zu wohnen, und damit ich nicht von den Kauf- und Verkauf-Ideen einiger Buchhändler abhänge, auch sicher meine Mutter unterstützen kann, mir unter der Bedingung, jährlich über meine Bestrebungen Rechenschaft abzulegen, einige 100 rtlr. gnädigst zu bewilligen.

Goethe, Schiller, Jean Paul fanden gleiche Beschützer, und wurden durch sie vor den Stürmen des Lebens und der Geschäfte geschützt. Sie wären ohne solchen Schutz sicher verkrüppelt, und Deutschland dazu, denn ohne diese Heroen (welchen ich mich nicht gleichstellen, aber nähern will) hätte Deutschland nie die geistige

---

8. Diese Abkürzung war trotz aller Bemühungen nicht zu deuten.

Einheit gefunden, welche jetzt alle Umtriebe von außen wie Spinnwebe zerreißt.

Der Landmann wie der Rath sieht zuletzt doch nur auf seinen Fürsten. Er ist es, an den alles sich kettet. Darum, Durchlauchtigster Fürst, bitte ich um eine kleine d i r e c t e Antwort auf diesen wagnißvollen Brief. Möchte sie günstig seyn!

Und daß ich meinem Nachfolger die Auditeursachen in möglichster Ordnung überliefern werde (sollte ich auch ¼ Jahr daran arbeiten, denn sie sind sehr verwickelt) versprech' ich.

Mein Fürst!
Durchlauchtigster Fürst und Herr!
Ewr Hochfürstlichen Durchlaucht

unterthänigster Grabbe
(Auditeur).

Fürst Leopold gab diese Bittschrift zunächst an seinen Regierungspräsidenten weiter und ersuchte diesen um ein Gutachten. Eschenburg genügte dieser Aufforderung mit dem folgenden Schreiben:[9]

Die unterthänigst wieder angebogene Vorstellung des Auditeurs Grabbe scheint aus der gereizten und krankhaften Stimmung hervorgegangen zu seyn, in welcher sich derselbe jetzt befinden soll und weshalb ihm auf den Antrag des Obristen Böger ein Gehülfe in der Person des Auditors Preuß beigeordnet ist. Für ein förmliches Abschieds-Gesuch kann man seine Eingabe nicht annehmen; er will einige 100 rtlr., also so viel als seinen jetzigen Gehalt, ferner beziehen und dafür nicht seine Auditeurs-Geschäfte verrichten, sondern Dichtungen herausgeben und Ew. Hochfürstl. Durchlaucht dediciren. Dabei vergleicht er sich mit Göthe, Schiller und Jean Paul, wenigstens will er sich ihnen nähern, was, wie ich besorge, ihm um so weniger gelingen möchte, als sein, nicht zu verkennendes, aber ganz im Rohen liegendes Dichter-Talent zur Neige zu gehen scheint.

Ich glaube nicht, daß auf seinen Antrag einzugehen seyn wird, inzwischen wird derselbe, der Geschäfts-Ordnung gemäß, bei der

9. Q 22 a.

Regierung anzubringen und zu erläutern seyn und gebe ich anheim, ob Höchstdieselben entweder das Gesuch an die Regierung remittiren oder, da er dieses nicht zu wünschen scheint und um eine direkte gnädigste Antwort bittet, ihn dahin bescheiden wollen,[10] daß er sein Gesuch bei der Regierung vortragen und näher motiviren möge, worauf sodann Verfügung erfolgen werde.[11]

AEschenburg

Detmold,
den 30st Januar 1834.

Den Bescheid des Fürsten, dessen Wortlaut nach dem inzwischen verschollenen Original beide Biographen mitteilen konnten (Ziegler jedoch mit falschem Datum), beantwortete Grabbe mit dem folgenden überschwänglichen Dankschreiben:[12]

Durchlauchtigster Fürst!
Gnädigster Fürst und Herr!

Mit tiefster Rührung dank' ich für die Antwort vom 30sten vorigen Monats. Mein Herz schlug Freude — es hat einen Fürsten, und glaubte sich so, ach, so sehr verlassen!

Ich gehorche, wie ich muß, und werde der Regierung noch heut mein Gesuch vortragen. Aber die Regierung muß Rücksicht nehmen, Huld und Gnade kann nur der Monarch gewähren. Das ist das so Große und Erhabene der Monarchie.

Ich flehe, wenn die Regierung begutachtet hat, um eine Antwort von Ewr Hochfürstlichen Durchlaucht Selbst. Verlassen Höchst-Sie einen Mann nicht, dem Thränen hinter den Augen quellen, wenn er zu lachen scheint, der da scherzet, um sein Unglück und fremde Schande zu bemänteln, der vielleicht ein rettungswerther Poet ist.

Durchlauchtigster Fürst!
Gnädigster Fürst und Herr!

Ewr Hochfürstlichen Durchlaucht

Detmold den 3ten Februar
1834. unterthänigster Grabbe.[13]

---

10. [Randbemerkung des Fürsten:] Ich will lieber das Leztere wählen und erlaube mir deshalb die Anlagen zu etwaiger Benutzung wieder anzuschließen.

11. [Randbemerkung des Fürsten:] Dies habe ich gethan. LeopoldFzL.

Noch am gleichen Tage ging die folgende „Vorstellung und Bitte des Auditeurs Grabbe in Detmold, dessen Auditeurdienst betreffend“ (Nr. 755) bei der Regierung ein:

So ehrenvoll der Posten des Auditeurs ist, so ehrenvoll er ihm verliehen worden, wofür er aufrichtig dankt, muß er, der Auditeur, doch bemerken, daß ihm derselbe fast mehr kostet als er einbringt. Ueberdem häufen sich täglich seit dem Marsch nach Luxemburg die Geschäfte so, daß sie kaum zu bezwingen sind.

Gern würd' er diesen Posten versehen, dann aber müßte er, wie auch in Preußen der Fall ist, seine Gage bis zu mindestens 500 rtlr., außer den Sporteln erhöht sehen, und commandirte Schreiber halten können.

Er verlangt indeß das nicht, und bittet nur

1) entweder um eine erhöhte Gage, nach welcher er ohne eignen Schaden Schreiber halten kann, oder

2) um Verwendung an Sr Hochfürstlichen Durchlaucht, wodurch er eine kleine Pension erhält, mit welcher er selbst leben, und seine Mutter unterstützen kann.

Grabbe.[14]

Auch diese Eingabe wurde dem Fürsten vorgelegt; Eschenburg begleitete sie mit dem folgenden Schreiben:[15]

Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht

überreiche ich zu gnädigster Ansicht die so eben von dem Auditeur Grabbe bei der Regierung übergebene Vorstellung, welche nicht sowohl auf Abschied, als auf Gehalts-Verbesserung lautet.[16]

Wenn Höchstdieselben es genehmigen, so werde ich in morgender Session den RR. v. Meien, welcher Grabbe gut kennt und es wohl mit ihm meint, veranlassen, mit dem, besonders wegen

---

12. Ebenfalls als Nr. 15 im Nachlaß Leopolds II.

13. [Bemerkung des Fürsten in der oberen linken Ecke der ersten Seite:] Bedarf wohl keiner Antwort und hätten Sie wohl die Güte dieses Schreiben bei das Andere zu legen.
d. 3 Febr. 1833. LFzL.

14. Man wird sich der Behauptung Dullers erinnern, Grabbe habe sich zu einer solchen Eingabe nicht entschließen können.

15. Q 22 b.

seiner höchst unglücklichen Ehe,[17] bedauernswerthen Manne zu reden und das, was er eigentlich will und zu seinem besten gereicht, zu berathen. Ich darf dabei wohl erwähnen, daß er sich zuerst an Ew. Hochfürstl. Durchlaucht gewendet habe und von Höchstdenenselben an die Regierung verwiesen sei, ohne jedoch seine Eingaben, deren poetische Licenz zu den Regierungs-Acten nicht paßt, dahin abzugeben.[18]

Detmold, AEschenburg
den 3t Februar 1834.

Nach kurzer Frist schon war Grabbe wieder anderen Sinnes. Am 5. Februar reichte nämlich der Obrist Böger den folgenden, vom selben Tage datierten Vortrag, die Geschäfte des Auditeurs betreffend (Nr. 778), bei der Regierung ein:

Der Auditeur Grabbe will wieder gesund seyn und hat erklärt, daß er die Geschäfte wieder übernehmen wolle.

Damit diese aber von jetzt an, gehörig betrieben und der Auditeur Grabbe zu einer geregelten Thätigkeit veranlaßt werde, wünschte ich, daß von Seiten Hochfürstlicher Regierung die dazu geeignete Instruction erlassen werden möge. Ich habe zu diesem Ende eine solche entworfen, welche ich Hochfürstlicher Regierung zur hochgeneigten Prüfung und Verfügung hierneben mit der gehorsamsten Bemerkung vorzulegen mir erlaube, daß dadurch die mir obliegende Controle ungemein erleichtert werden würde. Was sonst unter den bewandten Umständen dem anliegenden Entwurfe noch hinzuzufügen seyn mögte, wird dem Ermessen Hochfürstlicher Regierung gehorsamst anheim gegeben.

Böger.

[Anlage:]

Instruction für das Militairgericht.

Da in dem neuen Militair-Gebäude eine Stube für das Militairgericht hergegeben ist; so wird es der Ordnung und der Geschäfte

16. [Randbemerkung des Fürsten:] Lezteres ist doch am Ende die Hauptsache.

17. [Randbemerkung des Fürsten:] Diese Folge seiner Wahl ließ sich wohl, besonders bei ihm, voraussehn.

18. [Randbemerkung des Fürsten:] Hiermit bin ich gerne einverstanden.
Leopold FzL.

wegen, nothwendig gefunden, daß behuf Betreibung derselben, nach folgenden Regeln verfahren werde:

1. Alle Angelegenheiten, welche vor das Militair-Gericht gehören, müssen auf der Militairgerichtsstube vorgenommen und daselbst bearbeitet werden. Zu diesem Zweck ist es erforderlich, daß der Auditeur jeden Morgen von 9 bis 12. Uhr daselbst gegenwärtig sey und zweifelt man nicht, daß diese Stunden, wenn sie gehörig benutzt werden, zur Ausarbeitung aller Geschäfte für den ganzen Tag hinreichen.
2. Alle Acten, sie mögen Namen haben wie sie wollen, müssen auf der Militairgerichtsstube aufbewahrt und gehörig geordnet seyn. Sollten in außerordentlichen Fällen Acten verlangt und abgeholt werden müssen; so soll dieses nur vom Fourier Viering mit Vorwissen und Genehmigung des Obristen Böger und unter Verantwortlichkeit des ersteren geschehen, daß die Acten nach gemachtem Gebrauch sofort wieder zurückgebracht und an den gehörigen Ort gelegt werden.
3. Ueber die abgeholten und fehlenden Acten muß ein Verzeichniß geführt und dieses beständig zur Ansicht auf der Militairgerichtsstube vorliegen.
4. Daß nach obigen Bestimmungen genau verfahren werde, darauf hat das Militaircommando pflichtmäßig zu achten, Contraventionen[19] aber, zur sofortigen Anzeige zu bringen:

Böger.

Zu beiden Eingaben nahm v. Meien, nachdem er sich mit Grabbe eingehend besprochen, gutachtlich auf folgende Weise Stellung:

Ew. Hochfürstliche Durchlaucht wollen gnädigst gestatten, daß ich zu der Eingabe des Auditeurs Grabbe N. 755 und des Obristen Böger N. 778 folgendes unterthänigst bemerke.

Aufgefordert vom Präsidium der Regierung, veranlaßte ich den Auditeur Grabbe, mich zu besuchen, um mit ihm über seine Eingabe zu reden und ihm die Gründe auseinander zu setzen, welche seinen Gesuchen entgegenständen.

---

19. Zuwiderhandlungen.

Ich konnte bey dieser Gelegenheit nicht umhin, ihn aufmerksam darauf zu machen, daß der Dienst eines Auditeurs so schwierig und zeitraubend nicht sey, wie er ihn darstelle, daß es mithin um so mehr auffallen müsse, daß seit einiger Zeit unangenehme Dienst-Vernachlässigungen bemerkbar würden, da solche selbst in einem der geschäftsreichsten Jahre, nehmlich 1831, nicht vorgekommen wären. Ich erlaubte mir zugleich, ihm viele Einzelheiten und Fehler zu erörtern, welche mir in Ansehung der Verwaltung seines Dienstes bekannt waren, und die Mittel anzugeben, wie er sich die Arbeiten erleichtern und Zeit gewinnen könne; Auseinandersetzungen gegen welche er im Wesentlichen nichts einwenden konnte.

Er kam indessen sehr bald auf den wahren Grund der Anhäufung und unordentlichen Betreibung seiner Dienstgeschäfte und klagte, daß seine häußlichen Verhältnisse sich leider so gestaltet hätten, daß sie ihn völlig zur Verzweiflung brächten und bey seinem reitzbaren Gemüthe in aller Hinsicht zurücksetzten. Er hat mir diese Verhältnisse mit Anführung von Thatsachen auf eine Weise geschildert, die freilich mein inniges Bedauren in Anspruch nahmen und für einige Zeit zur Nachsicht auffordern, welche indessen auf die Dauer den Dienst-Betrieb nicht hindern dürfen, am wenigsten aber Anträge begründen und rechtfertigen, wie sie in Folge jener Verhältnisse vorliegen. Er sah dieses auch nach einer anderthalbstündigen Besprechung seiner Angelegenheiten sehr wohl ein und war zu der Ueberzeugung gelangt, daß er den Dienst beybehalten müsse ohne für jetzt Ansprüche auf Zulage machen zu können. Zugleich versprach er, sich ermannen und den Geschäften mit verdoppelter Thätigkeit widmen zu wollen, und hoffte mit mir, daß insbesondere die Betreibung der Geschäfte auf der Militairgerichtsstube ihn vor häußlichen Störungen bewahren werde.

Nach Maaßgabe dieser Unterredung, der obigen Eingaben und der mir sonst bekannten Verhältnisse habe ich nun die unterthänigst angebogene Resolution entworfen, in gestriger Regierungs-Session darüber vorgetragen und vom Präsidium den Auftrag erhalten, solche Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht mit diesem U.P.M. zu gnädigster Genehmigung ehrerbietigst vorzulegen. Detmold d. 12. Febr. 1834.

v.Meien.

U. N. S.
Beym Schlusse dieses erfahre ich noch, daß vorgestern eine, Dauer versprechende Einigung unter den Eheleuten zu Stande gekommen seyn soll. Mögte dieses Wahrheit werden! —

Fürst Leopold, dem also, wie sich aus alledem ergibt, die Grabbesche Angelegenheit durchaus nicht so fremd blieb, wie Ziegler[20] behauptet, bemerkte auf dem Rande dieses Gutachtens: „Ich danke Ihnen für gütige Aufklärung."

Letztes Verständnis dieser Vorgänge und dessen, was Grabbe eigentlich wollte, ermöglicht erst der bedeutsame Brief, den dieser seinem Vorgesetzten zusandte.[21] Er ist gleichfalls vom 12. Februar datiert. Dieses geht mit Sicherheit aus ihm hervor:

v. Meien hatte Grabben an der richtigen Stelle gepackt und ihm so die Ueberzeugung beigebracht, daß es ihm „Pflicht und Ehre" sei, „diesen so schwierigen, so verwickelten Posten des Auditeurs so lange beizubehalten", bis er ihn makellos abgeliefert habe.

Dabei stand sein Entschluß doch fest, daß er „davon" müsse. Denn: „Meine Geisteskraft wird ruinirt, lass' ich jeden Tag 50 von Bauern und andrem Aerger [mit Louise Christiane] in dieselbe hineinlaufen."

Noch immer hoffte er auf die Bewilligung einer kleinen Pension und vertraute auf v. Meiens Fürsprache: „K ö n n e n S i e e t w a s G u t e s f ü r m i c h d a b e i t u n, so soll Ihr Name in der Geschichte über dem meinigen stehen."

Auf jeden Fall kann Grabben der Entschluß, vorläufig im Amte zu bleiben, nicht leicht gefallen sein. Jedes neue Ereignis konnte ihn wiederum erschüttern. Dies zeigte sich schon wenige Tage später.

Unterm 13. Februar wurde die vom Regierungsrat v. Meien entworfene und von Kollegium und Fürsten gebilligte Resolution expediert. Es ist die, von welcher Duller behauptet, sie sei „unversehens" ergangen. Sie hat folgenden Wortlaut:

Dem Auditeur Grabbe bleibt auf seine Eingabe vom 3. d. M. zur Resolution unverhalten, daß die Regierung schon seit einiger

---

20. S. 114.
21. Nr. 140.

Zeit mancherlei Unordnungen und Verzögerungen in den militairgerichtlichen Geschäften wahrgenommen und diejenige geordnete, sorgfältige und prompte Behandlung derselben vermißt hat, welche diese Geschäfte vorzugsweise in Anspruch nehmen. Die Regierung bedauert um so mehr, dieses bemerklich machen zu müssen, da die ersten Dienstjahre des Auditeurs Grabbe zu ganz andern Hoffnungen berechtigten und die Erhöhung seiner Gage veranlaßten, welche ihm mit dem Anfange des Jahrs 1830 zu Theil wurde.

Richtig ist zwar, daß die Geschäfte eines Auditeurs seit 1831 zugenommen haben, indessen ist auch die Gage für diesen Dienst außer den vermehrten Gebühren und Sporteln von früher 6 rtlr auf 18 rtlr monatlich erhöhet, und würde sich die Regierung jedenfalls außer Stande befinden, den Auditeur Grabbe jetzt zu einer Verbesserung seiner Gage bey Serenissimo unterthänigst in Vorschlag zu bringen, wo sie seiner Ordnung und Geschäfts-Thätigkeit eine lobende Erwähnung versagen muß.

Da nun die Regierung nach der ihr von den Geschäften eines Auditeurs beywohnenden Kenntniß überzeugt ist, daß solche bey einem geregelten Betrieb und gehöriger Ordnung der Acten kaum 3—4 Stunden täglich erfordern, hiervon wenigstens nur einige Zeiten im Jahre eine Ausnahme machen werden, so kann sie der Meinung des Auditeurs, daß sie kaum zu bezwingen seyen, nicht beystimmen, vielmehr werden sie sich leicht und prompt ausführen lassen, wenn sie

1) von 9—12 oder 1 Uhr Vormittags auf der Militairgerichtsstube vorgenommen werden, und zweifelt die Regierung nicht, daß bey treuer Einhaltung dieser Stunden nur ausnahmsweise eine längere auch den Nachmittag in Anspruch nehmende Arbeitszeit erforderlich seyn wird.
2) Müssen nothwendig alle zum Ressort des Militairgerichts gehörigen Acten sorgfältig gesammelt, geordnet, rubricirt und registrirt seyn, zu dem Ende ohne Ausnahme auf die Militairgerichtsstube geliefert, dort in die Repositorien nach einer angemessenen Ordnung vertheilt und nur in außerordentlichen Fällen zu Hause benutzt werden.
3) Sollen Acten aus der Registratur zum Gebrauch im Hause abgehohlt werden, so darf solches nur durch einen, von dem Chef des Militairgerichts Obristen Böger dazu zu bestellenden

qualificirten Unterofficier gegen eine in ein besonderes auf der Militairgerichtsstube aufzubewahrendes Buch einzutragende Ordre, welche bey der Zurücklieferung retradirt[22] wird, geschehen.

Für die ordnungsmäßige Zurücklieferung der Acten muß sodann pflichtmäßig gesorgt werden.

4) Damit kein Unbefugter auf die Militairgerichtsstube komme, soll dieselbe künftig nicht mehr durch den Hauptschlüssel des Militair-Gebäudes geöffnet werden können, der Obrist Böger aber und der Auditeur Grabbe jeder einen Schlüssel dazu erhalten, ein solcher auch dem Befinden nach von jenen einem Dritten, z. B. dem ad 3) zu bestimmenden Unterofficier, anvertrauet werden dürfen.

5) Um die Ablieferung der Acten zur Militairgerichtsstube und deren Ordnung zu befördern, will die Regierung die Substitution des Auditors Preuß noch einige Wochen fortdauren lassen, damit dieser entweder die currenten Geschäfte oder die Ordnung der Registratur betreibe, worüber sich der Auditeur Grabbe mit demselben zu vereinigen hat.

6) Außerdem ist es dem Auditeur gestattet, vorerst und bis auf weitere Verfügung den Obristen Böger um einen geeigneten Unterofficier zu den vorkommenden Schreibereien zu ersuchen, welcher alsdann nach Befinden in anderer Art zu erleichtern ist.

Indem es die Regierung bis auf Weiteres bey diesen Vorschriften zur Herstellung eines geregelten Geschäftsganges bewenden läßt, zweifelt sie bey gutem Willen und pflichtmäßiger Befolgung nicht an einem erwünschten Resultat, und erwartet, unter abschriftlicher Mittheilung dieses Rescripts an den Obristen Böger, dessen Bericht darüber in 6 Wochen, bemerkt auch, daß für die Veränderung des Schlosses der M.G.Stube und Abgabe der Schlüssel auf anderm Wege gesorgt werden wird.

Detmold den 11. Febr. 1834 LeopoldFzL.

v. M.

Dieses Reskript, so vorsichtig und schonend es abgefaßt war, für Grabbes reizbaren Gemütszustand war es bereits zu viel. Er beantwortete es mit dem folgenden Abschiedsgesuche:

---

22. Zurückgegeben.

Durchlauchtigster Fürst,

Gnädigster Fürst und Herr!

Mein Herz ist B l u t.

Mein Fürst! ich bitte um meinen A b s c h i e d.[23] Ein s c h l e c h t e r Diener will ich nicht seyn.

Und mein Fürst denken Sie ja nicht, ich vergäße je Ihrer Huld.

M e h r d a r f i c h n i c h t s a g e n.

Durchlauchtigster Fürst!

Gnädigster Herr!

Ewr Hochfürstlichen Durchlaucht

Detmold den 15ten Februar
1834.

unterthänigster
Grabbe, Auditeur.[24]

Auch diesen Brief händigte Leopold II. seinem Regierungspräsidenten aus. Der bemerkt dazu in einem an Jenen gerichteten, vom 17. Februar datierten Begleitschreiben zu einer Eingabe des Leutnants Roth:[25]

„Ich werde sein Gesuch, so wie das des Auditeurs Grabbe morgen an die Regierung abgeben; letzteres ist offenbar in einer ganz krankhaften Exaltation geschrieben; der RR. v. Meien, der mit ihm mündlich verhandelt hat, wird es näher zu beurtheilen wissen; doch hat es mich seit einiger Zeit sehr bedenklich gemacht, daß so viele Beschwerden über von ihm erhobene und nicht ausgezahlte Gelder für Stellvertreter u. dgl. bei der Regierung eingekommen sind."

Schon die bisherigen Mitteilungen dürften zur Genüge gezeigt haben, daß es der Regierung, wenn es ihr wirklich darauf angekommen wäre, Grabbe loszuwerden, schon in jenem Februar nicht an Gelegenheiten gefehlt hätte. Aus den künftigen wird noch

23. Das Gerücht machte daraus, wie uns Kobbe überliefert: „Ich habe kein Fischblut und bitte um meinen Abschied." (vgl. Q 66 a, S. 15.)

24. Aus dem Vorhandensein dieses Gesuchs ergibt sich übrigens, daß Zieglers Angabe (S. 115), Petri habe es sich zurückgeben lassen, irrig ist.

25. Q 22 c.

klarer werden, daß die Sache für sie keineswegs so einfach war, und daß sich insbesondere der Regierungsrat v. Meien durch dieses unvermutete Abschiedsgesuch vor eine sehr schwierige Entscheidung gestellt sah.

Zunächst lieferte er über dieses Gesuch, wie auch über die darauf erfolgte Intervention Petris den folgenden Bericht:

Der Auditeur Grabbe ist krank an Leib und Seele und Rücksichten der Billigkeit scheinen es wo nicht zu fordern, doch zu entschuldigen, daß man seinen gemüthskranken Zustand bey Beurtheilung des höchsten Orts überreichten Abschieds-Gesuchs in Betracht zieht.

In dieser Hinsicht erlaube ich mir unterthänigst zu bemerken, daß überall eine sofortige Entlassung nicht thunlich seyn würde, weil die Dienst-Angelegenheiten des Supplicanten in zu großer Unordnung sind, als daß man ihn für jetzt schon ex nexu lassen dürfte. Aber auch andre Gründe treten hinzu, weshalb vorerst ein glimpflicheres Verfahren mit dem Auditeur Grabbe zu versuchen seyn mögte.

Der Kanzleyrath Petri, sein Schul- und Jugend-Freund, hat nehmlich mit ihm gesprochen und ihm das Gewagte des gethanen Schrittes mit dem Bemerken vorgestellt, daß er besser gethan haben würde, seines kranken Zustandes wegen einen 6 monatlichen Urlaub nachzusuchen. Er hat dieses auch eingesehen, jedoch hinzugefügt, daß sein Entschluß auch nach 6 Monaten noch derselbe seyn werde und von ihm auf eine Zurücknahme oder Modification des Abschieds-Gesuchs nicht angetragen werden könne, wiewohl er nichts dagegen habe, wenn der Kanzleyrath Petri vorläufig eine 6 monatliche Beurlaubung für ihn bewirken wolle.

Letzterer hat mich nun ersucht, auf Beurlaubung statt sofortiger Entlassung ehrerbietigst anzutragen, wobey selbstredend während der Urlaubs-Zeit Gage und Emolumente für den Substituten einzuziehen seyn würden.

Indem ich nun keinen Anstand nehme, den Wünschen des Kanzleyraths Petri zu entsprechen, darf ich jedoch nicht unbemerkt lassen, daß der Substitut wegen der sich Schlag auf Schlag immer mehr hervorthuenden unbegreiflichen Unordnung und Fahrlässigkeit in eine höchst schwierige Stellung geräth, einmal, weil er mit

einem Mann zu thun bekommt, der in seiner Wunderlichkeit keine ordnungsmäßige Auskunft und Nachweisung geben wird, dann aber, wenn er mit unsäglicher Mühe und Aufopferung das Chaos geordnet und sich in die Geschäfte eingearbeitet hat, erwarten muß, daß p Grabbe wieder eintritt und die Früchte der Arbeiten seines Substituten erndtet.

Hiernach bin ich in der That zweifelhaft, ob nicht dennoch im Interesse des Dienstes und wegen der sich schwerlich ändernden Persönlichkeit des Auditeurs Grabbe, statt des Vorschlags einer Beurlaubung, diejenige Resolution an ihn zu erlassen sey, welche ich schon vor der Rücksprache mit dem Kanzleyrath Petri entworfen hatte und zur weiteren Prüfung vorstelle. Jedenfalls würde doch immerhin der Antrag des letzteren nur dazu benutzt werden können, den Auditeur Grabbe officiel zu befragen, ob und unter welchen Bedingungen er eine einstweilige Beurlaubung vorziehe oder auf eine solche eingehen wolle, da es ihm sonst leicht einfallen könnte, das ihm zugedachte Gute schnöde zurückzuweisen. Auch mögte Frage und Bedingung am besten mündlich mit ihm zu bereden seyn, wenn sie überall rathsam gehalten werden sollte, und bin ich dann gern bereit, mich dieser Beredung zu unterziehen, deren ich freilich überhoben seyn könnte, wenn die obige in eventum vorgeschlagene Resolution ihn zur Besinnung und zur Zurücknahme des Abschieds-Gesuchs bewöge.

Nun hat sich zwar der Lieutenant Runnenberg in einer unterthänigsten Vorstellung um die versuchsweise Verwaltung des Auditeurs-Dienstes beworben; aber ich muß mir gradezu die Bemerkung erlauben, daß ich dieses Gesuch bewandten Umständen nach und gelinde ausgedrückt, doch für ein höchst anmaaßendes erkenne. Denn in der That sind die Geschäfte des Auditeurs viel zu wichtig, als daß man sie nur einen Augenblick einem jungen Mann anvertrauen dürfte, der von Haus aus die Unordnung selbst ist, augenblicklich wenigstens die Achtung seiner Cameraden nicht besitzt, und noch nie Gelegenheit genommen hat, sich in Geschäften zu üben und wenigstens einige Routine darin zu erlangen. Man würde wahrlich dafür halten müssen, daß ein Fluch auf dem Auditeurs-Dienst ruhe, wenn nach einem Rottberg und Grabbe nun der Lieut. Runnenberg, und zwar zu einer Zeit folgen sollte, wo es darauf ankommt, eine neue Ordnung zu schaffen und in Geschäfte

einzutreten, welche Ordnung, Kenntnisse, Routine, Scharfblick, strenge Rechtschaffenheit, würdiges Betragen und Fleiß erfordern.

Es thut wir zwar weh, auf diese Weise gegen den Lieutenant Runnenberg votiren zu müssen; aber wer ihn kennt, wird mir beystimmen, ja, ich wage nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß seine nächsten Verwandten ihn für unfähig zu einem solchen Posten halten und keine Caution für ihn machen würden. Ich kann nur wiederhohlen, was ich kürzlich schon von ihm sagte: er wird ohne Scheu eine Batterie stürmen aber vor einem Acten-Stoß zittern.

Gerecht wird nach diesem Allen mein Wunsch seyn, wenn ich nach dem langjährigen Unglück, welches den Auditeurs-Dienst verfolgt hat, endlich einmal eine nachhaltig tüchtige Besetzung desselben wünsche.

Da nun der Kanzley-Auditor Preuß seinem Alter und seiner sonstigen Stellung nach keinen Anspruch auf den Dienst machen kann, auch nicht darauf macht; so habe ich mein Augenmerk auf den Auditor Pustkuchen gerichtet, welcher alle die Eigenschaften in sich vereinigt, auf welche es insbesondere im jetzigen Augenblick bey dem Auditeurs-Dienst ankommt.

Ich wage es daher, ihn, der jetzt schon über 30 Jahre alt ist, eventuel ehrerbietigst für diesen Dienst vorzuschlagen, und darf mit Zuversicht erwarten, daß er demselben Ehre machen und die verlohrne Reputation dieses Gerichts wiederherstellen wird.

Schließlich muß ich noch unterthänigst bemerken, daß die Geschäfte eines Auditeurs so wie überhaupt die Stellung des Militairgerichts i n d e r G a r n i s o n ganz andrer Natur sind, als bey einem i m F e l d e stehenden Bataillon. Bey letzterem kann man wol einem v e r s t ä n d i g e n Lieutenant, so wie unter andern der Adjutant Kestner ist, die alsdann wenig bedeutenden Auditeurs-Functionen unter dem Vorsitz des Chefs übertragen; allein so wie die Sachen h i e r stehen, kann man die Uebertragung dieser Geschäfte als Nebensache für einen Lieutenant unmöglich billigen. s. m. Detmold d. 25. Febr. 1834.

v. Meien.

Auf Grund dieses Berichtes beriet sich v. Meien mit den übrigen Mitgliedern der Regierung. Man entschied sich dafür, daß v. Meien den Weg mündlicher Besprechung mit Grabbe wählen solle. Diese

Unterredung kam am letzten Februar zustande. Grabbe wurde aufgefordert, sich schriftlich darüber zu äußern, wie er sich zu dem Vorschlag Petris stelle. Er gab diese Erklärung in den folgenden beiden Briefen:

Hochwohlgeborener,

Hochgeehrtester Herr Regierungsrath!

Dank unsrem Fürsten für Seine Gnade, Dank Ihnen für Ihre Güte.

Gereitzt, ungesund, bin ich, mein Geist ist aber kräftiger als je.

Ich bedarf ½ Jahr Urlaub für den Körper. Sämmtliche Sporteln soll mein Vertreter unterdeß beziehen, und daß ich meine Gage während des Urlaubs erhalte, wie Sie gestern sagten, ist Gnade. Sie soll bis auf einige Abzüge für mich (5—6 rtlr.), meiner Mutter ganz zufallen. Für meine Frau will ich doch schon sorgen. Jeden der während meiner Abwesenheit den Auditeur-Dienst verrichtet, will ich darin binnen 14 Tagen a dato Höchster Resolution einführen und instruiren.

Ich überlasse Ihnen Alles, und glauben Sie, es geht mir wie Westindiens Meeren, je heiterer ich scheine, so tiefer der Ungrund und mein — Schmerz.

Hochachtungsvollst

Detmold, 1. Merz, 1834.

gehorsamst

Grabbe.

Ewr Hochwohlgeboren

bericht' ich nachträglich, daß der Auditor Pustkuchen allhier mir versprochen, interimistisch die Auditeurgeschäfte unter den von mir vorgeschlagenen Propositionen zu erfüllen, falls das allerhöchst genehmigt würde.

Er ist schon lange mir ein tüchtiger Bekannter (ich möchte „Freund" sagen) gewesen, und ich weiß, er ist tüchtiger Geschäftsmann dazu.

Mein innerer Trieb zwingt zu diesem Postscript. Bei meinen Geschäfts- und Lebensbedrängnissen, die mir höch-

stens einen etwas heiteren Abend im Theater verstatten (Kirche und Sonntag hab' ich nicht, so sehr werd' ich überlaufen), muß ich so wünschen.

Sey doch Pustkuchen, wenn er noch **will**, mein Substitut. Er hat's versprochen, aber kann doch noch viel Anderes zu thun haben. Ich will helfen, was ich kann. Ich achte ihn, und da irr' ich mich nicht leicht, weil ich Menschen kenne.
Detmold den 2 Febr. [statt März] 1834.

(Viel Ueberlauf auch heute! Indem ich dieß schreibe!) Gehorsamst Grabbe.

Nach Eingang dieser Erklärung war der Regierungsrat in der Lage, zu Grabbes Entlassungsgesuch endgültig Stellung zu nehmen. Sein Gutachten lautet so:

In Gemäßheit der collegialischen Berathung über das Abschieds-Gesuch des Auditeurs Grabbe in Beziehung auf mein U.P.M. vom 25. v. M., habe ich weiter mündlich mit demselben verhandelt und ihm vorgestellt, daß das Gesuch um den Abschied nicht gehörig überlegt scheine und vielleicht noch in einen zeitigen Urlaub verwandelt werden könne, wenn er deshalb einkomme und wegen eines Substituten die nöthigen Schritte thue. Er schien diese Fürsorge dankbar zu erkennen; insbesondere aber belebte ihn die Hoffnung, seinen fixen Gehalt in den zu bewilligenden Urlaubs-Monaten behalten zu dürfen, und versprach er weitere schriftliche Erklärung.

Diese hat er nun in den unterthänigst angebogenen Schreiben an mich, die in seiner gewöhnlichen excentrischen Weise abgefaßt sind, abgegeben, und wird er es demnach als eine große Gnade ansehen, wenn er vorerst mit Beybehaltung seiner Gage zur Herstellung seiner Gesundheit auf 6 Monate beurlaubt werden sollte.

Bey Gelegenheit der Frage über seine einstweilige Substitution befragte ich ihn über die seit Kurzem eingetretenen vielfältigen Klagen über das Militairgericht, besonders in Geldsachen, und konnte er solche nur mit der Unordnung entschuldigen, welche rücksichtlich der Acten eingetreten sey. Denn bey den meisten Stellvertretern sey keine reine Sache, es wären Schuldklagen angestellt, Arrest-Verfügungen ergangen u.s.w. ohne daß sich genaue

Registraturen darüber fänden, und sey er daher vor Regreß-Ansprüchen[26] nicht sicher, wenn er nicht vor der Zahlungs-Leistung Edictalen erlasse. Wohin das aber bey den im Jahre 1831 abgeschlossenen vielen Stellvertretungs-Contracten und deponirten Geldern führen soll, sehe ich wahrlich nicht ab, da ebensoviele Concurs-Processe[27] als Stellvertretungen entstehen.

Wenn jedoch die Substitution des Auditors Pustkuchen, wie sie vom Auditeur Grabbe vorgeschlagen und von jenem angenommen ist, höchste Genehmigung finden sollte; so lebe ich der Hoffnung, daß sich das Militairgerichtswesen sehr bald ganz anders gestalten und insbesondere das Rechnungswesen schnell geordnet seyn wird, ohne daß es des vom Auditeur Grabbe intendirten weitläuftigen Verfahrens bedarf, dessen Kosten insbesondere die Stellvertreter nicht zu tragen haben würden.

Zwischen dem Auditor Preuß und Auditeur Grabbe herrscht kein Vertrauen und war letzterem diese Substitution keineswegs genehm. Ich habe nun auch mit jenem Rücksprache genommen und wünscht er selbst, dieser Stellvertretung wieder enthoben zu seyn, da sie überdem mit seinen sonstigen Functionen, insbesondere den Kanzley-Geschäften und Sitzungen zu oft in Collision kommt.

Die Regierung ist demnach des unterthänigsten Dafürhaltens:

1) Daß dem Auditeur Grabbe vorerst zu seiner Wiederherstellung statt des nachgesuchten Abschiedes ein 6 monatlicher Urlaub mit Beybehaltung seiner Gage (nicht der übrigen Emolumente) gnädigst zu bewilligen sey;
2) Daß ihm der Auditor Pustkuchen mit zureichender Instruction einstweilen substituirt, und
3) der Kanzley-Auditor Preuß von der seit dem 10. v. M. übernommenen Stellvertretung wiederum dispensirt und für das Geleistete mit 18 rtlr belohnt werde; und sind diese ehrerbietigsten Vorschläge zu Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht gnädigster Entscheidung vor[ge]stellt, um demnächst die erforderlichen Resolutionen zu entwerfen. Detmold den 4. März 1834

v. Meien.

---

26. Ersatzansprüchen, Rückansprüchen auf Schadloshaltung.
27. Beim Konkurs übliche Verfahren.

Fürst Leopold genehmigte diesen Vorschlag. So wurde am 12. März an Grabbe der folgende Bescheid expediert:

„Dem Auditeur Grabbe wird in Beziehung auf die seit Kurzem über seine Dienst-Verhältnisse Statt gefundenen Verhandlungen bekannt gemacht, daß Serenissimus ihm die nunmehr nachgesuchte vorerstige Beurlaubung und Dispensation von den Geschäften des Auditeurs auf sechs Monate, mit Beybehaltung der monatlichen Gage zu 18 rtlr., unter der Bedingung gnädigst zu bewilligen geruhet haben, daß er dem ihm v. 15. d. M. an zum Substituten bestimmten Amtsauditor Pustkuchen nicht nur unverzüglich sämmtliche Militairgerichtlichen und zur Untersuchungs-Commission gehörigen Acten mit den vorhandenen Depositen und desfallsigen Nachweisungen überliefere, sondern auch jederzeit wo nöthig die erforderliche Auskunft ertheile und die Acten completiren helfe.

Dabey wird jedoch ausdrücklich bemerkt, daß der Auditeur Grabbe rücksichtlich der bisherigen Dienst-Verwaltung in jeder Hinsicht verantwortlich und verpflichtet bleibt; die Beurlaubung ihn mithin in dieser und sonstiger Beziehung nicht außer Communication mit der Regierung setzt.

Schließlich erwartet letztere mit Ablauf von 6 Monaten die erforderliche Anzeige über den Wiederantritt des Dienstes. Detmold d. 11. März 1834."

In dem folgenden Schreiben sprach Grabbe dem Fürsten seine Dankbarkeit aus:

Durchlauchtigster Fürst!

Gnädigster Fürst und Herr!

Tiefsten Dank!

Schicken Ewr Durchlaucht mich in den Tod — Ich folge.

Ich schrieb schon zuviel Briefe an Ewr Durchlaucht, doch diesen kann ich nicht lassen, denn meine Brust schwillt und Dankbarkeit bricht heraus wie ein Strom. Thränen der Freude sind dabei als Nebenflüsse. Ich muß mich hüten, sie öffentlich zu zeigen, man

möchte sie verkennen. Doch, sie sollen Perlen der Poesie werden, Perlen um das Herz meines Fürsten.

Durchlauchtigster Fürst!
Gnädigster Fürst und Herr!
Ewr Hochfürstlichen
Durchlaucht!
unterthänigster

Detmold den 15. Merz 1834.

Grabbe.

*

Unterm 11. März wurde Pustkuchen von der Entscheidung in Kenntnis gesetzt. Er erhielt eine Abschrift der dem Auditeur erteilten Instruktion, und dazu genauere Richtlinien über die Führung der Geschäfte.

Grabbe sei angewiesen, so heißt es darin, ihm überall die nötige Auskunft zu geben, alle militärgerichtlichen Akten sofort auf die Militärgerichtsstube zu liefern und die vorhandenen Deposita ihm zur Verfügung zu stellen; binnen drei Wochen habe er der Regierung Empfang und Betrag anzuzeigen.

Besonders werde von ihm erwartet, daß er die vielfachen Rückstände in den militärgerichtlichen Arbeiten, namentlich in der Administration der Depositen, baldigst erledige, die Akten ordne und aufstelle, auch die Termine auf der Militärgerichtsstube abhalte und überhaupt nach Möglichkeit alle Geschäfte des Auditeurs daselbst abmache.

Pustkuchen ging ohne Säumen daran, diesen Verpflichtungen zu genügen. Sehr bald zeigte sich aber, daß die Regierung nur zu recht gehabt hatte mit ihrer Befürchtung, der Substitut werde neben dem kranken Manne einen schweren Stand haben. Grabbe machte Schwierigkeiten bei der Uebergabe des Materials, er nötigte dadurch Pustkuchen, an die Regierung zu berichten,[28] und diese sandte ihm unterm 25. März ein Reskript, des Inhalts: da ihm in der Resolution vom 11ten die Ablieferung der militärgerichtlichen Depositen mit den desfallsigen Nachweisungen an Pustkuchen ausdrücklich zur Pflicht gemacht sei, so erwarte die Regierung, daß er

28. Dieser Bericht ist nicht bei den Akten gefunden worden.

diesem unverzüglich, und spätestens binnen acht Tagen nachkomme, widrigenfalls eine Regierungskommission zur Untersuchung des Depositenwesens und zur Empfangnahme der Gelder werde angeordnet werden.

Pustkuchen erhielt Auftrag, vom Erfolge Anzeige zu tun. Ob dies geschah, ist ebenso wenig bekannt, wie ein Bericht Grabbes vom 27. März, der auf das Reskript einging. Nur dies ergeben die Akten, daß unterm 1. April Hauptmann Groskopf angewiesen wurde, sich das Depositenbuch mit den dazu gehörigen Belägen und einschlagenden Aktenstücken vom Auditeur Grabbe abliefern zu lassen und unter seiner und des Auditors Pustkuchen Mitwirkung, wo sie erforderlich sein möchte, sämtliche Einnahmen und Ausgaben so genau als möglich aufzustellen und zu balanzieren. Die Regierung wünsche, so heißt es zum Schluß der Resolution, daß der Hauptmann Groskopf dieses Geschäft möglichst bald vornehme und vollende, sodann aber von der Ausrichtung mit Beifügung der Berechnungen, auch über seine Gebühren, in kürzester Frist berichte.

Fast noch demütigender war ein anderer Vorgang für Grabbe. Seit Monaten schlug sich dieser mit den Gläubigern des verstorbenen Signalhornisten Joh. Friedr. Frevert herum. Immer wieder liefen in dieser Sache Beschwerden ein, immer wieder wurde das Militärgericht aufgefordert, dazu berichtend Stellung zu nehmen. So wandte sich u. a. Anfang Februar die Witwe Lüersen aus Berlebeck mit einer Bittschrift an den Regierungsrat v. Meien; unterm 10ten wurde dem Militärgericht aufgegeben, binnen drei Tagen in dieser Sache zu berichten. Monitorium I, mit dreitägiger Frist, erging am 18. Februar, das zweite mit gleicher Frist am 25sten. Darauf wurde unterm 4. März die Expedition des Kanzleiboten Reuter angeordnet, mit der Anweisung, dieser habe sich „bey dem Militairgerichte so lange zur Execution einzulegen, bis dasselbe ad rescr. vom 10ten v. M. die Foderung der Witwe Lüersen an den verstorbenen Signalhornisten Frevert betreffend, berichtet haben“ werde.

Darauf ging endlich am 13. März das folgende Schriftstück[29] ein:

---

29. [Am Rande, von der Hand v. Meiens:] Betrifft die Rescripte resp.

Detmold den 12t März 1834.

Der Auditeur berichtet, daß er wegen unverschuldeter Versäumniß, indem er seinen Nachfolger, Hrn. Auditor Pustkuchen vorgeschlagen, und um 15 Tage Frist gebeten hat, jetzt puncto der [Eingabe] des W. L. Meyer zu Köterberg (der alle seine Sachen zurückerhalten hat, wie der Fourier Viering bezeugen kann, leider auch zufällig das qu. Document darunter, welches er zurückzubringen versprach,) und puncto der Witwe Lüersen, nicht sofort berichten kann, da die Acten theils im neuen Militairgebäude sind, und er andrerseits dort Abends nicht ganz gern bei Licht, wegen Feuersgefahr, zu arbeiten wagt.

Der vorgeschlagene Substitut wird gewiß

mit Beihülfe des Auditeurs alles binnen den gewünschten 15 Tagen in Ordnung bringen, und wird deshalb, da um solche Frist zeitig gebeten ist, um Erlaß der Strafe gebeten.

Grabbe.

Nunmehr verfügte der Regierungsrat (und zwar am 18. März), daß der Kanzleibote vorläufig zurückzuziehen sei; auch solle der Bericht zurück- und in vierzehn Tagen wieder vorgelegt werden.

Die Kosten freilich blieben Grabben nicht erspart. Am 26. März erschien nämlich der Nebenkanzleibote Bax bei dem Regierungssekretär Kellner und übergab Namens des kranken Kanzleiboten Reuter zwei Sportelnzettel wegen Exekutionsvollziehung wider das Militärgericht, mit der Anzeige, daß der Herr Auditeur Grabbe die Bezahlung verweigere; er bat daher um Instruktion, an wen er sich deshalb zu halten habe.

Das von Kellner über diesen Vorgang aufgenommene Protokoll wurde Grabben abschriftlich auf seine Kosten mitgeteilt und ihm aufgegeben, „die berechneten Gebühren zu 1 rtlr 8 mgr. so gewiß

Eingaben: 1) N. 13. in Ansehung des Soldaten Ludw. Meyer von Köterberg, u. 2) N. 852, Seitens der Witwe Lüersen aus Berlebeck in Beziehung auf den Concurs des Signalhornisten Frevert. — Die Akten, den Stellvertretungskontrakt zwischen dem konskribierten Heinrich Meier von der Hasenbrede bei Lemgo und dem Soldaten Wilh. Ludwig Meier von Kötterberg betreffend, befinden sich (als Nr. 201) in Q 183 a, reichen aber nur bis zum Mai 1830.

binnen 8 Tagen zu bezalen als widrigenfalls die executive Einziehung“ verfügt werde.

Auch dabei beruhigte sich Grabbe nicht, setzte sich vielmehr mit dem folgenden Berichte zur Wehr:

Detmold d. 7ten Aprill 1834

Ob in mora![30]

Hochfürstliche Regierung ist stets so gnädig gegen mich gewesen, daß es schlecht wäre, wenn ich diese Gnade nicht tief empfände.

Ich fühle sie, kann aber auf die einseitige Eingabe des Neben-Canzleyboten Bax für den Canzleyboten Reuter nur die exceptio ob- et subreptionis[31] vorschützen.

Als ich um diese Sache gemahnt wurde, waren die betreffenden Acten längst auf das neue Militairgebäude gebracht.

Jedes Umräumen ist mit einigen Beschwerlichkeiten und Zufällen verbunden, welche Zögerung entschuldigen, und überdem waren damals, als Reuter Monitorien brachte, meine Geschäfte schon einstweilen abgetreten. Dies wurde ihm auch mit nöthiger Anweisung angezeigt.

Casu möchte unmaaßgeblich der Herr Auditor Pustkuchen: wohl am besten diese Sache besorgen können, indeß ihm dazu bei seinen vielen Geschäften, wohl eine angemessene Frist, falls er solche wünscht, und während der er auch nöthigenfalls mit unterzeichneten Auditeur über die Sache sprechen könnte und der ihn gern deshalb besuchen würde, zu verstatten seyn.

Durch alles erhellt, daß die Kostenfoderung nicht begründet und per ob- et subreptionem erlangt ist. Sie ist unbedeutend, allein

---

30. [sc. damnum]: Da im Verzug Schaden, d. h. Dringend!

31. Das Rechtsmittel gegen die sogenannten heimlich erschlichenen Reskripte. Und zwar spricht man von der Einrede der Obreption, wenn derjenige, welcher durch das Reskript sich benachteiligt fühlt, sagen will, daß es durch Verschweigen wahrer, zur Sache gehöriger Umstände (Unvollständigkeit) veranlaßt worden ist, von der Einrede der Subreption aber, wenn es sich um Anführung falscher faktischer Umstände (Unrichtigkeit) handelt. Vgl. bes. Glücks Pandektenkommentar, 1. Tl., 2. Aufl. (Erlangen, Palm. 1797), S. 541/5. Dernburg, „Pandekten“. Bd. 1. 7. Aufl. (Berlin, Müller. 1902.) S. 85.

die Idee des Rechts, deren kleinste Verletzung stets bedeutend ist, bewog mich, daß ich, so wie geschehen

die Ansprüche der genannten Canzleyboten widerlegt habe.

Grabbe.

Selbstverständlich beharrte die Regierung auf ihrem Standpunkte und erwiderte auf Grabbes Eingabe folgendes:

Dem Auditeur Grabbe wird auf die Vorstellung vom 7. d. M., Executions-Gebühren betreffend, unverhalten, daß derselben ein Mißverstand zum Grunde zu liegen scheint. Es wird jetzt kein Bericht mehr von ihm in den Sachen

1) den Soldaten Meyer von Kötterberg und
2) der Witwe Lüersen zu Berlebeck betreffd,

von ihm verlangt, da desfalls längst das Erforderliche an den Auditor Pustkuchen ergangen und von ihm besorgt ist; vielmehr kommt es nur darauf an, die dem Kanzleyboten zukommenden Gebühren zu erlegen, deren sich der Auditeur Grabbe um so weniger weigern kann, da er sie sehr leicht durch Erstattung eines kurzen vorläufigen Berichts, mit Verweisung auf seinen Substituten, den Auditor Pustkuchen, abwenden konnte.

Die Regierung konnte dagegen dem Auditeur Grabbe die Einlegung eines Kanzleyboten nicht erlassen, als er auf ein Rescript und 2 Monitorien, wovon das letzte den Kanzleyboten androhete, bevor er abgesandt wurde, nichts antwortete, und wird derselbe wohl thun, die geforderten 1 rtlr 8 mgr. ohne weitere Einwendungen zu erlegen. Detmold d. 15. April 1834

v. M.

Dies wird denn Grabbe auch getan haben; wenigstens ergeben die Akten nicht das Gegenteil.

Mittlerweile prüfte Hauptmann Groskopf das Depositenwesen und stellte über Einnahme und Ausgabe der beim Militärgericht während Grabbes Geschäftsführung deponierten Gelder und Obligationen eine Rechnung auf, die er mit einem Bericht unterm 28. April überreichte. Die im Depositenbuche über Ausgabe gemachten Notizen hatte er wenig berücksichtigen können und sich im wesentlichen an die vorgefundenen Quittungen gehalten. Sechs Posten hatte er festgestellt, die nicht eingetragen gewesen waren.

Ueber die vom Hauptmann Krücke zu Befriedigung seiner Gläubiger niedergelegten Gelder mußte er eine besondere Rechnung in Aussicht stellen, da diese Arbeit, „der großen Unordnung in den dazu gehörigen Papieren wegen", viel Zeit erfordere.

Darauf verfügte die Regierung unterm 6. Mai, „daß das Militairgericht die vom Hauptmann Groskopf aufgestellten Berechnungen im Beyseyn des letzteren und des Auditeurs Grabbe prüfe, mit den Belägen und Acten vergleiche und diesen als bisherigen Depositor auffordere, vorläufig das sich nach der Berechnung ergebende Resultat an Baarschaften und Documenten gegen Quitung an das Militairgericht zur weitern Verfügung abzuliefern."

Zugleich sei der Auditeur Grabbe aufzufordern, „über diejenigen Posten, welche actenmäßig noch nicht festgestellt werden konnten oder nachträglich noch aufzuführen seyn mögten, pflichtmäßige Auskunft zu ertheilen, damit sie vom Hauptmann Groskopf in den aufgestellten Berechnungen nachgeführt werden" könnten. Dahin gehöre auch das Depositum für den Hauptmann Krücke.

Ein ähnliches Reskript erging unterm 13. Mai, nachdem Hauptmann Groskopf unterm 5ten einen zweiten Bericht eingereicht hatte.

Das Militärgericht genügte diesen Anordnungen mit seinem Bericht vom 12. Juni. Darin zeigte es an, daß Grabbe die Zusammenstellungen des Hauptmanns Groskopf und des Auditors Pustkuchen anerkannt, die darin genannten Dokumente ausgeliefert und die in der Anlage verzeichnete Summe bezahlt habe. Die Durchsicht der Akten ergebe keine weiteren Depositionen; so könne man annehmen, daß wenigstens keine größere Summe mehr deponiert worden sei. Sollte Grabbe von den Montur- und Armaturkautionen Zinsen gehoben haben, so dürften etwaige Anforderungen am besten abgewartet werden.

Die Regierung erwiderte, daß sie gern von der nunmehr beendeten Regelung des Depositenwesens erfahren, sie verfügte, daß jetzt Grabbe nur noch die vom Hauptmann Groskopf geforderten Gebühren zu entrichten habe. Unterm 28. Juni zeigte das Militärgericht an, daß dies geschehen sei. Es handelte sich um die Summe von 21 Rtlrn. 27 Groschen.[32]

---

32. Pustkuchen erhielt für die Ordnung des „in Verwirrung geratenen Depositenwesens" und der Registratur eine Gratifikation von 120 Rtlrn.,

Die Verabschiedung.

Am Schluß des Reskripts vom 11. März hieß es, die Regierung erwarte mit Ablauf von sechs Monaten die erforderliche Anzeige Grabbes über den Wiederantritt des Dienstes.

Diese Frist ging Mitte September zu Ende.

Es steht außer allem Zweifel, daß Grabbe schon im Frühjahr fest entschlossen gewesen war, sein Amt nach Ablauf des Urlaubs nicht wieder anzutreten, daß er sich mit diesem nur einverstanden erklärt hatte, um den Posten des Auditeurs „makellos" abzuliefern. Er fühlte, daß das Höchste, was er besaß, sein Dichtertum, auf dem Spiele stand. „In mir würde viel gerettet:", hatte er am 12. Februar an seinen Vorgesetzten geschrieben,[1] „Glanz, Liebe, Ehre und Ruhm, leider aber nur durch Poesie, die wir alle haben, aber alle auch bedürfen." Um dieses beste Teil zu retten, war er bereit, alles andere zu opfern, seinen bürgerlichen Beruf, Ehe und Heimat.

An diesem Entschlusse hatte sich auch während des Urlaubs nichts geändert. Das Depositenwesen war unter seiner Mitwirkung neu geordnet, die Gelder und Obligationen waren ausgeliefert, die ihm auferlegten Kosten bezahlt. Nun konnte er gehen, guten Gewissens.

Ganz bedingungslos freilich wollte er nicht quittieren, um zwei Vergünstigungen sich doch bemühen. Beim ersten spukte der alte Drang, in einem Feldzuge sich zu betätigen, die Lösung einer inneren Spannung zu suchen. Das zweite war die Hoffnung, Fürst Leopold werde sich doch noch bereitfinden, ein bescheidenes Gnadengehalt zu bewilligen.

Also schrieb Grabbe:

Der mir gnädigst bewilligte Urlaub läuft am 15ten d. M. ab.

Die Ablieferung der Militairacten, der deponirten Gelder, auch die Aufräumung meiner Advocatursachen, machten mir unmöglich

---

Sergeant Schulz, der 5½ Monate lang, als Hülfe für Groskopf, zum Militärgericht kommandiert gewesen war, eine solche von 5 Rtlrn. — Dullers Angabe (S. 50), daß der Fürst auf eigne Kosten die Amtsgeschäfte habe regeln und die Rückstände nachholen lassen, erweist sich nach diesen beiden Fakten als falsch.

1. WW VI 48, 1/3.

eher als jetzt eine Erholungsreise, deren ich sehr bedarf, zu beginnen. Der Mithülfe des Auditors Pustkuchen verdank' ich die Beseitigung jeder Schwierigkeit in Betreff der Militairsachen.
Ich wünsche Erlaubniß zu einer Reise nach Frankfurt am Main auf eine hochgeneigtest zu bestimmende Zeit, bitte dabei mir Rang und Titel zu lassen, und sonst nur mir, falls es zu Felde geht, zu gewähren als Auditeur und Quartiermeister so lange der Feldzug währt, mitzumarschieren, was meinem Ehrgefühl und meiner Gesundheit (letzteres kann ich ärtz[t]lich bezeugen) zuträglich wäre. Nur die nicht beendigten Geschäfte hinderten mich am Marsch nach Luxembourg. Sonst wünschte ich, daß der Auditor Pustkuchen in meine vollen Geschäfte, um so mehr einträte als seine Accuratesse mich jeder Folge überhoben hat und überhebt. Früher waren ja auch 2 Auditeurs da, deßwegen bitte ich nur, mich in Felddienst zu gebrauchen.
Zwei Monate zög' ich noch gern meine volle Gage, nachher ein Billiges. Ich hoffe mich herauszuarbeiten und werde Unterstützung nicht erbitten, sobald ich ihrer nicht mehr bedarf. Seit dem Zug nach Luxemburg hab' ich ja wegen meines Dienstes jedes andere Einkommen gern aufgegeben, und die jetzige Bitte ist daher doch wohl verzeihlich.
Auch fühle ich die Kraft bei einer kleinen Unterstützung dem Vaterlande als Dichter wenigstens keine Schmach zu bereiten, mein Trauerspiel „Hannibal" wird das wohl in 2 Monaten beweisen, so wie ich auch mit Freude bei unserer Bundesgesandtschaft und ihrem Gesandten jede mir aufgetragene Angelegenheit besorgen helfen würde, was ich sicher kann, da ich von Jugend auf, oft nur zu sehr, mich um die Diplomatie bekümmerte. Dieser Gedanke wird mir wenn auch keine Gewährung erfolgt, wegen des guten Willens, vergeben werden.

Ich bitte nun gehorsamst:

diese meine Bitte Sr Hochfürstlichen Durchlaucht weiter zur gnädigsten Entscheidung zu empfehlen.

Grabbe,
Auditeur.

In seltsamem Widerspruche aber zu dem Inhalte war dieses Schriftstück zu Beginn bezeichnet als die „Gehorsamste Bitte des Auditeurs Grabbe allhier, Gnädigste Verlängerung seines Urlaubs betreffend." Am 7. September ging es bei der Regierung ein.

Am selben Tage schrieb Grabbe an den Regierungsrat v. Meien: „Hierbei die schriftliche Einwilligung Pustkuchens. Reiner Zufall verspätete, daß sie gestern nicht mitkam. Indeß ist es doch gut, daß Sie dieselbe sehen."

Die übersandte Erklärung Pustkuchens lautet kurz und bündig: „Ich finde bei der Vorstellung nichts zu erinnern."

Begreiflicherweise konnte die Regierung mit einer so unbestimmt formulierten Anzeige nichts anfangen. Außen war von Verlängerung des Urlaubs die Rede, innen nur von Reiseerlaubnis auf eine „hochgeneigtest zu bestimmende Zeit." Jedoch solle Pustkuchen in die vollen Geschäfte des Auditeurs eintreten; „nur" im Felddienst wollte Grabbe verwendet sein, bis dahin aber, nach Ablauf von zwei Monaten, „ein Billiges" ziehen.

Auf ihre bestimmte Frage mußte die Regierung eine eindeutige Erklärung haben. Darum erging unterm 9. September folgendes Reskript:

Der Regierung scheint aus der Eingabe des Auditeurs Grabbe vom 7. d. M. hervorzugehen, daß es sein Wunsch sey, die Stelle als activer Auditeur niederzulegen, die Gage noch 2 Monate als Beurlaubter zu beziehen und mit Bewilligung eines Wartegeldes die Aussicht auf Wiederanstellung beym etwaigen Ausmarsch des Bataillons zu erhalten.

Serenissimo ist obige Vorstellung unterthänigst vorgelegt und wird mit Höchstdessen gnädigster Genehmigung darauf zur Resolution ertheilt, daß eine weitere Beurlaubung mit Bezug der Gage sowenig als ein Wartegeld begründet sey. Wenn aber nach der obigen Eingabe des Auditeurs Grabbe angenommen werden darf, daß er sein bisheriges Amt in Rücksicht seiner geschwächten Gesundheit ganz niederzulegen beabsichtige; so wollen Serenissimus ihm für diesen Fall zur Wiederherstellung seiner Gesundheit und Antretung einer Reise den Fortbezug der Gage bis Ende d. J. bewilligen und die Beybehaltung des Titels und Rangs eines Auditeurs in der Erwartung in Gnaden gestatten, daß er demselben

fernerhin durch schriftstellerische Arbeiten Ehre mache und sich diesen mit erneuerter Thätigkeit widme.

Bey etwaigem Ausmarsch des Bataillons bleibt es ihm zwar unbenommen, sich von Neuem zum Dienst zu melden, doch können Zusicherungen über Wiederanstellung im Voraus nicht ertheilt werden.

Der schließlichen Erklärung hierauf wird innerhalb 8 Tagen zur weitern Verfügung entgegengesehen. Detmold d. 9. Septbr 1834

LeopoldFzL.

v. M.

Am 10. September war dieses Reskript in Grabbes Händen. Keinen Augenblick schwankte er, was darauf zu tun sei. Folgendes schrieb er, sichtlich unter dem frischen Eindruck des Gelesenen:

„Fürerst und für stets Dank.

Da ich bald abreisen möchte, wird es mir sehr lieb sein, daß ich das Geld qu. gleich beziehen kann.

Das verdiene ich kaum, und ich weiß nicht, wie ich Hochfürstlicher Regierung dartun soll, wie tief ich dieses in ernster Freude fühle. Es liegt mir schwer auf dem Herzen und wird mich quälen (wie das immer meine Art war), bis ich etwas ersinne.

— — — — — —

Hier im Hause wird's besser; ich bleibe jedoch in jeder Art bei meinen Entschlüssen. Ich werde meine Frau ehren und geehrt wissen, doch — das Hierbleiben geht dermalen nicht.“[2]

Das war am 10. September. Am 10. September schrieb Grabbe, im Vorgefühl der nahenden Freiheit und Erlösung von untragbar gewordenem Drucke, diesen echten und klaren Brief, als ein Mann, der weiß, was er will, und den nichts mehr beirren kann. Und am 14. September soll jene berühmte Unterredung mit dem Regierungsrat v. Meien gewesen, und zu ihr soll Grabbe mit dem Entschlusse gegangen sein, das Amt wieder anzutreten!

In Wirklichkeit schrieb Grabbe an diesem 14. September 1834 mit „jetzt erheitertem Gemüth“ das Gesuch um Entlassung aus dem Amte:

---

2. Brief Nr. 143.

Detmold den 14. Sept. 1834.

Der Auditeur hat für nebenbezeichnetes Rescript nur den tiefsten Dank für die Gnade Serenissimi Regentis und die milde Verwendung Hochfürstlicher Regierung empfinden können. Er kann ihn nicht im vollen Umfang ausdrücken. Vielleicht, nein! sicher, legt er ein dichterisches Schärflein bei seinem jetzt erheitertem Gemüth auf die Wage. Ist's nicht's, so wär' es doch der gute Wille, d. h. der Pfennig der armen Witwe.

Zwei Bitten hat er leider noch zur Belästigung:

1) ihm seine Gage bis Ende d. J. auf einmal jetzt auszahlen zu lassen, indem er sonst mit Porto-Angelegenheiten zu kämpfen hätte, denn

2) wünscht er binnen 2 bis höchstens 3 Tagen a dato nach Frankfurt am Main abzureisen, und bittet deshalb um einen Regierungspaß auf eine beliebige Zeit dahin, und wenn es paßlich gefunden wird, auch weiter. Er wird nie das Ziel des Passes (Frankf. a. M.) verlassen, ohne erst bei seinen hiesigen Vorgesetzten anzufragen: ob er darf?

Ich lege also den Posten als Auditeur nieder, jedoch mit dem gehorsamsten Gesuche obige 2 Bitten gnädigst zu berücksichtigen, so wie unter den **Bedingungen des in rubro bezeichneten geehrten Rescripts, die ich so gern in jeder Art, weil ich sie für gut und gnädig halte, annehme.**

Grabbe.

Mit folgendem Bescheide genehmigte die Regierung dieses Gesuch:

Auf die am 14. d. M. vom Auditeur Grabbe ad rescriptum vom 9. d. M. abgegebene Erklärung bleibt demselben unverhalten, daß solche als Entlassungs-Gesuch angenommen sey und Serenissimus nunmehr die erklärte Niederlegung des bisher bekleideten Postens als Auditeur in Gnaden bewilligen. Dabey ist ihm der Bezug der etatsmäßigen Gage bis zum Ablauf d. J., so wie die Beybehaltung des Titels und Rangs als Auditeur gnädigst zugestanden, auch genehmigt, daß ihm die dreymonatliche Gage vom 1. Octobr bis ult. December d. J. jetzt gleich mit 54 rtlr ausbezalt werde.

In der Voraussetzung, daß sämmtliche Acten des Militairgerichts an den Amtsauditor Pustkuchen abgeliefert und die mit demselben noch abzumachenden Militairgerichtlichen Gegenstände erledigt sind, ist bey der Ertheilung eines Regierungs-Passes nichts zu erinnern und kann sich der Auditeur Grabbe zu dem Ende an den Regierungs-Secretair Kellner wenden.

Det. cop. dem Militairgerichte zur Nachricht, imgleichen dem Hauptmann Steffen wegen Auszahlung der Gage bis Ende dieses Jahrs. Detmold d. 16. Septbr 1834

LeopoldFzL.

v. M.

Unterm 23. September wurde die Anstellung Pustkuchens als Auditeur von der Regierung genehmigt.

Grabbe mußte seine Ungeduld, von Detmold wegzukommen, noch ein wenig bezähmen. Die Abreise zog sich bis in die ersten Tage des Oktober hin. Am dritten las er seinem Freunde Ziegler, der gerade bei ihm war, den Anfang des Romans „Ranuder“ vor, am Morgen des vierten verließ er sein Haus, nahm nicht Abschied von Louise Christiane und fuhr mit der Post nach Frankfurt.

Das Ergebnis.

Aus der Darstellung der Geschichte von Grabbes Entlassung aus dem Amte, wie sie an der Hand der Akten gegeben werden konnte, geht folgendes mit Sicherheit hervor:

1: In Grabbes Bittschrift an den Fürsten Leopold war nicht der Wunsch ausgesprochen, zum Hauptmann ernannt zu werden, vielmehr der, als Dichter ein jährliches Gnadengehalt von einigen hundert Reichstalern zu erhalten, wofür er seine Werke dem Fürsten widmen wollte.

2: Auf die Formulierung des Regierungsreskripts vom 11. Februar 1834 mag Grabbe nicht gefaßt gewesen sein. „Unversehens“ ist es aber nicht erfolgt; vielmehr bildet es die Antwort auf eine Eingabe Grabbes an die Regierung und ist aus mündlichen Unterhandlungen zwischen Jenem und dem Regierungsrat v. Meien hervorgegangen.

3: Die Entscheidung über die Entlassung Grabbes aus dem Auditeurdienste ist nicht in einer mündlichen Unterredung zwischen

ihm und v. Meien gefallen, vielmehr die natürliche Frucht schriftlicher Verhandlungen. Darauf, daß außer diesem Schriftwechsel an dem genannten Tage, demselben, dessen Datum Grabbes endgültige Erklärung über die Niederlegung seines Amtes trägt, eine Unterredung zwischen den beiden Persönlichkeiten stattgefunden habe, deutet in den Akten nicht das geringste hin. Schwerlich aber würde es v. Meien unterlassen haben, von einer so entscheidenden Zusammenkunft der Regierung zu berichten.

Die Aeußerung, welche in der Darstellung Dullers dem Regierungsrat in den Mund gelegt wird (nämlich: „das sei ihm gar nicht zu verdenken, er habe Recht; ein Mann wie er könne mit der Schriftstellerei mehr erwerben, und es sei erfreulich, wenn er bei seinen Talenten, nun mit erneuerter, ungestörter Thätigkeit dem Vaterlande durch jene Ehre mache."), ist in Wahrheit ein entstellter Passus aus dem Regierungsreskript vom 9. September, welches am 10. expediert worden ist.

4: Ganz offensichtlich ist Grabbe schon im Februar 1834 fest entschlossen gewesen, sich der hemmenden Last seines Amtes zu entledigen, in dem deutlichen Bewußtsein, daß er sich auf allen Fall aus den in jeglichem Betracht unhaltbar gewordenen Detmolder Verhältnissen herausreißen müsse, wenn er nicht, als Mensch — wie vor allem auch als Dichter, unrettbar versinken wolle. Nichts spricht dafür, daß er nachher in diesem Entschlusse wankend geworden wäre. Bei den Herbstverhandlungen hat er allerdings zunächst versucht, eine endgültige Entlassung zu vermeiden, und dafür einen Kompromiß angestrebt. Schon das geringere Entgegenkommen der Regierung genügte ihm, um in eigenem, freiem Entschlusse auf sein Amt zu verzichten. Die Nachricht, daß seine Entlassung das Ergebnis einer Art Ueberrumpelung von seiten der Regierung gewesen sei, ist als Legende erwiesen.

5: Grabbe hat bei Empfang des Regierungsreskripts vom 16. September (das am 17. expediert wurde) zuversichtlich weder „wie entgeistet" noch „vernichtet" gestanden, es vielmehr, aufatmend, im Vorgefühl einer neuen Freiheit und in der selbstbewußten Erwartung eines fruchtbareren und darum würdigeren Daseins begrüßt. Wenn es ihn drängte, nun eilends, „binnen 2 bis höchstens 3 Tagen", die Stadt zu verlassen, so war dies vor allem Flucht vor Louisen, und sicherlich geschah es nicht aus Scham.

Zum mindesten war dazu kein Anlaß. Denn was er erstrebt hatte, war erreicht: neugeordnet (wie damals alle glaubten) hatte er die Auditeursgeschäfte abgegeben, mit der Aufopferung aber des versorgenden Amtes keinen Beweis der Schwäche geliefert, sondern der Kraft, einen Beweis dafür, wie hoch ihm sein Dichterberuf stand, und wie stark und unerschütterlich sein Glaube an diese Berufung und seine Zukunft war. Nie ist Grabbe mehr Herr über das Leben gewesen, als damals, da er alles hinter sich ließ, um wieder nur das zu sein, wovon er als Knabe geträumt hatte.[1]

6: Wenn auch dem Fürsten Leopold die geschäftlichen und persönlichen Verhältnisse Grabbes keineswegs so fremd waren, wie Ziegler es[2] hinstellt, er vielmehr darüber durch den Vortrag des Referenten völlig auf dem Laufenden gehalten wurde, so war er auf der anderen Seite nichts weniger als jener teilnehmende Gönner, der, einer gütigen Fee vergleichbar, alles zum besten wendet, wie Duller ihn schildert. Er spielt bei diesen Vorgängen eine überwiegend passive Rolle. Grabbes wiederholten Bitten um eine Pension hat er stets ablehnend gegenübergestanden, sie wohl überhaupt nie wirklich ernst genommen und einer ernsthaften Erwägung für wert gehalten.

Die Regierung aber ist von dem Vorwurf der Härte gegen Grabbe gereinigt, der beinahe hundert Jahre lang auf ihr gelegen hat, dem Vorwurf, der, mehr oder weniger versteckt, in beiden Biographien zu lesen ist und den, mit ganz glatten Worten, Louise Christiane in ihren Mitteilungen an Freiligrath erhebt. Auch nicht der leiseste Verdacht fällt aus den Akten auf den Regierungsrat, als habe er Grabben sozusagen aus dem Amte hinausmanövrieren wollen, um dafür seinen Neffen, auf dem Wege über die Stellvertreterschaft, hineinzuschieben. Er war es ja gerade, der Grabben hielt, als dieser gehen wollte, der erst nach langer, schwerer Ueberlegung sich dazu entschließen konnte, ihn „ex nexu“ zu lassen. Und was Pustkuchen anlangt, so steht es damit nicht anders. Wie wenig sich dieser als Grabbes Vertreter aufgedrängt

---

1. Vgl. Nieten S. 282: „Die ganze Kleinlichkeit ihres [Louisens] Charakters wird offenkundig, aber auch Grabbe selbst war ohne Kraft und Vertrauen.“

2. S. 114.

hat, geht ja zur Genüge aus v. Meiens Angabe hervor, daß sein Neffe ihn sehr gebeten habe, ihn wegen der unangenehmen Verhältnisse, in welche er dadurch zu Grabbe kommen würde, womöglich mit dem (ihm zugedachten) Auftrage zu verschonen. Wenn man, nachdem man anfangs auf seinen Wunsch Rücksicht genommen hatte, ihn kurz darauf doch heranzog, so geschah es, weil die Substituierung des Auditors Preuß sich als ein Fehlschlag erwiesen, weil man nun keinen geeigneteren Bewerber mehr hatte, und endlich, weil Grabbe sich ausdrücklich für ihn verwendete. Das gleiche tat er noch einmal vor seiner Entlassung. Vor solchen Zeugnissen müssen alle diese Behauptungen völlig zusammenbrechen; auch Grabbes Nachfolger im Amte geht aus dieser Untersuchung gerechtfertigt hervor.

Zusammenfassend kann man das Verhalten der Lippischen Regierung gegen ihren Auditeur Grabbe folgendermaßen charakterisieren: Es ist, wie die Akten ergeben, von Anfang bis zu Ende sachlich und gerecht. Auf Grabbes dichterische Tätigkeit nahm die Regierung allerdings keinerlei Rücksicht; doch wäre auch dies eine unbillige Zumutung. Sie nahm ihn nur als Beamten, ging aber innerhalb dieser Grenzen bis zu dem äußersten Punkte. Insonderheit erscheint Grabbes unmittelbarer Vorgesetzter, der Regierungsrat Christian v. Meien, von dem Grabbes Schicksal in erster Linie abhing, durchweg als ein höchst gerechter und wohlwollender Beamter, der mit großer Geduld die Schwächen und Verfehlungen Grabbes, seine Launen und übereilten Entschlüsse ertrug, das Eigentümliche mit in Rechnung setzte, in seinen häuslichen Unfrieden ausgleichend und versöhnend einzugreifen suchte, und, ganz unbureaukratisch, vielmehr frei und menschlich in seiner Betrachtung der Dinge, alles tat, um Grabbe auf seiner Laufbahn vor der Entgleisung zu bewahren. Das Zeugnis Eschenburgs vom 3. Februar bekräftigt diese Auffassung. Dabei ließ er doch nie aus dem Auge, was das Amt erforderte, und wie er um des Amtes willen Grabben zu Rotbergs Nachfolger vorschlug, so traf er auch weiterhin seine Maßnahmen lediglich im Interesse der Sache. Man darf nicht vergessen, in welch schwierige Lage die Regierung durch Grabbes spätere Amtsführung geraten war, wie viel Zeit und Kosten es ihr verursachte, eine neue Ordnung zu schaffen, und daß es, wie es in einem der mitgeteilten Berichte v. Meiens heißt, darauf ankam,

„die verlohrene Reputation dieses Gerichts“ wiederherzustellen. Peinlich war aber auch die Lage des Regierungsrats; denn dieser trug für Grabbes Anstellung die Verantwortung.

Wenn also Grabbe am 12. Februar 1834 an ihn schreibt: „Sie haben mich als Vorgesetzter so gut, als wie jüngst als Freund behandelt. Nie, nie habe ich Grund gehabt, irgend über Sie zu klagen.“[3], so wird dadurch das Verhalten v. Meiens zu Grabbe durchaus zutreffend gekennzeichnet, und jedenfalls ist dieser Satz mehr, als eine demütige Phrase.

*

Das Faktum von Grabbes Entlassung aus dem Amte, das für sein Leben und die Beurteilung seines Charakters so bedeutungsvolle Ereignis,[4] war zum Rätsel geworden, seitdem man Louisens Briefe an Freiligrath kannte. Aber schon Grabbes letzter Brief an v. Meien (vom 10. September 1834) hätte es rätselhaft machen können. Nun ist das Rätsel gelöst; dafür steht ein anderes an seiner Stelle:

Die Berichte Dullers und Zieglers über diese Entlassung und besonders über die entscheidende Unterredung vom 14. September sind als Legende erkannt, samt allem, was an Ergänzungen dazu in Louisens Briefen enthalten ist. Würde nur Dullers Arbeit diesen Bericht enthalten, so läge es nahe, zu sagen: also ist alles Louisens Erfindung. Erst dadurch kommt die Seltsamkeit des Falls zustande, daß der Bericht Zieglers, des Antipoden, mit demjenigen Dullers in den Grundzügen sich deckt, und dadurch dieser gleichsam autorisiert erscheint. Wie also hat dieser Bericht zustande kommen können, von dem nun feststeht, daß er falsch ist?

---

3. WW VI 47, 15/17.

4. Dafür nur noch ein Beispiel. In seinem „Lebensbild“ (WW I L/LI) schreibt Wukadinović: „.... Und als ihn der Vorgesetzte dezidiert fragte, ob er den Dienst aufgeben wolle, war Grabbe zu stolz, um einzulenken, und bat um seine Entlassung. Armer Grabbe! Schon einmal hatte er durch solch ein Komödienspiel sein Lebensglück auf eine Karte gesetzt, damals, als er Henrietten ‚im blinden Vertrauen, sie würde seine Gutmütigkeit nicht mißbrauchen‘, erlaubte, das Jawort zurückzunehmen, und sie seine Reden für bare Münze nahm. Damals hätte er für alle Zukunft eine gute Lehre ziehen können. Aber das war es eben: Grabbe hat nie aus seinen Fehlern gelernt, und das war mit das Unglück seines Lebens.“

Für dieses Rätsel gibt es nur eine Lösung. Wo sie zu suchen ist, deutet Louise an. Im Brief an Freiligrath vom 29. April 1838[5] schreibt sie nämlich: „Die Unterredung am 14. Sept. kann juristisch nicht bewiesen werden, da Zeugen fehlen, u. so dachte ich auch gar nicht, daß Duller sie aufnehmen würde. . . . Nun es geschehen, kann ich doch den Eid schwören, daß Gr. in der Absicht zum Reg.Rath gegangen, um den Dienst wieder übernehmen zu wollen. Denn so hat er gesprochen. Und die Unterredung hat er mir so Wort für Wort so wohl zur Zeit, als selbst noch auf dem Sterbebette so erzählt.“ Und noch deutlicher an einer anderen Stelle des gleichen Briefes: „Ich weis nicht wo die Rechtsverdreher einen Haken gefunden? — Es wird nichts anders seyn, als die Unterredung am 14. Sept. Gr. hat aber Wort für Wort so erzählt. Und ist etwas nicht richtig, so mögen die Herren mit dem Todten hadern.

Herr Ziegler spricht ‚alles ist wahr, Sylbe vor Sylbe; allein der Beweis ist schwer zu führen.‘“

Also Grabbe ist es, auf den Louise sich als ihre Quelle beruft, und Ziegler ist ihr Zeuge! Man muß fragen: Was befähigte Ziegler dazu? Dies ist die Antwort:

Nach den Berichten der beiden Biographen haben sich die Ereignisse am 14. September in drei Etappen abgespielt. Die erste: Grabbe teilt seiner Gattin den Entschluß mit, zum Regierungsrat v. Meien zu gehen, dort um eine Verlängerung seines Urlaubs bis 1. Oktober zu bitten und sich gleichzeitig bereit zu erklären, zu diesem Termine wieder einzutreten. Die zweite: Grabbe wird vom Regierungsrat auf eine, seinen wahren Absichten entgegengesetzte Eröffnung festgelegt. Die dritte: Grabbe kommt wieder nach Hause und macht seine Gattin mit dem Ergebnis bekannt.

Vorsichtig bemerkt Ziegler hinsichtlich der mittleren Etappe, was zwischen den Beiden vorgefallen, lasse sich mit Bestimmtheit nicht angeben. Und Louise beschwört immer nur die Wahrheit der Aeußerungen, welche Grabbe zu ihr getan habe. In der Tat hatte Ziegler über jene Unterredung auf dem Zimmer des Regierungsrates, außer bei diesem selbst, sich bei Niemandem erkundigen können, „da Zeugen fehlen“, aber von der dritten Etappe konnte er

5. Q 36 g.

eine so breite und bestimmte Schilderung geben, weil offenbar Sophie, die treue Dienerin der Frau Auditeurin, dieser Szene beigewohnt und sie später dem Biographen wiederholt hatte. Demnach ist das Urteil über die Vorgänge des 14. September präziser zu fassen: Nicht alles ist falsch, was die Biographen über die Vorgänge dieses Tages berichten. Legende ist und bleibt die Unterredung zwischen Grabbe und dem Herrn von Meien. Nicht Legende aber ist, daß Grabbe, eine Rückkehr vortäuschend, Louisen diese Legende vorgespielt, und daß Louise sie gutgläubig hingenommen und besten Gewissens überliefert hat. Diese Unterredung zwischen Grabbe und Louisen im Flur des Clostermeierschen Hauses ist Wahrheit, muß Wahrheit sein, und ist zugleich die größte Mystifikation, welche Grabbe je sich geleistet, die tollste Tragikomödie, welche er je in Szene gesetzt hat.

d) Die Ereignisse in Detmold während des Frühlings und Sommers 1836.

Bei der folgenden Erörterung handelt es sich um die Ereignisse, welche sich nach Grabbes Rückkunft von Düsseldorf im Mai bis zu seinem Einzuge in das Haus der Gattin am 24. Juli 1836 zugetragen haben, insbesondere um die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Behauptung, auf die in dem behandelten Prozeß der Beweis gerichtet war.

Man wird sich der Feststellung erinnern, daß der Prozeß selbst keine Lösung erbracht hat, da er aller Wahrscheinlichkeit nach infolge des Todes der Klägerin unentschieden geblieben ist. Die Frage ist, ob wir nicht trotzdem befähigt sind, die Entscheidung zu treffen. Sie kann bejaht werden.

Worauf kam es an?

Es war zu beweisen, daß Louise Grabbe sich geweigert hatte, ihren Gatten in ihr Haus aufzunehmen, und daß dieser deshalb in polizeilicher Begleitung dorthin geführt worden war.

War es wirklich möglich dies zu beweisen?

Wenn man, unbeirrt durch die in der ersten Urteilsformulierung des Juristen geltend gemachten Gründe, mit dem Blick des unbefangenen Laien, diese — bei aller fragmentarischen Ueber-

lieferung doch sehr ergibigen — Prozeßakten prüft, so darf man sagen: es war ein aussichtsloses Unterfangen. Denn der Nachweis der Weigerung, der tatsächlichen Weigerung Louisens, war noch nicht erbracht, wenn mit noch so guten Gründen belegt wurde, wie sehr Grabbe zu der subjektiven Annahme berechtigt gewesen sei, daß eine solche Weigerung wirklich erfolgt sei. Mochte der Anwalt der verklagten Partei noch so sehr die erwiesenen Fakta pressen und in ihrer Auslegung mit dem gegnerischen Kollegen an Scharfsinn wetteifern — denn in advokatischer Spitzfindigkeit geben die Schriftsätze der beiden Parteien einander durchaus nichts nach — dieser konnte immer wieder mit dem Einwande parieren, daß mit all diesen Interpretationskunststücken die Tatsächlichkeit der Weigerung nicht bewiesen sei. So vieles auch dafür sprach und eine solche Weigerung wahrscheinlich machte, vieles sprach auch dagegen, und eine Gewißheit war niemals zu erlangen. Juristisch waren die Positionen der Gegner von annähernd gleicher Stärke; daß die moralische Ueberlegenheit nicht auf seiten der Klägerin war, braucht kaum gesagt zu werden.

Aus diesem Stand der Dinge hat Ziegler, der Richter, seine Konsequenzen gezogen. Stockmeiers inkriminierte Behauptung ist in seine Biographie nicht aufgenommen, vielmehr der Begleitung des Polizeidieners darin mit folgenden Worten gedacht:

„Endlich hielt er's für's Beste, wieder in seinen häuslichen Kreis zurückzukehren und machte die Einleitung dazu freilich auf eine etwas wunderliche Weise. Er wandte sich nämlich an die Polizei und bat sie, es zu vermitteln, daß ihn seine Frau wieder in friedlicher Weise aufnähme. Ein Polizeidiener, ob aus eigenem Antrieb oder in Auftrag des Polizeichefs, weiß ich nicht, kam auch zu ihr und stellte ihr vor, ihr Mann sei ja so krank und elend, es wäre unmöglich, daß er noch lange lebe, ob sie ihn denn unter fremden Händen sterben lassen und nicht vielmehr ihn wieder aufnehmen und seine letzten Tage erleichtern wolle. Natürlich konnte sie darauf keine Widersprüche erheben und erhob sie auch nicht und ihr Gatte kehrte wieder zu ihr zurück."[1]

Auch Ziegler sieht also nicht völlig klar. Von einer Weigerung Louisens kann er nicht reden, die dadurch entstandene Lücke bleibt

1. S. 180/81.

offen. Bei dem entscheidenden Punkte muß er seine Unkenntnis bekennen, den wahren Grund für das Eingreifen der Polizei vermag er nicht zu bezeichnen.

Aus den Akten ergibt sich, daß die Vermittelung des Polizeidieners — welcher Priester hieß — in unmittelbarem Zusammenhange steht mit den Ereignissen des vorangehenden Tages, an dem Grabbe in Begleitung eines Schlossergesellen im Hause seiner Gattin erschienen war. Ziegler übergeht „diesen unangenehmen Vorfall, ohne seine Einzelheiten zu erzählen."[2]

Angesichts dieser teils freiwilligen, teils erzwungenen Beschränkung Zieglers erscheint es angebracht, über diese Vorgänge auf Grund des bisher unbenutzt gebliebenen Quellenmaterials im Zusammenhange zu berichten. Wenn dabei etwas weiter ausgeholt und bei der Rückkehr nach Detmold der Anfang gemacht wird, so geschieht dies deswegen, weil das volle Verständnis dieser Vorgänge und ihres seelischen Hintergrundes erst aus der Kenntnis der Vorgeschichte entstehen kann. Zudem ist gerade dieses Kapitel ein besonders lehrreiches Beispiel dafür, welch außerordentliche Bereicherung des biographischen Details aus einer bisher beiseite gelassenen Quelle gewonnen werden kann.

*

Jakob Stangs Vermittelungsversuch war gescheitert. Louise Christiane war vor Schrecken über die ihr, wie sie meinte, durch Grabbes Rückkehr drohende Gefahr tagelang krank gewesen. In Stangs Briefen sah sie nichts andres, als die Absicht, sie auf diese Gefahr vorzubereiten; sowie sie die Fähigkeit zum Schreiben wiedererlangt hatte, bat sie Jenen „flehentlich", seinen Einfluß auf ihren Mann dahin wirken zu lassen, daß er den Gedanken, in die Heimat zurückzukehren, aufgebe. Sie benutzte diese ganze Aktion lediglich dazu, um das, was sie direkt nicht hatte erlangen können, nämlich die Aufhebung der Gütergemeinschaft, womöglich auf dem Wege über Immermann zu erreichen. Als aber dieser ihr Schreiben erhielt, da hatten die Wege der beiden Männer sich schon geschieden; Immermann lehnte jede Interzession als unnütz ab.

Vom 17. Februar ist dieser Brief datiert. Am 25sten kam es zwischen Grabbe und Immermann zu einem heftigen Zusammen-

2. S. 180.

stoß. Was die Entfremdung herbeigeführt hatte, war die Art der Kritik, die Grabbe an den Aufführungen des Düsseldorfer Stadttheaters übte. Glaubhaft berichtet Ziegler,[3] wie ihm Schauspieler, die damals in Düsseldorf gestanden, erzählt hätten, daß Immermann, durch Grabbes Angriffe gegen seine Person und das Theaterpersonal aufs heftigste gereizt, oft in den Proben wie außer sich gewesen sei und sich in den leidenschaftlichsten Ausdrücken gegen Grabbe geäußert habe, wenn ihn dieser wieder einmal zur Zielscheibe seines beißenden Spottes gemacht habe. Zwei bisher unbekannte Briefe Grabbes an Immermann[4] geben über den Vorfall neue Aufschlüsse. Darnach fühlte sich Immermann nicht nur durch Grabbes schriftliche Kritik seiner Leistung und Leitung verletzt und beeinträchtigt, sondern auch durch die mündliche. Von den im „Düsseldorfer Fremdenblatt" abgedruckten Rezensionen muß die über den „Richter von Zalamea" eine besondere Rolle gespielt haben, die in der Nummer 19 vom 19. Januar erschienen war. An dieser Aufführung hatte Grabbe mancherlei zu tadeln gefunden und insbesondere seiner Unzufriedenheit mit der Sprechweise des Herrn Henkel ziemlich drastischen Ausdruck gegeben. Als gegen sich persönlich gerichtet empfand Immermann die Bemerkungen zum Repertoire.

Beide Männer ließen sich in der Erregung zu Aeußerungen hinreißen, die sie nachher bedauerten. Noch am selben Tage erhielt Grabbe von Immermann einen Brief, in dem ihn dieser wegen der zu starken Ausdrücke, die er gebraucht habe, um Verzeihung bat. Im übrigen aber wahrte er seinen Standpunkt, und er ersuchte Grabben, dem Entschlusse, über ihn und sein Wirken in Zukunft ganz zu schweigen, treu zu bleiben; wenn dieses nicht geschehe, so werde er mit seinen Freunden auf Mittel sinnen, „ein mühsames, ernstes, treugemeintes Streben vor Verkleinerung und Herabziehung zu schützen."[5]

---

3. S. 155.

4. Vgl. Karl Ernst Henricis Katalog zur Versteigerung CXLIV am 19. u. 20. November 1928, S. 9/10.

5. Die knappe Inhaltsangabe, welche Ziegler (S. 155) von diesem Briefe gibt, ist nicht ganz zuverlässig. Es heißt dort, Immermann habe Grabben daran erinnert, daß er die Gerichte anrufen könne, um seine Angriffe zurückzuweisen.

Gegen diese Vorwürfe setzte sich Grabbe noch einmal brieflich zur Wehr, indem er Immermann am 26. Februar u. a. folgendes schrieb: Ueber das Repertoire hätten Andere als er geschrieen, er habe nicht gewagt, über die verwickelten Vorfälle zu urteilen, die es bedingten. Vielmehr habe er in einer seiner letzten Rezensionen ohngefähr gesagt, daß die Direktionen oft gezwungen wären, aus Mangel an Besserem etwas Gewöhnliches zu nehmen.[6] Nie habe er in Gast- oder Kaffeehäusern übers Theater anders gesprochen, als daß er das Gespräch zurückgewiesen habe. Eine Rezension des „Richters von Zalamea" habe er auch nicht geschrieben, oder sein Name sei gemißbraucht. Bei der Rezension der Stücke habe er nicht daran gedacht, daß dies Immermann verletzen könne; denn hierbei habe er Tiecks Grundsatz vorausgesetzt, daß die Aufführung mittelmäßiger Produktionen gar nichts schade, wenn nur die Darstellung gut gerate, welche denn doch die Hauptsache fürs Theater sei. Endlich habe er gestern „in der Hitze" vergessen, daß er der Redaktion des „Fremdenblatts" noch einige Rezensionen schuldig sei. Jedoch verspreche er, sie so vorsichtig und mit Berücksichtigung der Verhältnisse abzufassen, daß sie Immermann Freude machten und den Zorn über die früheren in Vergessenheit brächten.

Beim Schreiben dieses Briefes aber hatte Grabbe wieder etwas außer Acht gelassen. Nachträglich sah er nämlich die Nr. 19 ein und bemerkte, daß die fragliche Kritik über Calderons Schauspiel doch von ihm selbst war. Das machte ihm eine schlaflose Nacht. Am andern Tage widerrief er dann ausdrücklich in einem weiteren Briefe und setzte hinzu: „. . . . taugt die Rec. nichts, so wird das über kurz oder lang Strafe genug für mich seyn, weil ich ein künstlerisches Gewissen habe. Gichtbrüchig war ich als ich sie schrieb."

Auf diese beiden Briefe hat Immermann nichts mehr geantwortet; auch haben sich die beiden Männer nicht wieder gesehn. Grabbe aber fuhr fort, seine Kritiken zu liefern. Denn er blieb nun in Düsseldorf und lebte weiter auf Borg bei Herrn Schreiner, so lange, bis seine Schuld auf über 200 Taler gestiegen war und er unmöglich weiteren Vorschuß fordern konnte. Aller Mittel entblößt, hatte er keine andere Wahl als: nach Detmold zurückzukehren. Unterm 29. April vertraute er sich Petri an,[7] dem

6. Vgl. WW V 160, 15/8; 187/8.
7. Brief Nr. 289.

„einzigen Freund von Jugend auf"; frankieren konnte er den Brief nicht. Er schilderte ihm das Verzweifelte seiner Lage und bat, ihm mit umgehender Post 30, womöglich 36 Taler als Anleihe zu verschaffen, da er sonst verloren sei und nicht einmal von Düsseldorf fort könne. Auch möchte er ihm ein kleines Logis mieten, mit einem Tisch, zwei Stühlen und einem Bett, da er sich gleich zu Anfang in seinem Hause nicht totärgern wolle, und dafür Sorge tragen, daß die dortigen Juristen und Advokaten („meine alten Mitkollegen in den besseren Zeiten, wo ich noch unverheiratet war"), ihm so viel zum Abschreiben oder Ausarbeiten gäben, daß er täglich doch etwa 15 Mgr. verdiene. Davon könne er leben und beizu seine poetischen Sachen vollenden. Gasthäuser wolle er meiden, auch jede unangenehme Berührung mit dem alten Kreise. Zum Schlusse verlangte er eine Erneuerung seines alten Passes; sonst könne er in Münster auf der Durchreise Lärm bekommen.[8]

Petri erwiderte mit folgendem Briefe:[9]

Lieber Grabbe!

Hierbei die gewünschten 6 L'd'or, über die ich mir eine geharnischte Schulderklärung erbitte. Mit dem Miethen eines Zimmers habe ich so schnell nicht fertig werden können, da zur Antwort auf Deinen Brief, der erst gestern, d 4ten, Abends hier angekommen ist, die umgehende Post beachtet werden mußte. Es soll aber Nichts versäumt werden. Eines Passes wirst Du zur Reise hieher nicht bedürfen, da man Dich in Düsseldorf kennt und auf der Schnellpost aufnehmen wird. Unterwegs wird nicht danach gefragt.

Daß Du den Muth verlierst, ist noch nicht nötig. Ich denke, Du wirst Dir Deinen Aufenthalt auch hier in Detmold noch immer sichern können, wenn Du willst.

Dein

Petri.[10]

Detmold
5ten May 1836.

---

8. Wukadinović (WW I LIX/LX) bringt die Ereignisse, ein wenig pêle-mêle, in den folgenden Zusammenhang: Burgmüller stirbt (am 7. Mai), nun fühlt der Dichter, daß sein Verbleiben in Düsseldorf zwecklos ist. Er schreibt (unterm 29. April) an Petri um Hilfe.

9. Q 83.

10. Der Inhalt dieser beiden Briefe wird von Ziegler (S. 160) nach dem

Am 22. Mai verließ Grabbe die Stadt. Unterwegs hielt ihn seine Krankheit zwei Tage in Hagen auf. Erst am 26. Mai kam er in Detmold an und stieg nun vorerst im Meyerschen Gasthofe „Zur Stadt Frankfurt“ ab. Sein erster Ausgang galt der Mutter.

*

Grabbe befand sich, als er wieder in seiner Vaterstadt erschien, in einem sehr kranken und elenden Zustande, und es war Vielen ersichtlich, daß er nicht lange mehr leben würde. Er führte nur weniges Gepäck mit sich, vor allem das Manuskript seiner „Hermannsschlacht“, doch weder Wäsche noch andere Kleidungsstücke. Was er überhaupt an Effekten noch besaß, kam mit der Fahrpost nach. Deshalb schrieb er am 29. Mai an seine Frau[11] und ersuchte sie, ihm u m g e h e n d s zwei seiner Hemden, zwei Schnupftücher und zwei Paar Strümpfe zu schicken; sonst werde er sie zu holen wissen. Wilhelm Blinde, zweiter Marqueur im Meyerschen Gasthause, überbrachte den Brief und nahm die Wäsche in Empfang, nachdem Louise sie in Sophiens Gegenwart herbeigeholt hatte. Nun behauptet Wilhelmine Kreymeyer, die freilich gegen die Frau Auditeurin eine starke Abneigung hatte, besonders seitdem sie mit einer, im Jahre 1833 gegen sie angestrengten Injurienklage nach mehrjährigem Prozessieren kostenpflichtig abgewiesen worden war, es seien nur zwei alte, zerrissene und geflickte Hemden gewesen, und nur ein Paar Strümpfe, aber so grob und zerrissen, daß

Gedächtnis folgendermaßen wiedergegeben: „Grabbe schrieb an Petri nach Detmold einen Brief, der sehr traurig und das Zeugniß einer tiefen Entmuthigung war. Als ich ihn zum ersten Mal las, durchfuhr mich ein Entsetzen und ich rief unwillkürlich: Grabbe, Grabbe! um Gotteswillen — wo ist Dein Stolz! Er schrieb, soweit meine Mittheilung reichen kann, er habe erst an einen Sprung in den Rhein gedacht, dazu sei er aber noch wohl zu gut, nun wolle er in seiner Heimath sein Ende abwarten, das nicht lange mehr ausbleiben werde. Petri möge ihm sechs Louisd'or schicken und in Detmold ein Stübchen miethen, dann denke er sich mit Abschreiben seine geringen Bedürfnisse zu verdienen. Seine bisherigen Bekannten unter den Advocaten würden ihm ja wohl zum Abschreiben geben. Petri schickte ihm die sechs Louisd'or mit umgehender Post, schrieb ihm, wenn er nur einigermaaßen selbst wolle, könne er sich in Detmold gut genug halten und darauf kehrte Grabbe hierher zurück .....“ Eine Vergleichung mit dem Wortlaut der Briefe zeigt die relativ hohe Zuverlässigkeit dieser Angaben, von denen sich nur eine als irrig erweist.

11. Brief Nr. 293.

sie kaum hätten gebraucht werden können. Das mag aber doch übertrieben sein, denn als Sophie über diese Sache vernommen wurde, gab sie an, zerrissen werde die fragliche Wäsche nicht gewesen sein, da Louise ihre und ihres Ehegatten Wäsche stets in der besten Ordnung gehalten und sobald es nötig, ausgebessert habe. Sie habe freilich die Hemden selbst nicht untersucht, und nur gesehen, daß die Strümpfe, die Louise aufgerollt habe, zwar stark gestopft, aber doch sonst ganz gut gewesen seien. Louise habe damals geäußert, die beste Wäsche wolle sie nicht schicken, da sie solche nicht wieder bekommen werde. Die Schnupftücher seien von Baumwolle gewesen und von Louisen immer für die schlechtesten gehalten worden.

Grabbe blieb nun zwei Monate im Gasthause wohnen, und Wilhelmine sah jeden Tag mehrmals nach ihm, wartete ihm auf und besorgte seine Wäsche. Er lag tagsüber viel zu Bett, verweilte auch wohl im Gastzimmer, nahm aber kaum noch etwas Festes zu sich, weil sein zerstörter Magen das nicht mehr vertragen konnte. Größtenteils erhielt er sich durch etwas Spirituöses oder Bier, doch hat in all der Zeit niemand ihn betrunken gesehen, wie denn auch Ziegler[12] bezeugt, daß Grabbe damals im Genuß von geistigen Getränken äußerst mäßig gewesen sei. Die Abende aber brachte er regelmäßig bei der Mutter zu, die bei den Kreymeyers Aufnahme gefunden hatte. Bei dieser Gelegenheit fragte sie ihn dann sehr häufig, weshalb er denn nicht in seine eigene Wohnung ziehe, wo er seine schönen Sachen und Werke habe. Darauf antwortete Grabbe: bei seiner Frau sei er noch nicht gewesen; vor der sei er bange, und wolle ihn die nicht in ihrer Wohnung haben. Auch äußerte er bei solchem Anlaß etwa: erst wolle er seinen „Hermann" vollenden; denn nach der Rückkehr in sein Haus werde das unglückliche Verhältnis zu seiner Frau ihm zum Arbeiten keine Ruhe mehr lassen. Andere Freunde redeten ihm gleichfalls zu, da seine Kränklichkeit sich immer mehr verschlimmerte, doch in seine eigene Wohnung zu seiner Gattin überzusiedeln, so Georg Meyer und August Brokmann, der Ressourcenwirt, der bei ihm Unterricht in der französischen Sprache nahm. Immer aber erwiderte Grabbe:

12. S. 165.

sie wolle ihn ja nicht in ihr Haus aufnehmen, auch würde er bald sterben, wenn er mit ihr leben müsse.

Mitte Juli war Grabbes Krankheit in ein Stadium getreten, welches ein weiteres Leben im Wirtshause ausschloß. Denn die Unruhe, welche damit verbunden war, rieb Grabbe auf, und er bedurfte der häuslichen Pflege. So machte ihm Kanzleirat Petri den Vorschlag, wenigstens sein Logis bei Meyer mit einer Privatwohnung zu vertauschen. Grabbe erwiderte: er sei gerade mit der Mundierung seines Manuskriptes der „Hermannsschlacht" beschäftigt und wolle diese erst vollenden. Dann, aber nicht eher, wolle er bei seiner Gattin einziehn, bloß um dieser zu zeigen, daß er dazu ein Recht habe. Wenn er es jetzt schon tue, so werde sie ihm zum Abschreiben seines Dramas keine Ruhe gönnen und er damit nicht fertig werden. Nachträglich scheint er aber doch auf Petris Rat gehört zu haben; jedenfalls wurde für ihn eine Stube beim Schneider Brüggemann gemietet.

Am Ende gingen die Dinge einen ganz anderen Weg, und das kam so: Noch am 20. Juli quälte sich Grabbe mit der Korrektur seines Werkes. Am 21. lag sie im Konzepte vor; Petri sollte der erste sein, der das Stück kennen lernte, welches ganz seit seinem jetzigen Aufenthalte in Detmold so geschrieben sei, wie es vorliege.[13] Nun war Grabbe zum Auszug aus dem Gasthofe bereit. Am 23. Juli begab er sich in das Haus seiner Gattin, und zwar in Begleitung eines Schlossergesellen, um sich gewisse Obligationen anzueignen, die sich dort in Louisens Gewahrsam befanden und deren er jetzt bedurfte, sei es, um seinen Verbindlichkeiten gegen Meyer nachzukommen, sei es, wie Ziegler[14] meint, um die Mittel zu seiner neuen Einrichtung zu gewinnen. Bei dieser Gelegenheit kam es zu einem erheblichen Skandal.

Louise, von Haus aus schon eine zimperliche, überängstliche Natur, nun überdem nervös geworden, überreizt und kränklich in den jahrelangen Widerwärtigkeiten ihrer Ehe, hört unbekannte Menschen die unverschlossene Haustür und sodann die ebenfalls offene Stubentür unten im Erdgeschoß öffnen, hört plötzlich, wie der Schlüssel der Stube im ersten Stock, in der sie sich befindet,

13. Vgl. die Briefe Nr. 301 u. 302.
14. S. 180.

von außen umgedreht und abgezogen wird, wie dann unbekannte Schritte lärmend die Treppe heraufkommen, wie man versucht, die nun verschlossene Tür mit Gewalt zu erbrechen, und sie am Ende völlig einschlägt. Sie ahnt nicht, daß die treue Sophie es gewesen war, die, beherzter als sie, rasch zur Hilfe herbeieilend ihre Herrin in der Stube eingeschlossen und den Schlüssel abgezogen hatte, darauf zu dem Polizeipedell Blanke gelaufen war und diesen um seinen Schutz gebeten hatte, mit der Angabe, daß der Herr Auditeur mit einem Schlossergesellen gekommen sei und alle Schlösser aufzubrechen im Begriffe stehe. Unwissend vielmehr, was alles dies zu bedeuten habe, noch von wem dieser Ueberfall herrühre, flüchtete sie daher in grenzenloser Bestürzung in eine anstoßende Kammer und verriegelte die Tür, um Mißhandlungen zu entgehen. Sie kam daraus auch nicht wieder zum Vorschein, selbst nachdem sie gehört hatte, daß Grabbe es war, der sie so erschreckt hatte, und wie dieser dem gleichfalls herbeigeholten Polizeidiener Priester, auf dessen Frage, was er hier beabsichtige, antwortete: „Ich will zu meiner Frau; die ist hier in der Kammer."; statt dessen zog sie sich durch eine Hintertür zurück und warf sich dem inzwischen eingetroffenen Pedellen Blanke in die Arme, ihn bittend, er möge bei ihr bleiben, was dieser jedoch mit der Bemerkung ablehnte, daß er bei der Ruhe des Auditeurs nicht einsehe, was seine fernere Anwesenheit nützen solle. Grabbe, erregt über das Verhalten seiner Gattin, das ihn in seinem Glauben bestärken mußte, sie wolle ihm den Eintritt in sein Haus verwehren, erzürnt über den Skandal, den ihr Mißverständnis verursacht hatte, sank nun erschöpft auf einem Sopha nieder und verfiel eine Zeitlang in einen völlig bewußtlosen Zustand. Nachdem er aus seiner Ohnmacht erwacht war, redeten herbeigeeilte Freunde ihm sein Vorhaben aus und bestimmten ihn, nach dem Gasthause zurückzukehren. Ehe er dies aber tat, bedeutete er dem Pedellen Priester, daß er ihn bei seinem zweiten, wirklichen Einzuge aus dem Meyerschen Gasthause abholen und in sein Haus führen sollte. Priester wendete zwar anfangs dagegen ein, daß er das wohl nicht tun dürfe, aber Grabbe bestand auf seinem Vorhaben.[15]

15. Vgl. auch zu diesem Vorfall den Bericht von Friedr. Althaus (Q 1, abgedruckt WW I LXIII), dem der Dichter „mit der genialen Shakespearestirn

Am Abend desselben Tages kehrte der Amtsauditor Wippermann, von Meinberg zurückkommend, noch im Meyerschen Gastzimmer ein und hörte davon erzählen, daß der Auditeur Grabbe in Begleitung eines Schlossergesellen in die Wohnung Louisens eingefallen sei, um sich der in deren Gewahrsam befindlichen Obligationen zu bemächtigen, und daß er die Absicht habe, am folgenden Tage seinen Besuch zu wiederholen. Er war der Anwalt Louisens und hielt es deshalb für seine Pflicht, noch am gleichen Abend zu dieser zu gehn, um sie davon in Kenntnis zu setzen. Dadurch offenbar fühlte sich Louise veranlaßt, bei dem Chef der Polizeikommission, dem Regierungsrat v. Meien, anzufragen, ob sie rechtlich verpflichtet sei, ihren Mann wieder bei sich aufzunehmen. v. Meien hielt es für selbstverständlich, diese Frage mit „Ja" zu beantworten; überdies ist zu vermuten, daß er diesen Anlaß benutzte, um ihr, wie Ziegler[16] berichtet, durch einen Polizeidiener vorstellen zu lassen, „ihr Mann sei ja so krank und elend, es wäre unmöglich, daß er noch lange lebe, ob sie ihn denn unter fremden Händen sterben lassen und nicht vielmehr ihn wieder aufnehmen und seine letzten Tage erleichtern wolle."

Auch Grabbe wandte sich, um sicher zu gehn, an den Chef der Polizeikommission. In einem, vom 24. Juli datierten Schreiben teilte er zunächst den Anlaß seines Schrittes mit („Gestern gehe ich einfach in mein Haus und meine — macht Specktakel") und ferner, daß er die Absicht habe, nun übermorgen früh 9 Uhr sein Haus zu beziehen. Er bat endlich um die Erlaubnis, dazu den Polizeidiener Priester mitzunehmen, als einen glaubwürdigen Zeugen für sein angemessenes Verhalten („Ich wünschte, Priester wäre gegenwärtig, um zu sehen, wie ruhig ich handle.") Gleichzeitig erschien Priester selbst bei seinem Chef, meldete diesem, Grabbe habe ihn verlangt, um von ihm in sein Haus eingebracht zu werden, und fragte an, ob er dies tun dürfe; v. Meien gestattete es ihm.

Nun entstand zwischen den beiden Ehegatten ein Briefaustausch, den Wukadinović[17] nicht übel mit dem diplomatischen

---

und den sinnlich satyrartigen Augen und Lippen" beim Heimweg nach „Stadt Frankfurt" zum ersten und letzten Male begegnete.

16. S. 181.

17. WW I LXIV.

Notenwechsel zweier kriegführender Mächte vergleicht. „Frau!", schreibt Grabbe imperatorisch,[18] „U e b e r - M o r g e n früh, Schlag neun Uhr, zieh' ich in mein Haus. Vorerst denk' ich mein altes Zimmer nebst Schlafkammer, beide parterre, zu wählen. Ich hoffe, sie mit allen Möbeln so in Stande zu finden, als sie waren . . . Ueber-Morgen früh halb 9 Uhr hat Sophie bei mir zu erscheinen, oder sie ist übermorgen mittag 12 Uhr außer Diensten. Warum Du gestern das Publikum aufzuregen geschienen und den Pedell Priester vielleicht hast rufen lassen, begreif' ich nicht. Es wird wohl nicht von Dir herrühren. Ein Ehemann kann übrigens in sein Haus treten. Ich tat Dir dabei nichts zuleide." Dann aber lenkt er ein, und sein Ton wird versöhnlich. Sehnsucht nach Ruhe bricht durch und er schließt beschwichtigend: „Bedenke, unser Interesse ist gemeinsam. Handle nicht dagegen. Ich werde Dich nie verletzten. Fremde Ratgeber nützen wenig."

Wieder war Blinde der Bote. Als Antwort brachte er ein versiegeltes Blatt zurück, das nichts enthielt, als die lakonischen Worte: „Ich stehe unter dem Schutze der Obrigkeit!"

Grabbe, dadurch von neuem gereizt, schrieb einen zweiten Brief.[19] Darin teilte er mit, daß er nun schon am nächsten Tage in seine alte Stube und Kammer, beide parterre, einziehen werde. Sophie habe beides einzurichten, daß er dort gut wie sonst wohnen und schlafen könne. Wieder wurde Wilhelm Blinde zu Louisen geschickt und unbedingt angewiesen, ihr das Schreiben vor die Füße zu werfen, falls sie es anzunehmen sich weigern sollte, ein Auftrag, den er denn auch pünktlich vollzog.

Am nächsten Tage führte Grabbe seinen Vorsatz aus. Er sagte zu Wilhelmine, er wolle nun doch zu seiner Frau ziehen, das gehe aber nicht ohne Hilfe der Polizei, weil ihm vor jener bange sei. Sie möge daher den Polizeidiener Priester auf den Nachmittag bestellen. Priester aber wußte, als sie zu ihm kam, bereits Bescheid, holte zur festgesetzten Stunde Grabbe ab, faßte ihn unter den Arm und geleitete ihn nach seiner Wohnung. Wilhelmine ging ein Stück des Weges mit ihnen. An der Tür des Hauses empfing ihn Sophie; mit Tränen in den Augen betrat er seine alte Stube, ließ sich

18. Brief Nr. 304.
19. Nr. 305.

erschöpft auf dem Sopha nieder und war sehr traurig. Louise aber war nur mit Mühe zu bestimmen, ihn zu begrüßen. Am gleichen Abend noch tat Grabbe den gewohnten Gang zu seiner Mutter. Aber er war sehr verstimmt, und in Tränen aufgelöst äußerte er schließlich: „Ich bin nun in mein Elend hineingegangen." Bald darauf mußte er seiner Mutter sagen lassen, sie möge ihn doch nicht mehr in seiner Wohnung besuchen, seine Frau lasse ihn sonst dafür büßen. —

Mit Konsequenz hatte Louise ihren Vorsatz, die Ausschließung der Gütergemeinschaft durchzusetzen, weiter verfolgt. Nachdem alle ihre Bemühungen, dies auf gütlichem Wege zu erreichen, fehlgeschlagen waren, entschloß sie sich, einen Rechtsbeistand zu nehmen. Sie befragte zunächst den Syndikus Wilhelm Runnenberg. Dieser war der Meinung, daß Louise ihren Zweck nur dann erreichen könne, wenn sie auf Ehescheidung klage. Es wurden nun die Gründe, welche dazu berechtigten, im allgemeinen durchgesprochen. Aber sei es nun, daß solche fehlten, oder daß Louisen die Angelegenheit zu delikat war, auf jeden Fall konnte sie sich zur Klage nicht entschließen, und so gab Runnenberg nach Verlauf einiger Monate die Sache wieder ab.

Darauf wandte sich Louise, zu Beginn des Jahres 1836, an den Amtsauditor Wippermann mit der Bitte, zwischen ihr und Grabbe eine Vermögensseparation oder Sicherstellung des von ihr eingebrachten Vermögens zu bewirken. Wippermann konnte ihr jedoch keine andere Auskunft geben, als sein Vorgänger, und erklärte, er werde nur dann die Besorgung der Angelegenheit übernehmen, wenn er auf Ehescheidung antragen könne. Erst nach vielem Widerstreben ging Louise auf diese Bedingung ein, wodurch die Sache eine Zeitlang verzögert wurde. Am 6. August endlich, als Grabbe bereits wieder bei seiner Gattin wohnte, wurde der „Gehorsamste Antrag der Frau Auditeurin Grabbe zu Detmold gegen ihren Ehemann den Herrn Auditeur Grabbe daselbst Ehescheidung betreffend" beim Fürstlichen Konsistorium eingereicht. Das denkwürdige Schriftstück[20] hat folgenden Wortlaut:

Seit dem 6ten März 1833 mit dem Auditeur Grabbe verheirathet, war unsere Ehe fast vom ersten Augenblicke an, obgleich

20. Q 109.

ich stets demselben als liebevolle Gattin begegnete, eine sehr unglückliche. Nicht nur, daß derselbe durch seine Launen und häufige Trunkfälligkeit den Hausfrieden auf's Aeußerste störte, hat derselbe häufig gewagt, nicht allein mich durch Worte auf's Schlimmste zu verunglimpfen, gegen Bekannte und in Wirthshäusern mich zu verläumden und meinen Ruf zu untergraben, sondern auch mich thätlich zu mißhandeln. Mit geladenen Pistolen hat er mich verfolgt und gedroht meinem bejammrungswürdigen Daseyn ein Ende zu machen, mit gezogenen Degen hat er mir gedroht und in das Bette gestochen, in welchem ich mich befand; er hat versucht mich zu erwürgen. In öffentlichem Wirthshause hat er mich noch kürzlich mit den Worten ausgeboten: „er habe eine Frau, wer sie haben wolle könne sie gleich bekommen."

Am 4ten October 1834 verließ mich derselbe ohne Abschied, ohne zu sagen wohin er gehe. Vor einigen Wochen erst kehrt derselbe zurück und statt zu mir zu kommen, quartirt sich derselbe in einem Wirthshause ein, bleibt daselbst fast zwei Monate ohne sich um mich zu kümmern. Sendet bloß einmal ein Billet mit dem Begehren ihm Wäsche zu senden mit der befremdenden Unterschrift „sonst dein Grabbe".

Durch diese vielen Mißhelligkeiten während unserer Ehe ist ein unversöhnlicher Haß zwischen uns entstanden, der durch achtzehnmonatliche factische Trennung nicht gemildert werden konnte.

Seit wenigen Tagen nun hat sich mein Mann wieder im Hause eingefunden und beträgt sich, obgleich krank, wieder so ungebührlich gegen mich, daß es mir unmöglich ist länger mit ihm zu leben.

An Hochfürstliches Consistorium ergeht deshalb meine unterthänigste Bitte,

die zwischen mir und dem Herrn Auditeur Grabbe bestehende Ehe nicht quoad torum et mensam, sondern wegen lebensgefährlicher Drohungen und Nachstellungen nach dem Leben

[es folgen eine Reihe von Zitaten]

und unversöhnlichen Hasses, gänzlich auflösen, mir auch nach der Landesverordnung vom 17ten März 1786

a.[21]

mein Eingebrachtes, sowie einen jährlichen angemessenen Unterhalt, zusprechen zu wollen.

Hochfürstliches Consistorium glaube ich unter den obwaltenden Umständen gehorsamst bitten zu dürfen:

nec obstantibus feriis in dieser Sache zu decretiren.

Worüber.

cpt. G. Wippermann.

Unterm 7. September verfügte das Konsistorium die Mitteilung des Antrags an den Verklagten; auch wurde Termin zur Instruktion der Sache mit beider Teile Vorladung auf den 19. des Monats angesetzt. Zu diesem Termin ist es nicht mehr gekommen, denn sieben Tage vorher war Grabbes Ehe von einem anderen Richter geschieden worden.

---

21. Der betreffende Abschnitt in § 32 lautet:

„Sind beyde Eheleute an der Ehescheidung Schuld, so sollen sie das gemeinschaftliche Vermögen, nach Abzug der Schulden, unter sich gleich theilen.

Ist hingegen die Schuld nur auf Seiten des einen Ehegatten: so hat

a) die unschuldige Frau die Wahl, ob sie ihr Eingebrachtes, nebst dem vierten Theil des Vermögens des Mannes und des sonst während der Ehe erworbenen Guts, zurückfordern, oder lieber das ganze gemeinschaftliche Vermögen, nach Abzug der Schulden, mit dem Mann gleich theilen will.

Ist aber zu dieser Wahl gar kein, oder wenigstens kein hinreichendes theilbares, der freyen Disposition des Mannes unterworfenes Vermögen vorhanden: so erhält die unschuldige Ehefrau ihr Eingebrachtes nur in soweit zurück, als es daraus nach vorher abgezogenen Gemeinschaftsschulden erfolgen kann, und muß ihr der schuldige Mann außer dem Verhältniß- und Standesmäßigen, von der Obrigkeit zu bestimmenden jährlichen Unterhalt bis zu ihrer Wiederverheyrathung geben."

Zweites Kapitel.

Die Ereignisse am 12. September 1836.

Mit Recht sagt Nieten in seinem Aufsatz im „Westfälischen Magazin“,[1] am schwierigsten sei es, über die letzten Vorgänge Klarheit zu erhalten, denn hier wichen die Erzählungen Luciens und Dullers [richtig: Zieglers] am meisten voneinander ab, und kein biographisches Zeugnis ist hier von vorn herein glaubwürdig. Welches die Umstände gewesen, unter denen Christian Grabbe starb, schildert zuerst seine Witwe in ihrem Tagebuche[2] folgendermaßen:

„Luzie gibt zu, daß sie bei dem Tode ihres Gatten nicht anwesend war. Die Schwüle im Zimmer, der Geruch der Medizin, ‚sowie auch des Branntweins, den Grabbes Mutter in reichem Maße genoß', seien ihr unerträglich geworden, so daß sie das Zimmer verlassen mußte. Sie steckte den Kopf in kaltes Wasser, dann besann sie sich einer Flasche Rotwein im Keller und brach ihr den Hals, da kein Korkzieher zu finden war; doch der Wein war sauer. Da sah sie auf dem Herde heißes Wasser stehen und stürzte, das erstemal in ihrem Leben, zwei Tassen davon hinunter. Nun sei ihr besser geworden. Als sie zurückkehrte, war Grabbe tot. Die Alte habe ihr Branntwein aus der Flasche angeboten. ‚Kaffee wäre wohl das Beste', meinte der Doktor.

‚Was nun gleich hinterher geschah,' — heißt es im Tagebuch — ‚weiß ich nicht mehr. Ich fiel in Ohnmacht. Als ich wieder zu mir kam, war der Kaffee schon kalt geworden. Aber ich trank doch etwas und war gleich besser. Endlich begann ich mir alles Ge-

1. S. 133.
2. Q 33 = WW I LXVI/VII.

schehene vorzustellen. Es schien so unbegreiflich! Das Heulen und Schluchzen und Husten der alten Frau, die sich wohl verschluckt hatte, waren zu gräßlich. Mir fiel ein, daß ich für irgendein Gericht Lorbeerblätter in der Küche hatte, ich ging hinunter und fand genug, um einen Kranz zu winden. ‚Die sollen ja für den Braten sein!' kreischte sie mich an. Ich kümmerte mich nicht um sie und fuhr fort zu winden. Jetzt fielen mir aber die Tränen von den Backen, — ein geschmolzenes Blei! Alle alten Wunden brachen wieder auf. Eine wahre Tränenflut vergoß ich. Ich legte die Lorbeerblätter zur Seite und betete innerlich — die Zunge versagte mir! — — Nun! Er war erlöst! (Ich aber auch!) — Und doch! ich war über alle Maßen traurig. Ich hatte ihn doch einst so sehr geliebt und bewundert! Er war doch groß und gewaltig!

Es ist sonderbar, wie nicht nur in den allergewöhnlichsten Momenten, sondern auch in den furchtbarsten und aufgeregtesten des Lebens die Natur, das ‚gewöhnliche Bedürfnis', unwiderstehlich auf ein liebgewordenes Mittel hinzuweisen scheint, das trivial genug sein mag, aber gut medizinisch wirkt auf Körper und Geist. Mein ausgedörrter, vertrockneter Hals sehnte sich nach heißem Kaffee. Das Mädchen ging in die Küche, solchen frisch zu machen. Aber darauf! O des greulichen, nicht enden wollenden lauten Geschwätzes unten im Hause, wo sich ein Schwarm von Klatschbasen hineingeschmuggelt zu haben schien. Ich schellte und gab Befehl, daß alles still sein und jene Personen das Haus räumen sollten.

Endlich war alles still, und ich war mit meiner niedergestürzten Bildsäule allein. Die Züge wie aus Granit gehauen, ein ehernes Napoleonsgesicht, nur größer, breiter, länger. Ich machte den Kranz fertig und schrieb darauf: Non omnis moriar!'"[3]

Das 2te Mal wird sie die Ereignisse des letzten Tages in ihrem „umständlichen" Briefe an Duller vom 5. August 1837 geschildert haben, der nicht erhalten ist. Die auf ihm beruhende Darstellung Dullers ist sehr kurz, und schweigt ganz über das Verhalten der Mutter. Sie lautet: „Am Morgen des 12. Septembers stellte sich der Todeskampf ein. Bei vollem Verstande sah der Dichter, das Haupt noch voll Schöpfergedanken, sich plötzlich am Ziele stehen! Um zehn Uhr neigte er die heiße Stirne an die Brust

3. Vgl. dazu Louisens Brief an Grabbe vom 13. Juli 1829 (WN VI 312).

der Gattin und nahm wehmüthig, liebend, dankend Abschied von ihr für das Erdenleben. — Des Nachmittags, etwas vor drei Uhr hatte er ausgerungen."[4]

Ein Jahr später, am 2. Oktober 1838 gibt sie Freiligrath Bericht. Sie schreibt: „Daß sie [Dorothea Grabbe] sich übrigens empörend unschicklich am Sterbebette ihres einzigen Sohnes benommen, hat mir die Sophie Möllermann u. der nunmehr verstorbene Schröder, Ihr vormaliger Hauswirth hies., mitgetheilt. Sie hatte sich nämlich, nachdem ich Abschied von Grabbe genommen, sie rufen lassen, u. ihr am Sterbebette meinen Platz überlassen, vor ihrem sterbenden Sohn im Trunk übernommen, u. sich so ganz gefühllos gezeigt. pp. Unter Scheckern u. Lachen hat sie immer gerufen, o Christian! wie schmeckt mir dies so gut!

Schröder aergerte sich dabei fast krank, u. Sophien amüsirt[e] die Freundlichkeit. Denn sie hatte nie etwas anders als Gezänk aus ihrem Munde vernommen. Als man sie nun aufmerksam gemacht, daß ihr Sohn verschieden rief sie wieder ‚Nah dat es nich wohr he schlöpet so en Betken.' Und als man es ihr denn endlich nach 1½ Stunde bei gebracht hat sie denn erwiedert ‚Jo, he is so juste sanfte inschlopen.' wobei sie nun mit Wohlbehagen Caffee[5] getrunken u. unaufhörlich gelacht. Während dem größten Schmerz kamen mir diese Erzählungen nun fortwährend zu u. nun denken Sie sich dabei das Gefühl der in Gram versunkenen Witwe."[6]

Für den Wert dieser drei Zeugnisse spricht, daß Louise die darin geschilderten Ereignisse teils selbst erlebt hat, teils unmittelbar hinterher von zwei Zeugen (sie nennt Sophien sowie Freiligraths ehemaligen Hauswirt Schröder) zugetragen bekam.

---

4. S. 86.

5. Dies Wort „Caffee" wird von Nieten (a. a. O. S. 134) weggelassen, so daß man denken muß, es handle sich wieder um das Trinken von Branntwein, von dem zuvor die Rede gewesen. Ebenso heißt es nicht in der vorher in der gleichen Spalte zitierten Briefstelle: „seine Mutter habe ihm schon im vierten Lebensjahre Branntwein vor das Bette gesetzt .....", wie Nieten abdruckt, sondern „Branntwein u. kalten Caffee". Ferner schreibt Louise nicht: „ihr vormaliger Hauswirt", was man unsinnigerweise auf Sophie Moeller beziehen muß, sondern „Ihr", also Freiligraths. — Endlich sind die Worte der Mutter Grabbes in Nietens Wiedergabe arg verderbt.

6. Q 36 k.

Dagegen spricht, daß sie sich offenkundig in allerhand Widersprüche verwickelt.

Nach dem ersten Bericht hat sie die Absicht gehabt, am Sterbebette Grabbes bis zu dessen Ende auszuharren; sie sei nur, da ihre schwachen Nerven den mancherlei Widerwärtigkeiten jener Stunden nicht gewachsen gewesen seien, weggegangen, um sich zu stärken, und nach ihrer Rückkehr sei Grabbe schon tot gewesen. Nach dem zweiten dagegen hat sie sich schon zehn Uhr vormittags von dem Sterbenden verabschiedet, also offenbar nicht die Absicht gehabt, ihn nochmals zu sehn. Und ebenso hat sie nach dem dritten von ihrem Gatten vor dessen Ende endgültigen Abschied genommen.

Zweitens hat, nach dem ersten Bericht, Grabbes Mutter am Sterbebette ihres Sohnes geheult und geschluchzt, nach dem dritten dagegen sich „so ganz gefühllos gezeigt", gelacht und geschäkert.

Diese Unstimmigkeiten werden vermehrt durch einen vierten Bericht, der in der Althaus'schen Selbstbiographie enthalten ist, und von dem Wukadinović nur sagt: „ganz anders lautet wieder, was sie Althaus darüber erzählte."[7] Ferner bemerkt er dort, Althaus müsse selbst zugeben, daß Frau Grabbe in ihrem Tagebuch die Vorgänge „dramatisch zusammengezogen" habe; nach dem dritten und vierten Bericht (an Freiligrath und an Althaus) sei Grabbe schon längere Zeit tot gewesen, als sie sein Sterbezimmer betreten habe.

Man darf aus diesen Widersprüchen in den doch dicht beieinander liegenden Berichten den ersten Schluß ziehen, daß Louisens Berichterstattung nicht völlig zuverlässig ist, und kann Wukadinović zustimmen, welcher meint, durch sie verliere ihre Verteidigung stark an Glaubwürdigkeit. —

---

7. Q 118 = WW I LXVII. Anm. — Sonst wird dort aus diesem Bericht nur noch folgendes mitgeteilt: „Am schwersten kränkte sie der Vorwurf, daß sie in diesen aufgeregten Augenblicken die Stimmung gefunden, sich einen Kaffee zu kochen, und sie pflegte, wenn darauf die Rede kam, zu sagen: ‚Werthers Lotte schnitt Butterbrode, als sie Werthers Tod erfuhr. Warum sollte ich nicht etwas Kaffee trinken?'" Uebrigens einer der Beweise dafür, wie sehr sie versuchte, ihre Lebensführung nach klassischen Vorbildern zu orientieren.

Wie schildert Ziegler, der Vertreter der Gegenpartei, die Ereignisse des letzten Tages? In seinem Buche heißt es:

„Gegen neun Uhr kam seine Frau, welche des Nachts mit bei ihm gewacht hatte, wieder zu ihm herunter. Als er sie erblickte, erhob er sich etwas und streckte den Kopf vor, indem er die Lippen bewegte. Es war, als ob er etwas verlange. Sie deutete dies so aus, als wenn er sie küssen und Abschied von ihr nehmen wolle, konnte sich indessen, obgleich sie dies annahm, lange nicht überwinden, ihn zu küssen. Endlich erst, nachdem Grabbe mehrmals die Bewegung wiederholte, küßte sie ihn auf die Stirn und er faßte ihre Hand und drückte sie krampfhaft. Darauf ging sie von ihm und hat ihn im Leben nicht wieder gesehen.

Nachdem seine Frau weggegangen, kamen noch mehre Besuche aus der Stadt.

Gegen zehn Uhr kam Grabbe's Mutter. Die Frau Auditeurin hatte es nämlich jetzt erlaubt, daß jene kommen durfte, sie hatte sich besonnen, wahrscheinlich weil sie vernommen, welche Sensation ihr Benehmen am gestrigen Tage in der Stadt gemacht hatte, und diesen Eindruck verwischen wollte. Grabbe, der die Veränderung ihrer Gesinnung nicht wußte und an den gestrigen Auftritt denken mochte, wies Anfangs mit den Händen zurück und brachte wie beklommen unartikulirte Töne hervor. Erst als man ihm gesagt, daß seine Frau gegen die Anwesenheit seiner Mutter nichts mehr zu erinnern habe, beruhigte er sich.

Dann setzte sich seine Mutter zu ihm an's Bett und suchte ihm seine letzten Augenblicke zu erleichtern und ihm in seinem Todeskampfe, der sich einstellte, beizustehen.

Ihr heißgeliebter Sohn starb, ihr Stolz, ihr Alles, man kann sich also denken, welcher Schmerz in ihrem ohnehin leidenschaftlichen Gemüthe wühlen mochte. Sie benahm sich aber äußerst sanft und gut.

Sie strich ihm die Hand und wischte ihm den Schweiß ab und bückte sich von Zeit zu Zeit tröstend über ihn und sagte dann in ihrer plattdeutschen Mundart:

Sui Christian, Dui bist ja muin leuve Christian — sui man getraust, Diu krigst et ja niu baule wuit bedder — sui, Diu kümmst ja niu tom Vaddern — muin leuve, leuve Christian!

Grabbe schien die Nähe seiner Mutter sehr wohl zu thun und er wandte sein sterbendes Auge von ihr nicht ab, gleich als ob er ihr seinen letzten Dank aussprechen wollte.

So verging die Zeit bis gegen drei Uhr Nachmittags. Hier wurde der Athem des Sterbenden immer schwächer und endlich, da stand sein Leben still; Grabbe hatte seine Laufbahn vollendet ... Seine Mutter drückte ihm weinend die Augen zu.

Als seiner Frau, welche seit dem Morgen nicht wieder erschienen war und in Unterhandlungen wegen Geldunterbringen sich mit Rechnen und Geldzählen beschäftigt hatte, die Nachricht von seinem Tode gebracht wurde, rief sie dem grade anwesenden Schneider S.— zu:

Topp, das ist gut, daß der Unhold todt ist! Und dabei schlug sie in die Hände: Topp!

Nun kommen Sie, H. S. — nun wollen wir einen guten Kaffee machen, da sollen Sie hier bleiben. Also endlich! —"[8]

Ziegler ist nicht Augenzeuge dieser von ihm erzählten Begebenheiten, wird sich vielmehr auf Sophie verlassen, auf die gerade auch Louise sich beruft, vielleicht auch auf den Schneider S.—, der wahrscheinlich mit dem in Louisens Brief genannten Hauswirt Schröder identisch ist.

Vergleicht man nun den Bericht Zieglers mit denen Louisens, und zwar im Hinblick auf die in diesen enthaltenen Widersprüche, so stellt sich heraus, daß er jene beiden Lesarten bestätigt, nach denen

1: Louise Christiane sich bereits am Vormittage von Grabbe verabschiedet hat,

2: die Mutter als schmerzlich trauernd und weinend hingestellt wird.

Dabei ist bemerkenswert, daß nur die zweite Lesart dem zeitlich den Ereignissen am nächsten liegenden Berichte, nämlich der Tagebuchstelle, angehört, während dieser im anderen Falle widersprochen wird. Man darf also, zur Erklärung der aufgezeigten Widersprüche in den verschiedenen Aussagen Louisens, nicht den Schluß ziehn, daß sie zu Anfang ihre Erlebnisse mit relativer Treue aufgezeichnet hat, und erst in den späteren Niederschriften ein

---

8. S. 209/11.

Nachlassen der Zuverlässigkeit sich bemerkbar macht. Vielmehr muß versucht werden, die Entwirrung auf anderem Wege zu finden. Die Frage, welche zu stellen ist, liegt außerordentlich nahe. Es ist dieselbe, welche der Untersuchungsrichter sich beantworten muß, wenn er es mit einer wichtigen Belastungszeugin zu tun hat, doppelt dringend sich beantworten muß, wenn durch Widersprüche in ihren Aussagen sein Mißtrauen wach wird. Die einfache Frage also: ist denn die Zeugin überhaupt glaubwürdig?

Aber Louise Christiane ist nicht nur Zeugin in diesem besonderen Falle. Eine ganze Gruppe biographischer Quellen geht teils unmittelbar, teils mittelbar auf sie zurück. Dullers Arbeit beruht vielleicht zu vier Fünfteln auf Material, das sie geliefert hat. Darum ist auch in dieser quellenkritischen Untersuchung überhaupt ein endgültiges Urteil nicht möglich, wenn nicht eine Charakteristik Louisens vorausgegangen ist. Man muß wissen, ob sie, ihrer Natur nach, befähigt war, sich von erlebten Vorgängen eine relativ getreue Wahrnehmung zu verschaffen, ob die Umwandlungen des Wahrgenommenen bei der Reproduktion relativ gering waren, oder sehr groß, wie dies leicht geschieht bei einem beweglichen, phantasiereichen Geiste, namentlich nach Ablauf längerer Zeit, wenn die Erinnerungsbilder im einzelnen abgeblaßt oder geschwunden sind, eine Frage, welche die nach der Treue und Genauigkeit des Gedächtnisses einschließt, ob endlich Louise ein Mensch war, der anderen Persönlichkeiten mit großer Unbefangenheit, sachlich und objektiv gegenüberstand, oder ob sie zu Parteilichkeit neigte, so daß man annehmen muß, sie habe in ihren Darstellungen manches verschwiegen, anderes einseitig hervorgehoben, dadurch nach einer Richtung übertrieben, schöngefärbt, nach einer anderen Richtung verkleinert und herabgesetzt. Daraus ergibt sich, daß die im folgenden unternommene Charakteristik Louisens auf keine allzu schmale Basis gestellt sein, jedoch auch niemals ihr besonderes Ziel aus dem Auge verlieren durfte, nämlich die Beantwortung der Frage: war Louise Christiane zu relativ unentstellter Auffassung und Wiedergabe der Tatsachen qualifiziert?[9]

---

9. Vgl. zu diesen Ausführungen Bernheim, a. a. O. S. 465/506. — Die Hauptquelle für diese Charakteristik sind Louisens Briefe an Freiligrath. Es muß genügen, darauf ein für alle Male hingewiesen zu haben, da sonst die Anmerkungen in unerträglicher Weise überwuchern würden.

Louise Christiane Clostermeier wurde am 15. August 1791 in Detmold geboren. Sie war Norddeutsche nur durch ihre Mutter Louise, die als Tochter des Archivrats Knoch einer offenbar seit längerer Zeit in Detmold ansässigen Familie angehörte. Dagegen stammte ihr Vater aus dem bayrischen Regensburg. Und des Vaters süddeutsche Art überwog auch in der Tochter, deren Stammesempfinden deutlich nach dem Süden weist. Dies spürt man schon an dem Berichte Schückings, der sie „überaus lebhaft" findet, von ihrer „mielleusen Beredsamkeit", ihrer „großen Zungenvolubilität", ihrer „Leidenschaftlichkeit" spricht — alles Eigenschaften, die dem Westfalen wohl fremdartig vorkamen.[10] Auch ihren Briefen merkt man an, daß Louise sich ganz und gar als Süddeutsche fühlte, daß es ihr nicht gelungen war, in der kleinen lippischen Residenz sich einzuleben, heimisch zu werden in dem Lande, in dem sie aufgewachsen war, in dem sie fast ihr ganzes Leben zugebracht hatte, und ein inneres Verhältnis zu dem sie umgebenden, herberen und verschlosseneren norddeutschen Wesen zu gewinnen, das sie fremd, ja feindselig empfand.[11]

So ist ihr Duller als Verfasser der Biographie gleich willkommen, als sie hört, er solle aus Wien gebürtig sein; und mit leicht anklingender Sehnsucht fügt sie hinzu: „Das ist mir angenehm, denn ich habe Vorliebe für die Süddeutschen." Und ein andermal: „Ich sehne mich sehr von Detmold weg, möchte gern empfinden, wie man an einem andern Orte lebt." Dagegen macht sie kein Hehl daraus, wie verhaßt ihr im Grunde des Herzens das ganze Detmold ist, dieses „westphälische Abdera", wie sie es einmal, bitter und ingrimmig, nennt. „Wollte Gott, ich wär' bei Ihnen!" gesteht sie mit Seufzen dem Freunde. „Hier bei der versteinerten Menschenart wird man nicht erkannt; sie ahnet auch nicht meinen Schmerz." Denn „zartempfindende Menschen" finde man in Detmold nicht.

Nachdem sie dann die schlimmen Erfahrungen mit ihrer Biographie gemacht, nachdem in deren Gefolge eine so heftige Gegnerschaft auf sie einstürmte, da mußte begreiflicherweise das Gefühl,

---

10. Vgl. Ploch S. 103/04.

11. Vgl. dazu WW VI 158, 5, wo Grabbe den Hofrat Piderit den „sonst so finstren Westfalen" nennt.

fremd in einer ihr fremden Umwelt zu stehen, gewaltig anwachsen, und so schreibt sie voller Verzweiflung: „Der redliche Duller kann sich keine genügende Vorstellung von dem entsetzlichen Charakter der Ureinwohner hier machen."

Diese wurzellose innere Isoliertheit mußte verstärkt werden durch andere Umstände. Zuerst durch diesen:

Ignaz Hub sagt von Louise: „sie war lebhaft und geistreich, hatte eine gelehrte Bildung und war auch in den alten klassischen Sprachen unterrichtet."[12] In Uebereinstimmung damit Ziegler: sie „besaß eine Klugheit und Beredtsamkeit, welche allerdings bezaubern konnte".[13]

Louise war also, von beiden Seiten her von Gelehrten abstammend, ein begabtes Kind und hatte, wie Ziegler[14] weiter berichtet, „als einzige Tochter des Vaters Liebling" von diesem eine Art wissenschaftlicher Bildung empfangen. Unterstützt durch ein treffliches Gedächtnis führte dies in der Tat auf der einen Seite zu einer Gelehrsamkeit, welche damals unter den Frauen, nicht bloß in Detmold, etwas ungewöhnliches gewesen sein mag. Sie konnte Latein, sie wußte nicht nur Lessings „Nathan" Wort für Wort auswendig, sondern auch ihres Vaters ganze Schrift „Wo Hermann den Varus schlug", sie kannte das Lippische Archiv „durch und durch" und konnte ihrem Vater bei dessen Verwaltung eine treffliche Helferin sein. Ist sie nun deshalb wahrhaft gebildet zu nennen, gebildet in dem tiefsten und schönsten Sinne dieses Wortes?

Auch Nieten hat sich diese Frage vorgelegt, und kommt, nachdem er den Band ihrer Briefe an Freiligrath gelesen, zu folgendem Ergebnis:[15] Wohl seien ihr, nach der Behandlung finanzieller Angelegenheiten sowohl wie nach ihrem Verhalten in Sachen der Gesamtausgabe „Klugheit und Energie", in Sachen der werdenden Biographie „Betriebsamkeit und Interesse" nicht abzusprechen; ein Urteil aber, „das feineres Kunstverständnis verriete", habe er in ihren Briefen nicht finden können. Und um ihren Gatten glücklich durchs Leben zu geleiten, hätten ihr „das kongeniale Verständnis,

12. Q 54.
13. S. 89.
14. S. 88.
15. „Neue Kunde" S. 133/35.

die Weite des geistigen Horizontes und ein höherer Adel des Charakters" gefehlt.

In Wahrheit verrät Louise, zum mindesten als Briefschreiberin, auch nicht eine Spur von besonderer Klugheit oder gar Geistreichigkeit, und wenn man sich durch den Nebel von billiger Gelehrsamkeit, die sich in allerhand literarischen Reminiszenzen aus Horaz oder Jean Paul manifestieren möchte, sowie durch ihre gefühlvollen Wendungen nicht täuschen läßt, so gewinnt man aus diesen Schriftstücken im Gegenteil den Eindruck eines höchst mittelmäßigen und alles andere als tiefen Kopfes, und fühlt sich peinlich an das Wort Schückings erinnert: „und es trug Alles umher das Gepräge erdrückender Kleinbürgerlichkeit."

In dem, was sie dem Freunde berichtet, eröffnet sich auch nicht einmal ein weiterer geistiger Gesichtskreis, wird auch nicht einmal eine Angelegenheit berührt, die außerhalb der Mauern Detmolds läge. Dafür macht Stadtklatsch sich umso breiter. Nicht anders steht es um ihr literarisches Verständnis. Auch da überrascht niemals ein kluges, ein feines Wort, niemals verspürt man die Regung einer selbständig urteilenden, echt und eigentümlich empfindenden Natur, und wenn sie den Eindruck wiedergeben will, den Freiligraths Gedichte auf sie oder Grabbe gemacht, kommt sie über so nichtssagende Wendungen, wie: „Ihre herrlichen Gedichte", „Ihre trefflichen Dichtungen", Grabbe ist „ganz entzückt", „ganz bezaubert", „ganz in Entzücken versetzt" nicht hinaus. Sie weiß auch mit Grabbes Gedicht „Barbarossa im Kyffhäuser" nichts rechtes anzufangen, und es ist gewiß kein Beweis eines sicheren Instinkts für Kunstwerte, wenn sie sich im unklaren darüber ist, ob es nicht vielleicht zu schlecht sei, um im „Odeon" aufgenommen zu werden. Denn man wolle doch seinem Dichterruhme nicht gern schaden.

Man mußte gespannt sein, welches Urteil Louise über ihren Gatten fällen, wie sie dessen schwer zu fassendes Wesen charakterisieren, ob sie imstande sein würde, das vorhandene Wissen mit neuen und besonderen Beobachtungen zu bereichern.

Auch das ist nicht der Fall. Louise Christiane freilich ist der Meinung, daß außer ihr überhaupt niemand befugt und befähigt sei, maßgeblich über ihren Gatten sich zu äußern. „Die Wahrheit kann nach den Umständen nur einzig und allein von mir ausgehn, ich ver-

mochte nur allein ihn zu erkennen und richtig zu beurtheilen," so schreibt sie, voller Torheit, an Freiligrath, nicht begreifend, daß die Intuition einem Menschen nach einer Stunde der Bekanntschaft mit Grabbe mehr in die Tiefe dringende Erkenntnis von dessen Wesen und erhellende Einsicht bringen konnte, als ihrem durchschnittlichen Verstande in all den Jahren, die sie mit ihm zusammen war. So weiß sie von Grabbe wohl allerhand bemerkenswerte Züge festzuhalten. Glaubwürdig schildert sie ihn als schlechten Haushalter, und seine Launenhaftigkeit: wie ihn, wenn er auf das höchste gezankt, abends die Reue gepackt, und er dann heilig und hehr geschworen habe, sich zu bessern, wie dann aber des Morgens, wenn er Rum getrunken, seine üble Laune von neuem begonnen habe; selbst Halluzinationen soll er in solchen Zuständen gehabt haben. Auch bei ihren Klagen über seinen Hang zur Unwahrhaftigkeit trifft sie das Richtige. Im übrigen aber dreht sich ihre Charakteristik seines Wesens immer nur um die nicht allzu schwer zu gewinnende Beobachtung: er war wunderlich, er war verkehrt, er war veränderlich, der Schein trog, und letzten Endes kommt doch all ihre Erkenntnis über die Banalität des Satzes nicht allzuweit hinaus: „Ach, Grabbe war nicht wie andere Leute!"

Noch etwas muß an diesen, oft ausgedehnten Charakterschilderungen Grabbes, der Ausmalung seiner Schwächen und Absonderlichkeiten auffallen: bei alledem denkt Louise immer nur an sich, alles bespricht sie nur mit Beziehung auf sich. Immer nur redet sie klagend darüber, was s i e von ihrem Gatten alles habe ausstehen, wie „verzweiflungsvoll" s i e in ihrer Ehe unter seinen Verkehrtheiten und seinen verrückten Launen habe leiden müssen. Wie sehr Grabbes unglückliche Natur diesem selbst zur Last, zu einer Quelle bitterster, innerer und äußerer Not hatte werden, w i e s e h r e r s e l b s t a n s i c h hatte leiden müssen, davon ist in ihren Briefen niemals die Rede, und nicht mit einem Worte verrät sie, daß ihr dies wirklich verstehend zum Bewußtsein gekommen sei. Wie elend und jammervoll war Grabbes Lebensausgang, wie qualvoll sein Leiden, wie schwer sein Todeskampf! Für alles das hat Louise in ihren vielen Briefen an Freiligrath auch nicht e i n mitfühlendes Wort, und nur in ihrem letzten Briefe an Schreiner finden sich am Ende ein oder zwei kurze Stellen, wo sie andeutet,

wie das Schicksal des „unglücklichen Mannes“ sie schmerzlich bewegt habe.

Diese Beobachtung berechtigt zu der Annahme, Louise möchte, beherrscht von jenem Egoismus, der ja bei einzigen, verwöhnten Kindern, wie sie eins war, so leicht sich entwickelt, alles andere als eine altruistische Natur gewesen sein. Weder der Frau Marie Neumann späte Erinnerung: Louise habe den ihr Näherstehenden größtes Zuvorkommen, herzlichste Teilnahme am Wohlergehen bezeigt,[16] noch Hubs nicht eben schwer wiegendes Wort, ihr Gesichtsausdruck habe Wohlwollen verraten, vermögen diesen Verdacht zu scheuchen, und überzeugender ist, was Ziegler[17] über sie berichtet: „. . . da sie einen zu harten, herrsch- und selbstsüchtigen Charakter besaß, der es nicht zuließ, fremde Persönlichkeiten anzuerkennen oder sich gar in dieselben zu fügen. Sie betrachtete sich als Mittelpunkt von Allem, um sie sollte sich Alles drehn, ihr sollte gehuldigt und geschmeichelt werden, ihr Wille sollte unbedingt gelten. Diese Selbstsucht ging so weit, daß sie nur dann auf die Poesien ihres Mannes Werth legte, wenn sie zu ihrer eigenen Verherrlichung dienen konnten, wenn ihr ein Compliment derentwegen gemacht wurde, und sie sich das Glück vorstellte, die Gattin eines so ausgezeichneten Dichters zu sein.“ Das Herrschsüchtige in ihrem Wesen hebt ja auch Grabbe in einem seiner Briefe an v. Meien hervor, wo er sie mit einem kleinen Napoleon vergleicht, indem sie alles, was man ihr bewillige, als ein erobertes Terrain zu benutzen verstehe, wovon aus sie mehr erobern könne.[18] Zu fernerer Bestätigung der Charakteristik Zieglers können die bereits mitgeteilten Bemerkungen des Fürsten Leopold und des Kanzlers Ballhorn-Rosen dienen.

Für diese Kennzeichnung finden sich in ihren Briefen an Freiligrath eine Reihe höchst charakteristischer Belege. Wie sehr Louise in ihrem Egoismus, auch bei der Betrachtung von Dichtungen, gar nicht anders kann, als eine Beziehung auf sich anzunehmen, erhellt aus folgendem: als sie Freiligrath ihren Dank für sein Gedicht „Bei Grabbe's Tod“ ausspricht, fügt sie hinzu: „Sie dachten auch an mich; wie ich las, empfand ich's mächtig.“ Und

16. Vgl. Q 144.
17. S. 108.
18. WW VI 47, 8/10.

als sie ihm von der Entstehung von Grabbes ernster, in den tiefsten Tiefen seiner Weltanschauung wurzelnder Ballade „Barbarossa im Kyffhäuser“ berichtet, da gilt ihr kein anderes Motiv, als das: „Er hatte das Ding einmal .... schnell, um mich zu amüsiren, aus dem Aermel geschüttelt.“

Zu welch grotesken Schlüssen solch naiver Egoismus sie führen, wie sehr sie außerstande setzen konnte, das Handeln anderer Menschen nach seinen wahren Motiven zu verstehen und sachlich zu würdigen, das kann man mit Deutlichkeit an folgendem Falle sehn: sie berichtet Freiligrath von ihrem Prozeß und in diesem Zusammenhange davon, daß nun wieder August Falkmann der Sachwalter des „Magazins“, — also ihr Gegenanwalt! — geworden. Dieser nun habe sie von Neuem nicht minder gekränkt, was sie doppelt schmerze, da er am Archiv angestellt, in welcher Eigenschaft er ihr als wahrscheinlicher Amtsnachfolger ihres seligen Vaters beizustehen habe.

Nun glaubt, wie erwähnt wurde, Nieten, der ja im ganzen auch keine übertriebene Meinung von ihren Fähigkeiten erhalten hat, wenigstens in ihrem Verhalten bei den Bemühungen um eine Biographie und eine Gesamtausgabe einige vorteilhafte Eigenschaften zu erkennen. Klugheit, Betriebsamkeit und Interesse will er ihr dabei nicht absprechen. Dieses Urteil bedarf jedoch der Einschränkung. Denn keiner der beiden Pläne entstammt ihrer Initiative, vielmehr hat Schreiner die Anregung zur Biographie, Freiligrath aber die zu der Sammlung von Grabbes Schriften gegeben. Und war Louisens weiteres Verhalten, bei der Mitarbeit an Dullers Werke, wirklich klug? Muß es nicht auffallen, daß sie, nachdem sie wieder und wieder versichert, sie allein besitze die Wahrheit, und nur von ihr könne sie ausgehen, in dem Augenblicke, da sie diese Wahrheit dokumentieren soll, erst bitten muß, ihr Fragen vorzulegen, da sie sonst sicher kein Wort von Grabbe zu sagen wisse, denn fast alles, was man bisher öffentlich von ihm geschrieben habe, sei entweder Unwahrheit, oder Entstellung der Wahrheit; überdies sei ja, bei Grabbes kurzem Dasein, auch nur weniges von ihm zu sagen! Muß durch solche seltsam widerspruchsvollen Worte nicht der Verdacht aufkommen, ihr feierlich verkündeter Anspruch, allein von allen Menschen die lautere Wahrheit über Grabbe zu besitzen, beruhe auf einer, fast an das tragische

streifenden Selbsttäuschung; enthüllen uns diese Worte nicht vielmehr, wie rat- und hilflos Louise dieser Aufgabe gegenüberstand, wie wenig ihr, im Grunde, bekannt war, worauf es dabei ankam? Zeigt uns nicht endlich die Wirkung der Biographie auf die Detmolder und auf sie selbst, der Schrecken, den sie empfindet, als sie das, was sie „dunkel angedeutet", nun hell erleuchtet darin wiederfindet, wie wenig sie sich bei jenem grundlegenden Briefe an Duller der ganzen Tragweite ihrer Worte bewußt gewesen war?

Das alles sind keine Anzeichen dafür, daß Louisens Bildungsniveau ein sehr hohes war. Zu dieser Ueberzeugung kann auch die folgende Betrachtung hinführen:

Wahre Bildung, die den ganzen Menschen erfaßt, macht frei, frei von der Enge des Herzens und der Beschränktheit geistigen Schauens; und eine Beschäftigung in der Wissenschaft, die keine bloße Gelehrsamkeit, kein bloßes Aufhäufen äußerlicher Kenntnisse oder Fertigkeiten ist, sondern wirklich in die Tiefe dringt, wird zum Resultate immer die Einsicht in die Enge der Grenzen menschlicher Erkenntnis haben und damit zu Bescheidenheit und Demut erziehen. Dagegen sind die hervorragendsten Merkmale der H a l b b i l d u n g immer eitle Ueberheblichkeit und anmaßlicher Dünkel gewesen.

Dieser gelehrte Dünkel, der auf andere, weniger gescheite und „gebildete" Menschen überlegen herabsieht, ist in der Tat Louisen nicht fremd gewesen. So schreibt Ziegler von ihr, nachdem er von ihrer Selbstsucht gesprochen: „Was nämlich bei ihr nicht die Natur gethan hatte, das hatte doch die Erziehung bewirkt. Sie war der Abgott des Vaters gewesen, der sie verbildet und ihr in den Kopf gesetzt hatte, daß sie eine wahre Perle, ein Wunder von Schönheit und Gelehrsamkeit sei, während sie, was letztere betrifft, sich doch eigentlich auf nichts weiter verstand, als die Registratur im Archiv."[19]

Der Schluß dieses Urteils ist gewiß zu hart; ein Briefwechsel mit dem Kulturhistoriker Gustav Klemm, der sich im Lippischen Landesarchiv in Detmold befindet, zeigt, daß Louisen auch sonst von der Geschichte des lippischen Landes mancherlei vertraut war. Im ganzen aber wird es durch die sonstigen brieflichen Aeuße-

19. S. 108.

rungen bestätigt. Louisens bereits angeführte Meinung, es sei in Detmold kein Biograph zu finden, ist das charakteristischste Beispiel; es bedarf keines weiteren.

Besaß Louise dann wenigstens Bildung des Herzens? Diese Frage wäre unbedingt zu bejahen, ginge es lediglich nach ihren eigenen Bekundungen. In Wirklichkeit beherrscht sie hinsichtlich ihres Empfindungslebens der gleiche anmaßliche Dünkel. Sie allein in Detmold ist eine feinfühlige Natur, sie allein hat das zarte Organ für die Poesie, so klingt es aus ihren Worten, so z. B. wenn sie an Freiligrath schreibt, sein Gedicht „Bei Grabbe's Tod" habe alle, welche „Gefühl haben", erfreut, da man ja „zartempfindende Menschen" in Detmold nicht finde. Sie aber ist die einsam auf geistiger Höhe thronende, die unverstandene schöne Seele. In stärkstem Kontraste steht diese Ueberheblichkeit zu dem Wesen Grabbes, dessen tiefe Einsicht in die Unzulänglichkeiten seiner Natur und die Schwächen seines Charakters vielleicht einen seiner sympathischsten und versöhnendsten Züge bilden, auf den man bisher viel zu wenig hingewiesen hat.

Wie sehr Louise von sich eingenommen war, auf welch plumpnaive Weise ihre Eitelkeit sich äußern konnte, zeige ein letztes Beispiel. Als davon die Rede gewesen, daß Freiligrath mit Immermann zusammengetroffen ist, schreibt sie: „Immermann würde mich wohl sehr schätzen, wenn er mich nur entfernt kennte.

Hat er denn nicht mit Ihnen über mich gesprochen?" —

Man ist gewiß nicht ungerecht, wenn man in solcher Aeußerung zugleich einen Beweis dafür erblickt, eine wie wenig feinfühlige und vornehme Natur Louise gewesen sein muß. Empfand ja doch Schücking den völligen Mangel an „höherem Adel des Charakters", den ja auch Nieten konstatiert, und wohl auch des Herzens so sehr, daß er sich nicht scheute, (in seinen „Lebenserinnerungen"!) sie eine „ordinäre Natur" zu nennen, ein Urteil, das, zumal wenn man es mit Zieglers, von Sophie bestätigten Schilderungen der ehelichen Skandalszenen zusammenhält, der Wahrheit zweifellos näher kommt als Althausens „ideale Frau und edle Dulderin".[20]

20. Vgl. WW I XLIII.

Jene Einbildung mußte mit Notwendigkeit zu der Ueberzeugung führen, daß sie nicht nur, wie schon erwähnt, ihres Gatten Wesen als einzige erkannt, sondern auch als einzige ihm volles und wahres Verständnis entgegengebracht habe. Immer hat sie das Beste mit ihm vorgehabt, sie allein hat ihn mit Einsicht und Zartheit behandelt, so liest man zwischen den Zeilen. „Sie betont," schreibt Nieten, „daß Grabbe von vielen Seiten übel mitgespielt wurde: er sei h a r t behandelt worden von Kettembeil, von Immermann und von der lippischen Behörde — nur von ihr nicht."[21] Wie es in Wirklichkeit damit bestellt war, lehren am besten ihre Rezepte zur Behandlung Grabbes, die sie nach Düsseldorf beförderte, die man nur mit Schaudern lesen kann, und die es allein schon begreiflich machen, wie Grabbe in der Ehe mit einer solchen Frau schon nach ganz kurzer Zeit zusammenbrechen mußte. Der Kontrast zu Stangs gütiger Art, mit Grabbe umzugehen, macht das besonders deutlich. Alles fehlte dieser Frau, um Grabben das zu sein, was er so schmerzlich entbehrte und so nötig brauchte, die weltkluge und feinfühlige, Weichheit und Festigkeit des Willens mit sicherstem Instinkte mischende, in ihrer Liebe niemals erlahmende Gefährtin. Alles fehlte ihr, um das sein zu können, und das notwendigste am meisten, nämlich M ü t t e r l i c h k e i t.

Ein letzter Umstand, durch den Louisens Vereinsamung erhöht werden mußte, ist der: Sie hatte eine Erziehung zur Gelehrsamkeit erhalten, nicht zum Leben. Unter Büchern war sie aufgewachsen, nicht unter Menschen. Kaum wird sie je über die beschränkten Verhältnisse der kleinen Residenz hinausgekommen sein. So war die Welt ihr fremd geblieben; ihre Welt war die kleine Familie, die Bibliothek des Vaters, waren die Akten und Urkunden des Lippischen Archivs. Bei einem Leben in so engem Bezirke konnte keine Lebensklugheit, keine Welt- und Menschenkenntnis sich entwickeln, umso mehr aber ein Gefühl der Hilflosigkeit im Verkehr mit Andern. Das Bewußtsein, einsam, freundlos im Leben zu stehen, gesteigert schon durch die Nervenschwäche, an der sie litt,[22] mußte

21. „Neue Kunde" S. 135.

22. Im Archiv zu Detmold (Nachlaß Clostermeier Nr. 9) liegt eine sehr aufschlußreiche Korrespondenz zwischen dem Archivrat und Louisen, deren Eintritt in das Marienstift zu Lemgo betreffend. Darin befindet sich eine Ein-

weiterhin anwachsen nach dem Tode des Vaters, der 1829 starb; zuversichtlich war dies einer der Gründe, die sie in die Ehe trieb. Nun traten Anforderungen an sie heran, denen sie nicht gewachsen war; bittere und entmutigende Enttäuschungen werden ihr nicht erspart geblieben sein, und so bekennt sie im Brief an Freiligrath vom 29. April 1837: „Leider entbehre ich hier einen rechtschaffenen Rathgeber. Ich habe so schmerzliche Erfahrungen gemacht, daß ich auch Niemanden hier mehr trauen kann." Je mehr sie aber von den Mitlebenden sich zurückzog, um so fester hielt sie sich an die beiden Toten und pflegte die Erinnerung an die Eltern mit fast abgöttischer Liebe.

Nun würde, bei so schlimmen Erfahrungen, ein wirklich ernster, nur ein wenig selbstkritischer Mensch wenigstens den Versuch gemacht haben, sich zu fragen, ob er nicht selbst auch Schuld daran trage. Die eitle und flache Ueberheblichkeit Louisens konnte einen solchen Gedanken unmöglich fassen; nur bei den Andern konnte sie die Schuld suchen. Dabei erlitt sie nun das Schicksal schwacher, mit mäßiger Vernunft dem Leben nicht gewachsener Naturen, eine Anzahl schlimmer Erfahrungen alsbald gefühlsmäßig ins Unbegrenzte zu verallgemeinern. Das Ergebnis war ein, mit der Zeit immer tiefer sich einwurzelndes Mißtrauen. Schon in den Archivarsakten deutet es sich an,[23] und in den Briefen an Freiligrath zeigt es sich in einem Grade, den man schon ungewöhnlich nennen

---

gabe Clostermeiers vom 27. Juni 1824, in der davon die Rede ist, daß Louise gegen ihre Nervenschwäche im vorhergegangenen Jahre vier Wochen lang Stahlbäder gebraucht habe. Auch in den Prozeßakten wird sie einmal als ein nervenschwaches Frauenzimmer bezeichnet.

23. Nr. 50/1: Louise Christiane hatte in einem vom 12. November 1829 datierten Briefe an den Regierungsdirektor Helwing gebeten, eine dem Archiv gehörende Urkundensammlung noch einige Zeit behalten oder doch jederzeit benutzen zu können, da sie die Absicht habe, das letzte noch unvollendete Werk ihres „hier viel verkannten, unglücklichen" Vaters, den Stammbaum des Lippischen Hauses, zu beenden und mit Hilfe von Freunden heraus zu geben. Helwing hatte die Bewilligung dieser Bitte an die Bedingung geknüpft, der Stammbaum sei vor dem Druck zur Prüfung einzureichen; darauf hatte Louise „in ihrer, durch Abforderung der [Archiv-]Schlüssel noch immer gereizten Stimmung" dem Bibliothekar erklärt, sie würde ihn keinem andern als Helwing aushändigen. Auch zur Auslieferung der Akten war sie nur unter der Bedingung bereit, sie bei Bedarf wieder zurückzuerhalten.

kann. Wollte man diesen Briefen glauben, so müßte die gute Gesellschaft Detmolds, in deren Mitte doch Louise lebte, fast nur aus schlechten Menschen bestanden haben. Ueberall wittert sie nur gemeine Gesinnungen, Lug und Trug, immer sieht sie hinter den Handlungen ihrer Mitmenschen nur die kleinlichsten und erbärmlichsten Motive, sieht sie sich von Bosheit und Eigennutz umlauert. Es ist die seelische Haltung der Frau, die, in dem Bewußtsein, mit eigner Kraft im Leben sich nicht behaupten zu können, die Angst vor einer Bedrohung ihrer, allein auf ein kleines Vermögen gestellten Existenz, die Angst vor der Not nicht loswerden kann. Daraus erklärt sich auch die verzweifelte Hartnäckigkeit, mit der Louise Christiane um die Aufhebung der ehelichen Gütergemeinschaft kämpfte, nachdem sie Kenntnis von der Unordnung bekommen hatte, in die das militärgerichtliche Depositenwesen geraten war. Es hat aber die Art der Menschenbetrachtung, wie sie in der genannten Quelle sich darstellt, etwas unsäglich enges und philiströses; ein grämlich-altjüngferlicher Pessimismus drückt sich darin aus.

Louisens Mißtrauen gilt vor allem dem Kanzleirat Petri. Mehrfach erwähnt sie dessen „schlechten“ oder „bemitleidenswerten“ Charakter, mit „Schmeichelei, Lug u. Verstellung“ habe er sie „für seinen Zweck geneigt machen“ wollen, sie habe sich aber seinen Besuch verbeten, da ihr „seine schlechte Absicht“ bekannt sei. „Hinterlistig“ habe er sich in den Besitz des literarischen Nachlasses ihres Vaters setzen wollen, und habe ihr, unter dem Versprechen eines höchst wichtigen Freundschaftsdienstes, „nach einander mehrere interessante Papiere aus den Händen“ gelistet. In Wahrheit habe er das Gegenteil davon befördert, welches den Verlust ihres „schon um ⅓ geschwächten Vermögens zur Folge haben sollte.“

Dann sei er wieder, am Tage nach Grabbes Begräbnis, „in seinem Schafskleide“ zu ihr gekommen, habe sie gebeten, ihr die „Hermannsschlacht“ zu zeigen, und diese dann mit „aller möglichen Zudringlichkeit“ mit sich fortgenommen, unter dem Vorwande, ihr eine Abschrift davon besorgen zu wollen, die von ihrer Hand zu nehmen sich nicht schicke.[24] Erst mit Hilfe des Gerichts

24. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß Petri etwas so Törichtes gesagt

habe sie das Manuskript zurückerhalten. Petri habe mit dessen Besitz eines Teils sich rühmen wollen, „er sei der Freund des berühmten Dichters gewesen", andern Teils das „Lippische Magazin" damit füllen wollen, wie es ihr zur rechten Zeit noch verraten worden sei.

Endlich habe Petri versucht, ein von ihrem Vater hinterlassenes Manuskript über die Landeshoheit im Fürstentum Lippe pp. ihr „abzulisten", entweder um „mit der mühseligen Forschung" ihres Vaters, „als dem Ergebniß seiner eigenen hervorgehen zu wollen", oder „das der Regierung jetzt so angenehme Werk ihr in die Hände zu spielen".

Alle die angeführten Aeußerungen liegen vor dem Erscheinen von Stockmeiers Aufsatz, der sie in ihrer Ueberzeugung nur noch bestärken mußte. Mit welch naiver Logik sie aber dabei verfuhr, kann die Bemerkung zeigen: daß Petri keine Liebe für Grabbe empfunden, habe er jetzt auch öffentlich an den Tag gelegt durch die Aufnahme der auf seinen Betrieb von seinem Freunde Schierenberg (den Louise damals im Verdacht hatte) verfaßten Schmähschrift in das „Lippische Magazin". Uebrigens sei Petri auch nur äußerst selten in ihrem Hause gewesen, und während der kritischen Zeit (nämlich 1834) auch nicht ein einziges Mal. Man bezeuge aber dem Freunde denn doch wohl in einer solchen Teilnahme. Petri sei aber nicht erschienen, wiewohl er von seinem Vater gewußt habe, was in der Regierung vor sich gegangen sei. Grabbe habe sich darüber entsetzlich geärgert. Nur in dessen letzten Lebenswochen habe er sich zuweilen bei ihm eingefunden, „um sich dessen rühmen zu können". Wie ungerecht, wie völlig aus der Luft gegriffen diese letzten Anklagen gegen Petri waren, braucht nicht erst bewiesen zu werden; aus den bereits mitgeteilten Dokumenten geht zur Genüge hervor, wieviel Grabbe der Treue seines Freundes verdankte. Im Folgenden wird sich zeigen, daß Louise für ihren tiefen Groll gegen den Kanzleirat noch einen besonderen Grund hatte.

---

habe. Wie sehr er übrigens Recht gehabt hätte, wenn es seine Absicht gewesen wäre, selbst für die Herausgabe des Werkes zu sorgen, weil er Louise nicht eben für die pietätvollste Nachlaßverwalterin hielt, zeigen deren böswillige Eingriffe in den Text des Dramas.

In ähnlichem Lichte sieht Louise den ganzen Kreis derjenigen, „welche aus Ruhmsucht Grabbe's Freunde heißen“ wollten, so den Advokaten Ziegler, der im Verein mit Petri Grabben die steten Ratschläge gegen dessen und ihr gemeinsames Interesse gegeben, der die früher streng tugendhafte Sophie verführt und deren Charakter ganz verdorben, der die „entsetzlichen“ Briefe nach Düsseldorf geschrieben habe, in denen er „jedermann auf das gröbste beleidigt“, vor allem Althof und sie, so den Rektor Schierenberg, der seine merkwürdige Bitterkeit über ihren Vater, über Grabbe und Freiligrath im „Lippischen Magazin“ ergossen, wofür es keinen anderen Beweggrund gebe als den Neid. Keiner der „Wirthshausgänger“, die daselbst über Grabbes Einfälle gelacht hätten, sei ungerufen an dessen Krankenlager gekommen, außer Petri und Althof; erst in den letzten Tagen seien einige erschienen, „vielleicht aus Neugier — vielleicht auch um sich noch rühmen zu können, ihn besucht zu haben.“ Nicht einmal im eigenen Hause fühlt sie sich sicher. Sophie, so glaubt sie, spüre ihren Briefen nach, um Zieglern damit zu unterhalten; als sie Freiligrath einen Auszug aus dem Kontrakt zwischen Grabbe und Kettembeil besorgen will, dauert es lange, bis sie die „vor jeder Gefahr“ gesicherte Korrespondenz hervorgesucht hat.

Die gleiche Böswilligkeit und Feindseligkeit, von der sie selbst sich umgeben glaubt, hat nach ihrer Ansicht auch Grabben bedroht. Immer wieder zürnt sie den „falschen Freunden“, die ihm zu seinem Nachteil geraten, vor allem in Sachen der Gütertrennung, bei der sie geltend gemacht hätten, er verlöre seinen Kredit, wenn er ihr zustimme. Sie habe „durchaus an den Bettelstab“ gesollt; während Grabbes Abwesenheit in Düsseldorf sei in Detmold daran gearbeitet worden. Selbst seine alte Mutter habe Obligationen von ihm „erpresst“. Sie danke Gott, daß Grabbe die letzte Zeit in Düsseldorf verweilt, denn in Detmold habe man nur sein Verderben gewollt, das ist die Quintessenz ihrer Art, diese Dinge zu sehen.

Nun wird es selbstverständlich auch in Detmold Menschen gegeben haben, denen Louise Christiane unbefangener und vertrauensvoller gegenüberstand; dafür sprechen schon die Angaben von Marie Neumann. Insofern ist das Bild, welches die Briefe liefern, einseitig und soll nicht verallgemeinert werden. Entscheidend ist freilich, daß das große Mißtrauen, welches Louisen be-

herrscht, gerade dem Kreise galt, der für eine Biographie Grabbes in Betracht kommt. Und da kann es wohl nicht zweifelhaft sein, daß ein Mißtrauen, welches so sehr über alles berechtigte Maß hinausging, Louise in bestimmten Grenzen für die Wirklichkeit blind machen und ihr jedenfalls die Fähigkeit rauben mußte, Menschen und Verhältnissen frei und unbefangen gegenüberzutreten und ein relativ objektives Bild davon zu gewinnen, daß vielmehr ihrem inneren Blicke dadurch vieles sich verzerren und verzeichnen mußte. Aus diesem Grunde muß man also schon bei Louisens Wahrnehmung der Wirklichkeit mit recht erheblichen Trübungen rechnen.

Diese Feststellung könnte auch durch den Einwand nicht erschüttert werden, daß ein Mißtrauen, welches gewiß durch die, im Gefolge der Dullerschen Biographie gegen Louisen erhobenen schweren Angriffe des „Lippischen Magazins" und anderer Journale noch beträchtlich vertieft werden mußte, nicht schon für etwaige tendenziöse Entstellungen eben jener Biographie verantwortlich gemacht werden könne. Denn einmal ist es als ein wesentlicher Charakterzug Louisens schon vorher deutlich zu erkennen. Selbst dann aber, wenn es erst nach dem Erscheinen von Stockmeiers „Betrachtungen" sollte entstanden sein und Louise nun erst so feindselig über Menschen gesprochen hätte, von denen sie vorher eine ganz andere Meinung hatte, so würde ja eine solche Wandelbarkeit der Bewertung auch nur zeigen, in wie hohem Grade sie geneigt war, bei ihrem Urteil über andere Menschen alles auf ihre eigene Person und deren Interesse zu beziehen und wie subjektiv und gefühlsmäßig gefärbt ihre Charakteristiken darum sein müssen.

Bei der Reproduktion des Wahrgenommenen spielt, wie schon erwähnt, die Treue und Genauigkeit des Gedächtnisses eine starke Rolle. Von Haus aus muß dieses bei Louise sehr gut gewesen sein. Wie Ziegler[25] berichtet, kannte sie nicht nur das Lippische Archiv „durch und durch", sondern wußte auch die ganze Schrift „Wo Hermann den Varus schlug" auswendig, was sicherlich zugleich ein Beweis für die Verehrung ist, mit der sie an ihrem Vater hing. Wukadinović führt den Umstand, daß sie (nach Althaus) Lessings

25. S. 88.

„Nathan“ Wort für Wort auswendig gewußt habe, und daß ihre Tagebücher voll von Anklängen an Grabbes Dramen gewesen seien, als Zeugnis für ihr „ausgezeichnetes“ Gedächtnis an.[26] Auffallen muß es angesichts solcher Feststellungen freilich, daß sich in den Briefen an Stang und Schreiner ein paar Stellen finden, in denen Louise den Inhalt von Gelesenem auf eine Art wiedergibt, die man nicht gerade getreu nennen kann.[27] Jedoch braucht es sich dabei nicht unbedingt um Abschwächungen des Erinnerungsbildes zu handeln; vielmehr liegt es nahe, bei den beiden Briefen Grabbes an bewußte oder unbewußte Uebertreibung zu denken. Und von Willkomms Aufsatz sagt Louise selbst, daß sie ihn nur flüchtig gelesen habe. Da auch ein im Brief an Freiligrath vom 29. April 1838 enthaltenes Resumé über den Anfang ihres Briefwechsels mit Stang zuverlässig genannt werden kann, so sprechen die nachgewiesenen Differenzen, die sich überdies nur auf Dinge beziehen, nicht auf Menschen oder Vorgänge, jedenfalls nicht gegen ein gutes Gedächtnis. Später freilich beklagte Louise dessen Verlust, nachdem Sorgen und Erregungen ihre Gesundheit erschüttert hatten. „Ach“, schreibt sie unterm 2. Oktober 1838 ihrem Freunde Freiligrath, „ich weiß so Vieles von Gr. mitzutheilen, der nun einmal das Interesse seiner Zeitgenossen so sehr erweckt, insbesondere manche interessante Anekdote; ich muß aber wohl Alles mit ins Grab nehmen. Denn der Gram wird mir schon den schwachen Lebensfaden abschneiden. Ich bin geistig schon so sehr zerstört, daß ich nicht zusammenhängend mehr erzählen kann. Ich vergesse so immer die Hauptsache.“ Und im nächsten Briefe, vom 14. Mai 1839, entschuldigt sie ihr langes Schweigen damit, daß sie schon seit Monaten schwer krank sei; das Uebel habe den Sitz im Kopfe. Da diese Aeußerungen aber nach allen wichtigen biographischen Bekundungen Louisens liegen, so kommen sie für die Kritik der Quellen nicht in betracht.

Schwäche des Gedächtnisses ist also kein Faktor, der die Glaubwürdigkeit Louisens vermindern müßte. Dagegen besaß sie eine andere Eigenschaft, vor der dieses in umso höherem Grade gilt,

---

26. WW I XLVI, Anm.
27. Vgl. S. 541, Anm. 10; S. 585, Anm. 66; S. 591, Anm. 82.

und die darum in diesem Zusammenhange von entscheidender Bedeutung ist.

Die Frage ist, ob Louise Christiane zu den Naturen mit einem beweglichen und phantasiereichen Geiste gehörte, denen bei der Reproduktion des Wahrgenommenen leicht Nebenvorstellungen unterlaufen, die nicht dazu gehören und zu einer bedeutenden Umgestaltung des Wahrgenommenen führen können.

Dazu liegen zwei Aeußerungen Grabbes vor, die bisher nicht nach Gebühr beachtet worden sind und die doch über die besondere Art ihrer geistigen Tätigkeit einen bedeutsamen Aufschluß geben. Die eine findet sich im Brief an Christian von Meien vom 16. Juli 1833. Darin heißt es: „Hören Sie aber noch von kleinen Debatten . . . ., so glauben Sie nur, daß meine Frau in etwas eine Denkgläubige ist, indem sie ziemlich alles glaubt, was sie denkt . ." Die andere steht im vorhergegangenen Briefe an Denselben vom 11. Juli, und es ist dort die Rede von der „ausdehnenden Erfindungskraft" Louisens, von der diese aber, wie in Parenthese hinzugefügt ist, selbst kaum wisse.[28] Was will Grabbe mit diesen Wendungen sagen? Mit der zweiten meint er offenbar, daß Louisen, ihr selbst unbewußt, die Neigung eigentümlich gewesen sei, die wahrgenommenen Einzelmomente übertreibend zu vergrößern und sie ferner mit Vorstellungen zu vermischen, die nicht aus der Realität stammen, sondern aus ihrer Phantasie, so daß sie also vermöge ihrer Einbildungskraft die Wahrnehmungen modifiziere, aufschwelle oder „ausdehne". Die zuletzt erwähnte Seite dieser Neigung, nämlich das Einschieben von Nebenvorstellungen, muß besonders stark und auffallend gewesen sein. Sie ist es wohl, die Grabbe mit der ersten Briefstelle kennzeichnen will. Eine Denkgläubige nennt er dort seine Frau, weil sie ziemlich alles glaube, was sie denke. Man darf diese Aeußerung wohl, im Zusammenhang mit der andern, so interpretieren: die Vorstellungen, welche Louise in sich trug, beruhten weniger auf Wahrnehmungen, als auf Ideen, wenn man will, auf vorgefaßten Meinungen. Sie verfuhr also, sozusagen, aprioristisch; sie hatte die Neigung, die Außenwelt zu vergewaltigen. Man wird an ein Wort Goethes erinnert, das sich im Briefe an Schiller vom 27. April 1798 findet, wo er schreibt:

28. WW VI 47, 5/7; 46, 26/7.

„. . . . ich frage nach den Gegenständen gar nicht, sondern fordere, daß sich alles nach meinen Vorstellungen bequemen soll.“ Auch dies also ein Beweis für den starken Subjektivismus Louisens, der sie weiterhin dazu verleitete, mit voller Ueberzeugung an ihren Ideen festzuhalten, auch dann an sie zu „glauben“, wenn sie vor der Wirklichkeit nicht bestehen konnten. Der hohe Grad ihrer Selbstgewißheit ließ keinerlei selbstkritische Regungen aufkommen.

Für Louisens „ausdehnende Erfindungskraft“ liefert die bisherige Untersuchung bereits ein markantes Beispiel. Ihre Darstellung von der entscheidenden Bedeutung, welche ihr Vater für die geistige Entwicklung des jungen Grabbe gehabt habe, konnte vor des Archivrats eigenen, überzeugenden Bekundungen nicht standhalten. Das verklärende Licht, in der die Liebe, Verehrung und Sehnsucht der vereinsamten, unglücklichen Tochter den toten Vater sah, hatte, unbewußt, diese Vergrößerung der Dimensionen bewirkt. Kein Zweifel, daß Louise glaubte, alles habe sich so verhalten.

Jedoch bedürfen wir weiterer Bestätigungen. Wir finden sie in den Prozeßakten.

In diesen fällt zunächst der Umstand auf, daß Louise in ihrer Gegenbeweisantretung nur davon spricht, an jenem 23. Juli, als Grabbe mit einem Schlossergesellen in ihr Haus eingedrungen war, sei die Tür der Stube, worin sie sich befand, nachdem man versucht habe, sie mit Gewalt zu erbrechen, am Ende völlig eingeschlagen worden. In der Querela nullitatis, also nach Fällung des Urteils, taucht plötzlich ein ganz neuer Beweisgrund auf. Jetzt behauptet Louise, daß Grabbe die von außen verschlossene Tür gewaltsam habe aufbrechen lassen und daß darauf ein gleiches mit der auf dem Zimmer stehenden Kommode geschehen sei. Ferner bemerkt man, wenn man die Protokolle der beiden Zeugenverhöre miteinander vergleicht, einen Unterschied. Es zeigen sich nämlich in den articuli reprobatoriales, die großenteils von Louisen veranlaßt oder bestimmt sind, Spuren eines phantastischen Ueberschreitens der Grenzen des Tatsächlichen. Man gewinnt den Eindruck, als habe sich da in ihrer Vorstellung manches als ganz sicher festgesetzt, was sich einmal nicht unerheblich anders verhalten hatte, und als würden von den Zeugen für mancherlei Behauptungen Bestätigungen erwartet, die dann ausbleiben. Auf die Frage (art. reprob.

11), ob der Zeuge wisse, daß der verstorbene Auditeur Grabbe von einigen seiner Bekannten gegen die Reproducentin (Louise) aufgehetzt sei, antwortete Amtsauditor Wippermann, davon wisse er nichts. Auf eine ganz ähnliche Frage (art. reprob. 17) gab Syndikus Runnenberg zur Antwort: nein, davon wisse er nichts, und dasselbe sagte Georg Meyer. Dieser mußte auch verneinen, von Grabbes Absicht gewußt zu haben, sich der im Gewahrsam der Reproducentin befindlichen Obligationen zu bemächtigen (art. reprob. 19). Endlich werden auch die Aussagen auf die Fragen 21 und 22 ein wenig anders ausgefallen sein, als Louise gehofft hatte.

Entscheidend aber ist folgendes: um nämlich ihrer Gegenbeweis-Antretung ein ganz besonderes Gewicht zu geben, schob die klagende Partei dem Kanzleirat Petri den Eid dahin zu: „daß es nicht wahr sey, daß er am 28. Juli 1836, kurz nach dem Einzuge des Auditeurs Grabbe in die Wohnung der Reproducentin, auf das Zimmer der letzteren gekommen sey und zu derselben in Beziehung darauf im Tone des Vorwurfs gesagt habe:

> Nun haben Sie ja Ihren Willen, nun ist er (Grabbe) ja wieder im Hause! Wenn ich nur etwas davon erfahren hätte, nie hätten Sie Ihren Willen haben sollen."

Die Art, wie Petri dieser Eideszuschiebung begegnete, zeigt, wie wohl auch ihm Louisens Wesen bekannt war. In der Erklärung der Redaktion des „Lippischen Magazins" an die Justiz-Kanzlei von Mitte Juni 1840 heißt es, die ihm angedichtete Aeußerung verdanke ihren Ursprung lediglich der regen Phantasie der Reproducentin. Zunächst wohne ihr keineswegs ein Gegenbeweis-Moment inne, denn selbst wenn sie wirklich erfolgt wäre, so könnte sie immerhin in einem Mißverständnis Petris ihren Grund gehabt haben. „Kaum bedarf es daher noch wohl der bestimmten . . . Erklärung, daß jene angebliche Aeußerung, um es gelinde auszudrücken, ein bloßes Hirngespinst der Reproducentinn ist, daß sich der Herr Canzleyrath Petri derselben nicht nur mit keiner Sylbe bewußt ist, sondern daß es demselben geradezu unmöglich gewesen ist, sich jemals auf die bewußte Art gegen die Reproducentinn auszusprechen, da jene angebliche Aeußerung mit seinem besseren Wissen in directem Widerspruch gestanden hätte."

Wie sicher aber Louise ihrer Sache war, geht daraus hervor, daß sie den angeblichen Vorfall auch zum Inhalt eines der articuli

reprobatoriales (Nr. 30) machte. Sophie Ziegler wurde darüber befragt, ob sie sich erinnere, daß am 28. Juli 1836, kurz nachdem der verstorbene Auditeur Grabbe wieder bei der Reproducentin eingezogen gewesen, der Herr Kanzleirat Petri zu der Letzteren auf ihr Zimmer gekommen sei und ihr darüber, daß sie ihren Ehegatten wieder in's Haus gezogen, die heftigsten Vorwürfe gemacht habe.

Darauf sagte Sophie unter Eid aus, wie folgt: Sie erinnere sich nur, daß der Kanzleirath Petri, wie sie meine, zu der angegebenen Zeit bei der Reproducentin gewesen und diese in ihrer, der Zeugin, Gegenwart auf eindringliche Weise auf die Pflichten, welche ihr als Ehefrau oblägen, aufmerksam gemacht und sie zur besseren Behandlung ihres Ehemannes aufmerksam gemacht habe. Davon, daß die Reproducentin ihren Ehemann wieder ins Haus gezogen, sei gar keine Rede gewesen.

Damit wird, durch eine vor Gericht beschworene Zeugenaussage, Petris, zunächst ja parteiische Kennzeichnung Louisens, wird deren Denkgläubigkeit zu völliger Gewißheit.

Das Ergebnis der Untersuchung von Louisens Glaubwürdigkeit ist folgendermaßen zusammenzufassen:

1: Mehrere Faktoren hatten bewirkt, daß Louise in ihrer Umgebung sehr isoliert stand. Die Menschen, unter denen sie lebte, empfand sie als fremd, ja als ihr feindselig. Gegen eine bestimmte Gruppe von Detmoldern, insbesondere gegen solche, die zu ihrem Manne hielten, war sie von einem ungewöhnlich gesteigerten Mißtrauen beherrscht.

2: Louise war eine äußerst subjektive Natur. Es war ihr nicht gegeben, bei der Beurteilung und Bewertung von Menschen und Verhältnissen von sich zu abstrahieren, von einem distanzierten, objektiven Standpunkte aus eine relativ sachliche Kennzeichnung zu finden; auch besaß sie kaum die Fähigkeit, mit feiner Einfühlung sich in die Seele des Anderen zu versetzen und so dessen Wesen und die Triebkräfte seiner Handlungen zu fassen. Vielmehr war eine solche Beurteilung und Bewertung nicht zu denken ohne einen Bezug auf die eigene Person und deren Interessen. Dabei wurde

die Grenze dessen, was man vernünftig nennen kann, leicht überschritten, die Gesetze der Logik rasch außer Kraft gesetzt.

3: Nahm also Louise irgendwie Stellung, so tat sie es vornehmlich gefühlsmäßig. Die Affekte der Sympathie und Antipathie — beide gern ins Extrem geratend — bestimmten, wo nicht ihre Wahrnehmungen, so doch ihre Vorstellungen und Urteile. Diese sind also einmal von der Gefühlssphäre her nicht unerheblichen Trübungen ausgesetzt.

4: Eine weitere Gefahr erwuchs ihrer Glaubwürdigkeit aus der allzugroßen Regsamkeit ihrer Phantasie. Diese bewirkte zunächst eine übertreibende Aufschwellung realer Wahrnehmungskerne, zum andern ein Unterlaufen von Nebenvorstellungen, die überhaupt nicht wahrgenommen worden waren. Auf solche Art kam eine Emanzipation ihrer Vorstellungswelt von dem Tatsächlichen zustande, die, wie in einem Falle nachgewiesen wurde, sogar dazu führen konnte, daß ein tatsächlicher Vorgang in sein genaues Gegenteil verkehrt wurde.

5: Ein Mensch, der so, wie Louise, unfähig war, von sich selbst Abstand zu gewinnen, so wenig auch die Gabe hatte, mit skeptisch geschärftem Sinne in das eigene Innere hineinzulauschen, dem mußte Selbstkritik etwas völlig Fremdes sein, der mußte das, was in ihm geworden war, auch unbedingt bejahen. So kam es, daß Louise von der Wahrheit und Richtigkeit der Ansichten und Meinungen, der Vorstellungen und Urteile, die sie sich gebildet hatte, unbedingt überzeugt war. Ein kontrollierendes Vergleichen war ihr nicht möglich.

6: Eine letzte Fehlerquelle bedeutet der Umstand, daß ihre unbeträchtliche Menschenkenntnis gegenüber einem Manne wie Grabbe doppelt versagen mußte. So sehr sie auch wähnte, als einzige sein wahres Wesen erkannt zu haben und gegen seine Unwahrheiten gefeit zu sein, die Wirklichkeit strafte sie doch Lügen, und einmal mußte sie selbst zugeben, daß es ihm sogar noch auf dem Totenbette gelungen war, sie zu täuschen. In welchem Umfange sie das Opfer seiner Mystifikation gewesen, hat sie freilich nie geahnt.

Wenn also Nieten sein Urteil über die neunzehn Briefe Louisens an Freiligrath in die Worte zusammenfaßt: sie seien eine wichtige Quelle für die Grabbe-Forschung, die durch sie ergänzt und be-

reichert werde; dahingestellt müsse allerdings bleiben, ob Louise überall die ganze Wahrheit, ohne subjektive Färbung, gesagt habe, so kann man jetzt wohl auf diese Frage eine ganz bestimmte und endgültige Antwort geben und zwar so: Louise Christiane war eine so betont subjektive Natur, daß eigentlich alle ihre Aeußerungen notwendig eine subjektive Färbung annehmen mußten, ohne daß sie selbst es wußte oder wollte. Denn ihr guter Glaube leidet keinen Zweifel. Sie mußte also insbesondere bei der Schilderung und Beurteilung von Personen und deren Handlungen, je nach dem Gefühl, welches sie dabei bestimmte, in hohem Grade der Gefahr der Parteilichkeit ausgesetzt, und dazu verführt sein, hier etwas zu verschweigen, dort etwas einseitig hervorzuheben, also nach einer Richtung zu übertreiben, schön zu färben, nach einer andern zu verkleinern und herabzusetzen. Auf jeden Fall muß ihr die Qualifikation zu unentstellter Auffassung und Wiedergabe der Tatsachen in sehr beträchtlichem Maße abgesprochen werden.

Daraus ergeben sich für die Beurteilung des biographischen Wertes derjenigen Quellen, welche, unmittelbar oder mittelbar, auf sie zurückführen, folgende Konsequenzen:

Im Ganzen werden wir den biographischen Wert dieser Quellen für sehr gering halten müssen. Allerdings werden wir uns hüten müssen, ihn völlig, oder in jedem einzelnen Falle zu verneinen. Dann freilich, wenn in einer Beziehung Louisens Aussage für unzuverlässig befunden ist, wird man genötigt sein, alle ihre Angaben, die in den Bereich dieser Beziehung fallen, für entsprechend unzuverlässig zu halten. Deswegen muß sie aber in anderen Hinsichten keineswegs ebenso oder überhaupt unzuverlässig sein. Auf jeden Fall wird man keine einzige ihrer Angaben ohne scharfe kritische Prüfung übernehmen dürfen. Nur dann, wenn die ihrigen durch diejenigen anderer, zuverlässiger Zeugen gestützt oder bestätigt werden oder sich widerspruchslos in einen sonst völlig gesicherten Zusammenhang einfügen lassen, ist es gefahrlos, sie zu verwerten.

Wenn damit eine Berufung Louisens zur (sei es direkten oder indirekten) Biographin Grabbes auch geleugnet wird, so gebietet doch die Gerechtigkeit, zum Schlusse eines Umstandes noch besonders zu gedenken, der allerdings eine solche Aufgabe in da-

maliger Zeit ungewöhnlich erschweren mußte. Louise selbst entschuldigt sich damit, und wir müssen diese Gründe gelten lassen.

Durch alle ihre Briefe zieht sich die Klage über Grabbes Mangel an Wahrhaftigkeit. „Ich darf es Ihnen, guter Ferdinand," so schreibt sie im Brief vom 12. Mai 1837, „gestehen, daß Gr. leider selbst oft Veranlassung zu falschen Gerüchten gegeben. Es machte ihm Vergnügen die Menschen in der Irre umherzuführen. Nach seinem Temperament konnte er nun einmal die Wahrheit niemals aussprechen; er bildete sich immer ein, er müsse sich seiner Gefühle schämen; er läugnete beständig ab und nur allein endlich einmal durch unermüdet hartnäckigen Widerspruch von Seiten seines Gegners war die Wahrheit aus ihm zu bringen. Er sagte dann endlich in tiefer Rührung ‚nun ja, es ist so, ich gestehe.' Auch hatte er leider fixe Ideen; er bildete sich nie geschehene Dinge, als wirklich geschehen ein u. niemand vermochte ihn eines andern zu überzeugen. Seine stets rege Phantasie führte ihn stets die wunderbarsten Gedanken zu, u. ehe man sich's versah, blieb einer haften, u. er lies ihn nicht wieder los."

Im Sinne dieser Charakteristik, die einmal Ansätze zu tieferem Verständnis zeigt, wird sie auch an Duller geschrieben haben. An mehreren Stellen der Biographie[29] äußert er die gleiche Auffassung, in der auch persönliche Beobachtungen ihn bestärkt haben werden.

Denn in der Tat handelt es sich dabei um einen der ausgeprägtesten Züge von Grabbes Wesen. Eine ganze Reihe von Zeugen bestätigen ihn. Als im Verhör vom 20. Mai 1840 dem Amtsauditor Wippermann und dem Kriminalgerichtssekretär Althof die Frage vorgelegt wurde, ob sie im Umgang mit Grabbe die Erfahrung gemacht hätten, daß dieser eine besondere Neigung zum Widersprechen gehabt und, dadurch verleitet, oft Aeußerungen getan habe, die ganz gegen seine bessere Ueberzeugung gewesen seien, da antwortete Wippermann bejahend, und es habe Grabbe sich darin gefallen, paradoxe Ansichten auszusprechen; es sei dies aber oft nur im Scherz geschehen. Althof stimmte gleichfalls zu, benutzte aber die Gelegenheit zu der Erklärung, Grabbe sei viel besser gewesen, als man nach seinen Reden und Aeußerungen habe

29. Vgl. S. 13, 38, 57.

glauben müssen. Das sei seine Meinung, aber, wie er glaube, auch die von Grabbes sämtlichen genaueren Bekannten.[30]

Auch Ziegler übergeht diese Schwäche nicht. „Es ist schrecklich," so schreibt er, „daß er nie ehrlich sein kann, nie die Wahrheit sagen, daß es ihm zur andern Natur geworden ist, sich zu verstellen und anders zu sprechen, als er denkt, daß er sich nicht herzlich anschließen, nicht treu sein kann, daß es ihn immer kitzelt, seine Freunde aufzuziehen . . . ."[31]

Einen zweiten Grund nennt Louise, der ihr die Beantwortung von Dullers Fragen erschwert habe: die falschen Gerüchte. Sie wurden bereits erwähnt, die „Sagen und Mären", wie sie nicht nur an die Zeit des Berliner Aufenthaltes sich angeknüpft hatten: die von Heine und Laube aufgezeichneten Anekdoten, die Geschichte von der Begegnung mit Wendt oder vom Theaterbesuch und dem Schweizerkäse, die Behauptungen von der geheimnisvollen Geburt, der Duellwunde am Fuße, der Reise nach Straßburg oder gar Paris.

Richtig ahnte Louise einen inneren Zusammenhang zwischen den beiden Erscheinungen; im öffentlichen Bewußtsein kam diese Erkenntnis nur allmählich auf. An dem Falle der verdächtigten Mutter ist dies gezeigt worden.

Drei Wurzeln für diesen Hang Grabbes zur Lügenhaftigkeit nennt Louise:

1) die Neigung zum Scherz,

2) den Wunsch, die wahren Gefühle, deren er sich „geschämt" habe, zu verbergen,

3) die allzu rege Phantasie, die zu fixen Ideen geführt habe.

Beim ersten und zweiten würde es sich also um bewußte Vorgänge, beim dritten aber um etwas schon unbewußt gewordenes handeln.

Alle drei Gründe sind zutreffend.

Vom ersten braucht nicht weiter die Rede zu sein. Es genügt der Hinweis auf die bestätigenden Zitate.

Auch den zweiten Grund hatte Louise im Prozeß zum Inhalt eines Artikels gemacht.[32] Wippermann und Althof sollten u. a.

---

30. Vgl. art. reprob. 21.
31. S. 131/32.
32. Art. reprob. 22.

darüber vernommen werden, ob sie auch bemerkt hätten, daß Grabbe sich seiner edleren Empfindungen und Gefühle geschämt, dieselben verleugnet und gerade das Gegenteil davon geäußert habe. Darauf antwortete Wippermann, in der Tat habe Grabbe öfters anders gesprochen, als seine Empfindungen gewesen seien; Althof aber bejahte zwar, daß Grabbe sich auf die artikulierte Art verhalten habe, fügte aber hinzu: ob dies etwa aus falscher Scham oder aus welchem sonstigen Grunde geschehen sei, wisse er nicht.

Ziegler hingegen nimmt Louisens Erklärung auf und führt sie, mit dem ersten ihrer Gründe sie verbindend, auf eine feinsinnige Weise aus:

„Auch war es seine Caprice nie schwach zu erscheinen und konnte er also nur leise ahnden, daß Jemand sich irgend eine Autorität über ihn anmaßen wollte oder glaubte er sich sonst verletzt, was bei seiner Reizbarkeit sehr gern geschah, so konnte er sich leicht zu versteckten und offenen Malicen hinreißen lassen und dann hatte er immer den Schelm im Nacken und ließ eine ehrliche naive Seele gern anlaufen, wenn er über sich und Andere in den Tag hinein sprach und sich an den bunten Gewändern, womit er seine Ideen bekleidete, ergötzte. Ja er hatte wirklich etwas Schadenfrohes und konnte laut auflachen, wenn sich Andere ärgerten, es machte ihm mitunter Vergnügen gleichsam beim seelenvollen Spiele frivol durch die Saiten zu reißen, daß die Harmonie sich in gellende Mißklänge auflöste. Wobei man übrigens aus der sonderbaren Abneigung gegen alles, was nach Sentimentalität aussah, aus der oftmaligen Aeußerung: um Gotteswillen nur nicht sentimental, nur nicht süß! mit Sicherheit abnehmen konnte, daß tief im Grunde sein Gemüth sehr zart und weich beschaffen war.“[33]

Auch an einer späteren Stelle seiner Biographie erwähnt er diesen Zug. Er spricht dort von Grabbes innerem Vorwurf der Schwäche, von der er immer geglaubt habe, sich retten zu müssen.[34]

Oskar Walzel sieht in diesem Zuge die typische Haltung jener Epoche. „Die Zeit,“ so führt er in seinen „Hebbelproblemen“[35]

33. S. 74/5.
34. S. 175.
35. Leipzig, 1909. S. 86/7.

aus, „da man sich seiner Gefühlsweichheit nicht schämte, war vorbei; nicht länger sollte der empfindsame Mensch des Trostes der Tränen genießen, mindestens nicht vor aller Welt. Man wird wieder stoisch, man verbirgt seinen Schmerz; doch die zur Schau getragene Gleichgültigkeit umhüllt eine Seele, die so weich empfindet wie die Werthers. Die Welt soll aber nicht wissen, wie schwer der fühlende Mensch leidet; und so spottet und lacht er um so leichtfertiger, je weher sein Herz zuckt. So macht es Heine. Grabbe spielt sich noch mehr als Heine auf den rücksichtslosen Kraftmenschen hinaus, der blasiert über alles menschliche Leid wegsieht; und dabei ist er von mimosenhafter Empfindlichkeit."

Diese Motivierung, so treffend sie ist, fordert in diesem Zusammenhange zu ein paar ergänzenden Bemerkungen heraus.

Sicherlich war es ein Akt des Selbstschutzes, wenn Grabbe seine Seele gleichsam mit einem Panzer umgab. Mit der plumpsten Grobheit habe er sich „wappnen" müssen, schreibt er nach seiner Rückkehr nach Detmold an Tieck,[36] weil er sonst in das heftigste Weinen ausgebrochen wäre und eine Ifflandische Szene aufgeführt hätte. Ganz frühe Eindrücke spielen dabei eine Rolle. Grabbe war einziges Kind, und bei solchen findet sich leicht eine Verzärtelung oder Verweichlichung des Gefühls. Die Gelegenheit fehlte, es abzuhärten; im Umgang mit Geschwistern oder Gespielen hätte manches an übertriebener Empfindlichkeit sich verloren. So blieb sie. Nun weiß, wer je „einzige" Kinder beobachtet hat, wie leicht ein Zug von Verschlossenheit bei ihnen sich einstellt. So liebevoll und feinfühlig die Mutter auch sein mag, sie ist außer stande, es zu verhindern. Es hat nämlich Duller Dorothea Grabbe für jenen Hang zur Verleugnung der Gefühle verantwortlich gemacht. Ihre täglich neu empfundene Härte und Rohheit, so heißt es bei ihm,[37] hätten den Knaben bis zur Blödigkeit eingeschüchtert und ihn bestimmt, alle Gedanken und Empfindungen, die ihm heilig gewesen seien, fest in sich zu verschließen, und sie lieber ganz zu verläugnen, als Gefahr zu laufen, sich roh verspottet zu sehn. So sei diese Verläugnung ihm zur andern Natur geworden. Richtig ist es, an ein Kindheitserlebnis zu denken; möglich, es mit der Mutter

36. WW V 260, 23/6.
37. S. 11/12.

in Verbindung zu bringen, ganz falsch jedoch, zur Erklärung so häßliche Charaktereigenschaften für notwendig zu halten. Heute wissen wir ja, wie leicht bei einem Kinde mit einer zarten und verletzlichen Seele solch eine Flucht nach innen, solch ein „Sicheinkapseln" sich einstellen kann, wie es dazu keineswegs der „täglich neu empfundenen Härte und Rohheit" von seiten Erwachsener bedarf, wie oft ein einziges, winziges Erlebnis, ein Wort, leicht hingesprochen oder auch mißverstanden, eine Gebärde, ein harmloser Scherz, ein Nicht-völlig-Ernst-nehmen des Kindes hinreicht, dieses auf Jahre hinaus zu verschüchtern. Um wieviel größer mußte die Gefahr sein bei so beträchtlichem Unterschiede der Bewußtseinsstufe. Auch Dorothea Grabbe war leicht gerührt;[38] aber sie war niederer Herkunft, die Tochter eines Leibeigenen, und der stete Verkehr mit den Strafgefangenen wird auch nicht zu einer Verfeinerung ihrer äußeren Formen beigetragen haben, so daß wir der Versicherung Heines Glauben schenken können, wenn sie ihren Wolf-Dietrich karessiert habe, möchte sie ihn wohl manchmal mit den Tatzen einer Wölfin auch ein bißchen gekratzt haben.[39] Zu einem Vorwurf aber ist gar kein Anlaß. Die Wirkung ergab sich aus der Natur der Umstände. Es war die unentrinnbare Tragik der einfachen Frau, die einem Dichter das Leben geschenkt hatte. —

Flucht vor einer seelischen Schwäche, mit der er sich dem Leben nicht gewachsen fühlte, war Grabbes Verstellung. Als Flucht ist auch die letzte Gruppe seelischer Erscheinungen zu deuten, die Louise Christiane mit der allzuregen Phantasie in Verbindung bringen will.

Louise spricht von „fixen Ideen". Drei Behauptungen Grabbes können als solche bezeichnet werden: 1) die, der natürliche Sohn des Prinzen Louis Ferdinand zu sein, 2) die, in einem Zweikampf eine Wunde am Fuße erhalten zu haben, 3) die, in Paris gewesen zu sein. Diese letzte hat Graf Schack überliefert, mit dem Bemerken, Grabbe solle des festen Glaubens gewesen sein, manches wirklich gesehen und erlebt zu haben, was seinen Ursprung nur in seinem Gehirn gehabt habe. Daß Grabbe nicht in Paris, nicht einmal in Straßburg gewesen sein kann, wurde aus den Auditeurs-

38. Vgl. WN VI 289, 4/5.
39. Q 51, S. 468.

akten bewiesen. Daß er der Sohn des Zuchtmeisters Grabbe war, läßt sich nicht beweisen, aber in sehr hohem Grade glaubhaft machen. Daß er eine Duellwunde am Fuße gehabt habe, wird von Louise ebenso wie von Ziegler bestritten. Louisens Argument wurde schon zitiert; Ziegler konstatiert, gegen mehrere Aufsätze polemisierend,[40] daß Grabbe sich nie duelliert habe, dazu sei er wohl in Worten kühn genug gewesen, aber nicht in der Tat. Dagegen möchte Nieten den auch von Duller[41] behaupteten Tatbestand eines ausgefochtenen Duelles festhalten.[42] Denn der „schiefbeinige" Grabbe spuke in den Briefen an Kettembeil, erscheine am Schluß von „Scherz, Satire", hinke durch die Straßen von Düsseldorf. So steht Meinung gegen Meinung. Es ist notwendig, sich für eine von beiden zu entscheiden. Denn die Annahme eines Zweikampfes führt zu einer grundsätzlich anderen Auffassung des Studenten Grabbe, als die Verneinung. Eine Entscheidung aber ist vielleicht dann möglich, wenn es gelingt, die noch umstrittene Behauptung Grabbes mit den beiden bereits widerlegten auf eine seelische Wurzel zurückzuführen.

Vergleicht man also die drei Behauptungen, so findet man, daß ihnen in der Tat etwas gemeinsam ist. Die Abkunft von einer hochstehenden Persönlichkeit, der Zweikampf, die Reise nach Paris, alles bedeutet, im Sinne Grabbes, die Ueberwindung irgend einer Beschränktheit, einer Einengung, also eine Steigerung der Lebensform und damit des Lebensgefühls. Demnach muß jedem der drei Inhalte der Behauptung ein Gegenteiliges entsprechen. Das verhält sich auch so: dem ersten steht die niedrige soziale Herkunft gegenüber, dem zweiten, daß Grabbe, schon als Kind schwach und ängstlich, später, nach dem Zeugnis Piderits, von grazilem Knochen- und Muskelbau, darum mit Muskelkraft nur mäßig begabt, gewiß schon körperlich den Anforderungen des Zweikampfs nicht gewachsen war, dem dritten, daß er, dem Reisen, nach Immermanns Bemerkung,[43] bedeutende Bekanntschaften und Verbindungen die reichsten und erfrischendsten Quellen hätten öffnen

40. S. 162.
41. S. 63.
42. S. 19.
43. Q 60, S. XXV.

müssen, an die kleine lippische Residenz gebannt war, aus der er sich selbst über Nacht nicht ohne Vorwissen des Militärchefs entfernen durfte.

Daß Grabbe den Stand des Vaters als bedrückend empfunden hat, ist völlig sicher. Das schamhafte Verschweigen des Hauptberufs beim Eintrag ins Matrikelbuch der Berliner Universität[44] beweist es zur Genüge. Wie sehr man auch in Detmold ihn für ein Hemmnis hielt, kann eine Bemerkung Ballhorn-Rosens zeigen, wonach er seinen Zweifel daran, daß Grabbe in seiner Vaterstadt zu einer einträglichen Praxis gelangen könne, u. a. damit begründet, daß der Vater doch ohne die Vorsteherschaft an dem steinernen und vergitterten Landes-Erziehungsinstitute nicht leben könne.[45] Daß Grabbe auch das andere als eine Beeinträchtigung ansehen mußte, bedarf kaum des Beweises. Wie sehr er sich aus der Enge Detmolds weggewünscht haben muß, lehrt ja die Heftigkeit seines Widerstrebens, nach der Beendigung des Trienniums dorthin zurückzukehren, wo ihn die Leute nicht begreifen könnten und er darum verkümmern müsse „wie welkes Laub", wo man einen gebildeten Menschen „für einen verschlechterten Mastochsen" halte. Sicherlich hat also Grabbe unter diesen ihn beengenden und beeinträchtigenden Gegebenheiten stark gelitten und den Wunsch gehabt, sich von ihnen zu befreien, irgendwie darüber wegzukommen, sie zu negieren. Dazu aber gab es nur ein Mittel: die Flucht in das Bereich der Phantasie.

Von Jugend auf war Grabben dieser Weg geläufig. Er war ein einziges Kind; solche aber neigen zur Einsamkeit und spinnen sich gern dort ein in ein Leben der Phantasie, ein erträumtes „second life". Besonders dann, wenn die Wirklichkeit ihnen manchen Wunsch unbefriedigt läßt, wenn sie gedrückt, arm oder häßlich ist, kann solch „Seelenbinnenleben", wie zuerst Moritz Benedickt diese Erscheinung genannt hat, große Bedeutung erlangen, ja zu einer Gefahr werden. Da die Phantasie zu vielen Spielraum zur Abschweifung hat, kann ihre Tätigkeit überhand nehmen und andere Tätigkeiten verdrängen. Allzu leicht verliert sich dann das Bewußtsein in ihr, die Beziehung zur Wirklichkeit reißt ab, und

44. Vgl. Q 231.
45. In Q 8 a.

allerhand Selbsttäuschungen sind die Folge. „Das Alleinsein", so heißt es bei Neter,[46] „ermöglicht es dem Kinde, sich seiner Phantasie uneingeschränkt hinzugeben; ein solches phantasiereiches Kind sucht deshalb oft in immer steigendem Maße die Einsamkeit auf, was natürlich wiederum die Phantasietätigkeit begünstigen muß."

Ungemein charakteristisch ist es, zu beobachten, wie Grabbe auf die Ereignisse des Napoleonischen Zeitalters reagierte; Zieglers Biographie liefert dazu ein höchst brauchbares Material.[47] Ganz anders wirkten auf ihn die kriegerischen Bewegungen der gegnerischen Heere, als auf seine Altersgenossen. Ihn trieb es nicht, sich ihnen anzuschließen, wenn sie in kindlichem Spiele jene Geschehnisse nachahmten. Er zog sich in die Einsamkeit des Zimmers zurück, und schuf sich dort seine Welt für sich, in der seine Phantasie viel ungehemmter schweifen, in viel grandioserem Stile „Krieg spielen" konnte. Da markierte er die gegnerischen Armeen mit Hilfe von Vietsbohnen, und eine davon war der Napoleon. Der Napoleon aber — daran ist wohl kein Zweifel — das war meistens er selbst. Da war niemand, dem er sich unterzuordnen brauchte, da konnte er ungehindert herrschen und alles nach seinem Willen lenken, und wenn seine Kameraden auszogen „mit ihren kleinen Degen, papiernen Tschakos und Epauletten", da trieb er seine Spötterei darüber; denn seine Welt war ja viel weiter und reicher.

Noch mehr können wir Zieglers Mitteilungen entnehmen. Schon Piper hat ihre Ergibigkeit betont, ohne doch den Sinn von Grabbes „seltsamer" Reaktion bei jeder Störung mit ganzer Schärfe zu erfassen.[48] Ziegler berichtet nämlich weiter (offenbar aus Petris Munde), daß Grabbe es gar nicht gern gesehen habe, wenn jemand auf ihn zugekommen sei und ihn beim Spiel mit seinen Vietsbohnen angetroffen habe. Auch sei er sehr geheimnisvoll damit gewesen, was das Spiel für eine Bedeutung habe. Wenn ihm dann jemand unverhofft auf die Stube getreten sei, dann sei er sichtbar ängstlich geworden und habe dem Eintretenden entgegengerufen: „Um Himmelswillen, meine Bohnen! Bleib mir zwischen meinen

46. A. a. O. S. 51.
47. Vgl. S. 13, 19/20.
48. Vgl. a. a. O. S. 20.

Bohnen weg!“ Und dann sei er lachend umhergesprungen, „halb noch in sein Bohnenspiel vertieft.“

Diese sehr anschauliche Schilderung zeigt, wie tief sich Grabbe in sein Phantasieleben einspinnen, in seiner erträumten Welt sich verlieren konnte. Denn ganz deutlich geht aus ihr hervor, wie schwer es dem Knaben wurde, von den Erzeugungen seiner Einbildungskraft sich abzulösen und den Weg in die Wirklichkeit zurückzufinden, und daß solche Trennung, das Erwecken aus seinen Träumen, mit deutlichen Unlustgefühlen für ihn verbunden war. Mit Recht hält daher Piper diesen Vorfall für mehr, als eine vom Biographen aufgegriffene Zufälligkeit. Wenn sich in Grabbes späterem Leben hin und wieder die Grenze zwischen Wirklichkeit und Einbildung verwischte, so ist der Keim zu einer solchen Eigentümlichkeit bereits in den Spielen des Knaben zu erkennen.

Einen A u s g l e i c h suchte Grabbe in solchen Vorstellungen; Ausgleich für einen Mangel. Flucht aus irgend einer Enge bedeutet dieser Vorgang. Flucht, Ausgleich war aber auch jenes andere: die Maskierung des Gefühls. Hier eine innere Schwäche; eine (im wesentlichen) äußere dort. Gemeinsam aber: das Gefühl einer Minderwertigkeit, der Wunsch nach Ueberwindung, die Ueberkompensation.

Damit werden beide, wie es scheinen konnte, für sich stehende Erscheinungen Symptom, Ausdruck ein und desselben seelischen Prozesses; des gleichen übrigens, der eine der Haupttriebkräfte für Grabbes dichterische Tätigkeit bildet. Denn auch diese beruht zu einem guten Teile auf einem Kontrast, auch sie war Flucht, Befreiung von einer Spannung. „Gäb's nur Krieg,“ schreibt er einmal an Schreiner,[49] „gesund wär' ich! — Doch nun muß man ihn machen in Tragödien . . . .“; und zu Tieck äußert er unterm 8. März 1823: „auch flüchtete ich mich in jener Zeit, wo mich die Menschen meiner Umgebung verließen, zum erstenmal in das heitere Reich der Kunst und suchte mir Trost und Hoffnung daraus zu holen.“[50]

*

Nunmehr kann auch für die letzte der Schwierigkeiten eine Lösung versucht werden: das Verhalten von Dorothea Grabbe am

49. Im Brief Nr. 266.
50. WW V 247, 9/11.

Sterbebette ihres Sohnes. Dazu ist es notwendig, zu wissen, wie Louise Christiane zu der Mutter ihres Mannes stand, ob man also bei ihren Aeußerungen über Dorothea mit parteiischer Färbung rechnen muß. Bekanntlich war das Verhältnis zwischen den beiden Frauen das denkbar schlechteste. Louise verfolgte die Alte mit leidenschaftlichster Abneigung, und daß Dorothea nicht besser auf ihre Schwiegertochter zu sprechen war, geht aus ihrem Briefe an Ziegler deutlich hervor.

Bei so gespannten Beziehungen ist man versucht, die uralte Rivalität zwischen Frau und Mutter eines Mannes anzunehmen. Sehr wohl ist es denkbar, daß auch auf Seiten Louisens eine Art von Eifersucht im Spiele war. Sicherlich war ein solcher Affekt einer der Gründe für ihre Antipathie gegen Dorotheas Pflegetochter Wilhelmine, die sie — ob mit oder ohne Recht, ist dabei gleichgültig — in dem Verdachte hatte, die Geliebte Grabbes vor dessen Ehe gewesen zu sein.[51] Zunächst ist wohl klar, daß von allem Anfange an Louise in kein harmonisches Verhältnis zu Dorothea kommen konnte. Viel zu stark war die Ueberheblichkeit, mit der sie auf alle „ungebildeten" Menschen hochmütig herabsah, viel zu gering ihre Herzensbildung, als daß sie der Frau Zuchtmeisterin mit Verehrung oder wenigstens Achtung hätte begegnen können. Auf der anderen Seite wird Dorothea doch so viel mütterlichen Instinkt besessen haben, um die Gefahr zu erkennen, die dem geliebten Sohne aus der Verbindung mit einer Frau wie Louise erwachsen mußte, und so ist es durchaus glaubhaft, wenn Ziegler[52] berichtet, sie sei, im Verein mit Wilhelmine, der Verheiratung Grabbes immer sehr entgegen gewesen, hätte auch der Frau Auditeurin zu verschiedenen Malen nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß sie ihren Gatten nur mit List an sich gezogen, um nicht als alte Jungfer sitzen zu bleiben. Solch lieblose Aeußerungen mußten wiederum in dem zu Mißtrauen so geneigten Gemüte Louisens auf einen sehr empfänglichen Boden fallen und die Vorstellung in ihr begründen, daß beide, Grabbes „schlechte Mutter und die womöglich noch schlechtere Wilhelmine Wallbaum" sie „tödlich haßten und verfolgten".[53]

---

51. Vgl. Q 36 g.
52. S. 204.
53. Nr. 36 f.

Einer so heftigen Antipathie, die auf Seiten Louisens dem Haß nicht unähnlich gewesen sein mag, mußte dadurch täglich neue Nahrung zugeführt werden, daß Grabbe mit so inniger Liebe an seiner Mutter hing und immer darauf bedacht war, der greisen Frau, die wirklich „Tag und Nacht" gearbeitet hatte, um nichts an ihm ersparen zu müssen, den Lebensabend zu erleichtern und ihr einen monatlichen Zuschuß zu ihrer Pension zu geben, die 40 Rtlr. im Jahre betrug. Um das Geld und immer wieder das Geld handelte es sich bei Louise; das war es, was sie der alten Frau nicht gönnte, über deren „grenzenlosen Geiz" sie sich entrüstet. Dorothea sei es gewesen, die ihrem Sohne immer wieder in den Kopf gesetzt habe, sie (Louise) habe Geld im Hinterhalte. Täglich habe er seiner Mutter gegeben. Früher habe er sie mit 15, nachher mit 10 Talern monatlich unterstützt, aber das sei ihr nicht genug gewesen. Täglich habe sie an sich gezogen, was sie habe erhalten können, Sachen, Geld u. s. w., seine Frau aber habe er im höchsten Grade darben lassen. So sei sie in steter Geldnot gewesen und habe nicht anders Geld in die Hände bekommen können, als wenn einmal Zinsen von ihrem Vermögen, während Grabbe geschlafen habe oder nicht zu Hause gewesen, eingelaufen seien. Dabei habe er ihr gesagt, daß er schon im Jahre 1827 seiner Mutter das ersetzt habe, was die Eltern zu den Kosten des Studiums beigetragen hätten.[54] Ihre Ausbrüche gipfeln in dem (im Brief an Schreiner vom 23. April 1837 enthaltenen) Vorwurfe, bei seiner Neigung zum Trunk sei es auch die „ungewöhnliche Habsucht" der Mutter gewesen, die ihn zunächst veranlaßt habe, „die fremden, beim Militärgericht deponirten Gelder häufig als seine eignen zu betrachten." So weit also riß der Haß sie fort, daß sie es über sich gewinnen konnte, vor einem Fremden den Verstorbenen mit kaum verhüllten Worten der fortgesetzten Unterschlagung zu bezichtigen. Wie sehr der Affekt ihr den Blick für die Wirklichkeit verblenden konnte, enthüllt sich hier mit aller Schärfe.

Eins freilich muß man ihr zugeben: nach dem Buchstaben des Gesetzes hat Grabbe nicht immer einwandfrei gehandelt. Als er in Düsseldorf war, schickte er seiner Mutter mit den Briefen vom

54. Q 36 g.

16. Januar und vom 23. Februar 1835[55] je einen Doppellouisd'or. Louise hatte wohl davon erfahren, und in ihrem Schreiben an den Kanzleirat Petri vom 8. Januar 1836[56] führte sie nun bittere Klage darüber, daß Grabbe ihr bei seiner Abreise nach Frankfurt versprochen habe, jährlich wenigstens 100 Taler zu schicken,[57] daß sie aber bis jetzt noch keinen Heller bekommen habe. Seiner in Ueberfluß lebenden Mutter dagegen habe er Geld über Geld von Düsseldorf hergesandt. Dieser Vorwurf gegen Grabbe war, rein juristisch, insofern nicht ohne Berechtigung, als Grabbe in der Tat nach dem § 9 der Lippischen Gütergemeinschaftsverordnung zu solchen Zahlungen an die Mutter der Einwilligung Louisens bedurft hätte. Ziegler machte Grabbe darauf aufmerksam, wie sich aus dessen Rechtfertigungsversuch im Brief an jenen vom Ostersonntag 1835[58] ergibt. —

Drei Vorwürfe sind es hauptsächlich, die Louise Christiane in ihrem leidenschaftlichen Hasse gegen Dorothea Grabbe erhebt:

1) daß sie ihren Sohn durch Rohheit und Härte bis zur Blödigkeit eingeschüchtert habe,

2) daß sie mit zudringlicher Habgier seine Gutmütigkeit und Weichheit ausgenutzt und so die Veranlassung dazu gegeben habe, daß er die fremden, ihm als dem Verwalter des militärgerichtlichen Depositenwesens anvertrauten Gelder angegriffen habe,

3) daß sie durch „Unverstand und die eigene Sinnlichkeit" die Neigung für geistige Getränke in ihm erweckt, die „den Unglücklichen in jedem Betracht sowohl geistig als körperlich zu Grund gerichtet" habe.[59]

Der erste Vorwurf kann als abgetan gelten. Das Ergebnis seiner Untersuchung war, daß er einen Umstand trifft, der in Grabbes Erziehung tatsächlich von Einfluß gewesen ist, ihn aber tendenziös entstellt und verzerrt.

Auch in dem zweiten mag ein Körnchen Wahrheit stecken; allerdings ein sehr winziges. Es scheint nämlich, als habe Doro-

---

55. Nr. 171 u. 190.
56. Q 38 c.
57. Vgl. dazu WW VI 76, 12/3.
58. Vgl. Albert Malte Wagner, „Aus Grabbes Düsseldorfer Tagen" (Preußische Jahrbücher Bd. 174. Berlin 1918.) S. 216/17.
59. Q 41 c.

thea ihre Wünsche um Unterstützung manchmal ein wenig aufdringlich vorgebracht. Man muß das wohl aus der Warnung schließen, die ihr Grabbe in seinem Briefe vom 2. November 1834[60] zuteil werden läßt, in dem er u. a. an sie schreibt: „Kanzleirat Petri wird wohl fürerst sorgen helfen; das heißt, soweit ich ihn gebeten habe, denn belästigst Du ihn über meine Bitten, so wären wir geschiedene Leute". Wiederum kann auch gerade diese Stelle zeigen, daß Grabbe recht wohl im stande war, etwaigen übertriebenen Ansprüchen der Mutter mit Energie entgegenzutreten.

Der wichtigste Vorwurf ist der dritte. Er ist am meisten diskutiert worden. Wie steht es damit?

In welcher Form Duller die Anschuldigung gegen Dorothea Grabbe vorgebracht hat, ist bekannt. Bemerkenswert ist, daß er sich dabei ausdrücklich auf Grabbes eigene Aussage stützt. „Im tiefsten Schmerze" habe er es erzählt. Ob Dullern selbst, oder nur seiner Frau, wird nicht gesagt. Es will jedoch, nach der Briefstelle, welche sogleich angeführt werden wird, so scheinen, als habe Louise Dullers Angabe nicht selbst veranlaßt. Trotzdem stand sie dazu, wenn auch mit einer Einschränkung. In ihrem Brief an Freiligrath vom 2. Oktober 1838 schreibt sie: „Ich nehme an daß Sie meine Erzählung [d. i. das mit dem Brief vom 20. Sept. übersandte Memorandum] richtig empfangen u. setze nun allein noch zu, daß es wahr ist, daß Gr. erzählt ‚seine Mutter habe ihm schon im vierten Lebensjahr Brantwein u. kalten Caffee vor das Bette gesetzt.' Die alte Grabbe ist anfangs gar nicht aufgebracht gewesen, sie hat Sophie'n angerufen u. gesagt: ‚Jo, salk küren thä he.' — (Ja, solch reden that er). Später aber hat sie solche abermals einer Furie gleich angerufen, u. auf meinen theuren Vater u. auf mich auf das empörendste geschimpft u. geschmäht, u. geschrieen ‚Petri ihr Trost, habe ihr gesagt, das obige wäre von mir mitgetheilt, u. dafür wolle er mich schlecht machen pp.' Das waren ihre Worte, obgleich sie nicht hochdeutsch sprechen kann.

Daß Duller bei seinen edlen Gesinnungen für Grabbe die Sache etwas stark vorgetragen, ist mir allerdings etwas aufgefallen. — Er

60. Nr. 146.

wollte Grabbe entschuldigen — Indeß würde die Sache der Alten gar nicht aufgefallen seyn, wenn sie nicht aufgereizt worden wäre. Es fehlt ihr an gehörigem Verstande. Und wie unaussprechlich böse sie ist, werden Sie noch aus Ihrer Jugend wissen, wo bei uns beständig die Rede davon war. Sie wurde nämlich beständig von den Soldaten im Zuchthause u. andern Leuten, welche bei der Leihbank Geschäfte hatten, bei meinem Vater als Zuchthauscommissarius verklagt. Auch die meisten Sträflinge, welche entlassen, führten Klage über sie."

Was mit diesen Worten bestätigt wird, ist also zunächst nur die nicht zu bezweifelnde Tatsache, daß die Belastung der Mutter auf die Aussagen des eigenen Sohnes zurückgeht. Der Zusatz „. . . und kalten Caffee" bedeutet allerdings für Dullers Formulierung bereits eine nicht unwesentliche Einschränkung; auch findet Louise den Akzent zu schwer. Im Fortgang ihres Briefes bestätigt sie aber weiterhin auch die Wahrheit von Grabbes Angabe, wenn auch in allgemeinerer Form. „Daß Grabbe's Mutter", so schreibt sie, „ihn übrigens zum Trinken ermuntert, davon weiß ich mehreres, unter andern, als einmal meine Mutter den alten Grabbe nach seinem häuslichen Ergehen gefragt, entgegnete er: ‚Es geht Alles gut. Mein Christian, der gedeiht jetzt ganz vortrefflich, meine Frau gibt ihm auch alle Tage ein Glas Brantwein zu trinken pp. pp.'" Uebrigens sei die Mutter gar nicht fähig, die Wahrheit zu reden.

Dorothea setzte sich gegen die schweren Anschuldigungen Dullers zur Wehr. Vom 10. November 1838 ist ihr langer Brief an Kettembeil datiert, in dem sie beteuert: „. . . nicht an meiner Brust ist sein Unglück angesponnen. Wie sollte eine Mutter eine solche Frevelthat an ihrem einzigen Kinde, auf das sie alle Hoffnung gestützt hat, ausüben und dem Kinde von vier Jahren das starke Getränk die Nacht vor das Bette stellen? Herr Duller schreibt, die Wahrheit müsse an den Tag, aber hier bleibt sie verborgen und fällt auf die graue schuldlose Mutter zurück."

Vorher bereits hatte man öffentlich ihre Verteidigung geführt. In der „Posaune" vom 27. Juli hatte ein Ungenannter das folgende geschrieben: „Es ist bekannt, daß Grabbe bei seiner Ankunft in Detmold in einem Wirthshause abstieg, um, wie er selber versicherte, seine Herrmannsschlacht vollenden zu können, der

erste Schritt aber in das Haus der Wittwe wäre sein Tod. U.s.w. Was würde also Grabbe aufdonnern, wenn er hörte, wie man nunmehr durch allerhand künstliche Wendungen und Schönthuereien und zur Beseitigung eigener Vorwürfe seine alte, brave Mutter zu verunglimpfen trachtet. Grabbe hat nämlich ganz entschieden seine zwar ungebildete aber energisch-lebendige und aufopferungsfähige Mutter geliebt und es ist ordentlich rührend anzusehn, wie diese in der Erinnerung an ihren Sohn wieder auflebt. — Ob dieselbe von der im Westphälischen, selbst in anständigen Familien üblichen Sitte Gebrauch gemacht, ihrem Kinde Brod in Branntwein getaucht zu verabreichen, bleibt dahingestellt. Aber auch dieses vorausgesetzt, so ist es doch ganz unverantwortlich, aus einer gewöhnlichen Sache eine schreckenerregende Hyperbel zu machen. . . . Denn wahrlich, es giebt andere Motive, als Brodrinden, in Branntwein getaucht. Auch war Grabbe viel zu großartig, um in einem so geringfügigen Umstande einen Erklärungsgrund für seine nachmalige Charakterbildung zu finden."

Nur mit allgemeineren Erwägungen zog Stockmeier Dullers Charakteristik der Mutter in Zweifel, da er diese selbst nicht kenne. „Empörend" nennt er Dullers Schilderung und Schmähung Dorotheens, und er bezweifelt deren Qualifikation zu einem solchen Ungeheuer nicht nur auf Grund des Zeugnisses der Kennenden, sondern auch deswegen, weil Grabbe von jeher bis an sein Ende eine entschiedene Liebe gegen sie gehegt habe, mochte sie auch auf die barockste Weise sich kund geben. Es wolle ihm scheinen, als wenn diese ganze dämonische Charakteristik einer sonst unbescholtenen Frau auf einer Mystifikation Grabbes beruhe.[61]

Als Dritter ergriff Karl Ziegler das Wort. Nach Dullers Beschreibung, so führt er in der bereits erwähnten Korrespondenz der „Zeitung für die elegante Welt" aus, wäre Dorothea Grabbe ein Ungeheuer, aller menschlichen Regungen entblößt; sie solle ihren Sohn in seiner zartesten Kindheit an den Genuß von spirituösen Getränken gewöhnt haben, so daß darin der Ursprung seiner geistigen und körperlichen Zerrüttung läge, und nun sei sie doch eine ehrwürdige rechtliche vernünftige Bürgerfrau, von der es in Detmold bekannt sei, daß sie ihren einzigen Sohn, an dem ihr

61. Q 100, Sp. 324/26.

ganzes Herz mit der ihr eigenen Leidenschaftlichkeit gehangen habe, vielleicht verzogen, aber wahrhaftig nicht vernachlässigt habe; sie habe ihn beständig mit der größten Sorgfalt gepflegt und fast über ihre Kräfte an ihn verwendet. Freilich habe sie nicht die den höhern Ständen eigene Bildung, auch möchte sie vielleicht manchen Vorurteilen ihres Standes untertan sein, aber sie habe feines erregbares Gefühl, so daß sie sehr wohl begreife, welche Mißhandlung ihr Duller vor der Welt angetan habe, ihr Mutterherz sei empfindlich verwundet und schreie auf, daß ihr Gerechtigkeit werde. Fürwahr, man könne dreist behaupten, daß Grabbes Sonderbarkeit und Verkehrtheit in ganz andern Dingen, als in allzu früher Gewöhnung an spirituöse Getränke seinen Ursprung gehabt habe. An einer späteren Stelle fügt er diesen Darlegungen noch hinzu: wenn Duller, statt den einseitigen Mitteilungen der Witwe Glauben beizumessen, sich in Detmold bei anderen Leuten hätte erkundigen wollen, so würde er erfahren haben, daß, was z. B. die Beschreibung der Mutter Grabbes anlange, diese nichts anderem beizumessen sei, als der offenen Feindschaft, in welcher die Witwe des Verstorbenen zu seiner Mutter stehe, die von ihr aus Hochmut verachtet werde.[62]

In seiner Biographie hat Ziegler diese Widerlegung knapper, aber auch schärfer gefaßt. Es heißt dort:[63] wenn Duller erzähle, daß die Mutter Grabbes diesen in seiner Kindheit durch Rohheit und Härte eingeschüchtert und ihm des Nachts beim Schlafengehen betäubende geistige Getränke vor's Bett gesetzt habe, so laute das freilich sehr romantisch und würde sich zu solchen Schauergemälden, wie sie Basse in Quedlinburg zu tage zu fördern pflege, sehr wohl passen, indessen sei dieser phantastische Aufputz lediglich in dem Gehirn der Witwe Grabbes entstanden, welche Herrn Duller die Materialien zu seiner Beschreibung geliefert habe.

Auf der einen Seite also eine Reihe von Männern, die, Dorotheens eigene Verteidigung stützend, aus guter Kenntnis der Personen und Verhältnisse Dullers Behauptung in mehr oder weniger unbedingter Form ablehnen; auf der anderen Seite Louise Christiane, deren „Denkgläubigkeit" und „ausdehnende Erfin-

62. Q 111, S. 544, 548.
63. S. 11.

dungskraft“ bereits an drastischen Beispielen dargetan werden konnte, deren Feindschaft gegen Dorotheen sozusagen gerichtsnotorisch war, deren affektgetrübtem Blicke sich also der Mutter wahre Natur nur in gröblicher Entstellung und Verzerrung darbieten konnte — kaum möchte es notwendig sein, noch länger bei dieser Frage zu verweilen, hätte neuerdings nicht Wukadinović versucht, für Louisens und Dullers Vorwurf, in gewissem Sinne, den Beweis der Wahrheit anzutreten. Ohne Dullers „längst abgetane Behauptungen“ von neuem auffrischen oder stützen zu wollen, glaubt er doch, er müsse zu bedenken geben, ob man nicht bei der von allen Seiten geführten Verteidigung der so schwer beschuldigten Greisin in löblichem Uebereifer für eine gute Sache das Kind mit dem Bade ausgeschüttet habe. Denn daß sie dem Alkohol nicht abhold gewesen sei, und, wie ihr Sohn, Tee mit „tüchtig Rum“ ganz gern getrunken habe, gehe sogar, bei aller Parteinahme für sie, aus Zieglers Biographie (S. 85 und 199) ganz deutlich hervor. Unter diesem Gesichtspunkt hätte auch das stereotype „Trinke Kaffee, Mutter!“ in Grabbes Berliner Briefen eine besondere Bedeutung. Diese „Schwäche“ sei aber für die Schwiegertochter genügend gewesen, um von ihr zum „Laster“ hinaufgeschraubt zu werden. Sie möge sich auf den Sohn vererbt haben, falls nicht etwa unkontrollierbare Neigungen anderer Vorfahren von noch stärkerem Einfluß gewesen seien. Heines Einwand, die Mutter habe den Sohn, wie er selbst erzählte, nachdrücklich „gegen dat Supen verwarnt“, wolle nicht viel besagen; denn ihr geistiger und moralischer Einfluß auf ihn habe schon sehr zeitig zu schwinden begonnen. Jedenfalls habe sie unter dem „Supen“ nur ganz große Quantitäten verstanden, und es sei gar nicht ausgeschlossen, daß sie, die nach allem keine hervorragende Pädagogin gewesen sei, dem Jungen in späteren Jahren wirklich (wie Grabbes Frau an Freiligrath berichte) „alle Tage ein Glas Branntwein“ zu trinken gegeben und sich mit ihrem Manne gefreut habe, wie ihr Christian dabei „ganz vortrefflich gedeihe“.[64]

Daß dieser Beweis sehr überzeugend sei, kann beim besten Willen nicht behauptet werden. Einer scharfen Kritik zum mindesten hält er nicht stand.

---

64. Vgl. WW I IX/X.

Der Aussage Heines wird allerdings ein besonderes Gewicht nicht beizumessen sein; damit hat Wukadinović recht. Was aber zunächst die zweite der Stellen im Ziegler angeht, auf die sich Wukadinović beruft, wonach Grabbe noch auf seinem Sterbebette die Mutter aufgefordert habe, sie solle nur tüchtig Thee trinken mit Rum, er wollt's bezahlen, nur t ü c h t i g R u m, so geht ja, streng genommen, aus ihr nicht hervor, daß die Mutter dieser Einladung auch gefolgt sei. Nicht ohne Belustigung ist übrigens zu sehen, welch beinahe grotesker Unlogik Wukadinović dabei zum Opfer fällt, indem er hier auf die besondere Bedeutung des stereotypen „Trinke Kaffee, Mutter!" in Grabbes Berliner Briefen verweist. Denn wenn, wie es doch seine Meinung ist, diese Mahnung bezweckt, die Vorliebe der Mutter von dem allzu reichlich genossenen Rum auf den unschädlicheren Kaffee zu lenken, so müßte wohl logischerweise die Aufforderung: „nur tüchtig Rum" zu trinken, sich umgekehrt an eine allzu leidenschaftliche Kaffeefreundin wenden, demnach der Schluß daraus zu ziehen sein, daß die frühere Mahnung, Kaffee zu trinken, bei der Mutter einen so durchschlagenden Erfolg gehabt habe, daß er vierzehn Jahre später — denn so weit liegen die von Wukadinović in Parallele gesetzten Aeußerungen auseinander — die Mutter umgekehrt wieder zu stärkerem Rumgenusse erziehen mußte! Mit dem Nachweis der „Schwäche" wäre es also nichts. Es bliebe dann nur die erste der zitierten Stellen, aus der sich allerdings völlig einwandfrei ergibt, daß Grabbe seiner Mutter einmal bei der Anwesenheit von Gästen, um ihren Groll zu besänftigen, eine Tasse Thee mit Zucker und Rum zurecht gerührt hat. Selbst dann aber, wenn man den Nachweis für erbracht hält, daß Dorothea Grabbe in jenen späteren Jahren eine Vorliebe für den Genuß von Rum gehabt habe, so ist damit wiederum noch nicht gesagt, daß das gleiche bereits für die Zeit gelte, da eine solche entweder auf den Sohn zu vererben war oder zu verhängnisvollen pädagogischen Maßnahmen führen konnte. Fraglich ist wohl zum mindesten, ob die finanziellen Verhältnisse der Eltern, die sich jeden Groschen um des geliebten Sohnes willen vom Munde absparten, für einen solchen Luxus Spielraum gelassen hätten.

Und wiederum würde auch dies Faktum noch nicht das beweisen, was zu beweisen ist. Denn entscheidend bei der ganzen

Untersuchung ist dies: Wenn Grabbes Mutter Rum trank oder ihn sich in mehr oder weniger reichlichen Quantitäten unter den Thee mischte, dann spielte der Rum die Rolle eines Genußmittels. Wenn Dorothea dem schwächlichen Knaben, um dessen Entwicklung zu fördern, seine Kräfte zu steigern, vielleicht auch, um das nervöse Kind zum Einschlafen zu bringen, Branntwein, oder auch Brot, in solchen getaucht, darbot, dann diente er einem medizinischen Zwecke, dann stand eine ganz bestimmte Anschauung über die Nützlichkeit solcher Mittel dahinter. Beides ist scharf zu sondern. Wenn mit noch so bündigen Schlüssen glaubhaft gemacht ist, daß Dorothea Grabbe eine Schwäche für den Rum hatte, dann ist noch lange nicht erwiesen, daß sie eine Anhängerin jenes Vorurteils gewesen sei. Denn in diesem zweiten Falle handelt es sich um völlig andere Motive.

Es darf nun nicht außer Acht gelassen werden, daß Louise Christiane selbst die Mitteilung Dullers keineswegs in ihrem ganzen Umfange und ihrer ganzen Schärfe bestätigt, sondern zunächst nur die Wahrheit seiner Angabe, daß Grabbe selbst dergleichen erzählt habe. Glaubhaft ist in der Tat ein solcher Umstand, weil es eine spezifische Eigentümlichkeit der Trinker ist, sich selbst zu bemitleiden und in weltschmerzlichen Betrachtungen die eigene Trunkneigung aus unabänderlichen Schicksalsschlägen herzuleiten, gegen welche die Menschen ohnmächtig seien. Fragen muß man sich freilich, warum Louise gerade diese, die verhaßte Mutter so sehr belastende Aeußerung Grabbes gläubig hinnahm, da es doch sonst ihre Ueberzeugung war, er könne nach seinem Temperamente „nun einmal die Wahrheit niemals aussprechen", warum sie also in diesem Falle ihr angeblich so probates Verfahren, „durch unermüdet hartnäckigen Widerspruch" die Wahrheit aus ihm zu bringen, niemals angewendet habe. Offenbar deswegen, weil sich nach ihren Mitteilungen an Freiligrath noch etwas anderes bestätigt, nämlich, daß Grabbes Mutter ihren Sohn zum Trinken ermuntert, und daß sie ihm, um sein Gedeihen zu fördern, zu einer nicht näher bestimmten Zeit alle Tage ein Glas Branntwein zu trinken gegeben habe. Da ist es nun sehr bemerkenswert, daß auch einer derer, die sonst Dorothea in Schutz nahmen, eine ähnliche Möglichkeit offen ließ, wobei es freilich unentschieden bleiben muß, ob dies aus Schonung für die alte Frau geschieht, oder ob eine nicht völlig

genügende Orientierung die vorsichtige Formulierung veranlaßte. Und weiterhin muß bemerkt werden, daß auch in neuerer Zeit den Behauptungen Louisens ähnliche Zugeständnisse gemacht wurden, und zwar offensichtlich ganz unabhängig von dem Korrespondenten der „Posaune". Wilhelm Oesterhaus ist es, der 1901[65] schrieb, es möge sich wohl so verhalten, daß Dorothea ihrem Kinde schon in früher Jugend täglich Branntwein eingegeben habe, zumal viele, die mit Grabbe in Verkehr standen, Aehnliches behauptet hätten. Jedoch müsse ihr Tun nach den damaligen Anschauungen über Nutzen und Schaden des Alkohols in einem milderen Lichte erscheinen. Es sei damals in Detmold viel Branntwein hergestellt worden, der unendlich viel Unheil angerichtet haben möge; Wöchnerinnen bürgerlichen und bäuerlichen Standes hätten vielfach die wohlgefüllte Schnapsflasche hinter dem Kopfkissen stehen gehabt, und nach dem Zeugnis vieler Genossen jener Zeit sei Branntwein auch kleinen Kindern oft gegeben worden. Als dann während der napoleonischen Kriege der Alkoholmißbrauch erschreckend zugenommen habe und seine verwüstenden Folgen zu Tage getreten seien, und als man nun begonnen habe, von den Kanzeln her und in den Blättern gegen ihn zu Felde zu ziehen, Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsvereine zu begründen, da habe die alte Frau nicht eingestehen wollen, daß sie, wie so viele ihresgleichen, gefehlt habe, was ihr freilich, angesichts des besonders schlimmen Endes ihres einzigen Sohnes, auch besonders hart habe ankommen müssen.

Die Mitteilungen von Wilhelm Oesterhaus sind nicht immer ganz zuverlässig; Beispiele dafür wurden gegeben. So wird man auch die hier angeführten mit Vorsicht verwerten und eine Bestätigung durch die lippische Lokalforschung für wünschenswert halten müssen. So sehr man aber geneigt sein möchte, solche Einschränkungen der Verteidigung Dorotheens gelten zu lassen, eines muß einen immer wieder wankend machen. Würde sie, so fragt man sich, wenn solche Maßnahmen ihr nicht fremd gewesen wären, sich in ihrem Briefe an Kettembeil nicht anders ausgedrückt, sich eben auf jene stark verbreitete Sitte bezogen und damit entschuldigt haben?

---

65. Q 143, S. 27.

So ist wohl, alles in allem, dieser Fall von der Art, daß er eine Entscheidung bis zum letzten nicht zuläßt, daß ein unaufgeklärter Rest bleibt. Freilich auch hier nur ein geringer. Wenn wirklich es sich so verhalten sollte, daß damals auch im Lippischen jene verhängnisvolle Sitte geherrscht habe, selbst kleineren Kindern in der oder jener Form und Menge Branntwein zu reichen, dann wäre es möglich, daß auch Dorothea Grabbe es bei ihrem Kinde zu gewissen Zeiten getan hätte. Dann aber wäre erst weiterhin zu prüfen, ob wirklich eine so verkehrte Behandlung allein schon hinreichend war, eine Trunksucht des Jünglings zu begründen, ob nicht, wie Piper[66] betont, diese schädlichen Einflüsse auf einen sehr empfänglichen Boden fallen mußten, um in so verhängnisvoller Weise zur Wirkung zu gelangen, warum Grabbes Natur sie nicht eben so lange wie viele andere ertragen habe, Fragen, die wiederum auf das medizinische Gebiet hinüberführen. So viel aber ist sicher, daß auch im ungünstigsten Falle ein Vorwurf gegen Dorothea nicht begründet ist, so wenig wie dieser Sinn hätte bei jenen Generationen, welche die sexuelle Aufklärung unterließen.

*

Von den Anklagen, welche Louise Christiane, direkt oder indirekt, gegen Dorothea Grabbe erhoben hat, ist nicht viel übrig geblieben. Ein tatsächlicher Kern enthüllte sich bei der ersten und zweiten; auch bei der dritten ist ein solcher möglicherweise vorhanden. Umwuchert bereits von phantastischen Vorstellungen, parteiisch gefärbt durch Haß und Mißtrauen, so kamen diese biographischen Details in die Hände Dullers. Der verfuhr ganz anders als der nüchternere Ziegler, der, sorgsam abwägend, Licht und Schatten mit immer regem Gerechtigkeitssinne verteilend sich wohl bei der Arbeit immer in etwas als ein verantwortungsvoller Richter fühlte. Journalist war Duller, Verfasser von Geschichten und Märchen, Romanen und Phantasiestücken. Des besten Willens, der Wahrheit beflissen gewiß auch er; keiner, der ihn kannte, hat an der Lauterkeit seines Charakters, der Ehrlichkeit seiner Gesinnungen gezweifelt. Mit seinem harmlos-kindlichen Gemüte, welches selbst Anhänger des Metternichschen Systems ihm nach-

66. S. 7.

sagten,[67] mit rasch angeregter Phantasie griff er den Stoff auf; das Ungewöhnliche reizte ihn, das Sensationelle. Sein Streben nach effektvoller Darstellung verband sich mit der, ihm wohl von Louise anempfohlenen Tendenz, Grabbe zu erklären, und doch zu schonen, ja zu entschuldigen. So wurden, zu wirkungsvollem Kontraste, die beiden Figuren der Dichtertragödie herausgearbeitet: hier die noch ganz primitive, in Bosheit und Unvernunft befangene Mutter, dort der gütige, kultivierte Gelehrte, der sich väterlich des gefährdeten Knaben annimmt. Während so, auf der einen Seite, der alte Archivrat noch mehr in jene Rolle hineinwuchs, welche der Gegenstand einer stark reduzierenden Kritik war, nahm die Mutter des Dichters eine Gestalt an, welche in einer der Dullerschen Novellen gewiß sehr gut am Platze gewesen wäre, in einer Biographie jedoch, welche Wahrheit verkünden sollte, zumal als Abbild eines noch lebenden Menschen, einen bösen Schandfleck bedeutet.

Fast möchte es unnötig erscheinen, nun noch dem Bericht Louisens vom Verhalten der Mutter am Sterbebette des Sohnes eine besondere Untersuchung zu widmen, da die Verfasserin schon durch ihre Widersprüche auf die geringere Glaubwürdigkeit Anspruch hatte. Notwendig ist sie gleichwohl. Schon der eine Umstand erzwingt sie, daß ein Zeugnis vorhanden ist, vor welchem Zieglers Schilderung doch nur „eine schöne Legende“ wäre. Unterm 13. November 1836 fragt nämlich der Kanzler Ballhorn-Rosen bei seinem Sohne Friedrich in London an: „Habe ich Dir geschrieben, daß Grabbe nun auch infolge seiner bis zum letzten Lebenshauche fortgesetzten Trunkfälligkeit gestorben ist? Wenn Du hierher kommst mag Dir ein anderer erzählen, wie die besoffene Mutter dem bereits, ohne daß sie es bemerkt, entschlafenen Sohne noch ein Gläschen Schnaps zugetrunken hat.“[68] Nun war aber der Kanzler bei diesem Vorfall auch nicht zugegen, kann also nur vom Hörensagen berichten. Seine Mitteilung würde deshalb vorerst weiter nichts beweisen, als daß es in Detmold Leute gegeben hat, welche die, offenbar an Grabbes Tod reichlich sich knüpfenden, mehr oder weniger böswilligen Gerüchte für wahr gehalten haben.

---

67. Vgl. Carl Glossy, „Aus dem Vormärz.“ (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft Jg. 10, 1900.) S. 343.

68. Q 8 j.

Der Kanzler mußte einem solchen um so eher zugänglich sein, als er auch sonst geneigt war, lieber das schlimmste als das beste von Grabbe zu glauben.

Oder sollte dies Gerücht doch in seiner ganzen Schärfe auf Wahrheit beruhen? Dann müßte man annehmen, daß alle jene ehrenwerten Männer, die in so einhelliger Abwehr der Dullerschen Anschuldigungen sich zusammenfanden (unter ihnen der Pastor Stockmeyer!), und denen doch derlei Gerüchte auch werden zu Ohren gekommen sein, daß diese alle die Rechtschaffenheit einer Frau garantiert hätten, welche am Sterbebette ihres Sohnes sich in so ekler und unwürdiger Weise aufgeführt hatte; daß diejenige, deren „Ehrenrettung" so hartnäckig betrieben wurde, in Wahrheit doch eine Gewohnheitssäuferin mit der unentbehrlichen Schnapsflasche gewesen wäre. Nun kann man dagegen einwenden, daß ja auch etwas anderes, was der Pastor Stockmeyer als ein „unwidersprechliches, allgemein bekanntes Faktum" voll guten Glaubens in seine „Bemerkungen" aufgenommen hatte, der strengeren Prüfung nicht hatte standhalten, daß jenes „Faktum", zum mindesten rechtlich, offenbar nicht hatte erwiesen werden können, daß Stockmeyer hier doch wohl einem Gerüchte allzu rasch vertraut hatte. Darum nahm Ziegler es in seine, sonst so breite Schilderung jener Tage nicht mit auf. Wie steht es bei ihm mit dem Verhalten von Dorothea Grabbe? Ueberginge er, der sichtlich gewissenhafte Chronist, auch dies Kapitel mit Stillschweigen, so dürfte man seinen, Louise rechtfertigenden Schluß daraus ziehen. Dies tut er jedoch nicht, er hüllt nicht ein, vielleicht nicht gemeines, vielleicht bloß seniles, bloß häßliches Verhalten in milde glättendes Verschweigen. Vielmehr stellt er, und zwar fraglos in bewußtem Gegensatze zu allen andersredenden Gerüchten, ausdrücklich fest, daß die alte Mutter sich in jenen Stunden des Abschieds „äußerst sanft und gut" benommen habe.[69] Da er solches betont, geht man nicht zu weit, wenn man darin einen Beweis g e g e n die Wahrheit der Schilderung Louisens erblickt.

Noch würde diese Beweisführung an Ueberzeugungskraft gewinnen, wenn es gelänge, das Zeugnis eines Mannes zu finden, von dem man annehmen dürfte, er könne über diese Dinge unterrichtet

---

69. S. 210.

sein. Ein solches ist vorhanden, und stammt überdies von dem, für den gerade die eine der beiden in Rede stehenden Darstellungen bestimmt war: Ferdinand Freiligrath. Nachdem dieser im Oktober 1838 den Brief Louisens erhalten, war er im Juni 1839 vierzehn Tage lang in Detmold und wird dort zuversichtlich Gelegenheit gehabt haben, auch die Ansichten der Gegenseite zu vernehmen und, das Für und Wider prüfend, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Louisen stand er freundschaftlich nahe von Jugend auf, Zieglern aber fern, soweit uns bekannt ist. Fiele also sein Urteil trotzdem gegen jene, so dürfte man es für umso unparteiischer halten. Und er fällt es gegen jene, und zwar in seinem Briefe an Oscar Blumenthal vom 28./4. 1872., dessen in betracht kommende Stelle so lautet: „Grabbe's Mutter hab' ich nur von Ansehn gekannt. So viel ich weiß, war sie eine brave tüchtige Bürgerfrau. Daß sie ihren Sohn von Klein auf an's Branntweintrinken gewöhnt habe, ... ist Fabel! Die arme alte Frau am Sterbebette des Sohnes, (Ziegler S. 210), wie sie ihm den Schweiß abwischt u. plattdeutsche Trostesworte in ihn hineinredet, ist mir eine rührende, eine erschütternde Erscheinung. Ich kann die Stelle nicht lesen, ohne die tiefste Bewegung."[70] Solche Worte hätte er unmöglich schreiben können, wenn auch nur eine Spur des Glaubens an jene andere Schilderung in ihm gewesen wäre, die er bei sich bewahrte! Man darf also diese Briefstelle mit vollem Rechte als eine (wenn auch nicht bewußte) A b l e h n u n g der Darstellung Louisens, als eine A n e r k e n n u n g der Zieglerschen auffassen.

Das eine war klar: in der uns überlieferten Form konnten die beiden Berichte nicht nebeneinander bestehen. Widersprüche trennen sie, welche unüberbrückbar sind. Falsch wäre es aber, methodisch falsch, nun denjenigen Louisens völlig zu verwerfen. Erst dann dürfte man dem „Entweder-oder" folgen, wenn das „Sowohl-als auch" sich als unmöglich erwiesen hätte. Ist dies der Fall?

Folgende allgemeine Erfahrung erlaubt es, die Frage zu beantworten: Niemals nehmen wir „alle Momente eines Vorganges, die wir wahrgenommen haben, in die distinkte Vorstellung desselben auf; es findet vielmehr eine teils bewußte, teils unbewußte

70. Q 27 b.

Auswahl, eine Konzentration statt, und das bringt um so größere Differenzen zwischen der Wahrnehmung und der Vorstellung derselben mit sich, je reicher an Einzelmomenten der Vorgang und seine Wahrnehmung ist, und eine je konzentriertere Vorstellung daraus gebildet wird. Jeder Bericht, jede Darstellung, wie sie die Tradition uns gibt, beruht auf solchen mehr oder weniger konzentrierten Vorstellungen der gemachten Wahrnehmungen, der gewonnenen Anschauungen, und unterliegt daher den Modifikationen, welche die Konzentration mit sich bringt."[71]

Daraus ergibt sich dies: Wukadinović bemerkt, daß Althaus selbst zugeben müsse, Louise habe in ihrem Tagebuche die Vorgänge „dramatisch zusammengezogen". Ja, muß man angesichts einer so „belastenden" Feststellung fragen: hat denn Ziegler etwas anderes getan; konnte er etwas anderes tun? Gegen zehn Uhr ist, nach seinen Angaben, Grabbes Mutter erschienen, gegen drei Uhr der Dichter in ihren Armen verschieden. Fünf Stunden füllen also die Ereignisse, deren Schilderung er in 34 Zeilen preßt. Stärkste Konzentration ist also auch bei ihm zu finden. Die macht den Unterschied der beiden Berichte nicht aus, vielmehr das, was jeder der beiden Berichtenden auswählte, bewußt oder unbewußt, aus dem, was ihm zugetragen wurde. Unmittelbare Zeugen der Vorgänge am Sterbebette waren nur Schröder und Sophie. Ab- und zugehend berichtete diese „fortwährend" der Herrin, was sie drin gesehen und gehört. Erst später, viel später vielleicht, hatte Ziegler Gelegenheit, sie über ihre Wahrnehmungen zu befragen. Die frischeren Eindrücke hat also Louise empfangen; die Erregung wiederum, in der sie sich während jener Stunden der Erwartung wohl befunden hat, muß den Vorteil der größeren zeitlichen Nähe vermindern.

Louise aber hörte nur, was sie hören wollte, und alles das ging hindurch durch ihre Seele, die voll Haß war gegen die alte Frau, die da drin saß, die sie noch tags zuvor von der Tür gewiesen, und die sich nun doch den Platz neben dem sterbenden Sohne erkämpft hatte. Dabei mußten sich auch diese Momente der Wahrnehmung verzerren und verfärben.

---

71. Bernheim, a. a. O. S. 282/83.

Was wir ablehnen müssen an Louisens Bericht, das sind also nicht die Tatsachen an sich, die darin enthalten sind, sondern nur ihre, durch den Affekt getrübte Auffassung und ihre tendenziöse Wiedergabe. Es gilt also, von ihrer Art, diese Frau und deren Verhalten zu sehn, sich frei zu machen, mit anderen Augen, kühl und unbefangen, diese Vorgänge zu betrachten, als die in Leidenschaft und Bitterkeit aufs stärkste verstrickte Louise. Dann verschwinden mit einem Male die grellen Farben verfälschender Uebermalung, verzerrte Linien gewinnen Natur zurück, und am Ende steht ein ganz andres Bild vor unsern Augen, welches nun nicht mehr zu dem von Ziegler uns überlieferten in so unüberwindbarem Gegensatze steht, vielmehr mit diesem sich durchaus verträgt; g e t r e u u n d g l a u b h a f t.

Oder wäre es etwas so schreckliches, anzunehmen, daß die damals 71 Jahre alte Greisin, mitgenommen durch die erregenden Auftritte des vorangegangenen Tages, geschüttelt vom Schmerze über den nahenden Verlust ihres über alle Maßen geliebten, einzigen Sohnes, während des stundenlangen Ausharrens an dem Lager, auf dem dieser in einem nervenzermürbenden Todeskampfe lag, nach der Sitte ihres Standes mit etwas Alkoholischem sich sollte gestärkt haben? Müßte es als ein Zeichen von „Gefühllosigkeit“ gelten, wenn sie wirklich, nachdem ihr Christian ausgelitten hatte, sich mit Kaffee ein wenig angeregt hätte? Wo doch Louise es mit dem „Gefühl der in Gram versunkenen Witwe“ durchaus zu vereinigen wußte, nacheinander einer Flasche Rotwein, die sie aus dem Keller geholt, den Hals zu brechen und davon zu kosten, dann zwei Tassen heißen Wassers hinunterzustürzen, endlich ihre brennende Sehnsucht nach heißem Kaffee zu befriedigen! Wäre es ein Verbrechen, wenn die Alte einige Erscheinungen greisenhafter Schwäche sollte gezeigt haben, die ja nicht immer ganz appetitlich zu sein pflegen? Müßte man es (wie Nieten) „grauenhaft“ nennen, wenn es sich wirklich so verhalten hätte, daß, nachdem Grabbe verschieden, seine alte Mutter dies nicht sogleich bemerkt, vielmehr anfangs gegen diesen Gedanken sich gesträubt, daß sie geglaubt hätte, er schlafe nur ein wenig, und erst allmählich von dem wahren Sachverhalt überzeugt worden wäre? D o c h s c h w e r l i c h!

Damit ist auch für diesen stärksten der Widersprüche zwischen den Darstellungen Zieglers und Louisens ein Ausgleich gefunden; das Rätsel, vor dem Nieten und Wukadinović ratlos standen, an dem das biographische Problem sich entzündete, ist gelöst. Wie in der Mehrzahl der Fälle, vielleicht sogar in allen, so wurde auch hier in Louisens Darstellung ein tatsächlicher Kern entdeckt oder zum mindesten glaubhaft gemacht; nicht notwendig war es, sie völlig zu verwerfen. Die Ziegler'sche Schilderung aber, an sich schon so überzeugend durch die anspruchslose Schlichtheit ihrer Haltung, ist für die Biographie Grabbes gerettet.

Drittes Kapitel.

Die abschließende Beurteilung der Biographien von Duller und Ziegler.

Die Anregung zur Dullerschen Biographie ging vom Verlagsbuchhändler Schreiner aus, der das Bedürfnis empfand, der als Buch allzuknappen „Hermannsschlacht" durch eine vorangestellte Lebensbeschreibung mehr äußeres Ansehen und Gewicht zu geben. Die Wahl des Verfassers fiel auf den in Frankfurt als Schriftsteller vom Ertrage seiner Feder lebenden Eduard Duller. Dieser kannte Grabbe aus dem persönlichen Umgang zweier Monate gut genug, um zu der nicht eben leichten Aufgabe berufen zu sein; immerhin so genau nicht, um Louisens Mitteilungen entbehren zu können.

Wenn deren so oft und feierlich wiederholte Versicherung berechtigt gewesen wäre, nur einzig und allein von ihr könne die Wahrheit ausgehn, sie allein habe vermocht, Grabben zu erkennen und richtig zu beurteilen, so hätte wohl ein Meisterwerk biographischer Darstellung zuwege kommen müssen. Das wäre um so verdienstlicher gewesen, als die Kenntnis von Grabbes äußerem und innerem Leben damals noch höchst dürftig, überdies durch Gerücht und Legende vielfach verfälscht war.

In Wirklichkeit mußte, aus mannigfachen Gründen, das Material, welches sie dem Biographen zur Verfügung stellte, der Zuverlässigkeit in ungewöhnlichem Grade entbehren.

Schon das, was als Bestand ihrer Erkenntnis in ihr ruhte, war von fragwürdiger Art und keineswegs von so unerschütterlicher Objektivität, wie sie wähnte, vielmehr je nach ihren Gefühlen der Sympathie oder Antipathie aufs stärkste parteiisch gefärbt. Durch ihre Begabung waren auch der Tiefe ihrer Menschenkenntnis be-

stimmte Grenzen gezogen; was insbesondere ihr Wissen um Grabbe angeht, war so groß ihre Scharfsichtigkeit nicht, als daß sie dagegen hätte gefeit sein können, so wie andere das Opfer seiner Mystifikationen zu werden.

Wie sehr Louisens selbstsicherer Glaube, die lautere Wahrheit zu besitzen, auf einer Selbsttäuschung beruhte, das wurde in dem Augenblicke offenbar, da die Aufgabe an sie herantrat, durch schriftliche Mitteilungen über Grabbe die von Duller übernommene Arbeit zu fördern.

Zunächst bemerkt man dies eine: In ihren vertrauten Briefen wird das Thema „Grabbe" von ihr in ungehemmter Mitteilungsfreudigkeit immer und immer wieder abgewandelt. Da kommt es ihr fast unerschöpflich vor, und sie versichert, manch interessante Anekdote über ihn werde sie wohl mit ins Grab nehmen müssen. In dem Augenblicke aber, da sie das, was sie von Grabbe weiß, für eine Biographie bereit stellen, also der Oeffentlichkeit preisgeben soll, wird sie von zahlreichen Hemmungen überfallen, die ihre Unbefangenheit stark beeinträchtigen; mit einem Male kommt es ihr jetzt so vor, als sei bei Grabbes kurzem Dasein auch nur weniges von ihm zu melden. So schreibt sie denn, wenn man Mitteilungen über ihren Gatten von ihr haben wolle, müsse man ihr zuvor bestimmte Fragen vorlegen, da sie ohne solche kein Wort von ihm zu sagen wisse; denn das Gefühl, Grabbes Witwe zu sein, mache sie beklommen.

Diese Befangenheit ist natürlich und begreiflich. Noch stand ja Louise den Dingen viel zu nahe, noch war die Erinnerung an die unglückliche Ehe viel zu stark, zu frisch die Eindrücke so vieler häßlicher und widerwärtiger Szenen, und allmählich erst begannen Verbitterung, Haß und Groll den früheren milderen und sympathischen Gefühlen zu weichen, die nun wieder heraufstiegen. Auch war von ihr billigerweise nicht in allen Dingen die volle Wahrheit zu verlangen. Daß sie über dem Unglück ihrer Ehe den Schleier ließ, daß sie ihr Verhalten während der letzten Monate, da Grabbe im Wirtshause gelebt hatte, die Vorgänge im Sterbehause nicht mit schonungsloser Offenheit darstellte, sondern stillschweigend darüber hinging, wer wollte es ihr verargen? Dazu kam ihr Mißtrauen, die Angst vor der Oeffentlichkeit, vor Detmold, vor der Gefährdung ihrer Existenz, wenn sie hier oder da zuviel sage und

durch allzu freimütige Enthüllung der „Wahrheit“ die Menschen ihrer Umgebung gegen sich aufbringe. Dieses Mißtrauen, diese Befürchtungen waren es ja, die sie den Fragen Dullers nur mit Bangen entgegensehn ließ. Und als sie sich nun, nach langem Zaudern, daran machte, sie zu beantworten, als sie sich hinsetzte und die Feder zur Hand nahm und die ersten Worte niederschreiben wollte, da, als es auf ganz bestimmte Formulierungen ankam, geschah ein letztes: Ihr vermeintlich so unerschütterlicher Glaube an die Unfehlbarkeit ihrer Erkenntnis kam ins Wanken, mit einem Male war ihr, als sei f a s t a l l e s, was man bisher öffentlich von Grabbe gesagt, entweder Unwahrheit oder Entstellung der Wahrheit. Dieses Bewußtsein machte sie vollends ratlos und verwirrt, und sie hatte zu niemand Vertrauen, mit dem sie die Sache hätte überlegen, der ihr hätte helfen und ihr sagen können, worauf es denn dabei eigentlich ankomme. Denn sie selbst wußte das offensichtlich nicht. Dieses alles mußte bewirken, daß sie vieles nur in Auswahl gab, und daß sie, anstelle klarer und präziser Auskünfte, manches nur „dunkel andeutete.“

Am richtigsten wäre es natürlich gewesen, wenn sie sich bei ihren Angaben nach Möglichkeit auf die Daten des äußeren Lebens beschränkt hätte, wenn sie dabei die in ihren Händen befindlichen Dokumente selbst hätte sprechen lassen. Jedoch war sie viel zu ängstlich, um deren allzuviele wegzugeben, und was das erste angeht, so wollte sie allerdings mehr sein, als bloß die bescheiden hinter ihrem Stoffe zurücktretende Chronistin. Denn in zwiefachem Sinne faßte sie ihre Aufgabe auf. Daß die W a h r h e i t über Grabbe bekannt werde, dazu wollte sie helfen. Das war das erste. Und das zweite: er sollte e n t s c h u l d i g t werden; mit anderen Worten: der unglückliche Charakter und der tragische Lebensausgang des Dichters sollten durch die Biographie ihre Erklärung finden. Damit kam eine Tendenz in ihre Darstellung, wenn auch eine sehr gut gemeinte. Völlig verkehrt wäre es also, wenn man Louisen den Vorwurf der Böswilligkeit oder der bewußten, lügenhaften Entstellung machen wollte. Solche Vorwürfe könnten nur zeigen, daß man sie nicht kennt, und würden ihrer Natur und ihrer Absicht in keiner Art gerecht. Sie wollte das beste, und sie hielt sich auch, allen Zweifeln zum Trotze, die sie beschleichen mochten, für befähigt, es zu vollbringen. Auch wird es sicherlich, unbe-

schadet aller kritischen Einwendungen im einzelnen, bis zum letzten Atemzuge ihre Ueberzeugung gewesen sein, nach so vielen Entstellungen der Wahrheit und falschen Gerüchten zum ersten Male etwas Zuverlässiges und Richtiges gegeben zu haben. Ja selbst darauf war sie bedacht, von ihrer eigenen Person ganz abzusehen, nichts von persönlichem Groll, von Vorwürfen in ihre Mitteilungen einfließen zu lassen. Sie habe den Grundsatz beobachtet, so schreibt sie an Freiligrath, nichts einer Klage ähnliches sagen zu wollen. Daß freilich ihr Streben, Grabben zu entschuldigen, dem nach Wahrheit zuwiderlief, mithin also, streng genommen, die beiden Tendenzen einander ausschlossen, mag ihr nicht in den Sinn gekommen sein.

Indem nun aber Louise Christiane daran ging, die Wahrheit über Grabbe zu verkünden und eine Aufklärung über die Gründe seines unglücklichen Daseins zu geben, trat sogleich neben die bewußte Tendenz die ihr unbewußte. Mit Notwendigkeit mußte sich jetzt die Art geltend machen, wie sie ihre Detmolder Umgebung sah, die Freunde Grabbes und insbesondere dessen Mutter. Denn dort suchte sie ja die Erklärung, welche sie geben wollte, dort die Wurzeln alles Uebels. Und leicht stellte sich dann, als Kontrast zu all diesen verderbenbringenden Elementen, der eigene Vater ein, dessen Verdienste um den Frühverstorbenen von der liebenden Tochter mit „ausdehnender Erfindungskraft“ gesteigert und verklärt wurden.

Dieses Material, die Antworten auf sieben Fragen, kam in die Hände Dullers, der es mit dem zusammenarbeitete, das seine eigenen Beobachtungen ihm darbot. So sehr auch er, ein Freund und Verehrer Grabbes, des reinsten Willens war, so traten doch auch auf seiner Seite verschiedene Umstände zusammen, um der Unternehmung vollends zum Verhängnis zu werden.

Nicht kritisch genug hätte der Mann sein können, der es mit Louisen zu tun hatte, und — mit Grabben selbst. Duller aber war, wie die ihm Näherstehenden an ihm rühmten, von harmlosem, kindlichem Gemüte.[1] Darum nahm er gläubig alles hin, was Louise ihm mitteilte, und nicht der leiseste Zweifel rührte an seiner Gewißheit, aus der „e r s t e n, lautersten Quelle“ zu schöpfen.

1. Glossy, a. a. O. S. 251.

Darum auch hatte er sich so leicht von Grabbe selbst täuschen lassen, so daß Louise Einzelnes nachher richtig stellen mußte. Das zweite aber war dies: Duller war ein Schriftsteller, der in harter Arbeit sich und seine Familie durchbringen mußte, so „daß seine Lebensverhältnisse ihn zwangen, zu viel und vielerlei zu schreiben."[2] So bildet schon die überstürzte Fertigstellung seiner Arbeit zu dem allmählichen Ausreifen der Ziegler'schen den denkbar schärfsten Gegensatz.

Duller war Dichter, und als solcher bemächtigte er sich des Themas. Er war aber auch Journalist, und auch das wirkte auf seine Arbeit ein. Was er geben wollte, war die Genesis des inneren Menschen, aus einer Gesamtauffassung heraus mit künstlerischen Mitteln gestaltet. Was er suchte, war aber auch Wirkung. Darum spürte er das Sensationelle in Louisens Briefe auf und schärfte und steigerte es zu effektvollen Kontrasten. Zweierlei bot sich ihm dazu dar: die Gestalt der Mutter, die Unterredung am 14. September. (Dagegen die Lichtgestalten: im ersten Falle der Archivrat, im zweiten Fürst Leopold.) Das wurde scharf herausgearbeitet, so, daß Louise Christiane erschrak, das, was sie „dunkel angedeutet", nun „hell erleuchtet" vor sich zu sehen; daß sie Duller nachher den leisen Vorwurf nicht ersparen konnte, da und dort ein wenig zu stark aufgetragen zu haben.

Es wäre wohl gut gewesen, wenn Duller sein Manuskript Louisen zur Prüfung eingesandt hätte. Denn sie hatte sich kurz fassen müssen, da Gichtschmerzen sie beim Schreiben gepeinigt hatten; zu kurz, wie sie später beklagte, nachdem sie zuvor der Meinung gewesen war, „ganz umständlich" geantwortet zu haben. Die Gefahr der Mißverständnisse mußte daraus entstehen, die schon ihre, nicht immer prägnante Formulierung begünstigen konnte. In der Tat fühlte sich Louise nachher genötigt, auch dergleichen zu berichtigen.

Zu einer solchen Prüfung aber fand Louise keine Gelegenheit; manches wäre wohl geändert, manches gemildert worden, wenn sie diesen Text gelesen, sich mit Althof oder Ziegler beraten hätte. Auch Fragen wurden ihr nicht nochmals vorgelegt, obgleich sie solche erwartete. Denn es war kostbare Zeit verloren gegangen;

---

2. Q 92, S. 90.

Duller fühlte sich gedrängt, und so wurde denn das Manuskript seiner Arbeit in die Druckerei geschickt, so eilig es auch niedergeschrieben war. Mag sein, daß Duller selbst die Unmöglichkeit solcher Kontrolle bedauert hat, durch die das Schlimmste doch verhindert worden wäre. Daß er je an die Notwendigkeit gedacht habe, die Mitteilungen Louisens durch Auskünfte anderer Detmolder Persönlichkeiten zu ergänzen und zu kontrollieren, ist, bei dem Maße seines Vertrauens, schwerlich anzunehmen.

Auf solche Art ist denn seine Biographie zustande gekommen, in der, wie Stockmeyer durchaus zutreffend sagt, die Wahrheit mit der Unwahrheit, die Fabel mit der Historie willkürlich gemischt ist.

Schon äußerlich bildet die Zieglersche Biographie zu derjenigen Dullers einen starken Kontrast. Nicht nur hinsichtlich der Art der Entstehung, die hinreichend gekennzeichnet wurde; auch durch den Stil. Dullers Streben nach origineller, poetisch gehobener Ausdrucksweise verführt ihn vielfach zu Schwulst und krampfhafter Unnatur. Ziegler schreibt unpathetisch und schlicht; Wendungen, wie die, daß Grabbe sich mit dem Gedanken möchte beschäftigt haben, in den Augiasstall der sozialen und literarischen Verhältnisse Deutschlands Bresche an Bresche zu schießen (Duller S. 22), können einem bei ihm nicht begegnen.

Eine so sachliche Sprache ist umso bemerkenswerter, als das Werk aus einer Polemik hervorgewachsen ist. Einzelne Zeitschriftenaufsätze, nicht nur gegen bestimmte Partien der Dullerschen Biographie gerichtet, bilden den Ausgangspunkt. Indem der Plan sich erweiterte, wird doch die erste Absicht bestehen geblieben sein, dort eine Ehrenrettung zu geben und für eine gerechtere und zutreffendere Auffassung einzutreten, wo Einseitigkeit und Leidenschaft zu Verzerrung und Verunglimpfung geführt hatten. Ob man aber seiner Haltung gerecht wird, wenn man ihn um jener Absicht willen einen Anwalt der Familie Grabbe nennt, wie Nieten dies tut, ist doch recht fraglich. Es sei denn, daß man das Streben nach höchster Objektivität, das Bemühen, auch dem Gegner gerecht zu werden, für die Standestugenden des Advokaten hielte; woran zu zweifeln erlaubt ist. In der Tat ist es nicht genug anzuerkennen, in wie hohem Grade es Ziegler verstanden hat, die Tugenden des Richters zu üben, persönliche Sympathien und Antipathien nach Möglichkeit zu vergessen, gerecht und verständ-

nissuchend nach beiden Seiten zu sein. Seine Charakterschilderung Louisens beweist das, die so gar nichts von dem Unmute jener Kreise verrät, aus dem die Zieglersche Biographie hervorgegangen ist, die nicht zum Zerrbilde geworden ist und auch im Lichte neuerer Forschung stand hält.

Vielleicht hätte es mehr im Einklang mit Zieglers Fähigkeiten gestanden und zu einem, im ganzen befriedigenderen Ergebnis geführt, wenn er das Thema seines Buches im wesentlichen auf die Darstellung von Grabbes Charakter beschränkt hätte. Indem er den Gang des äußeren Lebens einbezog, wagte er, was nur mit größerer Energie gelingen konnte. Günstig war der Umstand, daß immerhin der weitaus größte Teil dieses Lebens in Detmold sich abgespielt hatte. Soweit andere Schauplätze in Frage kamen, verfuhr Ziegler mit sichtlicher Sorglosigkeit, und ohne den Ehrgeiz, seine Darstellung durch Berichte anderer abzurunden, die schon zahlreich zu Gebote standen. Lagen ihm briefliche Quellen für solche Abschnitte vor, dann verwertete er sie nicht immer mit der genügenden Genauigkeit. Seine Darstellung des Berliner Kreises beruht auf so unexakter Deutung der Zeugnisse und ist darum zu verwerfen. Aber auch seine Kenntnis der Detmolder Ereignisse ist nicht so groß und einwandfrei, wie man wohl erwarten könnte. Daß er bei der Darstellung der Entlassungsgeschichte versagt, kann ihm nicht verdacht werden. Zumal die Regierung selbst mit der Wahrheit zurückhielt. Befremdend aber ist seine Unkenntnis in anderen, mit Grabbes Beamtenlaufbahn zusammenhängenden Dingen und Verhältnissen, die ihn oftmals zu ganz unberechtigten Vorwürfen bestimmt und Anlaß zu mannigfachen Korrekturen gibt.

Vieles an einzelnen Szenen und Anekdoten wird immer wichtig bleiben; im ganzen sind die dem Leben Grabbes gewidmeten Partien heute überholt und veraltet und machen nicht den Wert des Buches aus.

Dieser ist vielmehr hauptsächlich in der Zeichnung der Charaktere zu suchen, vor allem desjenigen Grabbes. Zweierlei mußte Zieglern dazu in hohem Maße befähigen. Einmal war ihm die Gabe eigen, scharf und nüchtern zu beobachten, dabei mit sicherem Instinkt das Charakteristische zu erfassen und das Beobachtete aus getreuem Gedächtnis klar und anschaulich wiederzugeben. Sein Beruf konnte wohl solche Anlagen besonders entwickelt haben.

Das zweite aber: Ziegler war Grabbes Freund, ein zuverlässiger, uneigennütziger, mitfühlender Freund, und in jahrelangem Umgange hatte er ihn beobachtet, immer mehr ihn zu verstehen, immer tiefer in sein Wesen einzudringen versucht. So sah er Grabbe mit den Augen des Freundes, der, nicht befangen in moralischen Vorurteilen und kleinstädtischen Bedenklichkeiten, alles aus seiner unglücklichen Natur zu begreifen suchte, dem aber wiederum dieses Gefühl der Freundschaft den Blick nicht trübte für die tiefen Schatten, welche das Wesen dieses fremdartigen Menschen ausmachten. Denn das blieb er Zieglern letzten Endes, so sehr sich dieser auch mochte bemüht haben, in ihn sich einzuleben. Die Symptome sah er wohl in ihrer fast verwirrenden Fülle und Gegensätzlichkeit; die Ursachen blieben ihm dunkel, und für die tieferen Zusammenhänge hatte er so gut wie gar keinen Blick. Wiederum leitete ihn ein sicheres Gefühl und ließ ihn sich begnügen. Ganz offen und ehrlich gibt er zu, wo er dergleichen nicht sieht, und verschmäht es glücklicherweise, mit regsamer Phantasie Verbindungen herzustellen und das Einzelne dem künstlichen System einer mehr oder weniger geistreichen Gesamtauffassung dienstbar zu machen. Gerade das, was zur Zeit des Erscheinens dem Erfolge im Wege stand, macht uns heute das Buch Zieglers so unentbehrlich: daß sein Blick am Einzelnen haftet, daß es Einzelzüge sind, die er, aus liebevoller und doch scharfer Beobachtung gewonnen, gewissenhaft wiedergibt, rein und unverfälscht durch Reflexion und subjektive Deutung. Diese, der Erfassung von Grabbes Charakter gewidmeten Partien der Zieglerschen Biographie sind für uns von unschätzbarem Werte. Wenn man erst einmal mit allen Mitteln moderner Seelenforschung sich der Förderung des Charakterproblems zuwenden wird, dann wird man erst merken, welche Fülle feinster Beobachtungen in diesem Buche steckt. Unser Wissen um den Menschen Grabbe wäre um ein beträchtliches ärmer, wäre es nicht zustande gekommen.

Anhang.

Louise Grabbes Briefwechsel mit Jakob Stang, Karl Immermann und Carl Georg Schreiner in Düsseldorf.

Die Reinschriften der in diesem Anhang mitgeteilten Briefe von Louise Christiane Grabbe sind nicht bekannt, mit Ausnahme des Schreibens an Karl Immermann (Nr. 4). Der Text mußte deshalb nach den Entwürfen hergestellt werden. Diese sind sehr stark durchkorrigiert, die Aenderungen aber öfters nicht zu Ende geführt, wodurch z. B. Wortrudimente oder falsche Wortstellungen entstanden sind. Zu diesen Unstimmigkeiten kommen Versehen anderer Art, wie die Eile sie mit sich bringt: fehlende Buchstaben, Silben oder Worte, Wiederholungen von Silben und Worten bei Einschaltungen, bei Zeilen- oder Seitenwechsel, falsch gesetzte Einschaltzeichen, Verschreibungen u. a. m. Angesichts dieser unvollkommenen Ueberlieferung kam es darauf an, einen l e s b a r e n Text zu schaffen, der nicht mit einem Beleg für jede selbstverständliche und geringfügige Besserung zu belasten war. In allen den Fällen also, wo kein Zweifel möglich oder die Entscheidung für den Sinn des Briefes ohne Bedeutug ist, wurde das, was von der Schreiberin gewollt schien, stillschweigend eingesetzt, nur in Fällen schlimmer Textverderbnis der Eingriff durch eine Anmerkung kenntlich gemacht. Auch bei der Zeichensetzung mußte hier und da nachgeholfen werden, um die Uebersicht über den Bau des Satzes zu erleichtern.

Im ganzen herrschte bei der Herstellung des Brieftextes das Bemühn, eher zu konservativ, als das Gegenteil zu sein und für ein Versehn zu nehmen, was noch als Eigentümlichkeit des Schreibers oder der Schreiberin angesehen werden konnte. Es wurde darauf verzichtet, solche Stellen durch ein [!] kenntlich zu machen.

Selbst wenn die Entwürfe von den bezeichneten Mängeln frei wären, würden sie keinen vollkommenen Ersatz für die verloren gegangenen Reinschriften bilden. Denn Louise Christiane hat auch bei deren Anfertigung am Texte immer noch geändert, es aber doch, bei aller aufgewandten Sorgfalt, unterlassen, die Entwürfe

nachträglich mit den abgesandten Briefen in Uebereinstimmung zu bringen. Das ergibt sich aus mehreren Antworten des Empfängers, das erweist auch ein Vergleich zwischen Konzept und Reinschrift des Briefes an Immermann, von dem sich beides erhalten hat. Da ist hier am Ausdruck gebessert, da etwas vorsichtiger oder milder formuliert, dort eine Unterstreichung getilgt, ein Wort weggelassen, dafür an anderer Stelle ein Nebensatz, einmal auch ein kurzer Abschnitt eingefügt worden. Im ganzen aber lehrt die Vergleichung, daß die Varianten insgesamt zu geringfügig sind, um den Wert der Briefe als einer biographischen Quelle irgendwie zu beeinträchtigen. Auch an den anderen Briefen wird Louise Christiane bei der Reinschrift manches noch anders ausgedrückt, hier eine Wendung beseitigt, dort einen kleinen Zusatz gemacht haben. Das Wesentliche von Ton und Inhalt ist dadurch zuversichtlich nicht berührt worden.

1. Jakob Stang an Louise Grabbe.

Düsseldorf, d. 6. Jan. 1836.

An Frau Auditeurin Grabbe

Wohlgeboren in Detmold

Zu Gegenwärtigem unberufen und nicht beauftragt, dagegen mit Ihrem Gemahl in täglicher Berührung u täglichem Umgange, dessen ich mich deshalb freue, weil dieser Mann leicht in Hände hätte fallen können, in denen er weniger gut gefahren wäre — bitte ich, mir mit wenigen geraden Worten, so gut gemeint, wie die gegenwärtigen, das Versprechen zu geben, mit mir sich in eine kurze Correspondenz zu setzen, die Ihr Verhältniss zu Ihrem Herrn Gemahl betreffen soll; ich bin Gastwirth, u seit p Grabbe hier ist, besucht er mich täglich, u ist nur in seiner Wohnung oder bei mir. Ich bin genöthigt, Ihnen zu eröffnen, dass ich, obgleich jetzt Gastwirth, früher studirt u die Universität besucht habe;[1] — damit will ich weiter nichts sagen, als dass ich unter diesen Umständen p Grabbe zu begreifen im Stande sein, u seine guten u fatalen Eigenschaften zu würdigen u zu sondiren die Fähigkeit haben kann: bitte daher so aufrichtig, wie es jemals ein Mensch meinen kann, schenken Sie mir das Zutrauen, mich in Ihre ehelichen Verhältnisse so weit einlassen zu dürfen, als Sie's belieben; denn audiatur et altera pars. — Vielleicht vermag ich's zu erwirken, wenn auch nicht alle Misshelligkeiten zu heben, doch auf p Grabbe gut u heilsam zu wirken. — Auch würdigt mich p Grabbe seines Zutrauens in einem bedeutenden Grade; u nimmt von mir Manches an, wo er aus dem Gleise tritt; ich kenne seine Fehler; sie sind für eine Gemahlinn unendlich unangenehm; aber Grabbe ist doch der Mann,

1. Jakob Stang aus Königswinter war vom 11. Dezember 1822 bis zum Ende des Wintersemesters 1825/26 bei der philosophischen Fakultät der Universität Bonn immatrikuliert. (Auskunft des Sekretariats.)

der Geist, der Kopf, den wir nicht dürfen untergehn lassen. ——— Grabbe beabsichtigt seit Kurzem, nach Detmold zurückzukehren; als meinen Gast sähe ich ihn lieber hier; als d e n M a n n, der e r i s t, sähe ich ihn lieber, in Ihren Armen. Entschliessen Sie sich dazu, mit mir zu korrespondiren. Grabbe's Zurückkunft, ohne Vorbereitung ist nicht gut; sein Hierbleiben ohne eine andre Stellung u Hülfe ist aber auch nicht gut. Schulden hat Grabbe hier k e i n e. Sein hiesiger Verleger ist mein Schwager. Ich würde diesen Brief umständlicher abgefasst haben; weil ich aber gerne ganz neutral, gerade u ehrlich zu Werke gehen wollte, so schrieb ich ganz ohne alle Umstände. Fassen Sie Zutrauen zu mir; ich meine es gut; möchte gerne Grabbe glücklicher sehen, als er jetzt ist. Aber Sie lassen ihn nicht im Stiche; er hat seine Fehler; tausendmal halte ich sie ihm vor. aber er ist auch der edelste Mann. ——— Ihrem ehelichen Verhältnisse zu lieb schreiben Sie recht bald mir umständlich zurück. N i e m a n d weiss von diesem Briefe.

darauf mein Ehrenwort. Stang.

d. h. auch Grabbe ahnet nicht, dass ich dieses schreibe.

2. Louise Grabbe an Jakob Stang.

Detmold, den 20sten Januar 1836.

Hochgeehrtester Herr!

Wenn ich auf Ihr am 9ten d. M. erhaltenes gütiges Schreiben erst heute antworte, so wollen Sie mich mit meiner bisherigen Unfähigkeit zum Schreiben entschuldigen, in welche mich bei meiner Kränklichkeit der Schrecken über die mir drohende Gefahr, auf die Ihr Schreiben mich vorzubereiten bezweckt, durch gänzliche Abspannung, versetzt hat.

Ich nehme an, dass Sie in einem glücklichen Familienkreis leben u. mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, dass auch ich dies unendliche Glück empfunden. Der Tod aber hat jedes Band grausam zerrissen, was mich an das Leben knüpfte. Das Eheband, das sich zu lösen schein[t], heftet mich noch an einen Mann, von dem ich einst hoffen durfte, er werde mein trauriges Dasein durch eheliche Liebe aufzuheitern sich bestreben, der mich aber getäuscht, u.

mich noch unendlich mehr unglücklich gemacht. Ich stehe allein im Gedränge der Welt.

Die Redlichkeit, die mir aus Ihrem Schreiben entgegenspricht, lässt mich Sie flehentlichst bitten, Ihren Einfluss bei meinem Mann dahin wirken zu lassen, dass er den Gedanken in seine Heimath zurückzukehren, nicht länger Raum gebe. Denn hier ist seines Bleibens nicht; seine Umgebung würde ihn gänzlich zu G[r]unde richten, an Erwerb ist bei dieser gar nicht zu denken. Und er muss erwerben!

Er hat hier, ausser mir, seiner Frau, die sich selbst nicht zu versorgen vermag, nichts als eine auf der niedrigsten Stufe menschlicher Cultur stehende von einer kleinen Pension[2] lebende Mutter, welche dem Wohlleben fröhnt u. bey ihrem Theilnahme erregenden, ungewöhnlichen Charakter nebst ihrem Anhang[3] einen unglaublichen Einfluss auf den Sohn stets geäussert, der seinem Wohl in jeder Art entgegengewirkt. Ueberhaupt wurde die Umgebung, welche sich mein Mann hier gewählt,[4] seiner Lage u. seinen Verhältnissen immermehr nachtheiliger. Meinem heissen Wunsche ihm Liebe u. Anhänglichkeit thätig zu beweisen, so wie meinem eifrigsten Bestreben sein Bestes zu befördern, setzte er stets ebenso wie dem geringsten meiner Wünsche eine riesenhafte Widerspänstigkeit entgegen. Schimpfreden, Ohrfeigen, Stösse, Schläge pp. waren mein tägliches Loos. Und um diese vor der Welt zu rechtfertigen, entschloss er sich nicht nur in gröbster Unwahrheit zu den schmachvollsten Verunglimpfungen, sondern er bemühte sich auch, rechtschaffne Leute, bei denen er Theilnahme für mich vermuthete, dadurch gegen mich zu stimmen, dass er behauptete, ich habe dies oder jenes Nachtheilige von ihnen gesprochen. Manche haben ihm,

---

2. Diese betrug jährlich 40 Rtlr. (Vgl. Q 150 ee.)

3. Vor allem ihr Patenkind Wilhelmine Kreymeyer geb. Wallbaum.

4. Die Worte „dem Wohlleben fröhnt [bis] Ueberhaupt“ sind nachträglich eingeschaltet, die folgenden aber, mit denen ein neuer Absatz begann, nicht entsprechend geändert. Daher liest H: „Die Umgebung, welche sich mein Mann hier gewählt, wurde“. — Gemeint sind vor allem der Kanzleirat Moritz Petri, der Advokat Karl Ziegler sowie die Brüder Runnenberg, Carl Wilhelm, der Hauptmann und Postmeister, Wilhelm, der Syndikus, und Emil, der Leutnant.

jedoch schwankend, geglaubt; die meisten aber in vollster Ueberzeugung von meiner Rechtschaffenheit mich selbst mit seinen gänzlich grundlosen Behauptungen bekannt gemacht.

Unmöglich vermögen Sie sich in der Ferne eine Vorstellung von alle den in meiner Ehe erduldeten Leiden zu machen, die ich mit christlicher Geduld u. Ergebung in mein trauriges Geschick ertragen.

Ein Freund meines Mannes versicherte mir, er sei fest überzeugt, die Dienstzerrüttung habe meinen Mann zunächst zu dem Unwesen im Hause veranlasst, in dem er seinen Unwillen niemand als der schutzlosen Frau habe aufbürden dürfen.

Im Vertrauen an die Redlichkeit des unbekannten[5] Mannes, der mich zum Schreiben veranlasst, habe ich offenherzig dasjenige ausgesprochen, was ich zur Rechtfertigung meiner heissen Bitte für nöthig erachten müssen. Und fest hoffend, dass Sie, hochgeehrter Herr, mich nicht täuschen u. meinen Mann vor der leisesten Ahnung von diesen Zeilen bewahren werden, schreibe ich Ihnen getrost ferner fort.

Ich bin überzeugt, dass Ihnen mein Mann, bei seiner unglückseligen Neigung zu unwahren Behauptungen, so wie bei seinen fixen Ideen, zu welchen beiden ihn seine dichterische Phantasie verleitet, gar keine deutliche Vorstellung von dem Verhältniss gegeben, in welchem er jetzt mit mir steht.

Mein Mann gab hier im J. 1834, gegen meine dringenden Vorstellungen, seine Stellung auf, mit welcher eine sichere Einnahme von 500—600 Thlr. verbunden war,[6] u. zwar deshalb, wie er sprach, „weil ihm der Auditeur über den Kopf gewachsen."

Hätte er gewartet bis ihm die Regierung zur Niederlegung seines Amtes veranlasst, so würde er lebenslang durch eine Pension versorgt worden seyn.[7] Er behauptete aber kühn, er vermöge im

---

5. Die Handschrift liest fälschlich „unbekanntes".

6. Dies ist durchaus unzutreffend. Grabbes Fixum betrug vielmehr zuletzt 216 Rtlr. jährlich. Dazu kam eine schwankende Einnahme aus Gebühren, die im Jahre 1829 vom Regierungsrat v. Meien auf weniger als 72 Rtlr. geschätzt wurde. Rektor Clemen gab 1834 als jährliches Einkommen etwa 200—250 Rtlr. an. (Vgl. Q 12.)

7. Diese Behauptung ist, wie sich aus den Auditeursakten ergibt, fragwürdig.

Auslande als Dichter unendlich mehr zu erwerben, als ihm hier sein Amt eingebracht habe.

Nachdem er, ohne mein Vorwissen, sich sein zinsbar belegtes Vermögen auszahlen lassen,[8] u. seine mir verborgnen Rückstände am Militairgericht damit gedeckt,[9] ging er mit den Rest dessel[be]n unter dem heiligsten Versprechen, mir von seinem Erwerb wenigstens 100 Thlr. zu kommen zu lassen, jedoch ohne Abschied von mir zu nehmen, am 4. Oct. 1834 von hier fort. Erst nach Ablauf von mehreren Wochen erhielt ich von Frankf. aus ein Schreiben[10] voll von Versprechungen, wie sehr er für mich sorgen, u. wie viel Geld er bei seinen glänzenden Aussichten für mich zu erübrigen vermöchte pp. pp.

---

8. Richtig ist, dass Grabbe zur Bestreitung seines Unterhalts einige Obligationen aus Detmold mitgenommen hat. Er behauptet, daß sie ihm schon vor der Ehe gehört hätten. Vgl. WW VI 60, 31/3.

9. Auch diese Darstellung ist falsch. Denn zu begleichen hatte Grabbe, solange er noch in Detmold war, lediglich die Gebührenforderung des Hauptmanns Groskopf in Höhe von 21 Rtlrn. 27 Gr. Rückstände beim militärischen Depositenwesen ergaben sich erst nach seiner Abreise (vgl. Grabbes Briefe an Petri Nr. 155, 166, 180, 189, 205, 215 u. 219), konnten also auch vor Louisen in Detmold nicht geheim gehalten werden. Gedeckt hat Grabbe diese nachträglichen Forderungen in der Tat aus den mitgenommenen und angeblich zu seinem Eingebrachten gehörenden Obligationen. (Vgl. WW VI 112, 19 ff.) Durchaus mit Recht aber behauptet er, dass seine Gattin selbst dann nichts habe einwenden dürfen, wenn er zur Deckung das von ihr eingebrachte Vermögen in Anspruch genommen habe, da nach § 12 der Lippischen Gütergemeinschaftsverordnung „beyde Eheleute zur Bezahlung der auf ihrem beyderseitigen Vermögen haftenden Schulden gleiche Verbindlichkeit haben; sie mögen von einem oder dem andern, oder gemeinschaftlich, so wohl vor als während der Ehe contrahiret seyn." Ja selbst für etwaige Geldstrafen hätte das gemeinsame Vermögen in voller Höhe haften müssen. Denn § 14 der Verordnung beginnt: „Auch die von einem Ehegatten wegen eines Verbrechens oder Vergehens verwürkte Geldstrafen, und deshalb ihm auferlegten Gerichtskosten und Entschädigungsgelder müssen aus dem gemeinschaftlichen Vermögen bezahlt werden."

10. Brief Nr. 147. — Dass Louise eine einigermassen zutreffende Vorstellung von Ton und Inhalt dieses Briefes zu erwecken verstünde, wird man nicht behaupten können.

Obgleich nun mein Mann in der Folge in jeden Briefe sein Versprechen erneut,[11] so habe ich doch bis heute noch keinen Heller von ihm bekommen. Und er hat mich dadurch gezwungen, den Hausstand durch Veräusserungen abermals zu verringern, wozu er mich schon während unserm Zusammenleben veranlasst hatte.

Meine theuren Aeltern haben mir bei den grössten Entbehrungen ein geringes Vermögen[12] erspart. Da aber dasselbe nicht hinreichte, meine äussersten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, so erhielt ich vom Fürsten unter Anerkennung der sich erworbenen ausgezeichneten Verdienste meines verewigten Vaters s o l a n g e i c h u n v e r h e i r a t h e t die Zusicherung einer jährlichen Pension von 100 Thlr. Diese Wohlthat, die ich nur ein Jahr genossen, habe ich mit meiner Ehe für immer eingebüsst.[13]

---

11. Vgl. WW VI 76, 12/3; 137, 29/32; 144, 3/4.

12. Grabbe gibt im Jahre 1833 bei den Verhandlungen in seiner Sache mit dem Forstsekretär Kestner (vgl. Q 206) das gemeinsame Vermögen mit 12 000, Clemen im folgenden das der Frau mit etwa 8 — 10 000 Rtlrn. (vgl. Q 12) an.

13. Vgl. damit Louisens Darstellung in ihrem Brief an Immermann. — Im Entwurf folgen hierauf zwei Abschnitte. Sie sind mit Blei gestrichen, und daneben steht, gleichfalls mit Blei: „Dieses bleibt weg." Sie lauten folgendermassen:

„Obschon ich meinem Mann vor unserer vollzognen Ehe das Einsetzen in eine Witwencasse zu Pflicht gemacht, so weigerte er sich dennoch dazu auf das hartnäckigste. Endlich, nachdem wir schon ¾ Jahr verheirathet, brachte ich ihn endlich dahin, dass er eine schon verfasste Vorstellung an die hiesige Regierung unterzeichnete, welche die Bitte um Theilnahme am Witweninstitut enthielt. Aber leider wurde das Gesuch r e i n a b g e s c h l a g e n, weil mein Mann sich nicht gleich beim Eintritt in den Dienst, wie die Verordnung es wollte, darum beworben habe.

Ein mir wohlwollender Mann verwendete sich hierauf für mich bei dem Widerstreben meines Mannes, ohne sein Wissen, bei der Berliner Witwencasse. Aber auch dies zweite Gesuch wurde a b g e s c h l a g e n, weil keine Ausländer mehr aufgenommen werden könnten. Und so wandte ich mich auch vergebens an die Cothaer Lebensversicherungsbank, indem der Hofrath Piderit im Gesundheitszeugniss unglücklicherweise bemerkt: mein Mann habe Neigung für spirituöse Getränke."

Vgl. dazu Q 84 u. 207. — Die „Bitte des Auditeurs Grabbe, Theilnahme an der hiesigen Witwencasse betr.", die in der Tat mit Ausnahme der Unterschrift von Louisens Hand stammt, und die am 30. September 1833 einge-

Nachdem ich die Beweise darüber gehörig eingezogen, dass mein Mann nach der Niederlegung seines Amtes auch sein baares Vermögen sich auszahlen lassen; durch welche Beweise er mir den Weg zur Obrigkeit ebensowohl wie durch seine Amtsentsagung gegen sich geöffnet, trug ich ihm, um nicht für immer mit ihm zu brechen, denn, wenn die Obrigkeit erst einmal zwischen uns getreten, versöhne ich mich für's Leben nicht wieder mit ihm, einen gütlichen Vergleich an u. schickte ihm zwei Papiere[14] zur Unterschrift zu, unter welchen beiden er zu wählen, u. das erwählte mir unterzeichnet wieder zurückzuschicken hatte. Das erste lautete auf Ausschliessung der ehelichen Gütergemeinschaft u. das andere auf gerichtliche Verzichtleistung auf das Vorrecht der Administration des Gemeinguts.[15]

---

laufen ist, lautet so: „Ich wünsche, für den Fall, dass ich einst nach meinem Ableben eine Witwe hinterlassen sollte, dieser durch eine Witwencasse ein jährliches Einkommen zuzusichern. Und bitte deshalb Hochfürstliche Regierung gehorsamst: mich als Mitglied des hiesigen Witwen-Instituts hochgeneigt aufnehmen zu wollen, und mir das Antrittsgeld anzuzeigen, welches die Aufnahme in dasselbe erfordern wird." Zu diesem Gesuche hatten sich die beiden Kuratoren der Kasse zu äussern. Das Gutachten des ersten, Kanzleirat Rötteken in Alverdissen, erklärt, dass Grabbe als Militärperson anzusehen und also, nach dem § 3 des Gesetzes vom 21. Juli 1829 von den Vorteilen des Instituts ausgeschlossen sei. Dem Suchen des Auditeurs Grabbe dürfe also nicht deferiert werden, „und um so weniger, da derselbe bislang nicht herangezogen d. h. nicht für verpflichtet, also auch nicht befugt zum Eintritte gehalten worden ist." Der andere, Amtmann Piderit in Detmold, lässt die Frage, ob der Auditeur eine Militärperson sei, offen, verneint die zweite deshalb nur in bedingter Form. Darauf erging unterm 22. Oktober folgender Bescheid an Grabbe: „Auf die Vorstellung des Auditeurs Grabbe de praes. d. 30 v. M., seinen Beitritt zur Wittwencasse betreffend, bleibt, nachdem die Curatoren zur Erklärung darüber veranlasst worden, zur Resolution unverhalten, dass der § 3 des Gesetzes vom 21 Juli 1829 die Militairpersonen von der Theilnahme ausschliesst. Dem Gesuche kann daher umsoweniger deferirt werden, da die Anmeldung zufolge des § 27 des vorgedachten Gesetzes, jedenfalls innerhalb 6 Monaten nach seiner Publication hätte erfolgen müssen."

14. Vgl. Louisens Brief an Grabbe vom 19. Januar 1835, WN VI 312/4, insbes. S. 313.

15. „Wann der Ehemann das Vorrecht der Administration verlieret", bestimmt der § 10 der Lippischen Gütergemeinschaftsverordnung. Dieser lautet folgendermassen: „Im Fall jedoch der Mann nichts desto weniger das gemein-

Obgleich er die Landesverordnung kennt u. weiss, dass dadurch, dass ich ihm beweise, sein in die Gemeinschaft gebrachtes Vermögen verausgabt zu haben, er durch Urtheil u. Recht jenes Vorrechts verlustig ist, so weigerte er sich dennoch, gütlich zu verzichten. Und in zwei Schreiben darauf hat er mich so wohl durch Entstellen der Wahrheit, als durch gänzliche Unwahrheiten auf das höchste gekränkt. Ich habe mich aber am 28. März auf das vollkommenste vertheidigt[16] u. ihn erinnert, dass ich ja eben unter der nachdrücklich bedungenen Administration meines geringen Vermögens die eheliche Gütergemeinschaft mit ihm eingegangen bin, u. ich habe diese auch während unserm Zusammensein, ja bis heute, behauptet, wodurch sie sich zunächst von selbst beweisst. Er hat sich vor Zeugen vor unserer vollzogenen Ehe, selbst noch an unserm Hochzeitstag, auf das Heiligste vermessen „wie er sich um mein „Habe u. Gut nicht das Geringste bekümmern wolle; die Kosten „des Haushalts zu tragen sei ein Ehrenpunkt für ihn, er wolle „durchaus nicht, dass selbst nicht einmal ein Heller von mir für „solchen verwendet werde, was ich besitze, solle mir allein für mein „Vergnügen verbleiben pp.“[17]

---

schaftliche Vermögen auf eine von der Frau sonst nicht zu hindernde Art muthwillig verschwendet, oder wegen Blödsinns nicht zu verwalten vermag: soll er nicht allein auf Anzeige der Frau und gehörige Bescheinigung, von Gerichtswegen der Administration verlustig erkläret, und ihm diese inhibiret; sondern auch der Frau die ihm sonst zustehende Verwaltung des Vermögens übertragen, und solches zur Warnung des Publikums in den Lippischen und nach Befinden auch in auswärtigen Intelligenzblättern bekannt gemacht werden.“ — Dass der Tatbestand der mutwilligen Verschwendung durch die von Louise Grabbe angeführten Umstände wirklich gegeben war, wird selbst von einem Laien bezweifelt werden dürfen.

16. Louisens ausführlicher Brief vom 28. März ist noch ungedruckt und wird in einer, demnächst erscheinenden Ausgabe von Grabbes Briefwechsel mit seiner Frau zum ersten Male veröffentlicht werden. Grabbes Antwort vom 8. April sowie die beiden andern, von Louise erwähnten Schreiben, in deren einem er um Zusendung verschiedener Werke zur Hermannsschlacht bat, sind nicht bekannt.

17. Vgl. dazu WW VI 60, 20/7. Nach dem dritten Abschnitt von § 32 der Lippischen Gütergemeinschaftsverordnung, der davon spricht, in „welchen Fällen die Gütergemeinschaft bei Lebzeiten beyder Eheleute aufgehoben wird“,

Wenn er nun die Gütergemeinschaft mit mir durchaus nicht ausschliessen will, (seine Verblendung ist so gross, dass er nicht begreifen kann, wie diese sein wahrer Vortheil ist) so will ich ja von ihm nichts anderes, als dass er von der Obrigkeit das festsetzen lasse, was er mir vor der Ehe versprochen, u. was ich ihm, falls er sich noch weigert, vor derselben beweisen werde mir versprochen zu haben. Dann hat er es meinem reinen Wohlwollen, wie selbst seine Freunde sprechen, zu danken, dass ich ihn nicht nach dem §. 10. der Verordnung für einen Verschwender erklärt habe.

Das mich tief gekränkte Schreiben meinen Manns von 8. Apr. auf das meinige v. 28. März v. J. habe ich nicht mehr beantwortet, so wenig wie[18] alle spätern, in höflichem Ton verfassten Briefe. Ich eröffnete diese alle in der Hoffnung: er sei endlich einmal zur Vernunft gekommen; aber mit dem grössten Schmerz der Enttäuschung legte ich sie zur Seite. Sie enthielten nichts als leere Versprechungen „wie sehr er für mich sorgen, wie viel Geld er mir senden wolle, ich möge doch mit niemand über ihn reden, dann spräche er: mein Leben klingt dir entgegen! pp". Von dem sehnsüchtig erwarteten Document war keine Rede.[19]

Im Sept. v. J. wollte ich nunmehr meine Beschwerde gegen meinen Mann bei der Obrigkeit anhängig machen, aber ein Freund von ihm bat mich, doch noch kurze Zeit damit Anstand zu nehmen, indem er fest hoffte, jener werde endlich sein wahres Bestes erkennen u. sich in Güte mit mir vergleichen. Ich willfahrte, u. setzte meinem Harren mit dem Ende des Jahres ein Ziel. Am 4. d. M.

---

stand diesen „zu jeder Zeit frey, die beym Anfang der Ehe eingegangene Communion hiernächst mit beyderseitiger Einwilligung wieder durch Vertrag zu endigen, und das Gemeingut unter sich gleich zu theilen, oder sich durch Zurücknehmung des Eingebrachten oder auf andere Art auseinander zu setzen." Dagegen liefert die Verordnung durchaus keinen Anhalt für die Annahme, dass eine rein private, mündliche Einschränkung der Gütergemeinschaft mit der Verwaltung des gemeinschaftlichen Vermögens durch den Mann irgendwie rechtsgültig gewesen wäre.

18. Auf dieses Wort folgt, als Rudiment einer früheren Fassung mit „geantwortet", ein jetzt überflüssiges „auf".

19. Dies ist richtig. Siehe die Briefe Nr. 238, 246 u. 254. Zu dem letzten Zitat vergleiche man noch WW VI 51, 24/5; 144, 8/10.

wendete ich mich nunmehr an einen rechtschaffenen Mann[20] mit der Bitte um Anfertigung einer der Obrigkeit zu übergebenden rechtlichen Vorstellung meiner gegründeten Beschwerden gegen meinen Ehemann u. am 9ten darauf empfing ich Ihr geehrtes Schreiben, welches mich bewogen, mit der Uebergabe derselben in der Hofnung eines noch möglichen Vergleichs, bis in den Febr. nochmals zu warten.

Dass Sie, hochgeehrtester Herr! wie Sie mir das versichern, meines Mannes Bestes aufrichtig wünschen, beweisst Ihre edle Absicht, einen gütliche[n] Vergleich zwischen uns beiden bewirken zu wollen, wozu jetzt freilich der letzte Zeitpunkt eingetreten. Und ich wiederhole, dass ich, in der festen Zuversicht, Sie werden jede Vorsicht treffen, um meinem zum Misstrauen u. Argwohn geneigten Mann die Kunde von dieser Mittheilung unmöglich zu machen, Ihnen nach Ihrem Wunsche, eine getreue Darstellung meiner jetzigen Verhältnisse zu geben, mich bestrebt habe.

Der Zorn meines Mannes ist gränzenlos. Von der leisesten Ahnung dieser Zeilen würde ich das Entsetzlichste zu fürchten haben. Namenlos sind die Leiden, die ich durch das Misstrauen u. den Argwohn meines Mannes getragen. Und jedem redlichen Menschen undenkbar, der sich nicht persönlich überzeugt. Es sind selbst Beschwerdeführungen bei der Obrigkeit daraus entstanden.[21]

---

20. Den Amtsauditor Wippermann.

21. Darüber ist nichts bekannt. — Es folgt eine mit Blei gestrichene Stelle nebst der Randbemerkung: „Bleibt vorerst weg". Sie hat folgenden Wortlaut:

„Die Vorwürfe, welche sich mein Mann hier beständig in Betreff seiner Handlungsweise gegen mich zu machen, liessen ihn stets fürchten, ich möchte über ihn klagen, u. deshalb schnitt er mir jeden freundschaftlichen Umgang ab. Sein Argwohn ging soweit, dass er von der Magd seiner Mutter namens Wallbaum u. noch anderen Personen meine Schritte auf öffentlicher Strasse verfolgen lies. Nachdem sich auch diese Verfolgungen auf meine Magd erstreckt, sah sich diese endlich durch die ihr dadurch von Seiten meines Mannes gewordenen M i s s h a n d l u n g e n gezwungen, bei der Polizei Schutz zu suchen, u. sie hat Satisfaction sowohl von der Wallbaum, als von meinem Manne erhalten, welcher selbst deshalb in eine öffentliche Geld-Strafe [gestr.: von mehreren Goldgulden] verurtheilt worden ist.

Und ich das Marterlamm schwieg immer!

Diese Abschweifung wollen Sie gütigst entschuldigen, sie bezweckt allein Sie auf meines Mannes Argwohn u. dessen Folgen aufmerksam zu machen.

Um jeden möglichen Argwohn meines Mannes vorzubeugen, würden Sie bei Ihren guten Absichten am sichersten gehen, wenn Sie von demselben die Mittheilung meiner beiden letzten Briefe vom 4ten u. 28sten März v. J. zu bewirken versuchten. Haben Sie diese erhalten, dann könnten Sie ihn aufmerksam machen, dass ich, obgleich er mich ins Elend gebracht, ihn dennoch edel behandele u. in Güte nichts anders verlange, als was mir durch Urtheil u. Recht von ihm werden müsse, dass endlich Versöhnung besser, als ewige Trennung sei pp.

Es ist keine leichte Sache, meinen Mann zur Nachgiebigkeit, so wie zum Erkennen seines Besten, zu bringen.

Haben Sie all seinen Widerspruch überwunden, u. ihn zu einem gütlichen Vergleich bewogen, so werden Sie empfinden, wie unendlich Sie sich ihm zur Dankbarkeit verpflichtet haben. Er wird sich dadurch von der Last der Vorwürfe erleichtert fühlen. Denn Sie können, bei allen Schmähreden über mich, sicher glauben, dass er mich trotz alles Ungestüms lieb hat, wenn er auch gleich das Gegentheil betheuert.

Wenn Sie seinen Charakter sondiren wollen, so bitte ich Sie, ihm, so bald er schwört u. sich aufs höchste vermisst, hartnäckig, ohn[e] alles Wanken, zu widersprechen, er wird Ihnen alsdann endlich die Wahrheit wehmütig eingestehn.

Die vollste Ueberzeugung, dass so bald er mich für immer verloren, das Gefühl der Reue u. Sehnsucht bei ihm eintreten werde, hat mich allein bis hierher von der gerichtlichen Uebergabe meiner gerechten Beschwerden eben so wie vom Nachsuchen um Auflösung unserer Ehe, zurückgehalten. Sollte übrigens mein Mann hoffen, mich noch ferner durch Versprechungen hinhalten zu können, so erkläre ich, dass ich längstens am 8. Febr. zur Obrigkeit gegen ihn schreiten werde. Wenn er sich also mit mir aussöhnen will, so

---

Wie sehr mich übrigens die Wallbaum u. die Witwe Grabbe in schändlicher Lüge verfolgt, vermögen Worte nicht zu bezeichnen. Ich bin für ein Leben des höhern Standes erzogen u. habe darinn bis zu meiner Verheirathung gewandelt. Denken Sie sich einmal meinen [?] Schmerz einer solchen Behandlung! Ich sah mich von einem Mann, den ich aus reinem Wohlwollen geheirathet, plötzlich in das Gedränge der niedrigsten Menschen gestossen." — Die Angaben über Grabbes Geldstrafe lassen sich nicht kontrollieren, da die Akten der Polizeikommission vernichtet worden sind.

muss er mir das oft erwähnte unterzeichnete Document fordersamst zusenden, u. wird er dieses dann mit einem höflichen Schreiben begleiten, so darf er sicher einer baldigen Antwort entgegen sehen.

Mit der Wiederholung meiner inständigen Bitte, mich durch Geheimhalten dieser Zeilen vor jedem möglichen Nachtheil zu bewahren, so wie derjenigen um eine baldige gütige Benachrichtigung von dem Erfolg Ihres edeln Vorhaben für meinen Mann, verharre ich hochachtungsvoll Ihre

g.

3. Jakob Stang an Louise Grabbe.

Düsseldorf d. 6. Febr. 1836.

Hochgeehrteste Madame

Ihr Geehrtes vom 20. v. M. ist zu wichtig, ist gegen mich zu voll ehrenden Zutrauens u Vertrauens, als dass ich nicht die ganze Schwere der mir selbst u freiwillig aus Liebe zu p Grabbe gestellten Aufgabe fühlen sollte. —— Seit Empfang desselben habe ich an Ihrem H. Gemahl täglich gearbeitet; jetzt, noch vor 5 Minuten; er ging so eben zum Theater; aber soviel p. Grabbe auch auf mich hält, u so sehr er das schon häufig durch Wort u That bewiesen, so kann ich ihn doch noch nicht dahin bringen, dass er A l l e s mir eröffnet. Neue Data hat mir zwar Ihr Brief besonders auch nicht gegeben; das Meiste wusste ich schon von Gr.; aber in andrer Farbe. ——— Schon früher habe ich ihm tausendmal gesagt: audiatur et altera pars! und n u n habe ich's auch gespürt, dass, wie Sie selbst sagen, e r S i e d o c h l i e b t. —— Ich hoffe für Sie u Grabbe, dass sich Alles noch zu[m] Besten[22] gestalten wird; die „Hermannschlacht" ist bald vollendet; dann soll sie dem Fürsten zu Detmold, dem sie auch dedizirt, überreicht werden, u hofft Grabbe eine Pension vom Fürsten durch Freunde zu erwirken. Gelingt das, u kömmt er dann in gute u liebende Hände, u gibt der Fürst dazu ihm noch einen Wink über L e b e n s w e i s e u R u m, und ausgesöhnt mit Ihnen, was alsdann gar nicht schwer fallen wird,

22. Da „Besten" am Ende nur aus einem Strich besteht, so könnte Stang ja auch „zu Bestem" geschrieben haben; dies ist aber doch zu unwahrscheinlich.

so wird Er und sein und Ihr Glück, sein Geist u sein Körper wieder neu aufblühen.
Ich werde Ihnen wieder schreiben, sobald ich Veranlassung haben werde; die ich sogar aus Liebe zum Ganzen suche.
Nun aber noch Eins: **kennen** Sie Immermann? Immermann, hiesiger LandesgerichtsRath, hat Grabbe nach Düsseldorf zu kommen veranlasst; Immermann meint's mit Grabbe sehr gut; Grabbe erkennt dies an, u äussert sich darüber oft u unverholen; können, u wollen Sie sich Immermann anvertrauen? ihm schreiben, ihn bitten, sich durch Grabbe's Unarten nicht abhalten zu lassen, ihm gut zu bleiben, u sich seiner, incl. Ihrer, nur dahin ferner annehmen zu wollen, dass er ihn, Grabbe, wenigstens abhält, seine Verhältnisse ohne Zuziehung seines Rathes zu ändern.
/: ich werde jeden Augenblick gestört;
bis morgen die Fortsetzung :/
Ich lese eben, was ich gestern schrieb; — was ich gesagt, ist recht u wahr; Nun zu dem Obrigkeitlichen, Gesetzlichen, Rechtlichen: in Erwägung Ihrer Angaben hierüber, die von Menschlichkeit, Nachsicht u Liebe zeugen, u die Sie bis in den Februar noch aufschieben wollten, halte ich ebenfalls dafür, da Immermann, als Oberlandesgerichtsrath doch Jurist ist, ihm das Ganze, so wie mir, schriftli[ch v]orzustellen; nennen Sie mich bei Immermann, gut, [so wi]ll[23] ich ihm Ihr Schreiben an mich, wenn Sie's erlauben, überreichen; nennen Sie mich dem pp Immermann nicht, so schreiben Sie so ausführlich an ihn, wie Sie an mich geschrieben haben. p Grabbe fürchtet u achtet den p Immermann. ——— Das oft erwähnte Dokument, d. h. ein Akt, der gesetzliche Erklärungen enthält, über Grabbe's Bestimmungen in Bezug auf Sie, kann nur durch Immermann erwirkt werden; u nach Grabbe's Aeusserungen hat er daran schon längst gearbeitet, aber ausser Poetereien ist er fast unfähig, etwas zu bearbeiten, wozu Geschäftskenntniss, Praxis, u Umgänglichkeit gehört. ———
P. Sc.[24] In Goettingen u Bremen war Ihr Mann nicht; seit vorigen Jahres Ende Winter ist er in Düsseldorf, u tagtäglich nirgendwo

23. Der Brief ist an diesen Stellen durchs Entsiegeln beschädigt; vom „s" des „so" ist unten ein Endchen stehn geblieben.

24. Dieses Postskriptum lässt darauf schliessen, dass die Reinschrift zu Louisens erstem Briefe einige Fragen enthalten hat, die dem Entwurfe fehlen.

gewesen, als bei mir; zuweilen bei Immermann auf Besuch; bei mir ist er so regelmässig, dass ich, meine Frau, (die Sie herzlich grüsst) u meine Kinder an ihn gewohnt sind; seine Unarten haben alle nur e i n e Quelle: Rum. — Unter der Presse ist sein Hermann noch nicht; aber doch im Manuscripte so ziemlich fertig; ich kenne ihn zwar schon bruchweise; Grabbe sagt auch, er wäre brillant; ich weiss nicht recht, was ich dazu sagen soll. Grabbe's Gesundheit ist in der Regel erträglich; dann u wann Anfälle von Erbrechen. ——— Bitte Sie schliesslich, ich k a n n unmöglich Ihren Mann dem offnen Meere, dem Sturme preis geben: aber er nutzt mir u meinem Geschäfte so wenig, dass ich mich tagtäglich um ihn quäle; ich muss ihn hüten, beschützen, vor Angriffen vertheidigen, ja auch andre Gäste wieder von ihm abziehen, wenn er nicht in gehöriger Fassung ist: wie wäre es, wenn Sie noch einen Versuch machten, u ihn durch eine Einladung zu Ihnen an Grossmuth überböten? Mürbe ist er bereits; gestern Abend, ehe er zum Theater ging, hatte ich ihn zwischen; er weinte aus tiefster Seele. Ja, dringen Sie darauf, in einem freundlichen Schreiben an ihn, dass er erst die Hermannschlacht vollendet, Ihnen diese Vollendung anzeige, u dann komme. [Längs des linken Randes:] von p Immermann hoffe ich Viel für Sie u für Grabbe. Immermann u ich sind uns fremd.

4. Louise Grabbe an Karl Immermann.

Detmold, am 13ten Febr. 1836.

Hochwohlgeborner,
Hochzuverehrender Herr Oberlandesgerichtsrath!

Bittend wende ich mich an Ihre Herzensgüte u. hoffe Verzeihung von derselben. Ich bin die unglückliche Frau des Auditeurs Grabbe. Und wenn gleich das Conterfei, was er Ihnen von mir entworfen, mich in einem, mir ungünstigen, Lichte darstellt, so tröste ich mich dennoch Ihr Herz werde für mich sprechen u. mir eine, über jede Anschuldigung meines Mannes erhabene, Stellung einräumen.

Einst vor Jahren las ich die auf mich Eindruck gemachten Worte von Schaller:[25]

25. Wohl der elsässische Dichter Gottfried Jakob Schaller (gest. 1831).

„Ist dein Gewissen mit dir zufrieden, so sind es die bessern unter den Menschen. pp“

So suche ich mich zu beruhigen, und Sie kennen mich nicht einmal.

Unter dem 9ten v. M., wie ich gerade im Begriff stand, meine gerechten Beschwerden gegen meinen Mann bei der Obrigkeit anhängig zu machen, erhielt ich vom Herrn Stang zu Düsseldorf ein Schreiben, in welchem mich derselbe zu einer offenherzigen Mittheilung meiner ehelichen Verhältnisse auffordert, indem er mir bezeugt, dass er beabsichtige eine Aussöhnung zwischen meinem Manne u. mir zu bewirken. Nachdem ich nun dessen Wunsche nachgekommen u. mich über das ausgesprochen, was ich von meinem Manne verlange — nämlich Sicherstellung meines Vermögens — fühlt sich nunmehr Hr. Stang, der, um mich vor Nachtheil zu bewahren, meinem Manne meine Mittheilung sorgfältig verborgen, zum Vollenden seines edeln Vorsatzes ausser Stande; hält sich aber überzeugt, dass von Grabbe nur einzig und allein durch Ew. Hochwohlgeboren gewogentliche Vermittelung ein gütlicher Vergleich zu erlangen sei. Und giebt mir auch zugleich den Muth zum Ueberwinden meiner Schüchternheit u. ich nahe mich Ihnen vertrauensvoll mit der heissen Bitte um dieselbe.

Nach der Versicherung des Hrn. Stang haben Sie meinen Mann durch Ihr unschätzbares Wohlwollen beglückt u. ihn auch schon zu einer gütlichen Auseinandersetzung mit mir zu bewegen gesucht. In beiden erkenne ich Ihre Herzensgüte u. ich spreche aus tiefster Seele: ich danke Ihnen!

Um mir die Wiederholung dessen, was ich über meine Lage gesagt, zu ersparen, will Hr. St. gütigst Ihnen mein Schreiben mittheilen. Ich muss aber besorgen, dass ich mich undeutlich ausgedrückt. Denn Hr. St. glaubt in seiner Antwort, dass eine Wiedervereinigung mit meinem Manne wünschenswerth sei, u. fordert mich selbst auf ihn zu einer solchen einzuladen. Aber diese ist nach der unwürdigen Behandlung, die ich mit unendlicher Langmuth erduldet, unmöglich; ich müsste mir denn anders das Grab selbst öffnen wollen. Ueberhaupt würde Grabbe mit der Rückkunft in die Vaterstadt nicht nur mit schnellen Schritten den gänzlichen Untergang entgegen eilen, sondern auch mich vollends mit in denselben herabziehen. Diejenigen, die er hier in der Regel seine Freunde nennt,

führen ihn, jedoch indirect, ins Verderben. Ich meine übrigens, ich hätte mich hierüber gegen Hrn. St. umständlich ausgesprochen, kann mich aber wohl irren. Denn ich empfing dessen Schreiben auf dem Krankenbette u. der Schrecken über die Aeusserung „Grabbe beabsichtige in die Heimath zurückzukehren" versetzte mich in einen, nahe an Geistesabwesenheit gränzenden Zustand. So bald ich mich erholt, schrieb ich so fort, während der heftigsten Zahnschmerzen, um Hrn. St. nicht harren zu lassen, u. kann daher bei der Eile mich wohl verwirrt ausgedrückt haben. Der 2te Brief des Hrn. St. hat mich aber von meiner Angst wieder befreit.

Um jedem Missverständniss vorzubeugen wiederhole ich, dass ich die hier landesgesetzlich bestehende eheliche Gütergemeinschaft mit meinem Manne unter dessen Versprechen eingegangen bin, mir die Disposition über mein geringes Vermögen, so wie dessen Administration belassen zu wollen.

Nachdem nun mein Mann mit seiner Dienstniederlegung auch den sichern Lebensunterhalt aufgegeben und mir (bis auf ein einziges 100 Thlr.) die Beweise geworden, dass er alles, was er in die Gemeinschaft gebracht, verschwendet, verlangte ich von ihm, um mich nicht ganz dem Elend zu überlassen, nach dem §. 3. der Verordnung wegen der Gütergemeinschaft,[26] Ausschliessung der-

---

26. Dieser lautet folgendermassen:
[Von der Gemeinschaft der Güter sind ausgenommen] Sodann diejenigen Eheleute, die die Gütergemeinschaft durch publicirte Verträge ausschliessen.

So gewiss sich sonst alle übrige Eheleute, sowohl die, welche die Ehe in dieser Grafschaft vollziehen, als diejenigen, welche erst nach schon vollzogener Ehe darin ihren Wohnsitz erwählen, sich der gesetzlichen Gemeinschaft der Güter stillschweigend unterwerfen: so ist dennoch sowohl jenen als diesen unverwehrt, solche durch Eheverträge auszuschliessen, oder einzuschränken. Nur müssen die erstern, nach Vorschrift der Landesherrlichen Verordnung vom 9ten December 1752 noch vor Vollziehung der Ehe, die letztern hingegen innerhalb 6 Wochen von der Zeit an, dass sie in diese Grafschaft ziehen, dergleichen Eheverträge der Obrigkeit, oder dem Obergericht deren, oder dessen Jurisdiction der Ehemann unmittelbar unterworfen ist, insinuiren, und darüber gerichtliche Confirmation oder ein Attestat der geschehenen Insinuation bewürken.

Damit auch das Publikum zu seiner Nachachtung von solchen Eheverträgen desto gewisser Notitz erhält; soll zugleich die Obrigkeit des Orts oder das Obergericht, der oder dem sie insinuiret worden, in jedem Fall auf Kosten

selben durch wechselseitige Zurücknahme des Eingebrachten. Und unter der Voraussetzung einer ähnlichen Verfügung versprach ich ihm dagegen, dass ich ihm, falls ich vor ihm versterben sollte, durch ein Testament das Einkommen von meinem Vermögen lebenslänglich zusichern werde, u. das[s] meine Disposition über dasselbe erst nach seinem Leben in Erfüllung gehen solle. Er weigerte sich aber u. kränkte mich dabei durch die gröbsten unwahren Behauptungen auf das Entsetzlichste. Ich forderte nunmehr, in Folge seiner Weigerung, gerichtliche Festsetzung des mir vor unserer Ehe geleisteten, oben erwähnten, Versprechens durch Verzichtleistung auf das ihm nach dem §. 9. der Verordnung wegen der Gütergemeinschaft zustehende Vorrecht der Administration des Gemeinguts. Und im fernern Weigerungsfall erklärte ich ihm, dass ich gegen ihn zur Obrigkeit schreiten werde. Denn nach dem §. 9. der gedachten Verordnung stehet dem Manne das Vorrecht der Administration nur so lange zu, bis die Frau dessen Handlungen aus gegründeten Ursachen gerichtlich widerspricht.

Aber gänzlich erfolglos; er blieb bei seinem Eigensinn. Und im schmerzlichen Gefühl der Folgen jenes Schrittes zur Obrigkeit, erinnerte ich ihn an die Vergangenheit, wie er unzählige mal heilig geschworen mich glücklich machen zu wollen. Wie er nach dem Scheiden meiner engelguten Mutter, mit welcher ich das letz[t]e Lebensglück verloren, oft wiederholt in tiefster Bewegung, so dass ihm der Schweiss von der Stirn geflossen, vor mir gestanden u. gesprochen: „ach, sie Gute, Liebe! die Ehe ist das einzige Glück, die einzige Wonne des Lebens! Wir sind beide unglücklich, lassen Sie uns, uns Unglückliche vereinigen pp.“ Und wie er dann, wann ich ihm Gegenvorstellungen gemacht, mir jedesmal eine Menge Blumen in Töpfen geschickt, u. wenn er erkannt, mich erzürnt zu haben, mir stets versöhnende Worte geschrieben pp. Ich stellte ihm ferner

---

der Contrahenten den Lippischen Intelligenzblättern ein Avertissement des Inhalts einrücken lassen:

N. und N. haben durch einen an dem und dem dato errichteten und gerichtlich insinuirten Ehevertrag die Gemeinschaft der Güter ganz ausgeschlossen, oder auf die und die Art eingeschränkt.

In Ermangelung eines dieser Erfordernisse soll aber ein solcher Ehevertrag für nichtig und ungültig gehalten, und darauf in judicando keine Rücksicht genommen werden.

vor: es dürfe ihm als rechtschaffner Mann der heisse Wunsch seiner Frau, ihre Subsistenz — durch das, was ihre guten Aeltern ihr für diese sauer erworben — gesichert zu wissen, um so weniger befremden, da er durch seine Schritte die grösste Veranlassung zu den bängsten Besorgnissen ihr gegeben.

Von meinen beiden letzten Briefen an Grabbe vom 4ten u. 28sten März 1835 hat eine Freundinn von mir, vor dem Postabgang, Abschrift genommen u. mir hiernächst gütigst mitgetheilt.

Ich habe alles gethan um ihm meine schutzlose, verzweiflungsvolle Lage zu schildern u. ihm auseinander zu setzen, wie das gesicherte Vermögen sein eigner wahrer Vortheil sei. Aber umsonst, er ist hart wie Stein; nur allein durch Furchteinflössen ist er zur Vernunft zu bringen u. dazu fehlt mir die Autorität.

Hätte Grabbe wohl nicht bei seiner Dienstniederlegung den Fürsten bitten müssen, mir die 100 Thlr. Pension wieder zu verleihen, welche ich mit meiner Ehe eingebüsst? Aber das lies der unglückselige Drang zum Grossthun nicht zu, u. so hat er mich mit kaltem Blute dem Mangel überlassen u. blos mit dem leeren Versprechen, mir wenigstens 100 Thlr. von seinem Erwerb mittheilen zu wollen, zu beruhigen sich bemüht.

Ich bin mit Hrn. Stang vollkommen überzeugt, dass nur allein durch Ew. Hochwohlgeboren gütige Vermittelung ein Vergleich erwirkt werden kann. Sie haben Grabbe mit Ihrer Theilnahme beglückt, u. er verehrt u. fürchtet Sie zugleich. Und ohne Furcht zu erregen, erlangt man bei ihm nichts. Das Ungestüm, mit dem er mich behandelt, fand auch zu nächst seinen Grund in meiner s c h u t z l o s e n L a g e, indem meine theuren Angehörigen sämmtlich in das Land der ewigen Ruhe eingewandert sind, u. er somit niemand mehr zu fürchten hatte. Dies hat er mir oft mit Thränen eingestanden, u. sich mit seiner stets übeln Laune zu entschuldigen gesucht.

Entziehen Sie, hochgeehrtester Herr Oberlandesgerichtsrath! dem unglücklichen Manne bei seinen Unarten Ihr Wohlwollen u. Ihre Theilnahme nicht. Er steht allein! Ermuntern Sie ihn gütigst zum Fleiss, denn er ist leider! zum Gegentheil geneigt, u. e r m u s s e r w e r b e n!

Bewundert habe ich bereits den glücklichen Einfluss, den Sie in Hinsicht auf die Verbesserung seines Hannibal's geäussert, u. ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür!

Nehmen Sie den Unglücklichen ferner unter Ihre liebevolle Obhut; aber glauben Sie niemals seinen Betheurungen. Denn alles, was er spricht, ist, ehrlich gesagt, nichts anderes, als Hirngespinst u. Lüge. Sie werden, wenn Sie ihm einmal geglaubt, sicher noch nach Jahren erfahren, dass er Sie getäuscht. Durch scheinbare Gutmüthigkeit hat er mich vor der Ehe getäuscht; aber er täuscht mich in derselben nicht zum zweitenmal. Er verläugnet beständig seine Gefühle, weil er meint, er müsse sich ihrer schämen, u. spricht stets anders, als er denkt. Aber durch unermüdet angewendete List, kommt man endlich der Wahrheit auf die Spur.

Erhalten Sie ihn gütigst in der Furcht; er liebt, so lange er fürchtet.

Sollte Ew. Hochwohlgeboren Menschenfreundlichkeit, meine Bitte zu erfüllen, sich geneigt finden lassen, so erlaube ich mir gehorsamst zu bemerken, dass, wenn Grabbe die Gütergemeinschaft durch wechselseitige Zurücknahme des Eingebrachten nicht ausschliessen will, die von ihm auszustellende Urkunde im Wesentlichen so lauten müsse: „Ich übertrage meiner Ehefrau die Disposition über das gemeinsame Vermögen u. leiste auf das mir, nach dem §. 9. der Verordnung wegen der Gütergemeinschaft unter Eheleuten, zustehende Vorrecht der Administration des Gemeinguts hierdurch Verzicht.“

Ein Rechtsgelehrter hat mich aufmerksam gemacht, dass bei der Verzichtleistung die überlassene Vermögensdisposition nothwendig ausgesprochen werden müsse. Dies sei hier bei ähnlichen Fällen immer beobachtet worden.

Da Ew. Hochwohlgeboren sich schon einmal bei Grabbe gütigst für mich verwendet haben, so wird es ihn nicht befremden, wenn Sie noch einmal wieder auf die Sache zurückkommen. Aber er wird sich wundern, dass Sie wissen, dass es der §. 9. unserer Verordnung ist, auf welchen es hier ankömmt. Ich fürchte seinen Argwohn; überlasse aber alles getrost Ihrer weisen Einsicht. Uebrigens bitte ich Sie angelegentlichst um das Geheimhalten dieser Zuschrift, ebenso wie derjenigen an den Hrn. Stang.

Wenn Grabbe auf mich schmäht, so nehmen Sie sich doch gütigst meiner an. Sie werden nach einem, jedoch schweren, Kampfe sich überzeugen, dass er mir Unrecht gethan. Denn er wird Ihnen endlich, wenn Sie rastlos behauptet, bestimmt das Gegentheil zu wissen, mit Thränen eingestehn, dass Sie recht haben. Allein nach so einem Kampfe kommt die Wahrheit von ihm an das Licht. Er entschuldigt sich dann immer mit seinem unglückseligen Temperament, — seinem zerrissenen Herzen pp.

Wenn nun Grabbe, gegen alles Hoffen, ferner noch halsstarrig bleiben sollte; dann muss freilich die Obrigkeit entscheiden; u. er wird bereuen, wann es zu spät ist. Ich wasche dann meine Hände in Unschuld; ich habe alles Mögliche gethan. Ewige Ferne ist die nächste Folge.

Die Unbescheidenheit, mit welcher ich mich an Sie gewendet, lässt sich nicht entschuldigen; ich darf Sie, hochgeehrtester Herr Oberlandesgerichtsrath! nur noch einmal aus Herzensgrund um Verzeihung bitten.

Sollte Ihre Gewogenheit geneigt seyn, mich durch einige Zeilen Ihrer Hand beglücken zu wollen — ich möchte mich dieser Huld bei meinem freudelosen Daseyn so gern rühmen dürfen — so bitte ich Sie angelegentlichst Ihr gefälliges Schreiben doch ja mit Oblaten wohl zu verwahren, um eine etwaige Eröffnung, von unberufener Hand, unmöglich zu machen. Erfahrungen veranlassen mich zu dieser gehorsamsten Bitte.

Vertrauensvoll empfehle ich mich Ihrem Wohlwollen und verharre

mit der ausgezeichnetesten Verehrung

Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamste

LGrabbe.[27]

5. Louise Grabbe an Jakob Stang.

[Detmold, Mitte Februar 1836.]

Hochgeehrtester Herr!

In Folge Ihrer gütigen Zuschrift, für die ich Ihnen auf das

27. In der oberen linken Ecke der ersten Seite hat Immermann bemerkt: „17. Februar abschlägl. s. remissione der Anlage beantwortet."

innigste danke, habe ich mich sogleich an den Herrn Oberl. Immermann gewendet, u. hoffe ich von dessen edeln Gesinnungen eine gute Aufnahme meiner heissen Bitte.

Nach Ihrem gütigen Erbieten wollten Sie Hrn. Ob.rath mein Schreiben zur Ansicht vorlegen. Und wenn derselbe diese Mittheilung wünschen sollte so bitte ich Sie freundlichst darum. Denn ich darf Verschwiegenheit hoffen. Bewahren Sie aber nach der Zurückgabe dasselbe ja vor Grabbe's Händen.

Dass Ihnen Grabbe's Unarten so viele Qualen verursachen, bedaure ich unendlich. Führen Sie ihn doch d e r b zurecht, suchen Sie ihn zu schrecken, das ist für ihn der rechte Fingerzeig zur Besserung.

Leider! kann ich mich aber mit ihm nicht wieder vereinigen. Er hat mich so unwürdig behandelt, dass sich keine schriftliche Zeichnung davon entwerfen lässt.

Für das vorsichtige Verschliessen Ihrer gefälligen Zuschrift danke ich Ihnen noch insbesondere. Möchte ich Ihnen doch mündlich sagen können, wie wohl Sie daran gethan. Der Ad[vocat]. Z[iegler]., der Gr. Angelegenh[eit]en hier besorgt, examinirte bereits schon meine Magd mit allen Eifer über den Inhalt eines Schreiben, das ich von Düsseldorf erhalten, sie wusste aber nichts davon. U. nun verlangte er, sie möchte sich h e i m l i c h bemühen dieses aufzufinden u. i[h]n sodann damit bekannt machen. Hr. Ziegler ist ein Vetter vom P o s t m e i s t e r [Runnenberg], welcher letzterer mit seinen Brüdern zu den sogenannten Freunden meines Manns gehört.

Heute morgen, während ich mich im Nachbarhause befand, wollte mich ein Hr. besuchen, der seit 2. Jahren nicht bei mir gewesen. Im Weggehen äusserte er gegen meine Magd: „ich habe einen Brief von Düsseldorf erhalten, ob dieser von Gr. oder von wem sonst sei? u. heimlich [?][28] er wolle morgen wiederkommen. Und so erzählt mir die selbe, dass so eben von zwei andern Hrn. ähnliche Erkundigungen bei ihr eingezogen seien. Die Herren mögen sich den Kopf nur zerbrechen, sie werden nichts erfahren.

---

28. Im Entwurf steht „einlich".

Den Gruss Ihrer lieben Frau Gemahlinn erwiedere ich auf das herzlichste, u. ich bitte um Ihr ferneres beiderseitiges Wohlwollen. Angelegentlichst und

gehorsamst

6. Karl Immermann an Louise Grabbe.[29]

Ew. Wohlgeboren erwidere ich auf Ihre gefällige Zuschrift vom 13. d. M. ganz ergebenst, dass ich wahrhaft bedauern muss, in der von Ihnen mir mitgetheilten Angelegenheit nichts für Ihre Wünsche thun zu können.

Herr Grabbe hat es für gut gefunden, schon seit geraumer Zeit seine eigenen Wege zu gehen, welche ich mit ihm nicht wandern kann.

Taub gegen alles Zureden, sich so zu betragen, wie man muss, wenn man zu dem Kreise verständiger, vernünftiger Menschen gehören will, würde er keinen Einfluss von mir auf ihn verstatten, so dass daher meine Interzession ganz unnütz seyn würde.

Es thut mir wirklich leid, dass ich nichts zur Erleichterung Ihrer gewiss sehr unglücklichen Lage thun kann, unter den obwaltenden Umständen muss ich aber selbst den Brief an Herrn Stange in Ihre Hände zurückgelangen lassen, da ich auch nicht im Geringsten mich in die Verhältnisse einmischen mag. Hochachtungsvoll ergebenst Immermann. Düsseldorf d. 17. Februar 1836.

7. Jakob Stang an Louise Grabbe.

Düsseldorf d. 24. Sept. 1836.

An die Frau Auditorin Grabbe

Wohlgeboren

Madame, Sie haben Unrecht an mir gethan, mich nicht zu unterrichten von dem Tode Ihres Mannes. In der Zeit seines Aufenthaltes hier habe ich mir ein Verdienst um ihn erworben (das darf ich selbst sagen) welches mich zu diesem Vorwurfe berechtigt. Ihrem Wunsche gemäss hätte ich gerne noch m e h r gethan, wenn es möglich u thunlich gewesen wäre; mit welchen Schwierigkeiten

29. Dieser schon bekannte Brief wird hier um des Zusammenhangs willen, und zwar nach dem Friedrichschen Erstdruck, nochmals mitgeteilt.

aber jede Intervention verknüpft war, wenn man zu einem guten Zwecke mit ihm kommen wollte, weiss Niemand besser, als Sie. Genug davon. —— Mich freut's, dass Gr. sich nicht überlebt, dass er den eigenthümlichen Ruhm seines Namens nicht selbst untergraben hat. Ich bin aufgefordert, seine Biographie zu entwerfen: wollten Sie wohl die Güte haben, mir soviel Material wie möglich zu verschaffen? — Ich werde ruhige Stunden zur Bearbeitung finden: — : u weiss, welche Angehörigen noch leben.

Ferner: Wer ordnet den literarischen Nachlass? Wo bleibt die Hermannsschlacht?

Mein Schwager, Buchhändler Schreiner hier, wird an Sie schreiben, von der Hermannsschlacht wie auch von seinem Guthaben sprechen, u wünschte ich, von beiden Seiten ein freundschaftliches Uebereinkommen. p. p. Immermann habe ich Gr.s Tod mündlich angezeigt, u Immermann dabei gefunden, wie ich ihn kannte u immer beurtheilte. Gr.s Aufwärterinn bittet u requirirt durch mich fortwährend noch ein Guthaben von circa 1. Thlr. Sonst restirt hier in loko nichts, ausser bei Schreiner. — Machen Sie keine Reise? kommen Sie dann nicht durch Düsseldorf, u zu

Stang.?

8. Louise Grabbe an Jakob Stang.

[Detmold,] d. 3. Oct. 1836.

Hochgeehrtester Herr!

Gewiss habe ich Sie nicht vergessen. Und nach der Zurückkunft meines unseligen Mannes hat sich durch die Erzählungen von Ihnen meine Achtung für Sie noch um Vieles vermehrt. Ich danke Ihnen wiederholt von ganzem Herzen für alle das ihm bewiesene Wohlwollen. Er starb am 12.ten v. M. nachmittags 3 Uhr an der Magenschwindsucht, nachdem er wochenlang von Krankenbette sich nicht mehr erheben können. Es sind dies die ersten Zeilen, die ich nach seinem Scheiden schreibe. Denn ich habe meinen entfernten Verwandten noch nicht einmal eine Todesanzeige mittheilen können. Vom Morgen bis Abend umgeben mich noch immer die Beileid bezeugenden u. mein Gemüth kann sich nicht einmal

sammeln um zur Ruhe zu gelangen. U. dazu lebe ich noch in einen steten Drang von Geschäften der Gegenwart.

Der Nekrolog in der Hannoverschen Zeitung, welcher in die Didaskalia, Berliner Zeitung u. mehrere andere pp. pp. aufgenommen, ist von dem Pastor Heinrichs,[30] der mich schnell dadurch zu erfreuen beabsichtigte. Aber leider! sind die darinn gegebenen Nachrichten nicht ganz richtig u. der H. Pastor, der noch so eben erst bei mir gewesen, bedauert nun selbst sehr, dass er nicht früher Rücksprache deshalb mit mir genommen. Auch erzählt mir derselbe, dass ein gewisser Herr von Düsseldorf, dessen Namen er nicht recht verstanden (wahrscheinlich aber ist dies der B[uchhändler]. Schaub), von hier aus Nachrichten von meinem Mann sich erbeten. Er hat sich aber an einen Mann gewendet, der keine wahre Sylbe von meinem Manne weiss. Giebt ihm dieser Nachrichten, so sind s i e f a l s c h. Denn mein Mann konnte nun einmal die Wahrheit nicht reden. Deshalb haben sich von jeher falsche Gerüchte über ihn verbreitet. Jetzt, da er vollendet, will jeder, der zufällig vor Jahren einmal mit ihm ein Paar Worte im Wirthshaus gesprochen, ihn gekannt haben, Gr. aber machte es Vergnügen die Menschen über ihn in der Irre umherzuführen. Ich habe mich oft hiervon überzeugt u. ihn deshalb[?] Gegenvorstellungen gemacht. Diese Laune war ihm aber angeboren. Es lebt übrigens hier niemand, d e r W a h r h e i t v o n i h m w i s s e n k a n n w i e i c h. Denn alles, was in sein früheres Leben greift, weiss ich direct aus dem Munde seines verstorbenen Vaters, der als Untergebener des meinigen täglich ins Haus kam u. seines Herzens Grund auch in Betreff des Sohnes meinen beiden ihm wohlwollenden Aeltern stets geöffnet. Mein sel. Vater hatte sich nämlich seiner angenommen u. ihm zu mehreren kleinen Aemtern verholfen, welche ihm reichlich ernährten. Später sorgte er auch ebenso für den Sohn, der den Grund seiner Geistesbildung hier im Hause gelegt. Gr. hatte meinem Vater sehr viel zu danken. Er war es, der, als er Talent an ihm bemerkt, ihn aus dem Dunkel hervorgezogen. Auch unterstützte ihn mein Vater nach seinen Kräften in Leipzig, woselbst er studirt, u. nach der Rückkehr ins Vaterland beförderte er in jeder möglichen Art sein Fortkommen u. verhalf

30. Vgl. Q 52.

ihm auch noch am Ende seines Lebens zu der Militair-Richterstelle, welche Grabbe'n im Jan. 1828 zu Theil wurde. Aber wie sehr würde es meinen Vater, der mit der besten Meinung von Grabbe aus dem Leben geschieden, betrübt haben, wenn er nur leise geahnet, wie nachlässig Grabbe später mit seinem Amte umgegangen.
Grabbe war ein geborner Dichter u. wollte doch durchaus sich dem ernstem Geschäftsleben widmen, wovon seine an meinen Vater gerichteten Schreiben, in welchen er ihn wiederholt um seine Verwendung zur Erlangung eines Amtes d r i n g e n d gebeten, zeugen.[31]
Gr. rang immer rastlos nach dem, was er nicht besass u. nicht besitzen sollte, u. so hat er auch mich gleich nach dem Hinscheiden meines Vaters so lange geängstigt, bis ich endlich von Theilnahme bewogen, seine Frau geworden.[32]

Schon im Sommer 1833 quälte er mich beständig, mit ihm nach Frankfurt zu ziehen, indem ihm die Menschen hier ganz unerträglich seyen. Als ich ihm Gegenvorstellungen gemacht — dass unserer ja in der Ferne der Bettelstab warte, betheuerte er stets heilig, dass er im Auslande als Dichter unendlich mehr erwerben könne, als ihm hier seine Stellung einbringe. Später wollte er nach Regensburg ziehen, weil ich glaubte, dahin würde ich schon gern folgen.[33] Ach Gott, ich fing schon damals an, seine Dienstzerrüttung zu ahnen. Aber leider! So schlimm, wie die Sachen standen, dachte ich sie mir doch noch nicht.
Er hat sein Leben nur auf 34 Jahr u. 9 Monate gebracht. Die Aerzte meinen, der zu häufige Genuss der geistigen Getränke habe seiner Gesundheit geschadet.

Das mag Gott wissen; ich weiss es nicht.

Sie sehen, hochg. Herr! dass bei dem kurzen Leben meines Mannes nur wenig von ihm zu sagen ist.

Unendlichen Verdruss hat ihn der Aufsatz in Nr. 143 der Zeitung für die elegante Welt vom 23. Jul. d. J. bereitet.[34] Es heisst darinn: er habe in Ihrem Hause auf Fidibus seine Gedanken für seine

---

31. Vgl. dazu Q 13 a, b u. d, 32 u. 126.
32. Vgl. Ziegler S. 90/2.
33. Es war der Geburtsort Clostermeiers.
34. Es ist der (als Q 137 aufgeführte) Aufsatz Kühnes.

Dichtungen niedergeschrieben. U. er betheuerte mir „er habe nichts anders darauf bemerkt, als das was er genossen u. was er dafür zu zahlen“. Sie würden ihm das gern bezeugen. Und so enthält jener Aufsatz auch noch die Unwahrheit: mein Mann habe für Immermann Rollen abgeschrieben, u. sei dafür von ihm bezahlt worden. Wie sich der nun Selige darüber geärgert, können Sie sich gar nicht denken. Er wollte stets sich bei Ihnen erkundigen, ob Sie nicht vielleicht den Verfasser kennten? er war aber zum Schreiben zu schwach u. verschob dies bis auf die stets nahe geglaubte Genesung.[35] Dagegen hat ihm die Abendzeitung in der letzten Lebenswoche noch eine kleine Freude gebracht. Die Inschriften zur deutschen Dichterhalle von Fr. Goldschmied in nr. 111 vom 9. Mai d. J. enthalten:

„Grabbe.

Nun der unbändige Leu die Wälder alle durchbrüllet,
Schaut, wie im grünlichen Feld spielt mit Sonne ein Kind.“

Der Herr Pastor erzählte mir ferner, dass der fatale Aufsatz in der Zeitung für die elegante Welt in einen zu Düsseldorf erscheinenden Blatte theilweise von neuem abgedruckt worden sei.[36] Das betrübt mich unendlich, da ich empfunden, wie sehr er darinn beleidigt.

Ich habe nie eine schönere Leiche gesehen als diejenige meines Mannes. Ich schmückte ihn selbst im Sarge u. gab ihm einen Lorberzweig nebst 3 schönen späten Centifolienrosen, umwunden mit einer Flechte von meinem Haar, in die geschlossnen Hände, u. das Haupt zierte ich mit dem errungenen Lorbeerkranz. Ich hoffte, die hiesige Provinzial-Schule, aus welcher er hervorgegangen, würde ihm den Lorbeerkranz für seinen Sarg darbringen, es unterblieb aber (den Leuten hier ist Zart-Gefühl etwas fremdes), ich hatte indess solchen schon längst selbst gewunden u. heftete denselben gleichfalls mit meiner eignen Hand auf den Sarg. Wäre ihm der Kranz von der Schule oder von Freunden dargebracht, so würde

35. Von dieser spricht Louise auch durch den Mund Hubs (vgl. Q 54), aber zutreffender dürfte es doch sein, mit Schreiner (s. dessen Brief an Louise Christiane vom 31. Okt. 1836) das Gegenteil anzunehmen.

36. Diese Angabe lässt sich nicht nachprüfen, da die Düsseldorfer Journale aus jener Zeit nur lückenhaft erhalten sind.

der meinige zurückgeblieben seyn. Nun war es aber gut das[s] ich solchen bereit gehalten.

An D. knüpfen sich angenehme Erinnerungen aus meiner ersten Lebenszeit. Es lebte u. starb daselbst der Oheim meiner Mutter, Obrist Knoch, welcher mich u. meine Schwester durch von dort aus gesendete schöne Spielsachen wovon ich noch einige besitze so oft erfreut.[37]

Auch hat mein Vater im J. 1812 ein halbes Jahr in Düsseldorf gelebt u. dem hiesigen Fürstl. Hause Lippstadt gerettet, welches Napoleon in Besitz zu nehmen beschlossen. Noch besitze ich mehrere Gegenstände, welche mein Vater von dort für seine Familie mitgebracht.

Als mein Mann von Düsseldorf zurückgekommen,[38] erkannte ich ihn nicht wieder. Sein Gesicht hatte sich so sehr vergrössert, u. war so sehr aufgeschwollen, dass ich den Eindruck dieser Veränderung niemals vergessen werde. Aber die letzten Wochen zeigte sich dasselbe immermehr wieder in seiner wahren Gestalt, u. im Tode glich er vollkommen einem Jüngling von 20 Jahren.

Die Hermannsschlacht befindet sich in den Händen des Abschreibers. Ist die Abschrift vollendet, so muss ich sie erst durchsehen u[?] mit dem Original vergleichen u. dann der Zueignung wegen dieselbe an den Fürsten durch die 3te Hand gelangen lassen, u. weiss ich nicht, wie bald ich sie alsdann zurü[c]kerhalten werde. Es ist aber nicht die Hermannsschlacht, welche mein Mann in Düsseldorf geschrieben. Es ist ein neues Drama, das er hier begonnen u. vollendet.

Man findet dasselbe ausgezeichnet gut u. erkennt darinn das Beste, was aus seiner Feder geflossen. In der Nähe u. Ferne interessirt man sich überaus für den Schwanengesang u. heischt von mir die baldige Herausgabe. Die Fragmente von dem, was der Selige in Düsseldorf über diesen Gegenstand geschrieben, liegen zerrissen u. verwirrt durcheinander.

---

37. Im Entwurf ist dahinter folgende Stelle gestrichen: „Sein Reichthum würde meiner Mutter u. ihren Geschwistern anheim gefallen seyn, wenn er nicht noch im 81 Lebensjahr seine Gesellschafterinn geheirathet, welcher er denselben ganz allein hinterlassen."

38. Dies Wort ist aus Aenderungen nicht ganz fertig geworden, kann aber nicht gut anders gelesen werden.

Es freut mich sehr, dass Hr. Schreiner die Hermannsschlacht in Verlag nehmen, u. deshalb an mich schreiben will. Sehr angenehm würde es mir seyn, wenn das Schreiben noch in diesen Tagen an mich gelangte, da ich bald abwesend von hier seyn u. vielleicht schon am Sonnabend abgeholt werde. Kömmt dasselbe später hier an, so erhalte ich es erst nach der Rückkehr. Grabbe äusserte, seine Sachen bei Hrn. Schreiner u. Hrn. Buchhalter Hohns gelassen zu haben. Unter diesen ist ein alter unansehnlicher platter ausgebesserter Uhrschlüssel, worinn sich das Bildniss meiner Grossmutter befindet. An diesen Schlüssel knüpfen sich wehmütige Erinnerungen u. ist derselbe mir deshalb theuer. Wie gern machte ich eine Reise zu Ihnen, geehrter Herr, um Ihrer Theilnahme so manche mündliche Mittheilung zu machen, die Ihrer Menschenfreundlichkeit gewiss nicht ganz uninteresant seyn möchte; aber Reisen kostet Geld, u. mein Beutel ist geleert.

9. Louise Grabbe an Jakob Stang.

[Detmold, 28. Oktober 1836.[39]]

Von Ihrer Herzensgüte hoffe ich Verzeihung, wenn ich mich noch einmal Ihnen schriftlich nahe. Denn ich nehme an, dass Sie mein Schreiben vom 3ten d. M. richtig empfangen haben. In Ihrer geehrten Zuschr. vom 24.sten Sept. äusserten Sie gütigst „ich werde nächstens von Hr. Schreiner in Betreff des bewussten Drama's über die Hermannschlacht ein Schreiben erhalten", u. da ich dies bis heute noch nicht empfangen,[40] so besorge ich fast, dass solches abhanden gekommen. Und diese Besorgniss veranlasst mich zu diesen Zeilen, die ich deshalb gütigst zu entschuldigen bitte. Ich bin, um mich in meiner Betrübniss aufzuheitern, so eben zu einer Spa[zir]fahrt nach dem von hier 6 Stunden entlegenen Paderborn auf morgen früh 4 Uhr eingeladen, von welcher ich die nächste Nacht zurückkehren werde. Und von dort aus werde ich Ihnen diese Zeilen zusenden, da Sie solche von dort aus **sicherer** u.

---

39. Das Datum ergibt sich aus dem folgenden Briefe.

40. Louise schrieb ursprünglich: „u. dies ist mir bis heute noch nicht zugekommen,". Sie änderte diese Stelle, sichtlich wegen des sogleich folgenden „abhanden gekommen", jedoch unvollständig, so dass der Entwurf nun liest: „u. da mir dies ist bis heute noch nicht empfangen,".

schneller empfangen werden. Die Hermannsschlacht liegt nämlich schon seit Wochen zur Absendung bereit, u. ich bitte Sie mich Ihrem Herrn Schwager zu empfehlen u. ihn zu benachrichtigen, dass wenn e

Sehe

Wäre ich nicht von so schwerer Traurigkeit umgeben, so brächte ich das Drama durch die Schnellpost selbst nach Düsseldorf, aber das ist nicht möglich. Indess gebe ich die Hofnung, Düsseldorf zu besuchen, noch nicht ganz auf, da ich mich noch immer tröste, die Zukunft welche mir jetzt verzweiflungsvoll erscheint, könne sich mir noch wohl

10. Carl Georg Schreiner an Louise Grabbe.

Düsseldorf 31 Octbr. 1 8 3 6.

Hochgeehrteste Frau Auditeurin!

Schon früher würde ich mir erlaubt haben, auf den Brief, den Sie meinem Schwager Stang zu schreiben die Güte hatten, einige Zeilen an Sie zu richten, wenn nicht die am Schluss desselben enthaltene Bemerkung, dass Sie einige Zeit von Detmold abwesend sein würden, mich bewogen hätte, damit zu warten. So eben theilt mir nun mein Schwager Ihr Geehrtes vom 28t d. mit, und ich will nun auch meinerseits mich keiner Saumseligkeit schuldig machen.

Ich weiss nicht, in wie weit der leider für dramatische Dichtung, für seinen Ruhm zu früh verewigte G r a b b e, Ihr Gemahl, Sie in die zwischen ihm und mir bestandenen Verhältnisse eingeweiht hat. Sie waren, meinerseits wenigstens, die allerfreundschaftlichsten, und glaube ich mir schmeicheln zu dürfen, auch seine gute Meinung in einem Grade besessen zu haben, wie er sie nur von Wenigen hegte. Wenigstens sprechen zahlreiche Briefe, die ich von dem Heimgegangenen noch bewahre, für diese Annahme. — Hier fand er sich in Vielem, was er zu finden erwartet haben mochte, getäuscht! Die nähere Erläuterung[41] dieses Punctes eignet sich jedoch für die schriftliche Mittheilung nicht, da Personen und Ver-

41. Bis zu diesem Worte ist der Absatz am linken Rande dick mit einem senkrechten Striche angestrichen; darunter, gleichfalls von der Empfängerin, die Bemerkung: „Immermann ist hier bezielt."

hältnisse auf eine nicht ganz sanfte Weise berührt werden müssten, die ich ungern verletzen möchte; zumal da doch nichts dadurch mehr gebessert werden könnte. — Genug, ich hielt es für Pflicht, ihm in seiner oft sehr peinlichen Lage, nach Kräften nicht nur mit gutem Rath an die Hand zu gehen, sondern ihm auch die zu seinen Bedürfnissen erforderliche pecuniäre Unterstützung zu gewähren. Auf diese Weise ist er mir nach und nach eine Summe von Zwei Hundert und ein und dreissig Thalern schuldig geworden, worüber er mir vor seiner Abreise eine Bescheinigung ausgefertigt hat. — Die von ihm verlegten Schriften habe ich ausserdem sehr anständig honorirt. — Da dieselben aber, trotz der im Allgemeinen günstigen Beurtheilungen, die sie in den öffentlichen Blättern erfuhren, für mich nicht den Absatz gefunden haben, der mich für meine Auslagen schadlos gehalten hätte, und ich zudem nicht reich bin, so kann ich die Ihrem seel. Gatten vorgeschossene, oben genannte, Summe nicht quittiren, sondern muss Sie, verehrteste Frau, gehorsamst bitten, für deren Berichtigung gefälligst besorgt sein zu wollen. Es versteht sich übrigens von selbst, dass ich gern bereit bin, Ihnen bei Tilgung dieser Schuld durch Gewährung Ihnen convenirender Termine an die Hand zu gehen. —

Was nun endlich die von Ihrem verewigten Mann hinterlassene

H e r m a n n s - S c h l a c h t

betrifft, so bin ich mit Vergnügen erbötig, sie in Verlag zu nehmen, da ich mich gegen Grabbe dazu verpflichtet habe. Er hat mir oft, im augenblicklichen Aufwallen seiner Freundschaft das noch unfertige Werk mündlich und schriftlich als ein Geschenk versprochen, und dagegen von mir das Versprechen gefordert, es nach seinem Hinscheiden, was er wohl schon lange herannahen fühlte, zu publiciren. Wenn Sie mir nun das Manuscript auf einen Tag nur zur Einsicht anvertrauen wollen, so will ich mich sofort darüber erklären, ob ich es verlegen kann oder nicht. — Für den Fall, dass diese Erklärung bejahend ausfiele, würde ich das Werk mit E i n H u n d e r t T h a l e r n i n G o l d honoriren. Eine würdige äussere Ausstattung würde auch nicht fehlen. Wir haben hier ein sprechend ähnliches Bild von Grabbe,[42] was ich wahrscheinlich stechen lasse und es dann als Titelkupfer beigeben würde. —

42. Zu den im Verlaufe dieses Briefwechsels erwähnten Portraits vgl.

Was Ihnen Grabbe von den hiesigen Jesuiten gesagt hat, ist jedenfalls ein Einfall, der seiner überreizten Phantasie zu Gute gehalten werden muss. Er äusserte oft, dass er wohl Jesuit werden möchte, allein mit den beiden ehemaligen Jesuiten, die hier noch existiren, aber keineswegs mehr als Ordensglieder zu betrachten sind, sondern als Weltgeistliche, hat er nie in der geringsten Berührung gestanden.[43]

Mein Schwager Stang behält es sich vor, Ihnen noch selbst auf Ihre geehrten Briefe zu antworten. Der Drang der Geschäfte verstattet ihm jetzt keinen ruhigen Augenblick. Er bittet durch mich, dass Sie seine gehorsamsten Empfehlungen genehmigen wollen. Schliesslich bitte ich noch die Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung zu genehmigen, womit ich die Ehre habe zu verharren, als Ihr

gehorsamster Diener
I. H. C. Schreiner

11. Louise Grabbe an Carl Georg Schreiner.

Detm. d. 17. Nov. 1836.

Hochgeehrtester Herr!

Ohne Zweifel haben Sie längst einige Zeilen auf Ihr gütiges Schreiben, welches ich schon am 3ten d. M. empfangen, erwartet.

Aber ein höchst schmerzhaftes Zahnübel, gegen welches ich gestern zum letzten Mittel — dem Scheidewasser — schreiten musste, da Geschwulst u. Ohrenschmerz sich dem Ausheben des erkrankten Zahns entgegen gestellt, hat zunächst die Absendung des bewussten hierangeschlossenen Drama's über die Hermannsschlacht verzögert.

Und nun muss ich erst, um das Werk an Sie gelangen zu lassen, nach Herford, oder Paderborn reisen, indem ich dasselbe aus Gründen nicht gern hier auf die Post geben möchte. Das Wetter ist jetzt eben so schlecht, wie meine Gesundheit, u. ich weiss noch

---

den Aufsatz des Verfassers über „Grabbe im zeitgenössischen Bildnis.": „Zeitschrift für Bücherfreunde." N. F. Jg. 14. Heft 6. November 1922. S. 127/35.

43. Diese Stelle bezeugt gleichfalls, dass auch hinsichtlich des Inhalts die erhaltenen Entwürfe zu Louisens Briefen die Reinschriften nicht völlig ersetzen können.

nicht, wie bald ich reisen kann. Allein sehnlichst wünsche ich die nationale Dichtung in Ihren Händen zu wissen. Denn durch diese wird sie an das Licht gelangen. Und je früher sie nach dem Tode des Verfassers erscheint, desto mehr Interesse wird sie erregen.

Für das meinem sel. Mann bezeugte Wohlwollen spreche ich Ihnen hier aus Herzensgrund den innigsten Dank aus.

Die zwischen ihnen beiden bestandenen Verhältnisse hat er mir verborgen. Ich wurde aber durch das zufällige Auffinden Ihres Schreibens vom 9ten Jul. d. J. an denselben noch vor dem Empfang Ihrer geehrten Zuschrift vom 31.sten Oct. schon damit bekannt. Er behauptete immer, er verschulde in Düsseldorf niemanden selbst nicht einmal einen Heller, habe aber noch von dort aus grosse Summen für gelieferte Arbeiten zu beziehen. pp.

Aber das nach seinem Scheiden aufgefundene Schreiben v. 9. Jul. enttäuschte mich. Ich schmeichelte mir aber, dass die Schulden, die mein Mann in Düsseldorf zurück gelassen, mit dem Manuscript ausgeglichen werden könnten; u. das hoffe ich noch, wenn Ew. Wohlgeboren erst das Werk gesehen; kann dies aber nicht seyn, so werde ich Ihnen den Rest derselben im Januar übersenden.

Nun waren Ew. Wohlg. so gütig u. theilten meinem Manne von seinen frühern Werken 15 Exemplare mit. Schon 12 von dem gegenwärtigen würden mir sehr willkommen seyn. Ich bemerke dabei, dass diese dem Absatz des Werks in keiner Art schaden sollen. Denn diese gelangen erst dann, wann ich sie 6 Wochen schon besessen, an Personen, die sich kein Exemplar anschaffen werden. Nur ein einziger, von denen Herrn, welche Gr. mit seinen Werken beschenkt, würde von mir ein Exemplar von jenen erhalten.

Detmold zählt nicht viel über 4000 Einwohner. Die Wissenschaften haben ihr Glück darinn nicht gemacht; man hascht nur nach sinnlichem Vergnügen. Es ist daher nicht einmal in der Heimath des Dichters Absatz zu hoffen. Ich denke aber, dass wohl einige Exemplare verkauft werden möchten, besonders an diejenigen, die Grabbe's Werke schon durch ihn selbst besitzen. Vielleicht würde auch die Meiersche Hofbuchhandlung hieselbst jenen Absatz wohl förderlich werden. Sollten Ew. Wohlg. es wünschen, würde ich gern bei derselben deshalb anfragen?

Dass Sie dem Drama Grabbe's Bildniss als Titelkupfer beifügen wollen, erfreut mich u n e n d l i c h. Ich muss aber an der Aehnlichkeit zweifeln, da Gr. von Düsseldorf fast nicht mehr kenntlich zurückgekommen. Indess wird in jedem Falle jene Ausstattung dem letzten Werke des Dichters noch besonders zur Empfehlung gereichen.

Ist es vielleicht das Portrait, was sich im Zimmer des Hrn. Stang befinden soll, welches Sie gütigst copiren zu lassen, beabsichtigen?

Sollten vielleicht Ew. Wohlgeboren oder Hr. Stang, welcher mich um Mittheilungen von meinem Manne ersucht, noch fernere derselben wünschen, so bitte ich Sie beide, mir gefälligst Fragen vorzulegen, die ich alsdann umständlich beantworten werde.

Für Ihre gütige Benachrichtigung wegen der Jesuiten danke ich Ihnen auf das Innigste. Grabbe behauptete, der Orden sei von neuem wieder bestättigt. Ich weiss nicht mehr, wie viel ich Hrn. Stang von dem, was mir Grabbe davon gesagt, geschrieben. So viel aber ist gewiss, dass mich seitdem der Gedanke, die Religion zu wechseln, unaufhörlich beschäftiget.

Hier stossen Irreligiosität u. Pietismus zusammen u. die bessern Menschen werden von beiden zugleich unterdrückt. Gr. beabsichtigte, nachdem er nach seiner Rückkunft Kenntniss von dem überhand genommenen Unwesen der Pietisten erhalten, ein Drama gegen dasselbe unter der Benennung „Christus" zu schreiben. (Er wollte anschaulich machen, dass ein Pietist kein Christ seyn kann.) Dies sollte sein letztes Gedicht seyn.[44] Dann wollte er zur Geschichte übergehen u. den Nachlass meines Vaters nutzen. Das waren seine Pläne für die Zukunft.

Ich danke Gott, dass er das letzte Jahr nicht hier gelebt. Denn es waren nicht die bessern Menschen, die ihn hier umgaben. Diese wollten theils direct, theils indirect seinen Nachtheil, u. Gr. war leichtsinnig, u. zu schwach, um das zu begreifen.[45]

---

44. Aus „Christus" sind zwei kleine Fragmente erhalten. (S. WW IV 311.) Vgl. auch den Aufsatz „Konventikel.", der im „Lippischen Magazin" Jg. 2, Nr. 13 vom 29. Juni 1836 erschien. (WW V 215/6.)

45. Der Entwurf hat hierauf eine wieder gestrichene Stelle folgenden Wortlauts:

„Unmöglich lässt sich eine Zeichnung davon entwerfen, wie Gr's Um-

Ich sah mich selbst, um den Rest meines geringen Vermögens noch zu retten, gezwungen, vor die Obrigkeit zu treten. Und Gr. war seitdem leichter, froher u. zufriedener u. behauptete, dadurch sich einer schweren Last vom Herzen entnommen zu fühlen.

Schliesslich bemerke ich noch, dass die Hermannsschlacht hier nicht dasselbe Drama ist, was Gr. in D. geschrieben. Diese ist neu umgearbeitet, u. wollte er es auch noch verbessern, kam aber damit nur bis zur Seite 38. der Abschrift.

Der mir sonst gerühmte Abschreiber hat eine fatale Handschrift u. schlecht geschrieben, u. ich habe viel corrigiren müssen. Hoffe aber, dass ich die Correcturen deutlich gemacht, so dass sich der Setzer darein, so wohl wie in die Handschrift selbst, finden wird. Wäre ich in Düsseldorf, würde ich sehr gern auch die Druckbogen corregiren, da ich weiss, wie leicht Druckfehler entstehen.

Herrn Stang grüsse ich auf das herzlichste. Ich wünsche sehr, wegen des Interesse's, das er an meinem Mann genommen, seine persönliche Bekanntschaft zu machen.[46]

Könnte ich gelegentlichst die richtige Ueberkunft des Drama's erfahren, würde ich mich sehr freuen, da das letzte Werk Grabbe's mir am Herzen liegt u. ich noch nicht weiss, von welchem Orte ich Ihnen dasselbe zusenden werde.

Das Gedicht im Morgenblatte: „Bei Grabbe's Tode" von meinem theuren Ferd. Freiligrath haben Ew. Wohlg. doch wohl bemerkt?

---

gebung mich unglücklich gemacht u. wie sehr sie mich betrübt hat.

Vor Kurzem hat mich noch der Canzleirath Petri nach seinen niedrigen Gesinnungen so sehr gekränkt, dass ein rechtschaffner Mann, deshalb empört, ohne dass ich es ahnete, ihn in meinen Namen bei der Obrigkeit belangte. Und obgleich derselbe bei allen drei Gerichten angestellt — er ist Hofgerichts- u. Criminalgerichts-Assessor u. Canzleirath u. deshalb nicht wohl zu verklagen, indem die Herrn Colegen sich wechselseitig beistehen — so ist mir dennoch Gerechtigkeit geworden. Auch hat mich derselbe bereits um Verzeihung gebeten, u. sich, um sich mit mir auszusöhnen, bei mir melden lassen, ich habe mir aber seinen Besuch verbeten." — Der „rechtschaffne Mann" ist der Kammersekretär Kestner, wie sich aus der gestrichenen ersten Fassung dieser Stelle ergibt. Ueber eine Sache Kestner contra Petri ist nichts bekannt.

46. Darauf ist folgende Stelle im Entwurf gestrichen: „Gr., der nicht ahnete, dass ich mit Hrn. Stang correspondirt, sprach oft von demselben u. äusserte unter anderen, Herr St. sei früher ein Mönch gewesen. Das wird indess so wenig wahr seyn, als das, was er mir von den Jesuiten gesagt."

Haben Ew. Wohlg. die im Gesellschafter des Jahres 1835 im 149 Blatt u. den folgenden Blättern enthaltene, Gr. so sehr günstige Beurtheilung seiner neusten Werke von Genzel gesehen?[47] Ebenso wie diejenige in den Blättern für literarische Unterhaltung nr. 146, 147 u. 148. Mai 1836. unterzeichnet: 45.[48]

Wäre Gr. kraftvoll u. gesund geblieben, wie er es nicht war, so würde[49] jetzt ein tüchtiger Schriftsteller aus ihm geworden sein, so aber welkte er, kaum zum Manne gereift, schon dem Grabe zu. Schmerzlich bedaure ich, dass man ihn in Düsseldorf, wo man ihm Aufmerksamkeit u. Theilnahme bezeugt, nicht auch in der Blüthe seines Lebens gekannt. Er zeigte sich dort erst, als schon der Tod den Sieg über das Leben errungen.

12. Jakob Stang an Louise Grabbe.

Düsseldorf, d. 28. Dez. 1836.

Geehrteste Madame

Nehmen Sie mir doch ja nicht übel, dass ich so lange nicht schrieb: ich bin gar zu sehr, auch ausser meinem eigentlichen Geschäfte, noch mit Tausenderlei in Anspruch genommen; wenn ich Ihnen aber so viel u oft schrieb, wie meine Theilnahme u Neigung gross ist, so hätten Sie sattsam Lektüre. —— Diesmal prosit Neujahr! nebst Angebinde Grabbe's Portrait. ———— Ich habe das Original, mein Eigenthum, auf meine Gefahr und Kosten lithographiren lassen, u die ganze Auflage meinem Schwager in den Handel gegeben. ich denke, dieses pompöse Portrait findet gute Aufnahme. ——— Von Leipzig aus bin ich sogar aufgefordert worden, Gr.s Portrait dorthin zu besorgen. ——

Während ich schreibe, werde ich jeden Augenblick gestört. — Entschuldigen Sie doch gütigst diesen Brief; nächstens schreibe ich bei mehr Musse u Ruhe re[c]ht ordentlich.

Ihr

Stang.

---

47. Die mit „Gzl." unterzeichnete Rezension spricht sich in der Tat über „Hannibal" und „Aschenbrödel" sehr lobend aus.

48. Der Verfasser dieser Kritik ist nach einer Auskunft des Brockhausschen Verlages in Leipzig Hermann Marggraff.

49. Der Entwurf liest „wärde", eine unvollständige Aenderung aus „wäre".

13. Carl Georg Schreiner an Louise Grabbe.

Düsseldorf 14 Febr. 1837.

Hochgeehrteste Frau Auditeurin!

Eine langwierige Kränklichkeit, von der ich noch mich nicht ganz erholen kann, verbunden mit dem um die Zeit des Jahreswechsels sich immer häufenden Drang der Geschäfte liessen mich in die Unterlassungssünde fallen, dass ich Ihr gütiges Schreiben vom 17 Nov. 1836 so lange unbeantwortet liess. Wenn Sie jedoch wüssten, wie sehr und wie häufig meine Zeit, mein Kopf und meine Hände durch mancherlei oft mir fremde Angelegenheiten in Anspruch genommen werden, gewiss, geehrteste Frau, Sie würden mich entschuldigen. — Auch jetzt bin ich noch wahrhaft belagert, so dass ich selbst oft nicht weiss, nach welcher Seite ich mich zuerst wenden soll, und ich muss mich daher auf das durchaus Nöthige beschränken. — Die Herrmannsschlacht wird, wenn Ihnen das gebotene Honorar von 100 Thalern in Gold genehm ist, in 4 Wochen nach Ihrer Antwort, die ich mir deshalb erbitte, fertig sein. Gern würde ich ein höheres Honorar bewilligen, wenn mich nicht die leidige Erfahrung gelehrt hätte, wie prekär der Absatz dramatischer Produktionen heutiges Tages ist. Doch will ich gern, wenn die Auflage, 1000 Exemplar, ganz abgesetzt wird, mich verbindlich machen, noch einmal dasselbe Honorar nachträglich an Sie zu zahlen, ohne dafür ein Recht auf eine etwa zu veranstaltende neue Auflage zu vindiciren. Das Werk leidet, bei grossen Schönheiten, doch sehr an Skizzenhaftigkeit, und besonders ermattet es gegen den Schluss hin, bedeutend. — Die Meyersche Hofbuchhandlung erhält heute eine Anzahl von Grabbe's Porträt; ich habe dieselbe beauftragt, Ihnen 2 Exemplar davon zu überreichen. Das Porträt ist ausserordentlich gelungen. — Der Gedanke, es als Titelkupfer zur Hermannsschlacht zu benutzen, ist mir wieder leid geworden. Ich habe noch einen anderen Plan, dessen Ausführung jedoch einstweilen noch verschoben werden muss, wo ich es vielleicht noch benutzen kann. — Eine Biographie Grabbe's, von kräftiger Hand gezeichnet, wäre mir dagegen eine willkommne Zugabe. Kennen Sie dort Niemand, der diesem Geschäft gewachsen wäre? —

Den Rest meines Guthabens haben Sie dann die Güte, wenn Sie mit dem Obigen einverstanden sind, mir gelegentlich zukommen zu lassen.

Mit ausgezeichneter Verehrung
hochgeehrteste Frau Auditeurin
Ihr
ergebenster Diener
I. H. C. Schreiner

14. Louise Grabbe an Carl Georg Schreiner.

[Detmold.] Den 17. März 1837.

Hochgeehrtester Herr!

Nach überstandner Krankheit zaudere ich schon tagelang mit dem Entschluss, an Sie zu schreiben, weil ich fürchte, Sie durch mein langes Schweigen auf Ihre gütige Zuschrift vom 15. v. M. erzürnt zu haben. Die Grippe u. ihre sich wiederholten Folgen haben mich fast an den Rand des Grabes geführt; ich habe mich aber tapfer gewehrt, stehe wieder auf den Beinen u bitte jetzt um Ihre gütige Entschuldigung.

Sehnlich wünsche ich der von meinem sel. Mann bei Ihnen hinterlassenen Schuld mich entledigen zu können. Ich weiss aber die Summe nicht, die ich Ihnen nach Abzug des Honorars für das Drama zu senden habe, da Ihr an den Verewigten gerichtetes Schreiben mir abhanden gekommen. Bei Ihrem Geschäftsdrang bitte ich Sie, Sich ja mit keinem Schreiben an mich zu behelligen; es genügt, wenn Sie gefälligst einen Ihrer Commis mit der Aufzeichnung beauftragen, u. mir diese durch denselben übersenden lassen. Wenn ich den Namen recht lese, so fordert ein gewisser „Oberdörfer“ 6 Thlr. von mir.[50] Der Mann schreibt, er habe sich deshalb

---

50. Der Wortlaut des Briefes, der sich erhalten hat (s. Q 81), ist folgender:

Düsseldorf den 1ten Januvar 1837.

Madam Grabbe ihre Wohlgeborne!

Sie werden verzeihen das ich einige Zeilen an Ihnen entrichten da ihren Herrn Gemahl das Kostgeld mir verschuldet mit 6 Thaler 3 Sgr. so ersuche ich Sie höflichst da ich höre das ihren Gemahl nicht mehr ist mir den Betrag vom Monat Mai und Juli mit 6 Thaler 3 Sgr zu entrichten, Sie werden wissen das

an Sie gewendet. Wenn die Forderung richtig ist, bin ich so unbescheiden, Sie zu bitten, jene 6 Thlr. für mich auszulegen u. mir hiernächst mit Ihrer eigenen in Anrechnung bringen zu lassen, ebenso wie noch einen Thlr., welchen, wie Hr. Stang schreibt, eine Magd eingekommen hat. Ich werde s o f o r t nach Empfang der Note das Geld der Post übergeben.

Grabbe's Bildniss hat mich unaussprechlich erfreut, u. heiss danke ich Ihnen u. dem verehrten Hrn. St. dafür. Ihr beiderseitiges, dem Dahingeschiedenen gewidmetes, Wohlwollen leuchtet mir, so oft ich auf das Bildniss blicke, entgegen u. ich möchte meinem Herzen folgen, zu Ihnen eilen, u. aus der Fülle der Empfindung sprechen: ich danke Ihnen! Bewundern muss ich die kunstfertige Hand des Malers, ebenso wie auch diejenige des Lithographen. Beide haben ihn treu so dargestellt, als sich seine Gesichtszüge in der letzten Zeit gebildet. Das Gesicht war sonst mager — die Backen flach, die Nase stumpf u. scharfkantig —. Wie sehr sind Sie des Vorzugs wegen zu beneiden, in einer Stadt zu leben, in der man den Künsten u. Wissenschaften die gebührende Huldigung darbringt. Schmerzlich empfinde ich es täglich, dass ich in einem westphälischen Abdera unter Fledermäusen u. Eulen seufzen muss. Wüssten Sie mir in Düsseldorf in einem guten Hause als Gesellschafterinn ein Unterkommen, ich bin ganz unabhängig, ich käme gern.

Ihr Wohlwollen für den Heimgegangenen lässt mich hoffen, dass Sie Antheil genommen an dem, was man seither öffentlich von

---

das Kostgeld, vorzüglich vor allen andern bezahlt muss werden ihren Herrn Gemahl wird ihnen das zu wissen gethan haben das er in Düsseldorf das Kostgeld bei mir nicht bezahlt hat sollen Sie vielleicht glauben die Rechnung unrichtig, so erfragen Sie bei Herrn Schreiner in Düsseldorf der dieses übernahm mich zu bezahlen der nun aber kömt und sachte er hätte selbst eine bedeutente Foderung an Ihnen so weiste er mich zu Ihnen Sie werden gewiss keinen Anstand nehmen das Kostgeld ihres Mannes bei mir zu entrichten Wenn Sie sich nicht weiter keine Unanehmigkeiten zu ziehen wollen, es wär würklich eine schimpf eine Dame wie Sie sich weigern wollte die die, mitteln hat zu bezahlen. So grüsse ich Sie Höflichst und bin in erwartung mir den kleinen Betrag zuzusenten, meine Adresse ist so

B: Oberdörfer

Kasernenstrasse 1127.
in Düsseldorf.

ihm gesprochen. Mit tiefem Schmerz habe ich den aus der allgem. Zeitung in Nr. 42. 43 u. 44. der frankfurter Zeitung aufgenommenen Artikel[51] gelesen, ebenso wie denjenigen in Lewalds Europa (4ter B. 2te Lief. ausgeg. am 12. Oct. 1836).[52] Man muss erstaunen, wie die Menschen so in den Tag hinein schreiben können, ohne sich im geringsten um die Wahrheit zu kümmern. Man glaubt hier, der Artikel in der allgem. Zeitung sei in Düsseldorf geschrieben, ich halte aber bis jetzt noch Lewald in Stuttg. für den Verf. Die Elberfelder Zeitung soll gleichfalls einen ähnlichen enthalten,[53] den ich indess noch nicht gelesen. Leider! hat der Verewigte nur zu oft selbst Veranlassung zu irrigen Meinungen u. falschen Gerüchten gegeben. Wahrheit weiss niemand von ihm wie ich. Unendlich würde ich mich freuen, wenn Ew. Wohlg. Vorsatz, etwas über ihn drucken lassen zu wollen, zur Ausführung gelangte. Denn von Ihrer Redlichkeit darf ich W a h r h e i t hoffen. Und mit Freude werde ich Ihnen zu diesem Zwecke jede etwa gewünschte Mittheilung machen. Ein Mann, der nach Ihrem Wunsche mit kräftiger Hand eine Biographie Grabbe's zu entwerfen vermöchte, findet sich leider hier in Detmold nicht. Es wäre erfreulich, wenn das Drama mit einer solchen ausgestattet werden könnte. Dass sich Grabbe's Kosciuszko bei Immermann befindet, wissen Ew. [Wohlg. wohl.?] Kettembeil zu F., der solchen früher jahrelang in Händen gehabt, wollte den Abdruck für eine spätere Zeit verschieben, u. die möchte nun doch gekommen seyn. Könnte er doch mit dem Drama gedruckt werden dürfen; aber leider wird ihn Immermann nicht zurück geben wollen. Grabbe äusserte übrigens, noch mehreres in Düsseldorf zurück gelassen zu haben, u. wollte, dass ich deshalb an Hr. Buchhalter Hohens schreiben möchte, ob dem auch wohl so ist?

Innigst bedaure ich Ihre bisherige Kränklichkeit, hoffe aber, dass Sie jetzt vollkommen genesen.

---

51. Siehe Q 107.

52. Gemeint ist Nr. XIV der „Dramaturgischen Uebersichten" von A[ugust]. L[ewald].

53. Dies ist ein Irrtum. Denn wiewohl die Redaktion in einer Anmerkung zu dem aus der „Hannöverschen Zeitung" nachgedruckten Nekrolog (Q 52) einen weiteren Artikel sich vorbehalten hatte, ist doch ausser der polemischen Notiz in Nr. 330 (Q 5) bis zum 17. März 1837 nichts mehr über Grabbe in der „Elberfelder Zeitung" erschienen.

Hrn. Stang grüsse ich auf das freundlichste mit der Wiederholung meines heissen Dankes. Das nächste mal werde ich selbst schreiben.

Dass ich im Febr. Ew. Wohlg. mit einen Schreiben belästigt,[56] bitte ich mit der Besorgniss, das Drama möchte vielleicht nicht bei Ihnen angekommen seyn, gütigst zu entschuldigen.

15. Carl Georg Schreiner an Louise Grabbe.

Düsseldorf 17 April 1837.

Hochgeehrteste Frau!

Endlich komme ich dazu Ihr geschätztes Schreiben vom 17t vor. M. zu beantworten. Ich will es nicht versuchen, mich wegen dieser langen Säumniss zu entschuldigen, sondern will getrost darauf vertrauen, dass Sie selbst überzeugt sein werden, dass nur die Unmöglichkeit mich verhindert hat, prompter zu sein, als es jetzt der Fall ist.

So sehr ich es auch bedaure, dass die tückische Grippe auch an Ihnen ihren Zorn ausgelassen, eben so sehr erfreut es mich, dass Sie ihr tapfer die Stirn geboten und die gefährliche Feindin mit Glück zur Flucht genöthigt haben. Möge Sie der gütige Himmel in Zukunft vor allen dergleichen Angriffen bewahren. — Sie bezeigen Lust, ihren Wohnort zu uns hin zu verlegen. Sollten Sie im Ernste darauf denken, hier in einem guten Hause eine Stelle als Gesellschafterin annehmen zu wollen, so würde ich mit Vergnügen bereit sein, Ihne[n] jede passende Gelegenheit mitzutheilen. In diesem Fall dürfte es aber gut sein, wenn Sie die Güte haben wollten, mir die Bedingungen, welche Sie zu machen wünschen mittheilten; es würde mich glücklich machen, wenn ich im Stande wäre, Ihnen, geehrteste Frau, gefällig sein zu können.

Wollen Sie so gütig sein, mir die Data zu einer Biographie des Verewigten so ausführlich als möglich an die Hand zu geben, so würde ich durch einen Freund, einen Dichter und Verehrer Grabbes, der ihn aber n i e persönlich gekannt hat, diesen Stoff zu einer ordentlichen Biographie bearbeiten lassen und sie der H e r r m a n n s s c h l a c h t vordrucken. — In diesen Fall müsste ich um

56. Unterm 7. Februar hatte sie Schreiner um seine Erklärung über die „Hermannsschlacht“ gebeten, der sie bisher vergebens entgegengesehn habe.

gefäll. baldige Mittheilung der Notizen bitten, da der Druck der Hermannsschlacht voranschreitet und ich das Erscheinen des Werks nicht gern zu weit hinausschieben möchte. — Wegen des Cosziusko[57] habe ich mit Immermann gesprochen. Er erklärt ihn nicht zu besitzen, sondern ihn einem Menschen, Namens Hartenfels, mit dem der seel. Grabbe in der letzten Zeit seines hiesigen Aufenthalts viel verkehrte, abgeliefert zu haben. Uebrigens soll dies kein Werk, sondern nur ein Paar Scenen gewesen sein.[58] — Herrn Hons habe ich gefragt, ob er noch etwas von Grabbe besässe, er erklärt mir aber, dass dem nicht so sei. — Die verschiedenen Aufsätze in der Zeitung f. d. eleg. Welt, in der Allgem. Zeitung, dem Frankfurter Convers. Blatt, der Theaterchronik,[59] der Elberfelder Zeitung u. a. habe ich gelesen. Sie scheinen, je nach der Eigenthümlichkeit ihrer Verfasser, alle hier und da etwas von den Aeusserlichkeiten Grabbe's zu bieten, ohne jedoch das Wesen seines reichen und tiefen Geistes erfasst zu haben. Uebrigens muss man gestehen, dass Niemand es so verstand, sein Inneres, seinen wahren Menschen, unter allerlei barocken und seltsamen Aeusserlichkeiten zu verstecken, wie eben Grabbe. Bei ihm konnte man mit Recht sagen: die ungemein rauhe und eckige Rinde birgt einen edeln Kern. — Uebrigens glaube ich nicht, dass ein Einziger Artikel über den Seligen von hier ausgegangen ist. In Immermanns Interesse lag es nicht, dass noch viel von Grabbe Erwähnung gethan wurde. Und die meisten hiesigen Leute, die etwas schreiben, hängen mehr oder weniger mit Immermann zusammen. Ueber des Letzteren Verhältniss zu Grabbe habe ich eine Meinung, die von der so geflissentlich verbreiteten ziemlich weit abweicht. Jedoch kann ich mich darüber nicht füglich schriftlich auslassen. Nur sei es hier angedeutet, dass ich glaube, Grabbe hat mehr für Immermann, als Immermann für Grabbe gethan. Als Augenzeuge und genauer Be-

57. Die auf der neuen Zeile stehende Silbe „-ko" ist versehentlich nicht unterstrichen. — Die Zeile „(Coszius-)ko [bis] nicht zu be-(sitzen)" ist von Louise Grabbe am Rande mit Tinte angestrichen.

58. Dr. Robert Hallgarten in München hat wirklich später das Kosciuszko-Fragment im Hartenfelsschen Nachlass aufgefunden und im „Euphorion" Bd. 7, 1900, S. 549/64 bekannt gemacht.

59. Gemeint ist Burmeister-Lysers Aufsatz „Grabbe" in der „Allgemeinen Theater-Chronik" Jg. 6, Nr. 20, 16. Februar 1837, S. 79.

obachter glaube ich hierin eine Stimme zu haben, und ich würde nicht anstehen, meine Meinung auch öffentlich auszusprechen, wenn ich irgend einen Nutzen davon einsehen könnte.

Nun noch die Geldangelegenheit.

An den Seligen habe ich nach und nach vorgeschossen, laut seinem eigenhändigen Schein . . . . . Thlr. 231.—

Nach Ihrem Auftrag zahlte ich:

An Oberdörfer:	6. 3
„ die Magd Lisette:	1.—
„ den Barbirer Zeck:	1.—
An Honorar für die Hermannsschlacht	Thlr. 239. 3
geht ab: 20 Friedrichsd'or	113.10
Ich behalte also gut:	Thlr. 125.23 Sgr.[61]

Wie ich Ihnen schon in einem meiner früheren Briefe bemerkt zu haben glaube, würde ich gern auf die Erstattung verzichten, wenn meine Vermögensverhältnisse es gestatteten. Doch verspreche ich Ihnen, wenn ich an den Werken von Grabbe so viel gewinne, Ihnen diesen Gewinn zurückzuerstatten.

Mit ausgezeichneter Hochachtung beharre ich stets

Hochgeehrteste Frau

Ihr

ergebenster Diener

Carl G. Schreiner

Firma: I. H. C. Schreiner.

16. Louise Grabbe an Carl Georg Schreiner.

[Detmold,] D. 23. April 1837.

Sie erhalten hierbei nun endlich das bewusste Geld, nämlich die berechnete Summe von 126 Thlr., u. bitte ich Sie recht sehr, den langen Verzug der Sache gütigst zu entschuldigen.

---

60. Die Worte „seines reichen und tiefen Geistes [bis] öffentlich" sind von der Empfängerin am Rande mit Tinte angestrichen.

61. Auf der zweiten Seite des Briefes findet sich in der linken unteren Ecke folgende Bemerkung von der Hand Louisens:

„Dies hier berechnete Geld ist dem Herrn Buchhändler Schreiner mit 126 Thlr. am 23sten April 1837. nach Düsseldorf gesendet.

LGrabbe."

Das warme Interesse, das ich nun einmal an Düsseldorf genommen, würde es mir schmerzhaft empfinden lassen, wenn nun auf einmal meine Correspondenz dahin ihr Ende erreicht; das fürchte ich aber noch nicht: denn Ihr gütiges Schreiben lässt mich das Gegentheil hoffen, obgleich ich weiss, dass die Herrn von der Feder für die rasch davon eilende Zeit auch ihr Geschäft haben, welches treibt u. keine Complimente kennt.

Mit unendlichem Vergnügen bin ich bereit, Ihnen jede gewünschte Mittheilung von meinem sel. Mann zu machen. Jetzt weiss ich aber nicht, was ich eigentlich von ihm sagen soll. Ich muss fast allem widersprechen, was man von ihm gesagt, denn es beruht entweder auf Unwahrheit, oder falschen Vermuthungen, zu welchen er leider selbst durch sein Temperament Veranlassung gegeben. Könnte ich Sie einmal sprechen, würden Sie vielleicht manches, für Ihren Zweck Ihnen Interessante, von mir erfahren, beim Schreiben macht mich die rege Empfindung, d a s s i c h s e i n e W i t w e b i n, beklommen. Ich war es, die sich nach den Verhältnissen nur einzig im Stande befand, ihn zu erkennen u. richtig zu beurtheilen; aber dennoch hat er mich selbst noch einigemal auf dem Sterbebette getäuscht. Denn leider muss ich es gestehen, er konnte nun einmal nach seinem Charakter die Wahrheit nicht reden, u. ist ihm diese Schwäche von seiner Mutter angeboren, welche auch den Reiz für geistige Getränke in ihm erweckt, indem sie ihm sogar schon als 4jährigen Knaben nicht nur solche täglich dargeboten, sondern ihm auch selbst des Nachts beim Schlafengehn vor das Bett gesetzt. Mit heissen Thränen hat er mir oft mit Umständen dies erzählt, u. auch der härteste Mensch würde, wenn er wie ich dies von ihm vernommen, die innigste Theilnahme ihm nicht versagt haben. Denn die durch den Unverstand u. die eigene Sinnlichkeit der Mutter in ihm erregte Neigung für geistige Getränke hat den Unglücklichen in jedem Betracht sowohl geistig als körperlich zu Grund gerichtet. Durch diese u. ihre Folgen sah er sich genöthigt, auf seine Amtsverwaltung zu verzichten.

Auch hat ihn bei jener Neigung die ungewöhnliche Habsucht seiner Mutter z u n ä c h s t veranlasst, die fremden, beim Militairgericht deponirten Gelder häufig als seine eignen zu betrachten.

Beurtheilen Sie, Hochg. Hr., diese Mittheilung nicht anders als eine freundschaftliche im engsten Sinn. Sie wussten alles schon

längst u sicher auch von dem Seligen selbst — indess wussten Sie wahrscheinlich selbst wohl noch nicht, dass er eine so unvernünftige u. bösartige Mutter gehabt. Ich möchte ihn in seinem Grabe so gern entschuldigen u. so gern für ihn sprechen. Es ist auch nicht allein die Mutter, sondern es sind noch mehrere Menschen u. namentlich vier, vor allem die Wilhelmine Wallbaum, welche hier so übel auf ihn eingewirkt.

Ich bitte Sie, hochgeehrtester Herr, den Verfasser der Biographie gütigst zu veranlassen, mir je eher je besser das, was er von Grabbe zu wissen wünscht, in Fragen vorzulegen. Ich werde so dann diese mit der grössten Gewissenhaftigkeit beantworten. Erhalte ich diese gleich anfangs Mai, so erhalten Sie so fort die Beantwortung; später nach Pfingsten könnte sich diese, jedoch ohne meine Schuld, um eine Woche wohl verzögern. Also je eher — je besser.

Es ist, hochgeehrtester Herr, sicher mein Ernst, wenn ich Ihnen geschrieben, dass ich in Düsseldorf in einem guten Hause sehr gern eine Stelle als Gesellschafterinn einnehmen möchte. Von jeher habe ich lebhaft den Wunsch empfunden u. darinn ein Glück erkannt, in einer grossen Stadt leben zu können. Jetzt stehe ich nun, leider! ganz allein. Alles was meinem Herzen hier einst theuer war u. geworden, hat das Grab aufgenommen, es lässt sich also ermessen, dass dieser Wunsch sich nicht verringert, u. insbesondere hat mir die Gegenwart noch ein Interesse für Düsseldorf eingeflösst. Könnte mir die Leitung u. Beachtung eines ganzen Hauswesens anvertraut werden, ich würde sicher mit gewissenhafter Treue u. Ordnung demselben vorstehen. Ich besorge, dass ich wohl zu nichts anderem mehr passen möchte, denn meine Augen sind durch zahllose Thränen, veranlasst durch die sich aufeinander gedrängten schweren Krankheiten u. schmerzlichsten Todesfälle der Meinigen, fast verwüstet. Aber zu allen Beschäftigungen, zu welchen nichts anders, als Redlichkeit u. gesunder Menschenverstand erforderlich, bin ich mit Freuden erbötig. Aber zu Leuten, die zu sehr für das äussere, die nur von Putz, Mode u. dergl. reden, passe ich gar nicht, ich bin unbefangen, habe tiefes Gefühl, u. dabei sind mir jene böhmische Dörfer geblieben. Ich sehne mich zu Menschen, die für Alles Gute, Nützliche u. Schöne erglühen. Fände sich etwas, ich würde gern diesen Sommer auf 2. Tage herüber kommen, um mich

erst bekannt zu machen u. zu prüfen, ob ich auch halten kann, was ich versprochen.

Wo mögen aber denn wohl Gr. Sachen hingekommen seyn. Er sagte, er habe solche Hrn. Buchhalter Hohens in Verwahrung gegeben. Nun ist mir an einer schlechten werthlosen Uhr, aber noch mehr an den bei solcher befindlichen Uhrschlüssel viel gelegen, ebenso wie an den Pistolen, welche eigentlich unsere Ehe geschlossen, indem Gr. dreimal wiederholt mit diesen geladen zu mir ins Zimmer getreten. Und den Degen u. die Uniform haben mehrere Officire sich von mir zum Geschenk erbeten.

Der Hr. von Hartenfels ist mir den Namen nach sehr wohl bekannt. Gr. sprach oft von ihm. Meine Magd meint sich zu erinnern, er habe geäussert, durch Burgmüller seine Bekanntschaft gemacht zu haben.

Mit dem wärmsten Dankgefühl grüsse ich Sie u. Hrn. Stang. Und ich wiederhole, dass ich die zu erwartende Zuschrift fordersamst beantworten werde.

Sollte nicht auch wohl der Hr. T. v. Kobbe, der sich so sehr für Gr. interessirt, der Verfasser von einem der besprochenen Aufsätze seyn?

17. Carl Georg Schreiner an Louise Grabbe.

Düsseldorf 5 Juni 1837.

Hochgeehrteste Frau!

Nicht Nachlässigkeit, nein gewiss nicht, sondern eine Unzahl meine Zeit dringendst in Anspruch nehmender Geschäfte, theils eigene, theils, und grossentheils, fremde mir aufgebürdete Angelegenheiten, Reisen, Familienunfälle und dergl. Sachen, haben mich bis hierhin verhindert, Ihr Geehrtes vom 25 April früher zu beantworten, für welche Säumniss ich nun angelegentlichst Ihre gütige Nachsicht erbitte.

Die gesandten 126 Thlr. sind mir richtig zugekommen, und wollen Sie dagegen inliegend die Quittung von Oberdörfer und Zeck, so wie den Schein, den der seel. Grabbe mir hinterlassen, entgegennehmen. Die Magd konnte nicht schreiben, deshalb liegt kein Schein von ihr bei. —

Die Hermannsschlacht ist nun beinahe fertig, es fehlt noch am Porträt, was noch nicht fertig ist. Für die beizugebende Biographie hat Hr. Ferd. Freiligrath die Güte gehabt, mir einen fähigen Mann zu nennen, nemlich Hrn. Ed. Duller, an den ich mich dieserhalb gewendet[62] habe. Wenn Sie die Güte haben, ihn mit Nachrichten über Grabbe's Leben zu unterstützen, wie mir Hr. Freiligrath Hoffnung gibt, so denke ich, dass dem seel. Dichter eine würdige und anerkennende, kritische Biographie zu Theil werde.

Grabbe hat seine Uhr, den Uhrschlüssel und eine Dose für fünf Thaler durch meinen Gehülfen Hons verkauft. Den Uhrschlüssel habe ich aufgefunden, es ist aber kein Bildniss darin, und steht er Ihnen zu Befehl; wenn ich nur eine Gelegenheit zur Uebersendung wüsste. — Pistolen und Uniform und Degen habe ich nicht auftreiben können. Die Uhr ist ebenfalls schon weiter verhandelt, und die Dose hat ein Fremder erstanden.

Hr. Hartenfels war leider kein würdiger Umgang für Grabbe, er ist weder adelich, noch Offizier, sondern ein Musikant. Mit Burgmüller hat er nie in Berührung gestanden. — Ihre Vermuthung, dass Hr. von Kobbe einen der bereits über Grabbe erschienenen Aufsätze verfasst haben könnte, scheint mir sehr viel Wahrscheinliches zu haben.

Genehmigen Sie, verehrteste Frau, den Ausdruck meiner unbeschränkten Hochachtung, und verfügen Sie bei jeder Veranlassung über mich; Sie werden mich stets Ihrem Dienste gewidmet finden.

Ihr

ergebenster Diener
I.H.C. Schreiner

18. Carl Georg Schreiner an Louise Grabbe.

Hochgeehrteste Frau!

Endlich ist die Hermannsschlacht fertig! — Hierbei erlaube ich mir, Ihnen

6 Exemplare

derselben zu überreichen. Die Ausstattung derselben wird hoffentlich Ihren Beifall finden. Die Biographie hat, soviel ich sehen kann,

62. Die Zeilen „hat Hr. Ferd. Freiligrath [bis] gewen-(det)“ sind von der Empfängerin am Rande mit Tinte angestrichen.

ein löbliches Streben nach Wahrheit; Sie werden am besten beurtheilen können, ob dem so sei. Wollten Sie mir gütigst in 2 Worten Ihr Urtheil darüber sagen, so würde ich dies als einen besonderen Beweis Ihrer Güte dankbar anerkennen. Das Verhältniss zu Immermann ist durchaus wahr geschildert, wie ich als Augenzeuge versichern[63] kann. — Sollten Sie noch einige Exemplare wünschen, so bitte ich zu befehlen, sie stehen Ihnen gern zu Befehl.

Mit wahrhafter Verehrung
hochgeehrteste Frau
Ihr

Ddorf 15 Jan. 1838.

ergebenster
I.H.C. Schreiner

19. Louise Grabbe an Carl Georg Schreiner.

Detmold, am 27. März 1838.

Hochgeehrtester Herr!

Wenn ich Ihnen erst heute meinen innigsten Dank für die von Ihrer Güte schon am 21. Jan. empfangenen 6 Exemplare der Hermannsschlacht ausspreche, so wollen Sie mich gütigst mit dem bisher vergeblich genährten Wunsche entschuldigen, Ihnen mit diesem Danke auch zugleich sagen zu können, wie man die Biographie hier aufgenommen u. beurtheilt. Aber bis heute kennt man die Schrift hier noch nicht.[64]

Ew. Wohlgeb. würde ich indess doch schon früher meinen Dank ausgesprochen haben, wenn nicht seit 7 Wochen Ungemach in meine kleine Häuslichkeit gedrungen. Das Scharlachfieber u. dessen üble Folgen, das meine Pflege Tag u. Nacht bei einem jungen Mädchen forderte, hat mich bisher sehr beunruhigt u. jede andere Beschäftigung verdrängt u. in Vergessenheit gebracht.

63. Die Zeilen „dankbar [bis] versichern“ sind von der Empfängerin am Rande mit Tinte angestrichen.

64. Im Entwurf ist hierauf folgende Stelle gestrichen: „Jene Exemplare sind bis auf ein einziges, das ich dem Hrn. C[anzleirath]. Althof davon geschenkt, noch in meinen Händen. Ausser diesem kennt allein der Hr. A[dvocat]. Ziegler die Schrift, der dieselbe bei mir gelesen.“

Ich besorge wohl etwas von dem Eindruck, den die Schrift, in so fern dieselbe von Gr.s Dienst-Entsagung redet, auf den Fürsten, die Regierung, insbesondere auf den Reg. R. v. Meien, machen wird. Indess, alles, was ich dem Hr. Dr. Duller mitgetheilt, (**u noch weit mehr**) ist Sylbe vor Sylbe w a h r. Aber die Wahrheit hört man nicht immer gern; sie schmeckt bitter.

Ich dachte gerade nicht, dass die Sache so ganz öffentlich werden sollte; nun es aber geschehen, thut es nichts.

Es ist gewiss, dass der Reg. v. M. Gr. zuletzt vom Amte gedrängt, weil er seinen Neffen, den jetzigen Auditeur Pustkuchen, dadurch versorgt sehen, Gr. aber dabei nicht einmal eine Pension vergönnen wollen.

Die Unterredung am 14. Sept. kann zwar juristisch nicht bewiesen werden, da Zeugen fehlen, aber ausser mir kann auch noch Sophie Möllermann, die Braut des Hrn. Ziegler, bezeugen, dass Gr. solche nicht nur zu jener Zeit, sondern selbst noch auf dem Sterbebette, so erzählt, ebenso seinen Entschluss, den Dienst wieder übernehmen zu wollen, u. die Worte, welche er nach der Zuhausekunft gesprochen: „ach Lucie, ich habe einen entscheidenden Schritt gethan pp. pp“

Nun mögen die Herren mir zürnen; es thut auch nichts; den Kopf können sie mir nicht nehmen; u. von ihnen will ich nichts, sie aber wollen theils direct, theils indirect von mir, das ist aber auch vorbei, denn ich bin durch die Erfahrung klüger geworden.

Dasjenige, was die Schrift in Beziehung auf mich selbst enthält, hat mich überall sehr bewegt. Wie ich beim Lesen bis dahin gekommen, sank ich zusammen u. nun trat Hr. Ziegler ein u. las weiter. Noch habe ich die Stellen nicht wieder lesen können.

Es hat mir niemals, nicht auf das entfernteste, geahnet, dass das, was Gr. in seiner Verblendung unwillig gesprochen, mir jemals hätte nachtheilig werden können. Denn jedermann, der mich nicht kannte, hatte ja doch in der letzten Lebenszeit sein Ungestüm, seine Verkehrtheit offen vor Augen. Der Schmerz schneidet durch das Herz; ich dachte, ich würde den Verstand verliehren; die Krankheit der Sophie hat mich zerstreut, mich getröstet. Gr. konnte nach seinem Temperament, nach seiner Seltsamkeit, d i e w a h r e U r s a c h e seines Aergers nicht aussprechen, aber den Aerger konnte er nicht beherbergen, er musste heraus, u. der allein-

stehenden unglücklichen Frau glaubte er jene aufbürden zu dürfen. Soll ich dem Todten zürnen? Die Römer sprachen: „vom Todten darf man nur Gutes reden." Diese Worte habe ich stets beherzigt.

Unsäglich habe ich in meiner Ehe gelitten,[65] aber die Erinnerung an die Langmuth, mit welcher ich das Kreuz getragen, was mir das Schicksal aufgebürdet, erfüllt mich mit wehmüthiger Freude, u. gibt mir einen unnen[n]baren Trost.

Von Gr's Verkehrtheiten kann sich niemand eine richtige Vorstellung machen, der sich nicht überzeugt. Man meint jetzt, sie müssten durchaus an's Tageslicht, u. möchte wohl niemals ein Buch mit grösserm Interesse gelesen worden seyn, als das, was sie enthalten wird, aber Gr. würde zu sehr dabei leiden.

Wie blutet mir das Herz bei allen den Unwahrheiten, die noch immermehr über Gr. verbreitet werden. Von Alle dem, was Willkomm in seiner Skizze sagt, ist, so weit ich mir erinnere, da ich dieselbe nur flüchtig gelesen, nur das wahr, „dass Gr. partiell verrückt gewesen".[66] Hätte ich mich in der Ehe nicht bald davon überzeugt, würde ich ja, menschlich betrachtet, so viel Nachsicht, so viel Mitleiden nicht mit ihm gehabt haben können. Ich schauere indess bei den Wort, würde es nie zuerst ausgesprochen haben, aber es steht nun einmal durch jenen da.

Immermann hat eine Charakteristik u. Briefe von Gr. drucken lassen,[67] u. Gr. spricht auch in diesen wie gewöhnlich kein wahres Wort. Alles was er darinn sagt sind Hirngespinste. Hätte ich die

---

65. Der Entwurf liest „gelittet".

66. Wörtlich kommt eine solche Stelle im Willkommschen Aufsatze (Q 147) nicht vor. Vielmehr ist sie eine Verdichtung aus folgenden: „Unter diese Untauglichen gehörte auch Grabbe. Doch war das freisinnige Leben weniger prüde. Diesem lustig-ernsthaften Clown des Weltschöpfers kommt es nicht darauf an, wer ihn begleitet. Nur Gesellschaft verlangt er, und die bunteste, verrufenste, ist ihm die liebste. Weil er selbst die Tollheit liebt, achtet er auch an seinen Vettern und Basen das Verrückte." (S. 67/8.) „Nur ein Halbkranker konnte so dichten wie Grabbe im Gothland gedichtet hat." (S. 69.) „Hätte Grabbe länger gelebt, so zweifle ich gar nicht, dass er ... im Wahnsinne untergegangen sein würde." (S. 70.) „Er wandte sich nach Frankfurt am Main, wo er ... zuweilen nicht übel Lust zeigte, im Verein mit Duller ein, wie er sich ausdrückte, ‚verrücktes' Lustspiel zu schreiben, denn verrückt musste nun einmal Alles bei ihm sein. —" (S. 72.)

67. Q 60.

Blätter vor mir, wollte ich alles widerlegen, ebenso wie das, was Willkomm von ihm sagt. Indess werde ich aber das, was ich von beiden in Erinnerung behalten, an Dr. Duller schreiben.

Das edle Streben desselben nach Wahrheit hat mich unaussprechlich erfreut. Etwas möchte ich indess wohl bei manchen, was dessen Schrift enthält, zu bemerken haben.

Die in Nr. 55. u.f.f. der Didaskalia aus Lewalds Europa aufgenommene Mittheilung „Eine Mitternacht in Detmold. von F. Dingelstedt.“,[68] in welcher alle Lipper beleidigt sind, vor Allen aber Grabbe. Ew. Wohlg. werden jene kennen u. ermessen, wie ich mich gekränkt gefühlt. Man wollte anfangs, ich sollte gegen die niedrigen Lügen öffentlich auftreten, u. der Postmeister, Hauptmann Runnenberg, wollte mir zu diesem Zwecke ein Zeugniss ertheilen, dass Hr. Dingelstedt von Meinberg nach Detmold auf der Post gar keinen Reisegefährten gehabt, dem er die Lügen aufbürden können. (Später bei der Rückreise von Lemgo nach Detmold hat er den Rector Schnittger aus Horn zum Gefährten gehabt, u. der ist wie jedermann ganz entrüstet.) Der Hr. H[auptmann]. wollte mir ferner bezeugen, dass alles Lüge sei, was in seinem Hause geschehen seyn soll, Gr. ist ein einziges mal vor 10 Jahren, zum Thee von ihm eingeladen worden, u. seinen sel. Vater hat Gr. nicht einmal gekannt.[69]

Ein gerichtliches Zeugniss, dass sich Gr. **hierselbst** stets gut u. anständig bekleidet gezeigt, sollte mir auch werden. (Es ist insbesondere eine schändliche Lüge, dass Gr. in Bekleidung gegen den Wohlstand einmal einen Militaireid habe schwören lassen.[70] Wäre es geschehen, würde Gr. so fort seines Dienstes entsetzt worden seyn. Denn die Beeidigungen werden der Förmlichkeit wegen nicht anders als in Gegenwart mehrerer Militairs, worunter

---

68. Vgl. Q 124. — Dass Louise Grabbe über diesen Aufsatz erzürnt war, durch den zum ersten Male Nachrichten von den unglückseligen ehelichen Verhältnissen des Dichters an die Oeffentlichkeit kamen, ist nicht verwunderlich.

69. Dass Grabbe den alten Postdirektor a. D. Karl Lüder Runnenberg nie gesehn habe, klingt sehr unwahrscheinlich. Im Postskript eines ungedruckten Briefes an den Postmeister Runnenberg aus Düsseldorf vom Anfang Januar 1835 heisst es: „Grüss Vater, Emil, u den Synd“.

70. Vgl. dazu Begegnungen Nr. 22 u. 23.

auch der die Inspection habende Officier, vorgenommen. Da nun aber jedem die Lügen einleuchten müssen, habe ich die Sache keiner Entgegnung gewürdigt u. auf sich beruhen lassen, zumal nach dem mir der Hr. H. Runnenberg im Theater erzählt: der Fürst, dem er die Blätter zugeschickt, weil auch derselbe darinn beleidigt, habe geantwortet „man muss den Menschen verachten." Dingelstedt soll aus Rinteln gebürtig u. in Cassel ein Schullehrer seyn.[71]

Das Gerücht, dass sich Gr. nachlässig bekleidet, hat sich, sehr begreiflich, aus der Ferne verbreitet. Gr. war von Natur unordentlich u. als er nach Frankfurt gekommen, schon durch Kränklichkeit geistig u. körperlich geschwächt, er konnte sich selbst nicht helfen, u. er stand[72] da allein. Hier hatte er einen Bedienten, eine Magd, wenigstens einen Schreiber u. mich selbst zu seiner täglichen Beachtung u. Bedienung — u. dort in der Ferne niemanden.

Nun mögen auch die Kleider sehr schlecht gewesen seyn, die ihm seine Mutter mitgegeben. Sie hatte vor der Reise seine sämmtlichen Habseligkeiten an sich gebracht,[73] u. ihm wahrscheinlich alte, abgetragene, vielleicht gar hinterlassene Sachen, von ihrem Mann abgelegte, durch den Commis König einpacken lassen, damit man sie im Hause nicht sehen sollen. Die Fr. lebt im niedrigsten Stande, was gut, oder schlecht ist, weis sie nicht; sie lebt in Schmutz u. in der Unordnung. Hr. Ziegler will etwas über Grabbes Verhältniss zu dem hiesigen Publicum, das ihm bei weitem günstiger war, als man in der Ferne es meint, schreiben, u. in einem Journal abdrucken lassen.

Grabbe's sich so betrübend geendetes Verhältniss zu Immermann werden Ew. Wohlg. oder vielleicht auch Hr. Dr. Runkel dem verehrten Hrn. Dr. Duller geschildert haben. Ich erkenne nach Gr. Erzählung, wobei er Thränen vergossen, das was der letztere von jenen mitgetheilt, für wahr an. Es ist zuletzt noch ein ganz entsetzlicher Wortwechsel zwischen I. u. Gr. entstanden, von welchen

---

71. Richtig ist nur der zweite Teil dieser Vermutung. Franz Dingelstedt wurde am 30. Juni 1814 in Habsdorf in Hessen geboren und am 13. April 1836 Gymnasiallehrer in Kassel.

72. Der Entwurf liest, doch wohl versehentlich, „erstand".

73. Diese Stelle ist im Entwurf infolge falschgesetzter Einschaltzeichen ganz verderbt.

ein in sehr harten Ausdrücken verfasstes Billet von I.[74] zeugt, das ich Gr. mehrere mal vorlesen müssen, u. jetzt noch mit noch einigen andern besitze.

Die Beilage zum Frankf. Journal vom 9. Febr. enthält einen Artikel aus Düsseldorf, worinn es heisst „Immermann will eisengerüstet gegen Duller in die Schranken treten."[75] Sollte dies geschehen, würde es mich schmerzen, denn D. hat die Wahrheit gesagt u. es mit Gr. gut gemeint. Ich fürchte aber doch nichts.

Den 4. April.

Nachdem ich in vergangener Woche vor dem Schlusse dieses Schreibens unterbrochen, gelangt dasselbe nun erst heute wieder zu demselben, u. ich bitte Ew. Wohlg. wegen der langen Verzögerung nochmals um Verzeihung.

Unter dem 29. Jul. v. J. erhielt ich ein Schreiben vom Hrn. Buchhändler Osterwald in Rinteln, in welchem derselbe seinen Wunsch in Hinsicht auf die Veranstaltung einer Gesammtausgabe von Gr's Werken umständlich ausgesprochen.[76] Ich antwortete „der Zeitpunkt sei, den Umständen nach, für eine solche noch nicht gekommen, u. die Hermannsschlacht selbst noch nicht einmal erschienen," u. dachte die Sache so beseitigt zu haben. Aber schon am 25. Aug. schrieb er mir wieder u. setzte mir auseinander, „wie gerade jetzt die Zeit zur Ausführung des Unternehmens günstig u. das d. Publicum jetzt noch sehr geneigt sei, mit den Gesammtwerken von V. Hugo, Balzak, Paul de Kock, Bulwer u. a. m. auch diejenige von einem vaterländischen Dichter zu kaufen. Diese Lust könne aber in einigen Jahren verschwinden: jetzt nennten Berliner- u. Leipziger Journale Grabbe's Namen als einen Grundpfeiler der neudeutschen poetischen Schule pp. pp."

---

74. Q 56 h.

75. Die Notiz lautet: „Immermann will eisengerüstet gegen Duller in die Schranken treten, wegen der von letzterm jetzt, als Vorrede zur „Hermannsschlacht", edierten Biographie Grabbes." Sie steht in Nr. 41 des „Frankfurter Journals" vom 10. Februar 1838. (Mitteilung der Direktion der Frankfurter Stadtbibliothek.) Vgl. dazu Q 61 u. 20.

76. Der Briefwechsel zwischen Osterwald und Louise Grabbe befindet sich im Lippischen Landesarchiv in Detmold. (Nachlass Clostermeier Nr. 75.)

Dies zweite Schreiben habe ich aber noch nicht beantwortet, weil ich erst das Erscheinen der Hermannsschlacht abzuwarten u. Ew. Wohlg. mit jenem Vorschlag bekannt zu machen wünschte: denn aufrichtig gesagt, es wäre mir am angenehmsten, dass, wenn die Zeit gekommen, durch Sie jene Gesammtausgabe ans Licht treten könnte, da ja Gr's letzte Werke schon bei Ihnen erschienen sind. Ew. Wohlgeboren wollen mir gütigst gelegentlichst mittheilen, was Sie von der Sache denken.

Ew. Wohlg. finden hier ein eingeschlossnes Briefchen u. deshalb bitte ich Sie recht sehr um Verzeihung. Der Hr. Nathan Spanier Herford, ein hier angesehner Israelite,[77] ersucht Sie um dessen gefällige Besorgung an die bekannte Familie Mendelssohn-Bartholdi, falls diese sich wirklich, wie man ihm gesagt, in Düsseldorf befinden sollte.[78] Sonst ist dies Briefchen unnützes Papier.

Man hat mir mitgetheilt, dass der Pastor Stockmeier zu Meinberg gegen Dingelstedt satyrisch in einem Aufsatz, den er an das Sonntagsblatt zu Minden gesandt, u. zwa[r] in Gestalt des von Dingelstedt erlogenen Reisegefährten genannt: der dunkle Körper pp. aufgetreten. Der Aufsatz ist aber bis jetzt noch nicht gedruckt.[79]

Der Canzleirath Petri soll höchlich erfreut seyn, dass Gr's Briefe an I. auch seinen Namen enthalten.[80] Ich bin weit entfernt davon, Ew. Wohlg. ein Conterfai von dem Charakter dieses Mannes zeichnen zu wollen. Ich will Ihnen allein in der Kürze mittheilen, das, was Sie von demselben einigermassen interessiren wird. Am Tage nach Gr's Beerdigung gelang es ihm durch seine List u. Schlauheit, das Manuscript der Hermannsschlacht von mir in seine Hände sich zu verschaffen. Und nun verweigerte er mir mit allem

---

77. Nathan Spanjer Herford war der Inhaber eines Engrosgeschäfts in Papieren, Schreib- und Zeichenmaterialien sowie Zigarren.

78. Dies war in der Tat nicht der Fall. Denn Felix Mendelssohn Bartholdy lebte im Frühjahr 1838 in Leipzig, wo er im Februar und März vier historische Konzerte im Gewandhaus gab. Am 3. und 4. Juni, den Pfingsttagen, leitete er das zwanzigste niederrheinische Musikfest zu Köln. Die Zwischenzeit verbrachte er in Berlin. (Vgl. Ernst Wolff, „Felix Mendelssohn Bartholdy." (= Berühmte Musiker XVII.) Berlin, 1906. S. 136. Dort befindet sich auch nach S. 140 das Faksimile eines Briefes aus Leipzig vom 2. April 1838.)

79. Siehe Q 99.

80. Es sind die Stellen WW VI 56, 15/6; 57, 8/9; 110, 28/9.

Nachdruck, zuletzt mit Grobheit, ohne im geringsten irgend einen Beweggrund anzugeben, dessen Zurückgabe, obgleich er von mir wusste, dass Ew. Wohlg. der Uebersendung entgegen sahen.[81] Als nun überall gesprochen wurde, P. habe geäussert, nicht ich, sondern er, Petri, werde die Hermannsschlacht herausgeben, ergriff ein rechtschaffener Mann, der Hr. Cammersecretair Kestner, dessen Frau meine Freundinn ist, die Feder u. verfasste, ohne dass ich es gewusst, eine Beschwerdeführung, in welcher er in meinem Namen beim Hofgericht auf die Zurückgabe des Manuscripts u. das Verbot einer etwa beabsichtigten Benutzung angetragen. Petri's Gesinnung, mir die letzte Handschrift — das letzte Andenken — des vom Vaterlande geschätzten Dichters, der mir durch das Eheband angehört u. mit dem ich auch einst glückliche Tage verlebt, mit aller Gewalt entziehen zu wollen, hatte ihn wahrhaft empört. Petri musste mir nun das Manuscript zurückgeben. Er machte nun aber, ganz nach seinem Charakter, zum bösen Spiel eine gute Miene; er lies mich um Verzeihung bitten, u. mir seinen Besuch melden; ich nahm aber solchen nicht an, u. lies mich mit Kränklichkeit entschuldigen.

Den Schritt zur Obrigkeit hatte er übrigens nicht vermuthet. Denn er steht bei allen drei Gerichten — was sehr zu tadeln — ist Canzleirath, Hofgerichts- u. Criminalgerichts-Assessor, u. das Sprichwort „es hält schwer, die Hexe beim Teufel zu verklagen", hätte so wohl von jenen Schritt abmahnen können, was er gehofft.

Petri wollte nach seiner Ruhmredigkeit mit dem Besitz des Manuscripts sich der Freundschaft des vom Vaterlande geschätzten Dichters rühmen: „Seht hier seine letz[t]en Buchstaben! Ich war sein Freund, mir sind sie hinterlassen pp."

Und diese Ruhmsucht war es allein, durch welche Petri sich unaufhaltsam an Gr. gedrängt; denn obgleich er mit ihm aufgewachsen u. von jeher mit ihm auf das engste verkehrt, so hat er die stets gerühmte Freundschaft doch niemals thätig bewiesen. Er hätte bei seinem Vater, welcher Regierungsrath ist, eine Pension für Gr. bewirken, überhaupt ihm Gefälligkeiten erweisen können, aber es unterlassen aus Gründen, die ich kenne. Als die traurigen Tage

81. Vgl. auch Q 38 d u. e.

für Gr. gekommen, wo man sich bemüht, ihn fortzuschieben, da lies sich Hr. P. nicht sehen. Und das schmerzte Gr. tief.

Wie nachtheilig Petri sonst noch auf Gr. einzuwirken sich bestrebt, davon zeugen seine Briefe nach Düsseldorf. Gr. betheuerte immer vor jedermann, Petri sei der gröbste Mensch, der ihm im Leben begegnet. U. als ein solcher ist sowohl er, wie sein Vater, hier überall bekannt u. gefürchtet. Aber die von Pe. stets für ihn gerühmte Freundschaft war für Gr. schmeichelhaft, u. so brachte er auch seinen Namen in die Briefe an Immermann. Und über Alles, was darinn enthalten, weis ich vollkommen so viel zu sagen als über das einzige Wort: Petri. Hr. Dr. D. würde sicher noch sehr viel über Gr. schreiben, wenn er einmal nur mit mir hätte reden können.

Jetzt ist nun Hr. Petri, der sich so gern in Alles mischt, in seinem Elemente. Er hat sich an die Spitze der Unternehmung eines Denkmals gestellt, was dem Hermann hier errichtet werden soll. Aber er hat auch grossen Verdruss, die Leute hier wollen der Sache kein Interesse abgewinnen u. nichts dazu hergeben.

Petri's ferneres Benehmen gegen mich, hinsichtlich seines rastlosen Bestrebens, mir durch List ferner noch für das Haus Lippe höchst interessante Papiere aus den Händen zu ziehen, wobei er bei mir ein sehr kurzes Gedächtniss voraussetzt, gibt ein treues Bild von seinem Charakter.

Aus Ew. Wohlg. gütigen vorj. letzten Schreiben wurde es mir erst recht begreiflich, wie Gr. in Düsseldorf gelebt. Aber ach Gott! wie wäre Alles anders gewesen, wenn Gr. nicht widerspänstig, wenn er sich nicht von Menschen hätte leiten lassen, die nicht zu den bessern gehören.

Wie schmerzlich bewegt mich Alles. Er rühmte mir in jedem Briefe sein Wohlergehen,[82] antwortete aber keine Sylbe auf meinen Wunsch, ihn besuchen zu dürfen.[83] Vor mir sollte immer Alles Geheimniss seyn, u. er bestrebte sich immer, mich zu täuschen, ohne die kleinste Ursache jemals dazu gehabt zu haben. Ach,

---

82. Dies ist zum mindesten eine arge Uebertreibung. Im Brief vom 2. November 1834 schreibt Grabbe sehr lakonisch: „Ich bin gesund" (WW VI 51, 26). In keinem der späteren Briefe aus Düsseldorf an die Gattin, soweit sie erhalten, ist wieder von seinem Gesundheitszustande die Rede.

83. Vgl. WN VI 313/4.

niemand hat noch von Gr's Charakter eine richtige Vorstellung erhalten. Alles ist anders, als man es sich denkt. Gr. sprach ja über sich kein wahres Wort.

Wie hat mich Immermanns Schrift verwundet.

Es ist doch nicht edel, dass man jetzt das ganze Dasein eines, durch sein Temperament, unglücklichen Mannes so zeichnen will, als er sich die letzten Lebensjahre gezeigt, nachdem das Siechthum überhand genommen.

Dass Gr. auch einmal auch anders seyn können, daran denkt man nicht. Auch nicht daran, dass er eine Gattin hinterlassen, die ihn beweint.

Nun bitte ich Ew. Wohln. angelegentlichst mir zu verzeihn, dass ich Sie mit einem so langen Schreiben, das früher lang geworden, als ich es geahnet, zu lesen behelligt habe.

Mit dem Gefühl der innigsten Dankbarkeit für das Wohlwollen, wodurch Sie den Heimgegangenen so sehr erfreut, empfehle ich mich Ihnen, so wie den verehrten Herrn Stang, bestens u. verharre mit der ausgezeichnetesten

---

In dem Konvolut befindet sich noch ein zweites, früheres Konzept zu diesem Briefe, mit Bleistift geschrieben. Daraus ist folgendes der Mitteilung wert.

„Mein Herz blutet bei allem dem, was ich seither über Gr. gelesen. Denn ich habe ihn lieb gehabt, u. alles, was man von ihm spricht, ist nicht so, es ist alles anders. Alles, was Willkomm in seiner Skizze über Gr. sagt, ist bis auf die Worte, dass Gr. partiell verrückt gewesen, nichts anders als U n w a h r h e i t u. E n t s t e l l u n g. Aber, ach Gott, was soll ich machen, man kann nicht gegen den Strohm schwimmen; ich muss mit christlicher Geduld das alles tragen. Denn leider ist Gr. an alle den lügenhaften Gerüchten selbst schuld. Er sprach über sich u. seine Verhältnisse k e i n w a h r e s W o r t, u. so hat er sich u. seine Umgebung beständig getäuscht". (S. [4].)

„Immermann hat eine Charakteristik u. Briefe von Gr. drucken lassen, was mich sehr schmerzt. Alles, was er sagt, sind Hirngespinste. Er nennt darinn seine Mutter, mit welcher er wegen ihrer merkwürdigen, unglaublichen Habsucht in stetem Streit gelebt, arm, u. kannte doch ihren U[e]berfluss. Sie hat zwar nur ein

kleines Vermögen u. eine kleine Pension, aber eine ganz bedeutende Menge Geld in den Jahren von Gr. Wohlhabenheit von seiner Schwäche täglich erpresst. Er gab, so oft sie schickte, u. es fiel ihm nicht einmal ein, dass es in der Regel fremdes Geld war, was er aus den Händen gab. Ehe er nach Frankfurt reisste, lies er sich drei noch nicht angerissne Kasten, gefüllt mit Gelde, von ihr vorzeigen.

Gr. sehnte sich von Frankf. weg, weil er von Kettembeil nicht nur nicht so aufgenommen, wie er gehofft, sondern auch, weil er sich auch von ihm beeinträchtigt gefunden. Mit dem Hannibal mochte er auch nicht gleich[?][84] wieder nach Haus reisen; auch wollte er sich nach dem Verdienst [damit bricht diese, mit den Worten „mochte er auch" beginnende Einschaltung ab.] Immermann hatte Gr. in dem angezogenen Werke verletzt,[85] u. Gr. spricht nun, um die Correspondenz u. seine Briefe einzuleiten, vom Gegentheil, u. fährt fort mit der falschen Erzählung seiner Verhältnisse.

Das[s] Gr. mir damals in Frankf. sehr gezürnt, weis ich mir zu erklären. Einige Tage früher, als er an Immermann geschrieben,[86] erhielt er einen Brief von mir,[87] in welchen ich ihn nicht nur wiederholt um Ausschliessung der Gütergemeinschaft gebeten, sondern auch um Auskunft über mehrere Obligationen, welche ich, wie er bei der Abreise gesprochen, im Schrank vorfinden sollte. Er hatte aber, wie ich später erfahren, den grössern Theil derselben seiner Mutter geschenkt, u. den andern sich selbst auszahlen lassen. Und durch die Nachfrage war nun der Zorn entstanden. Und der erneute sich, so oft ich ihm geschrieben. Denn ich bat ihn stets um gütliche Ausschliessung der Gütergemeinschaft, die er zu seinem eigenen Nachtheil verweigert, weil sein Anhang, der eine seltene Gewalt über ihn übte, der Nachtheil davon besorgte, ihn dagegen gestimmt. Ich wünschte von ihm in der Güte diese zu erlangen, weil ich ihn durch eine Beschwerdeführung nicht kränken mochte. Hätte Gr. nicht das letzte Jahr entfernt von hier gelebt, würde ich auch nicht das Geringste von meinem Hab u. Gut behalten haben.

---

84. Im Entwurf steht „gelch".
85. Louise Grabbe meint die Widmung des „Hannibal".
86. Brief Nr. 150.
87. Q 35 e. Von der Ausschliessung der Gütergemeinschaft ist in diesem Briefe keine Rede.

Denn so bald Gr. zurückgekommen, wurden auch sogleich ganz bedeutende Summen heimlich aufgeliehen, wovon wir hier nicht eine Spur gewahrt u. wovon Gr. selbst nicht das Geringste erhalten u. auch nicht bedurfte. Er äusserte zuweilen, er habe in der Ferne entbehrt, u. das glaube ich; es wurde mir klar, durch Ihren letzten vorjährigen Brief, woraus ich entnommen, wie er dort gelebt. Aber, ach Gott, er selbst, die Widerspänstigkeit, mit welcher er sich der nöthig gewordenen Sicherstellung meines noch übrig gebliebenen Vermögens entgegen gestellt, war ja an allem schuld. Hätte er nachgegeben, wäre ich sicher nach Düsseldorf gekommen u. hätte für ihn gesorgt." (S. [5/7].)[88]

88. Die hier wiedergegebene Stelle ist im Entwurf von den Worten „Er nennt darinn seine Mutter" an mit Tinte gestrichen. Am Rande findet sich, gleichfalls mit Tinte, die Bemerkung: „Das hier mit Dinte durchgestrichene will ich an Dr. D. schreiben deshalb fällt hier dasselbe weg."

Register.

Vorbemerkung.

Es war nicht möglich, die Angaben im Register so ausführlich zu halten, wie dies beispielsweise in den „Begegnungen“ geschehen konnte; so wünschenswert es auch gewesen wäre. Sie beschränken sich in der Regel auf den Vor- und Zunamen. Nur wo jener nicht zu ermitteln war, gelegentlich auch bei den unbekannteren Persönlichkeiten oder zur besseren Unterscheidung mehrerer Träger gleichen Namens wurde die Angabe von Stellung, Beruf u. dgl. hinzugefügt.

Das Register enthält in drei Abteilungen

1) die Namen der Personen und die Titel ihrer Werke,

2) die geographischen Namen,

3) die Titel der Zeitschriften und Zeitungen.

Unberücksichtigt geblieben sind

1) Die Persönlichkeiten der Louise Christiane Grabbe sowie der beiden Biographen Eduard Duller und Karl Ziegler.

2) Die in den zitierten Büchertiteln vorkommenden Namen von Verlegern und Druckern, sowie die der Verlags- und Druckorte.

3) Die geographischen Namen Westfalen, Lippe und Detmold. Aufgeführt sind dagegen die Detmolder Oertlichkeiten, Aemter u. dgl.

4) Die lippische Regierung, das lippische Bataillon und Kontingent sowie das Militärgericht.

Im übrigen gelten folgende Regeln:

1) Maßgebend für die Stelle im Register ist die übliche oder korrekte Schreibung des Namens; abweichende Schreibungen sind in Klammern beigefügt.

2) Verheiratete Frauen sind unter dem Namen des Mannes aufgeführt; vom Mädchennamen ist verwiesen.

3) Fürstlichkeiten stehen unter ihrem Eigennamen, nicht dem ihrer Länder.

4) Den Namen von Persönlichkeiten neuerer Zeit ist ein * vorangesetzt.

*

Für zahlreiche mühevolle Nachweisungen von Vornamen lippischer Persönlichkeiten ist der Verfasser den Herren Geh. Archivrat Dr. Hans Kiewning und Regierungsoberinspektor Heinrich Sievert in Detmold sehr zu Dank verpflichtet.

I. Personennamen.

*Adams, Paul 98. 100. 102 f.
Adelung, Johann Christoph 121.
Ahlefeldt - Laurwig, Elisa Gräfin 21. 54. 129.
Alberti, Amalie: s. Tieck, Amalie, geb. Alberti.
*Allekotte, Heinrich 98.
*Althaus, August 265.
Althaus, Bernhard 31. 54. 259. 265. 472. 483. 489. 521.
Althaus, Friedrich 21. 204. 463.
Althaus, Georg 265. 340.
Althaus, Theodor 21.
*Althaus, Th. F. 21. 54.
Althing, Chr.: Pseudonym für Christian August Fischer; s. d.
Althof, Ernst 92. 294.
Althof, Friedrich, Kriminalgerichts-Sekretär in Detmold 21. 41. 54. 80. 191. 196. 265. 285. 488. 497—99. 528.
Althof, Johann Andreas Ernst, Advokat in Detmold 391.
Althof, Johann Christian, Kanzleirat in Detmold 583.
*Althof, Frau S. 265.
Andries, Grabbes Wirtin in Düsseldorf 146.
*Anemüller, Ernst 6. 22. 24. 26. 32. 42 f. 45.
Arminius, Fürst der Cherusker 60. 190 f. 591.
Arnim, v., Kriminalrichter a. D. in Detmold 119.
Arnim, Ludwig Achim von, Verf. der „Tröst-Einsamkeit“ 318.
Arnimscher Nachlaß 268.
*Arnold, Robert F. 262.
Assing, Ludmilla 54.
Auerbach, Berthold 27. 209.

B., v. 209.
*Baginski, Adolf 298.
Ballhorn-Rosen, Friedrich 22. 46 f. 71 f. 107. 199. 216. 402. 480. 503. 518 f.
Ballhorn - Rosen, Sophie, geb. Rudorf 46. 314.
Balzac, Honoré de 588.
*Bamberg, Felix 50. 238.
Barkhausen, Advokat in Detmold 416 f.
*Bartmann, Hermann 99. 247. 327. 332.
Basse, Gottfried 512.
Bax, Adolf, Nebenkanzleibote in Detmold 439—41.
*Baxa, Jakob 271.
Becher, Alfred Julius 23. 59.
Bechstein, Ludwig 23. 129—31. 147.
Beck, Christian Daniel 372 f.
*Becker, Felix 266.
*Becker, Hellmuth 98.
Beer, Michael 335.
Beer, Wilhelm 335.
Begemann, Friedrich 23. 52. 60. 204.
Behrendt, Friedrich 92. 294.
*Behrens, Carl 12. 212 f. 218 f. 247. 249 f. 303. 315. 323. 327 f.
Beins, Konrad, Sergeant im lippischen Bataillon 410.
Belana, Emil: Pseudonym für Bernhard Meyer; s. d.
Benecke von Gröditzberg, Marie Louise, geb. Du Titre 336.
Benecke von Gröditzberg, Wilhelm Christian 336.
*Benedickt, Moritz 503.
*Bergmann, Alfred 10. 13. 21—26. 28 f. 31. 33. 35. 38—41. 43 f. 46—48. 50 f. 54 f. 57—60. 72. 93. 101. 127. 209. 218. 268. 270—73. 275. 295. 302. 339. 396. 567.
*Bergmann, Tina 6.

Bernhard II., Edler Herr zur Lippe 368.
Bernhardi, August Ferdinand 318 (als Mitverf. der „Versuche und Hindernisse Karls"). 343 (das gleiche).
*Bernheim, Ernst 278 f. 475. 521.
Bethmann - Hollweg, Moritz August von 23. 71.
*Bettelheim, Anton 27.
*Biedenweg, Carl Ludwig Adolf Benedikt, Freiherr, lipp. Staatsminister 275.
Biener, Friedrich August 23. 71.
Blanke, Johann Konrad Christof Heinrich 23. 79. 82 f. 463.
Blankenburg, Familie in Lemgo 196.
Blankenburg, August, Bürger in Lemgo 89.
Blinde, Wilhelm 23. 78. 81 f. 197 f. 460. 465.
Blümner, Heinrich 213. 215. 266. 372 f.
Blum, Robert 13. 244.
*Blumenthal, Oscar 9. 12. 29. 35. 42. 54 f. 57. 93. 99. 145. 175. 244—47. 268 f. 302. 403. 520.
Böger, Friedrich Adolph 23. 377—80. 394. 399. 413—15. 417. 420. 423 f. 427 f.
Böttiger, Karl Wilhelm 372.
Borch, C. 36. 329.
Borch, Helene Charlotte v., geb. von Wedel 330.
Borch, Otto Christoph Heinrich Leberecht von 330.
*Borch, Waldemar von 266.
Borch, Wilhelm Leberecht von 36. 266. 329—31.
Borch, Karl von der 330.
Borch, Louis von der 330.
Bornemann, Christian, Amtsrat in Detmold 93.
Bornemeier, Adolf 23 f.
Boxberger, Robert 38. 40.
Brand, Joh. Bernd Heinrich, Strafwerkmeister in Detmold 70. 275.
Brandes, Rudolf 49. 172.
*Brandt, Heinrich 101.
Braunhofer, Karl 266 f.
Brauns, Fr. 24.
Brentano, Clemens, Verf. des „verwilderten" Romans „Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter" 318. 343.
Brentanoscher Nachlaß 268.
Brinkmann, Anna Hedewich: s. Grüttemeier, Anna Hedewich, geb. Brinkmann.
Brockhaus, Hermann 12.
Brockhausscher Verlag 27. 571.
Brokmann, August 24. 60. 197 f. 285. 402. 461.
Brüggemann, Bernhard, Schneider in Detmold 462.
Bruno, Th. 92.
Buchner, Karl 27. 133. 160. 163 f.
Buchner, Wilhelm 28 f. 32 f. 161. 164. 189. 252.
*Bülow, Otto v. 270.
Bulwer - Lytton, Edward 588.
*Burckhardt, Klara 76. 273.
Burgmüller, Friedrich 267.
Burgmüller, Norbert 39. 43. 132. 144. 211. 267. 459. 581 f.
Burmeister-Lyser: s. Lyser, Johann Peter.
Byron, George Noel Gordon, Lord 141.

Calderón de la Barca, Pedro
Der Richter v. Zalamea 457 f.
Campe, Joachim Heinrich 29 f. 121.
Campe, Julius 227.
Canow: s. Kanow.
Capellen, Ida Marie Luise: s. Pustkuchen, Ida Marie Luise, geb. Capellen.
Casanova de Seingalt, Giovanni Jacopo 346.
*Castle, Eduard 59.
Chamisso, Adelbert von 318 (als Mitverf. der „Versuche und Hindernisse Karls"). 343 (das gleiche).
Claepius, J. H. 24. 253.
Clausing, Philipp Anton, Geh. Sekretär in Detmold 367.
Clemen, Heinrich Christian Albrecht, Prorektor in Lemgo 24. 147. 540. 542.
Clemen, Johann Andreas, Pastor in Lemgo 88.
Clostermeier, Christian Gottlieb 25 f. 31. 33 f. 44. 48 f. 56. 63—69. 72. 77. 114. 158. 161. 168. 177. 182. 195. 199. 205.

242 f. 252. 268. 277. 283—99. 306. 310 f. 346—49. 355. 363—90. 392. 402. 454. 477. 481 f. 484—89. 492. 509 f. 518. 527 f. 542. 554. 560 f. 563. 569. 580. 588.
Wo Hermann den Varus schlug 477. 489.
Clostermeier, Eleonore Louise 563.
Clostermeier, Louise, geb. Knoch 28. 158. 177. 277. 293. 295. 386. 390. 476. 485. 542. 553 f. 560. 563. 580.
—, deren Geschwister 563.
Coelln, Friedrich Wilhelm von 93.
Cölln, Leopold von 92 294.
Cottasche Verlagsbuchhandlung 51. 59. 208. 267.
Creizenach, Theodor 55.
*Creizenach, Wilhelm 55.

Day, Thomas 29.
*Deetjen, Werner 39.
*Dernburg, Heinrich 440.
Devrient, Ludwig 137. 318. 323.
*Diesch, Carl 261 f.
Dingelstedt, Franz (v.) 43. 49. 55. 166. 189—91. 586 f. 589.
Döring, Heinrich 12. 244 f.
*Domaszewski, Alfred v. 105.
Donop, v., Hauptmann in Detmold 93.
Don Quichote 185.
*Dotzenrath, Theodor 97.
Drave, Cathrine Ilsab. 87.
Dresel, Adolf 26.
Dreymann, Amalia Anna Catharina 87.
Drobisch, Theodor 55. 212 f. 217. 219. 223—26.
*Düntzer, Heinrich 5.
Du Titre, Marie Anne 336.
Du Titre, Marie Louise: s. Benecke von Gröditzberg, Marie Louise, geb. Du Titre.

*E., F., Dr. 114.
*Ebers, Fritz 101. 267.
*Ebert, Bernhard 28.
*Ebstein, Erich 12. 56 f. 92. 105—07. 112—17.
Ellmenreich, Albert 28. 132.
*Els, Hans van 3. 25 f. 99.
*Elster, Ernst 36.
*Elwenspoek, Curt 101.
Embden, Charlotte: s. Moscheles, Charlotte, geb. Embden.
Engländer, Sigmund 262. 265.
*Ernst, Berta 273.
Ernst, Carl, Kanzleirat in Detmold 167.
Ernst, Friederike Auguste Charlotte: s. Uechtritz, Friederike Auguste Charlotte, geb. Ernst.
Ersch, Johann Samuel 12. 244.
Eschenburg, Arnold 28. 278. 414—16. 418. 420—23. 429. 451.
*Ewald, Oskar 251.
Eyben, Carl v. 72.

Fabri, Johann Ernst 30.
*Falkenstein, Konstanze Freiin von: s. Wedel, Konstanze Gräfin, geb. Freiin von Falkenstein.
Falkmann, August 199. 481.
Falkmann, Christian Ferdinand 28. 92. 103. 153. 255. 294. 305. 370.
*Fellner, Richard 40. 187.
Fiedler, Carl Ferdinand 92.
Fischer, Alexander 27. 60.
Fischer, Christian August (Pseudonym: Chr. Althing)
Hannchens Hin- und Herzüge 346.
Schriften, Hinterlassene 346.
Fleckenstein, Korporal im lippischen Bataillon 409.
Fleischer, Heinrich Leberecht 113. 310. 312—14.
Fleischer, Johann Gottfried 113.
Fleischer, Johanna Christiane, geb. Unruh 113.
*Fleischer, Kurt 314.
*Flusser, Walter 98 f.
Fouqué, Friedrich de la Motte 318 (als Mitverf. der „Versuche und Hindernisse Karls"). 343 (das gleiche).
Franck, Dr.: s. Frank, Gustav Ritter von.
Frank 37.
Frank, Gustav Ritter von 40. 145. 150. 187.
Franz I. von Frankreich 332.
*Franzmeier, Pastor in Bega 49.
Freiligrath, Ferdinand 27—29. 32. 35. 42. 44. 52. 133. 154—57. 159—62. 164 f. 167. 169. 177. 180 f. 189—96. 199. 201.

204. 207. 245. 250. 252 f. 256 f. 266 f. 269. 271. 285—87. 350. 355. 403. 450. 452 f. 471 f. 475. 477—81. 483. 485. 488. 490. 495. 497. 509. 513. 515. 520. 527. 582.
Bei Grabbe's Tod 12. 480. 483. 570.
Freiligrath, Ida, geb. Melos 29. 164.
Freiligrath, Luise: s. Wiens, Luise, geb. Freiligrath.
*Freud, Sigmund 104.
Frevert, Joh. Friedr., Signalhornist im lippischen Bataillon 438 f.
*Friedrich, Paul 10. 40. 101. 558.
Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 135. 169. 210. 300. 303. 328. 338. 342.
Friedrich Wilhelm Leopold, Fürst zur Lippe 64 f. 114.
Führer, Gottlieb, Rat und Kammerassessor in Detmold 63. 65 f. 69.
Funk (Funck) von Senftenau, Karl Friedrich, Regierungsrat in Detmold 307. 381 f. 388. 396.

Gaßmann, Carl Georg Eduard 42. 278.
*Gaupp, Fritz 100. 103.
Gaußmann, Hans 86.
Gentzel (Genzel), Adam Gottfried 571.
Georgi, Madame 113.
*Georgi, Anna 266.
Gley, Julie: s. Rettich, Julie, geb. Gley.
*Glossy, Carl 518. 527.
Glück, Christian Friedrich von 440.
Goedeke, Karl 12. 244 f. 262.
Goethe, Johann Wolfgang v. 102. 179. 222. 237. 246. 262. 419 f. 491.
Faust 318.
Götz von Berlichingen 138.
Leiden des jungen Werther, Die 472. 500.
Märchen, Das 146.
Goldschmied, Fr. 562.
*Gotendorf, Alfred 346.
*Gottschall, Rudolf von 9. 12. 106. 108. 244 f. 248.
Grabbe, Kolon in Bentrup 91.
Grabbe, Leibzüchter in Bentrup 91.
Grabbe, Adolph Henrich 29—31. 44. 64—70. 88—90. 93. 114. 116. 118 f. 140. 148. 173. 178. 182. 215. 221. 229. 233. 242. 246. 270. 275 f. 283—90. 292—95. 297. 301—13. 339 f. 346—48. 362. 364. 370. 391. 406. 419. 502 f. 510. 513. 560.
Grabbe, Amalie Wilhelmine, geb. Limberg 89.
Grabbe, Anna Maria Elisabeth, geb. Meyer 87.
Grabbe, Christian Dietrich
Aschenbrödel 48. 77. 146. 268. 566. 571.
Barbarossa i. Kyffhäuser 478. 481.
Beiträge zum Düsseldorfer „Fremdenblatt" 3. 4.
Brief an den Kronprinzen von Preußen 135. 169. 210. 300. 303. 338. 342.
Christus 569.
Cid, Der 210. 271.
Conventikel 340. 569.
Don Juan und Faust 98 f. 106. 128. 218. 236. 246. 392. 418.
Dramatische Dichtungen 21. 127 f. 268. 297. 349.
Hannibal 39. 48. 77. 97 f. 103. 106. 111. 138 f. 146. 163. 184. 352. 444. 554. 566. 571. 593.
Hermannsschlacht 26 f. 34. 99. 106. 111. 137. 151—53. 155. 157. 159. 161. 171. 176. 188. 206. 243. 249. 266. 273. 460—62. 486 f. 510. 524. 544. 548. 550. 559. 563—70. 572. 575—78. 582 f. 588—90.
Herzog Theodor von Gothland 54. 56. 98. 100. 102 f. 115. 128. 135. 163. 216. 219. 224. 231. 233 f. 251. 317. 339 f. 344. 373. 585.
Hohenstaufen, Die 98 f. 106. 128. 246. 392.
Kaiser Friedrich Barbarossa 98. 203.
Kaiser Heinrich der Sechste 98.
Kosciuszko 575. 577.
Marius und Sulla 98.
Napoleon 98 f. 106. 109. 120. 392. 400 f.
Prosaschriften 99. 103.
Ranuder 448.
Scherz, Satire, Ironie u. tiefere Bedeutung 98. 142. 222. 224. 300. 323. 328. 339. 342 f. 502.
Shakespearomanie 168. 268.
Theater zu Düsseldorf, Das 48. 147. 566.

Grabbe, Dorothea, geb. Grüttemeier 31. 55. 66. 69. 87—90. 114. 116. 118 f. 140 f. 154. 163. 168. 170 f. 173. 176—78. 181 f. 184. 202. 205 f. 215. 221. 226. 228. 233. 241—43. 245—47. 249 f. 256—58. 260. 275. 277. 283—85. 287 f. 293—97. 302. 304. 308—14. 339 f. 347. 362. 391. 419. 422. 433. 460. 466. 469—74. 488. 498. 500 f. 505—23. 527 f. 539. 546 f. 579 f. 587. 592—94.

Grabbe, Johann Bernhard 89.

Grabbe, Johann Friedrich (Friderich) 87—89.

Grabbe, Johann Henrich 88.

*Grisebach, Eduard 9—12. 28. 30. 42 f. 45. 48. 56. 71. 106. 114. 206. 212—14. 226. 244. 248. 252. 301. 304—06. 322 f.

Gröne, Sophie 91.

Groskopf, Karl Friedrich Simon, Hauptmann im lippischen Bataillon 438. 441—43. 541.

Grotte aus Horn 84.

Gruber, Johann Gottfried 12. 244.

Gruber a St. Ignatio, Gregor Maximilian 368.

*Grünbaum, Melitta 100.

Gründler, Friedrich Nathanael 331.

Gründler, Henriette Louise, geb. Schulz(e?) 331.

Gründler (Grindler), Karl 35 f. 267. 319. 329—31. 334.

Grüttemeier, Anna Hedewich, geb. Brinkmann 86.

Grüttemeier (Grutemeyer), Catharina Agnete, geb. Knese 86.

Grüttemeier (Grütemeyer), Cunigunda Friderica, geb. Huncke 87.

Grüttemeier, Dorothea: s. Grabbe, Dorothea, geb. Grüttemeier.

Grüttemeier (Grütemeyer, Grüthemeyer), Ernst Friederich (Friderich, Frerick) 85 f.

Grüttemeier (Grütemeyer, Grutemeyer), Johann Berend 86.

Grüttemeier (Grütemeyer) Johann Christoph 87 f.

Grüttemeier (Grüttemeyer, Grutemeyer), Tonnieß 84.

—, dessen Frau 84.

Grüttemeiersche Vorfahren 63. 277.

Gubitz, Friedrich Wilhelm 35 f. 54. 56. 107. 135 f. 149. 210. 263. 267. 318.

*Gubitz, Wally 267.

*Güthe, Harald 97.

*Gundlach, Wilhelm 336.

Gustorf, Ludwig (v.) 35 f. 215. 319 f. 325 f. 328—31. 333 f. 340. 345.

Gutenberg, Johann 209.

Gutzkow, Karl 37. 52. 54. 56f. 178. 184—86. 193—95. 207. 230 f. 234. 263.

*Haeckel, Julius 335.

Härtel, Gottfried Christoph 272.

Hagen, Friedrich Heinrich von der 374.

*Hallgarten, Robert 113. 577.

Harrys, Georg 22. 263.

Hartenfels, Eduard 577. 581 f.

*Hartmann, Fritz 269.

*Hasse, Ernst 291.

Haubold, Christian Gottlieb 36. 372.

Haver-Johann, Berend 86.

*Hayn, Hugo 346.

Hebbel, Friedrich 50. 54. 232. 237 f. 247. 315. 321 f. 327. 499.

*Heckel, Hans 262.

*Hees, Richard Artur 99.

Heine (Heyne), Heinrich 36. 54. 56—58. 135. 201 f. 226 f. 229. 237. 300—02. 317—27. 329—31. 333. 343. 498. 500 f. 513 f.

Heinrichs, Carl Friedrich Christoph 36 f. 133. 560. 562.

Heinsius, Otto Friedrich Theodor 121.

Heistermann, Sophie Friederike: s. Ziegler, Sophie Friederike, geb. Heistermann.

Hell, Theodor: s. Winkler, Karl Gottlieb Theodor.

Heller, Robert 268.

Helwing, C. D. 289. 293.

Helwing, Friedrich Wilhelm, lippischer Justiz- und Kammerrat, später Regierungs- und Kammerdirektor 67. 382. 386. 485.

Helwing, Gottlieb Leopold, Buchhändler in Lemgo 25. 30. 277. 289—94. 311.

—, dessen Sohn 290. 292.

Hendrick, Dr. 335.
Hendricks, Leibarzt Wilhelms III. der Niederlande 331.
Henkel, Schauspieler am Düsseldorfer Theater 457.
*Henrici, Karl Ernst 268. 273. 457.
Herklots, Karl Alexander 318.
Herling, Simon Heinrich Adolf 37.
Herloßsohn, Karl 13. 128. 223. 263. 267 f.
Hermann der Cherusker: s. Arminius.
Herrig, Ludwig 54. 230.
Hesiod 30.
*Heuser, Frederick W. J. 262.
*Heyne, Moritz 121.
*Hillekamps, Carl Heinrich 12. 100. 104. 116. 275.
Hiltl, G. 324.
Hirsch, Pfandleiher in Berlin 318.
*Hirth, Friedrich 36. 201. 218. 226.
*Hirth, Georg 107.
*Hoch, H. L. 100.
Hölderlin, Friedrich 230. 234.
Höpffer 37.
Höpffner, Carl 37. 316.
Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus 111. 318. 322 f.
Hoffmann, Ferdinand Bernhard, Edler v., lippischer Regierungs- u. Kammerpräsident 369.
—, dessen Söhne Johann Wilhelm, Philipp Ferdinand und Theodor 369.
Hoffmann, Johann Gottfried 71.
Hoffmann und Campe 226. 275.
Hohenstaufen 373.
Holberg, Ludwig 318. 323.
*Holitscher, Arnold 110.
Holtei, Karl von 374.
Homer
Batrachomyomachia 30.
Ilias 190.
Odyssee 30.
Hons (Hohns, Hohens), Buchhalter Schreiners in Düsseldorf 564. 575. 577. 581 f.
Honsinger, Johann 334.
Horaz (Quintus Horatius Flaccus) 478.
Horn, Franz 318. 323.
*Houben, Heinrich Hubert 22. 56 f. 262.
Hub, Ignaz 35. 37 f. 160. 204. 210. 245. 477. 480. 562.
*Hünich, Fritz Adolf 263.
Hugo, Victor 588.
Huncke, Cunigunda Friderica: s. Grüttemeier, Cunigunda Friderica, geb. Huncke.
Hundrich (Hunderich), Ludwig 329. 331.
Husemann, Kaufmann in Detmold 270.
Husemann, Gottfried Theodor 254.
*Husemann, Theodor 57.
Husemannsche Familie 254. 270.

Iffland, August Wilhelm 500.
Immermann, Karl 4. 24. 26—28. 32. 34. 37—40. 43. 47—49. 52. 54. 57. 59. 77. 129—32. 135. 139. 142. 144—50. 163 f. 172. 184—88. 207. 210. 222. 232. 236. 244. 277. 300. 340f. 344. 456—58. 483f. 502. 535 f. 542. 549—59. 562. 565. 575. 577 f. 583. 585. 587—89. 591—93.
Immermann, Marianne, geb. Niemeyer 38—40. 145.
Jacobi, Gotthelf Heinrich 41. 253. 315—17.
*Jacobssohn, Erich 6.
*Jassoy, Louis Carl 271 f.
Jean Paul: s. Richter, Jean Paul Friedrich.
*Jecht, Richard 6.
Jerrmann, Eduard 41. 211—23.
Joachim, Johann Friedrich 369.
Jowien 227.
Jürgen 91.
Jürgens, Schmiedemeister in Berlebeck 41.

Kaiser: s. Kayser.
Kalisch, Ludwig 57. 202. 301. 303.
Kampmeier, Dorothea 73.
Kanow (Canow), Mundkoch in Detmold 410. 412.
Kaulfuß, Frau Dr., in Leipzig 309.
Kayser, Adam 87.
Kayser, Christian Gottlob 262.
Kayser, Eleonore 35.
Kehde, Henriette 41. 54.
*Keller, Walter 97.
Kellner, Friedrich, Major und Gendarmerie-Kommandeur in Detmold 76.
Kellner, Heinrich Theodor, Regierungssekretär in Detmold 385. 439. 448.

*Keßler, Hugo 10. 100.
Kestner, Friedrich, Lieutenant im lippischen Bataillon 75. 432.
Kestner, Johann Karl August, Forst-, später Kammersekretär in Detmold 41. 76 f. 80. 84. 91. 191. 196 f. 199 f. 273. 403. 542. 570. 590.
—, dessen Gattin 403. 590.
Kettembeil, Georg Ferdinand 31. 113. 120. 127. 249. 253. 268. 275. 287 f. 316 f. 323. 349. 352. 401. 484. 488. 502. 510. 516. 575. 593.
*Kettembeil, Max 268.
Keyser, Ludwig Bernhard, preuß. Postmeister in Detmold 64.
Kiel, August, Hoboist im lippischen Bataillon 409 f. 412 f.
*Kiewning, Hans 6. 28. 84. 276. 278. 361. 363.
Kippenberg, Sammlung 4.
Kleist, Heinrich von 222. 230. 234. 237.
*Klemm, Albert Gustav 269.
Klemm, Gustav 268 f. 482.
*Klemm, Mathilde 269.
Klingemann, August 41. 50. 269.
Klingemann, Elisabeth 269.
Klingemann, Karl, Legationsrat in London 22. 46 f. 314.
*Klingemann, Karl 22. 46 f.
*Kluge, Friedrich 113.
*Knebel, Karl 262.
Knese, Catharina Agnete: s. Grüttemeier, Catharina Agnete, geb. Knese.
Knoch 77.
Knoch, ein Detmolder 311.
Knoch, Obrist 563.
—, dessen Frau 563.
Knoch, Johann Ludwig, Archivrat in Detmold 367. 369. 476.
Knoch, Louise: s. Clostermeier, Louise, geb. Knoch.
Kobbe, Theodor von 41. 57 f. 210. 219. 401. 429. 581 f.
Koch, Witwe J. C., in Detmold 395.
Koch, Christian 89. 395.
Koch, Conrad, Kaufmann in Detmold 89.
*Koch, J. L. A. 104.
Kock, Paul de 588.
Köchy (Kochy), Karl 42. 54. 56. 58. 113 f. 135. 201. 237. 269. 278. 301 f. 318 f. 321. 323. 325 f. 329—31. 333. 342—44.
—, dessen Bruder, später Oekonomierat in Braunschweig 326.
*Köchy, Max 269.
Koeler, Georg David 42. 294. 305. 370.
König, Kommis in Detmold 587.
Koenneritz, Hanns Heinrich Graf von 269.
*Koenneritz, Hanns Heinrich Graf von 269.
Köpke, Rudolf 58. 213. 221. 269. 374.
*Köppen, Fedor von 44.
*Körner, Josef 274.
*Köster, Albert 4. 276.
*Koetz, Artur 100.
*Komers, A. G. 274.
*Kordt, Walter 97.
Kowats (Kowatz), Gastwirt in Detmold 409 f. 412.
Krähmeyer: s. Kreymeyer.
*Kraepelin, Emil 107. 110.
Krecke, August Friedrich 71.
Kreymeyer, Georg Friedrich Christian 66. 461.
Kreymeyer, Wilhelmine, geb. Wallbaum 42. 65 f. 91. 154. 168. 197 f. 460 f. 465. 506. 539. 546 f. 580.
Krohn, Franz 92. 294.
Krohn, Franz Konrad, preußischer Postmeister in Lemgo 64.
*Kroker, Ernst 291.
Krücke, August 75. 442.
—, dessen Witwe 75.
Krüer, Gesine Berta Annie: s. Petri, Gesine Berta Annie, geb. Krüer.
Krüger, Sophie Wilhelmine: s. Wasserfall, Sophie Wilhelmine, geb. Krüger.
*Krug v. Nidda und v. Falkenstein, Friedrich Ludwig Albrecht 266.
Kruse (Cruse), Christian (Karsten) 372.
Kruse, Friedrich Karl Hermann 373 f.
*Kruse, Georg Richard 42.
*Kügler, Hermann 324. 336.
Kühne, Gustav 58. 130—32. 134. 136. 142. 561.
Kürzels Erben, C. A. 308.
Küster 77.
Küster, Otto 408.

Küstner, Theodor 211.
*Kupferschmidt, Arno 98.

*Landsberg, Hans 23.
*Lange, Franz Emil 115.
Laube, Heinrich 58. 133—35. 300 f. 303. 317. 322—25. 328. 338. 343 f. 498.
Lax, Louis 47.
*Leber, Georg C. 272.
Leitner, Ph. v. 27.
Lenau, Nikolaus 58 f. 230. 234.
Lender, Kaufmann in Horn 91.
Leopold II., Fürst zur Lippe 28. 64. 66—68. 127. 139. 168. 189. 252. 277 f. 347. 350—52. 354 f. 357—60. 362 f. 365—77. 379. 381—83. 385. 390—96. 398 f. 400—02. 404. 411. 413 f. 417—29. 433. 435—37. 443—48. 450. 480. 528. 542. 548. 554. 563. 584. 587.
—, dessen Familie 168.
Lepper, Soldat im lippischen Bataillon 411.
Lessing, Gotthold Ephraim Nathan der Weise 477. 489 f.
*Lessing, Robert 267.
Lessingsche Sammlung 267.
Levin, Rahel: s. Varnhagen, Rahel, geb. Levin.
Lewald, August 37. 166. 190. 201. 264. 575. 586.
*Lewald, Emmi 6. 192. 266.
*Lewald, Felix 266.
—, dessen Mutter 266.
*Lewinger, Ernst 46.
*Lewy, Fritz 6.
*Lichte, Gemeindehelfer in Herford 88.
Limberg, Amalie Wilhelmine: s. Grabbe, Amalie Wilhelmine, geb. Limberg.
Limberg, Johann Heinrich 89.
Linckesche Leihbibliothek in Leipzig 312.
Lippe, Alexander Freiherr von der 77.
Lippe, Familie von der 77.
Lisette, Magd Grabbes in Düsseldorf 559. 574. 578. 581.
*Litzmann, Berthold 13.
Löhr, Johann Andreas Christian 30.
Löwenthal, Max (v.) 58 f.
Lohse, Grabbes Wirtin in Dresden 42. 253.
*Lorenz, Caroline Baronin von, geb. aus dem Winkel 269 f.
Lortzing, Albert 42.
Lortzing, Charlotte Sophie, geb. Seidel 42.
Lortzing, Johann Gottlob 42.
Louis Ferdinand, Prinz v. Preußen 22. 134. 140—43. 148. 498. 501.
Lüdemann, Wilhelm von 27.
Lüersen, Witwe in Berlebeck 438 f. 441.
Lützow, Adolph von 54.
*Luther, Adolph 272.
Lutter und Wegener, Weinstube in Berlin 318. 322 f. 327.
Lutze, Arthur 331.
*Lutze, Paul 266. 331.
Lyser, Johann Peter 217. 577.

*Maassen, Carl Georg v. 270.
Mahlmann, Siegfried August 269 f.
*Mahrholz, Werner 100. 244.
Mannel, Marie: s. Neumann, Marie, geb. Mannel.
Marggraff, Hermann 12 f. 54. 59. 129. 133—35. 571.
Marlow, F.: s. Wolfram, Hermann Ludwig.
Mayer: s. Meyer, Bernhard.
*Meien, Betty Luise von, geb. Piderit 45. 272.
Meien, Christian von 42. 79—83. 165. 167. 170. 270. 353—60. 377—79. 382. 386. 391 f. 396. 398—400. 403 f. 411. 414—18. 422. 424—26. 428—30. 433 f. 438 f. 441. 443. 445 f. 448—55. 464. 480. 491. 540. 584.
*Meien, Wilhelm Karl Theodor von 270.
Meier, Heinrich, von der Hasenbrede bei Lemgo 439.
Meier: s. auch Meyer.
Meister, Carl 70. 72. 306 f. 371.
Meister, Friedrich 70. 92. 294. 306 f. 312 f. 371.
*Melisch, Dr. 267.
Melos, Ida: s. Freiligrath, Ida, geb. Melos.
Melpomene 139.
Mendelssohn Bartholdy,

Felix 22. 43. 46 f. 314. 589.
—, dessen Familie 589.
Merkel, Ludwig 43. 189.
Metternich-Winneburg, Clemens Wenzel Nepomuk Lothar, Fürst von 517.
*Metz, Fritz 98.
Meyen, Eduard 27.
Meyer, Anna Maria Elisabeth: s. Grabbe, Anna Maria Elisabeth, geb. Meyer.
Meyer (Mayer), Bernhard 38. 170. 207 f.
Meyer (Meyer), Friedr. August Ludwig, Rechenmeister, später Subrektor in Detmold 64.
Meyer, Frietz 84.
Meyer (Meier), Georg 23. 43. 77 f. 83 f. 174. 197 f. 257. 285. 460—64. 467. 493. 510. 525.
Meyer, Henriette 57. 253 f. 270. 452.
Meyer, Nikolaus 49. 262. 270.
*Meyer, Richard M. 111.
Meyer (Meier), Wilhelm Ludwig, Soldat von Kötterberg 439. 441.
Meyersche (Meiersche) Hofbuchhandlung 29. 93. 203. 270 f. 289. 568. 572.
Michelangelo Buonaroti 129.
Migault'sche Autographensammlung 268.
Moebius, Ernst Anton Ludwig 43. 71. 294. 305. 370.
Möller, Kolon in Billinghausen 91.
Moeller, Hermann Justus 204.
Moeller (Möllermann), Sophie: s. Ziegler, Sophie, geb. Moeller.
*Moes, Eberhard 100.
Molineus, Richard 92. 294.
Moscheles, Charlotte, geb. Embden 43.
Moscheles, Felix 43.
Moscheles, Ignaz 43.
Müller, Adam 271. 318—20. 322. 331. 337. 342. 344.
Müller, Arthur 59. 210.
*Müller, Gotthard 29.
*Müller, Hans von 10.
Müller, Johann Gottfried 43. 371.
Müller von Königswinter, Wolfgang 43. 60. 132. 211. 271.
—, dessen Schwiegertochter 271.
Müllner, Adolf 263. 266.
*Muncker, Franz 13.
Mzf., Th. 27.

Napoleon I. Bonaparte 470. 480. 504. 516. 563.
Neese, Simon 69.
*Neter, Eugen 298 f. 504.
*Neumann, Caroline (Lina) 44. 271.
Neumann, Hermann Kunibert 29. 44. 271.
*Neumann, Karl Johannes 104 f. 107. 112.
*Neumann, M. 271.
*Neumann, Marie, geb. Mannel 44. 59. 480. 488.
Neumann, Wilhelm 318 (als Mitverf. der „Versuche und Hindernisse Karls"). 343 (das gleiche).
Nieländer, Ludwig, Schullehrer in Detmold 291.
Niemeyer, Marianne: s. Immermann, Marianne, geb. Niemeyer.
*Nieten, Otto 9. 13. 30—32. 35—37. 39. 42. 46. 78. 111. 115 f. 122 f. 152. 157. 212 f. 219. 222. 247. 250—59. 271. 298. 303. 315. 323 f. 328. 338. 342. 360. 364. 450. 469—71. 477. 481. 483 f. 495. 501 f. 522 f. 529. 543. 591.
*Nörrenberg, Constantin 44.

Oberdörffer (Oberdörfer), Johann 44. 573 f. 578. 581.
*Oesterhaus, Bertha 6.
*Oesterhaus, Wilhelm 24. 47. 52. 54. 56. 59. 88. 92. 114. 301 f. 396. 516.
Oetker, Friedrich 191.
Oettinger, Eduard Maria 53. 140.
*Oldemeyer, Ernst August 254.
Orafo, Federigo 141.
Osterwald, Johann Carl Albrecht, Buchhändler in Rinteln 588.
Overbeck, Amtsauditor in Horn 363.

Paul Alexander Leopold: s. Leopold II.
Paulina, Fürstin zur Lippe 44. 64—67. 70. 305—07. 370 f. 377. 381. 389.
*Paur, Theodor 337.
*Perger, Arnulf 13. 106. 108. 111. 326. 331. 336.
Pero, Bernhard Wilhelm Adolph 271 f.

Pero, Friedrich Wilhelm 130. 152. 271 f. 566. 569. 571 f. 574. 582.
Pestalozzi, Johann Heinrich
Lienhard und Gertrud 26.
Peter 91.
Petri, Friedrich Simon Leopold 71 f. 382. 386 f. 396. 416. 418. 487. 590 f.
*Petri, Gesine Berta Annie, geb. Krüer 274.
Petri, Moritz Leopold 26. 33. 45. 49. 55. 63. 77. 79. 92. 153. 172. 175. 197. 199. 206. 208. 257. 294. 358—60. 429—31. 433. 458—60. 462. 486—88. 493 f. 504. 508 f. 539. 541. 570. 589—91.
*Petri, Walther 71.
Petrischer Nachlaß 77.
*Petsch, Robert 10. 251. 255.
Pflug, Ferdinand 324.
Philippi, Ferdinand 263.
Pichlersche Schauspielertruppe 266.
Piderit, Betty Luise: s. Meien, Betty Luise von, geb. Piderit.
Piderit, Dietrich Karl, Regierungsassessor und Rat, später Regierungsrat, Militärkassenrendant in Detmold 74. 382. 384. 386. 396 f. 406. 416. 418.
Piderit, Karl, Leibarzt in Detmold 45. 56. 114. 117—21. 272. 476. 502. 542.
Piderit, Wilhelm, Amtmann in Detmold 45. 59. 76. 543.
*Piper, Carl Anton 13. 103 f. 142. 218. 232. 247 f. 251. 295. 504 f. 517.
*Ploch, Arthur 13. 39 f. 50. 57. 93. 104. 129. 131. 136. 185. 218. 251—53. 476.
Poe, Edgar Allan 111.
Poelitz, Ludwig 45. 213. 224. 372.
*Preß, Hans 98.
Preuß, Franz Ludwig 45. 294. 305. 370.
Preuß, Friedrich, Justizkanzleiauditor in Detmold 356. 407. 416—18. 420. 428. 432. 435. 451.
Preuß, Otto 77. 199.
Priester, Wilhelm 45. 79. 81—84. 455 f. 463—65.
Pröhle, Heinrich Andreas 59.
*Prüßmann, Paul 98.
Prüssner 91.
Prutz, Robert 41. 211. 264.
*Pustkuchen, Ida Marie Luise, geb. Capellen 272.
Pustkuchen, Johann Friedrich Wilhelm 272.
*Pustkuchen, Otto Eduard Friedrich 45.
Pustkuchen, Theodor, Amtsauditor, Nachfolger Grabbes 45. 308. 356 f. 359. 398. 407 f. 414—17. 432—42. 444f. 448. 450f. 584.
Putlitz, Gustav zu 38—40. 145.

Räuber, August 75.
*Rahmer, S. 12.
Raumer, Friedrich von 373.
Recker, Arrestat des Zuchthauses in Detmold 70. 275.
Reclam jun., Philipp 248.
Redern, Graf (Wilhelm?) von 335.
Regenthal, Tambour-Corporal im lippischen Bataillon 413.
Reichel, Valerius Friedrich 46.
Reineke, Friedrich Christian 72.
Reinhardt, Hermann Eduard 46. 128 f. 219.
Renner, Louise, geb. Rotberg 31.
Rettich, Julie, geb. Gley 274.
Reuter, Ferd. Adolph, Kanzleibote in Detmold 438—41.
Richter, Jean Paul Friedrich 419 f. 478.
*Rieber, Eduard 267.
*Riedel, Heinrich 98.
Riedel, Karl 135. 210. 264.
Riemer, Friedrich Wilhelm 30.
Ries, Hermann Eduard: s. Reinhardt, Hermann Eduard.
Rinaldini, Rinaldo 101.
Robert, August 46. 238. 272. 274. 319—22. 328 f. 331—38. 341 f. 345.
Robert, Félicité Henriette, geb. Tassaert 332.
*Robert, Fritz 46. 272. 332.
Robert, Karl 332. 333—36.
Robert, Louis 332. 334.
Robert, Ludwig 237 f. 319. 321 f. 332.
Robert, Margarethe Dorothea Elisabeth, geb. Wittenberg 333 f.

*Rodenberg, Julius 191.
Röpe, Hermann Bernhard 46. 57.
Rötteken, Ludwig, Kanzleirat in Detmold (das ‚C' ist vermutlich Lesefehler) 76. 543.
Rohdewald, Johann Ludwig August, Pastor in Brake i. L. 196.
Rohdewald, Wilhelm Theodor Friedrich, lippischer Kammerdirektor 416. 418.
Rosen, Friedrich 22. 46 f. 92. 216 f. 223. 294. 314—17. 402. 518.
Rotberg, Louise: s. Renner, Louise, geb. Rotberg.
Rotberg (Rottberg), Wilhelm 4. 72. 74. 277. 349. 377—80. 389—91. 393. 396—400. 405. 431. 451.
Roth, Ludwig 75. 429.
Rousseau, Johann Baptist 21. 272.
Rousseau, Therese 272.
Rudorf, Sophie: s. Ballhorn-Rosen, Sophie, geb. Rudorf.
Rüffer, Carl 371.
Rügge, Bursche Rotbergs 396 f.
Runkel, Martin 38. 47. 130. 140. 255. 263. 272. 587.
Runnenberg, Carl Wilhelm, Postmeister in Detmòld 255. 273. 415. 539. 557. 586 f.
Runnenberg, Emil, Lieutenant im lippischen Bataillon 75. 255. 414—16. 431 f. 539. 557. 586.
Runnenberg, Karl Lüder, Postdirektor a. D. in Detmold 416. 586.
Runnenberg, Wilhelm, Syndikus in Detmold 47. 198. 255. 273. 285. 466. 493. 539. 557. 586.

Sachse, Dr. 54. 230 f. 236.
*Sadger, Isidor 13. 104.
Sanders, Daniel 121.
Savage, Richard 230.
*Schacht, August 25. 51. 64. 88 f.
Schack, Adolf Friedrich Graf von 47. 144. 501.
Schäfer, Friedrich 410.
Schaller, Gottfried Jakob 550 f.
Schaub, Johann Eckardt, Buchhändler in Düsseldorf 560.
Scheidt, Wilhelm 92. 294.
Scherer, Wilhelm 244. 246 f.
Scherf (Scherff), Johann Christian Friedrich, Medizinalrat in Detmold 118.
Scherr, Johannes 258.
*Scheumann, Heinrich 6. 21. 36. 41. 43 f.
Schierenberg, Heinrich 37. 49. 153. 172. 487 f.
Schierholz, Schuhmachermeister in Detmold 91.
Schiller, Friedrich 222. 419 f. 491.
Lied von der Glocke, Das 203.
*Schiller, Karl Martin 98.
Schilling, Zuchtmeister in Detmold 63 f. 114.
—, dessen Witwe 64.
Schlegel, Friedrich 322.
Schlesier, Gustav 56. 184.
*Schlösser, Rudolf 6.
Schmalz, Theodor Anton Heinrich 71.
*Schmidt, Bernhard 6.
Schmidt, Julian 53. 230. 233—38. 320 f.
Schnaase, Karl 47. 50. 238.
Schneider, Johann Gottlob 30.
Schnitger (Schnittger), Karl, Rektor in Horn 586.
Schönfeld, Friedrich Christoph, Fourier in Detmold 409. 412 f.
Schönfeld, Friedrich Heinrich Ferdinand, Physikus in Detmold 119.
*Schott, Superintendent in Brandenburg 330.
Schrattenholz, Josef 60.
—, dessen Söhne 60.
Schreiner, Carl Georg 4. 34. 48. 77. 131. 142. 144. 146. 151—53. 155—62. 166. 255. 268. 273. 277. 458. 479. 481. 490. 505. 507. 524. 538. 559. 562. 564—94.
Schröder, Hausbesitzer in Detmold 471. 474 (?). 521.
Schröderß, Johann Ernst von 63.
Schücking, Levin 476. 478. 483.
Schütz, Wilhelm von 346.
*Schulte, Wilhelm 99.
Schulz, Sergeant im lippischen Bataillon 413. 443.
Schulz, Heinrich 273 f.
Schulz(e?), Henriette Louise: s. Gründler,

Henriette Louise, geb. Schulz(e?).
Schulz u. Wundermann 273.
Schumacher, Wilhelm 263.
Schumann, Robert 211.
*Seebass, Friedrich 56.
Sehring, Heinrich Adolph 409.
Seidel, Charlotte Sophie: s. Lortzing, Charlotte Sophie, geb. Seidel.
Seiff, Gastwirt in Detmold 290. 292.
—, dessen Bruder 290. 292.
*Selcke, Georg 263.
Sethe, Christian 327.
Shakespeare, William 99 f. 130. 135. 137. 168. 214. 222. 254. 318. 323. 327 f. 344. 463.
Hamlet 137. 146 f. 230.
Heinrich IV. 318. 338. 342.
König Lear 213. 320.
Lustigen Weiber von Windsor, Die 318. 338. 342.
*Siegen, Karl 92.
*Sievert, Heinrich 381.
Simon August, Graf zur Lippe 367. 369.
Simon Heinrich, Graf zur Lippe 86.
Sisum, Weinhändler in Berlin 318.
Sohr, ein Bekannter Friedrichs von Uechtritz 313.
Solbrig, Karl Friedrich 309.
Sonnenberg, Franz Freiherr v. 150.
Spanier Herford, Nathan 77. 589.
*Spies, Schutzmann in Heidelberg 269.
Spindler, Carl 264.
Spohr, Louis 48.
Spontini, Gasparo 337.
*Springer, Brunold 116.
Sprütter, Ferdinand 196.
Stahr, Adolf 27.
Stang, Jakob 4. 33. 37. 48 f. 131. 144. 151. 153. 162. 168. 209. 255. 274. 277. 456. 484. 490. 537—52. 554—65. 567. 569—71. 574. 576. 581. 592.
—, dessen Frau 550. 558.
—, dessen Kinder 550.
*Stang, Rudolf 49. 274. 550.
Starke, Exmüller in Detmold 91.
Stedtfeld, Chr., Gastwirt in Detmold 49.
Steffen, Leutnant, später Hauptmann im lippischen Bataillon 378. 448.
Stehely, Berliner Kaffeehaus 58.
Stein, Wilhelm 92. 294.
Steinach, Frank von: Pseudonym für Ignaz Hub; s. d.
Steinmann, Friedrich 210. 263.
*Steinrück, Albert 97.
*Steitz, Wilhelm 338. 343.
*Stern, Adolf 53. 230. 233 f. 236.
*Stern, Alfred 13. 244 f.
*Stilgebauer, Edward 323.
Stockmeyer, Karl 37. 49. 91. 172—75. 177 f. 183. 189. 195. 197. 199 f. 243. 245. 455. 487. 489. 511. 519. 529. 589.
Stolberg - Stolberg, Cajus Graf zu 337.
Stoltze, Friedrich 50.
Strodtmann, Adolf 29. 271. 322.
Suchslandsche Autographensammlung 244.
*Sudhoff, Karl 120.
Sue, Eugène 203.
Sybel, Heinrich von 313.

Tasche, Amtsschreiber in Oerlinghausen 362.
Tassaert, Félicité Henriette: s. Robert, Félicité Henriette, geb. Tassaert.
Tassaert, Jean Pierre Antoine 332.
*Theilacker, Samuel 251.
*Thierfelder, Polizeitierarzt in Nossen 270.
*Thierfelder, Hans 270.
Thiers, Louis Adolphe 203.
*Thomas, Walther 267.
*Thümmel, Bernhard 45.
Tieck, Agnes 274.
Tieck, Amalie, geb. Alberti 274.
Tieck, Dorothea 274. 334.
Tieck, Ludwig 41. 50 f. 57 f. 100. 212—16. 221 f. 269. 274. 344. 373 f. 458. 500. 505.
Tittmann, Johann August Heinrich 89.
Töpfer, Carl 186.
Trappe, Ernst Christian 30.
Tropus, C. 53. 233 f. 236.

Uechtritz, Friederike Auguste Charlotte, geb. Ernst 313. 325. 327. 332. 343.

Uechtritz, Friedrich von 50. 54. 135. 237 f. 274. 313. 315. 320—22. 324—38. 341—45. Galeazzo Sforzas Tod 343.
Uechtritz, Friedrich Joseph Peter von 313. 325. 327. 332. 337 f. 343.
*Ulex, Oskar 35.
Ulrich, Ernst Karl August, Regierungssekretär in Detmold 73.
Unruh, Johanna Christiane: s. Fleischer, Johanna Christiane, geb. Unruh.

Varnhagen von Ense, Karl August 36. 318 (als Mitverf. der „Versuche u. Hindernisse Karls"). 343 (das gleiche).
Varnhagen, Rahel, geb. Levin 238. 321. 332.
Viebahn, Georg 11 f. 37. 51. 141 f.
Viering, Fourier in Detmold 424. 439.
Vitet, Ludovic 109.

Wagener, F. L., Druckerei in Lemgo 203.
Wagner, Carl Friedrich, Zuchtmeister u. Administrator d. städtischen Straßenbeleuchtung in Detmold 65.
*Wagner, Albert Malte 275. 508.
Wagner, Gottlieb Heinrich Adolf 214.
*Wahl, Hans 6.
*Wahle, Julius 6.
Wallbaum, Anton 65.
Wallbaum, Johann Barthold 65.
Wallbaum, Wilhelmine: s. Kreymeyer, Wilhelmine, geb. Wallbaum.
*Walzel, Oskar 102. 499 f.
Wasserfall, August Wilhelm 381.
Wasserfall, Friedrich 380—90. 485.
Wasserfall, Sophie Wilhelmine, geb. Krüger 381.
Watermeyer zu Heiligenkirchen 86.
Wedel, Helene Charlotte von: s. Borch, Helene Charlotte von, geb. von Wedel.
*Wedel, Konstanze Gräfin, geb. Freiin von Falkenstein 266.
Weerth, Ferdinand 70 f. 173. 307.
Weerth, Georg 192. 196.
Wegener: s. Lutter.
Wehmeier, Soldat im lippischen Bataillon 410.
*Wehrhan, Karl 55.
Weisse, Christian Ernst 71.
Welster, Dorothea 87.
Wenck (Wenk), Carl Friedrich Christian 372.
Wenck (Wenk), Friedrich August Wilhelm 369. 372.
*Wendel, Hermann 323.
Wendt, Amadeus 51. 134. 211—18. 372 f. 498.
Wenzel, Grabbes Wirt in Leipzig 308 f.
*Werdelmann, Hermann 6. 23 f. 42. 45. 47. 52. 54. 65 f. 89 f.
*Werner, Richard Maria 50.
*Wex, Pastor in Wehrendorf 52. 54. 203 f.
Wiedemann, Johann Christian 29.
Wieland, Ernst Karl von 372.
Wiens, Luise, geb. Freiligrath 29. 164.
Wiest, Franz 207.
Wilhelm III., König der Niederlande 331.
Wilken (Wilkens), Friedrich 89. 372.
Willkomm, Ernst 27. 60. 130 f. 142—45. 210. 244. 490. 585 f. 592.
Winkel, Caroline aus dem: s. Lorenz, Caroline Baronin von, geb. aus dem Winkel.
*Winkelsesser, Bernhard 56.
Winkler, Karl Gottlieb Theodor 263.
Wippermann, Gustav 51. 198. 464. 466—68. 493. 497—99. 546.
Wist, Johann Heinrich 118. 121. 196.
*Witkowski, Georg 4.
Wittenberg, Margarethe Dorothea Elisabeth: s. Robert, Margarethe Dorothea Elisabeth, geb. Wittenberg.
*Wittmann, Karl 100. 103.
*Wöhrmann, Pfarrer in Herford 88.
Wolf, Friedrich August 30. 318. 325. 344.
*Wolff, Ernst 589.
*Wolff, Max J. 323.
Wolff, Oscar Ludwig Bernhard 27. 40. 51 f. 128—31. 147. 150. 165.

Wolfram, Hermann Ludwig 209.
*Wortmann, Wilhelm 273.
*Wukadinović, Spiridion 3. 9—11. 21. 25 f. 31 f. 35. 37. 41 f. 51. 54. 79. 113. 122. 127. 212 f. 218 f. 221. 225 f. 250. 253 f. 259 f. 266 f. 269. 272. 302. 304. 309. 316. 325 f. 328. 340 f. 343 f. 346. 373. 400—02. 418. 443. 452. 458 f. 463 f. 469. 472. 476. 480. 483. 489—91. 500. 505. 508. 513 f. 521. 523. 541 f. 544 f. 569. 589. 591.

*Zarncke, Eduard 373.
*Zastrow, Marie von 274.
Zeck, Barbier in Düsseldorf 578. 581.
Ziegler, Emilie 274 f.
Ziegler, Ernst 202.
*Ziegler, K. 299.
Ziegler, Sophie, geb. Moeller (Möllermann), 54. 82 f. 198. 204. 257 f. 274. 358. 454. 460 f. 463. 465. 471. 474. 483. 488. 494. 509. 521. 546. 557. 581. 583 f.
Ziegler, Sophie Friederike, geb. Heistermann 202.
*Zimmermann, Paul 41. 50. 269.
*Zobeltitz, Fedor von 270.
Zulauff, Heinrich 189.

II. Geographische Namen.

Aachen 47. 132.
Abdera 476. 574.
Ahmsen 88 f.
Alexandrien 270.
Altona 334.
Alverdissen 76. 543.
Amerika 30. 262. 274.
Amsterdam 28. 403.
Ankum i. O. 272.
Augsburg 11. 37. 51. 59.
Australien 30.

Baden (Schweiz) 272.
Barmen 38. 92. 164. 192.
Bayern 476.
Beaulieu 267.
Bega (Lippe) 49.
Belgien 51. 129.
Bentrup 91.
Berlebeck 41. 87. 438 f. 441.
Berlin 6. 27—29. 35—37. 46 f. 53. 59 f. 71 f. 113 f. 128. 133—36. 188. 192. 201. 208. 211. 215 f. 221. 227. 237 f. 255. 263 f. 266 f. 271 f. 299—346. 373. 498. 513 f. 530. 560. 588 f.
Behrenstraße 322—26. 342.
Bismarckstraße 336.
Dorotheenstraße 344.
Friedrichstraße 344.
Gensdarmenmarkt 323.
Grünstraße 336.
Jägerstraße 318.
Kaiser Friedrich-Straße 336.
Kammergericht 331 f. 334.
Kasino in der Behrenstraße 58. 317 f. 322—26. 342.
Königstädter Theater 336.
Lehmkuhlenfleck 336.
Lutter u. Wegener 318. 322 f. 327.
Mauerstraße 320. 326. 345.
Roberts Park 336.
Staatsbibliothek, Preußische 30.
Stadtgericht 332.
Stehely 58. 317.
Taubenstraße 326.
Universität 71. 89 f. 106. 312. 330—32. 371—73. 503.
Verein für die Geschichte Berlins 324. 336. 344.
Witwenkasse 542.
Berlin-Charlottenburg 335 f. 345 f.
Berlin-Friedenau 35.
Berlin-Schöneberg 268.
Berlin-Zehlendorf 265.
Bern 251.
Bernburg 273.
Bielefeld 64.
Postamt, Preußisches 64.
Billinghausen 91.
Blomberg 91.
Bösingfeld 66. 87. 90.
Bonn 250.
Universität 537.
Boppard 49. 274.
Bordeaux 272.
Brackel 273.
Brandenburg 330.
Braunschweig 27. 41 f. 50—52. 54. 128. 133. 141. 170. 189. 269.
Theater 269.
Bremen 254. 264. 549.

Breslau 44. 374.
Fakultät, Philosophische 100. 103. 263. 374.
Buckeley bei Alexandrien 270.

Charlottenburg 335 f. 345 f.
Cleve 92.
Clevedon 265.
Cöthen 266. 331.

Dänemark 72. 249.
Danzig 263.
Darmstadt 26 f. 34. 56. 157. 160. 188. 269.
Detmold
Amtsgericht 80.
Bibliothek, Herrschaftliche 374.
Bibliothek, Oeffentliche: s. Landesbibliothek.
Bürgerschule 92.
Gasthaus „Zur Stadt Frankfurt“ 23. 43. 77 f. 81. 83 f. 171. 174. 183. 197. 243. 249. 285. 460—64. 467. 510. 525.
Gogericht des Richteramts 76.
Grotenburg 190.
Gymnasium 42 f. 45. 70 f. 92. 106. 142. 203. 216. 242. 286 f. 293. 305. 370. 374.
Hermannsdenkmal 190 f. 591.
Hofgericht 91. 590.
Horner Tor 410.
Justizkanzlei 76. 79 f. 84. 91. 175. 197—200. 493.
Kammer: s. Rentkammer.
Konsistorium 51. 70. 276. 305—07. 371. 466—68.
Kowats' Gasthaus 409 f. 412.
Landesarchiv 4—6. 24—26. 28. 31. 33 f. 36. 43—46. 48 f. 51. 72. 80. 84. 114. 199. 203. 252. 275—78. 306. 346—50. 363—90. 413. 418. 477. 481 f. 484 f. 489. 588.
Landesbibliothek 6. 24 f. 32 f. 41 f. 44. 92. 193. 253. 301. 304 f. 347 f. 374. 380—83. 386 f. 389 f.
Leihbank 67—70. 93. 140. 276. 292. 301 f. 366. 386.
Lemgoer Tor 409 f.
Magistrat 65.
Neustädter Commission 356.
Polizeikommission 79—82. 84. 196 f. 366. 455. 464. 547.
Provinzialschule 562.
Rentkammer 363. 376 380—83. 385—87. 416
Residenzschloß 367.
Ressource 24. 129. 197. 257. 402. 461.
Schauspielhaus 25.
Schulbibliothek 374.
Stipendium der 11000 Jungfrauen und des heiligen Kreuzes 276. 304—08. 371.
Strafwerkhaus 70.
Theater 434. 587.
Witwen- und Waisenkasse, weltliche 76. 117 f. 276. 542 f.
Zuchthaus 63—67. 70. 114. 140. 143. 148. 228 f. 275 f. 292. 304. 386. 503.
Zuchthauskommission 63—66. 93. 366.
Diersfordt 92.
Dortmund 32. 273.
Dresden 24. 42. 47. 53. 57. 128. 134 f. 213. 215 f. 221. 223. 230. 253. 263. 266. 269. 271. 274. 318. 334. 340. 373 f.
Hofkirche, Katholische 340.
Josephinenstiftskirche 334.
Kadettencorps 334.
Pfarramt der Kathol. Hofkirche 332.
Düsseldorf 3. 4. 23. 33 f. 37. 39 f. 43 f. 47 f. 49—51. 54. 58 f. 77. 130—32. 134—36. 139. 141 f. 144—47. 151. 157. 174 f. 182 f. 187 f. 204. 206. 209. 211. 238. 243. 255. 257. 262. 264. 267. 271. 275. 335. 337. 340. 454. 457—60. 484. 488. 502. 507 f. 537—94.
Einwohnermeldeamt 47.
Gasthaus zum Römischen Kaiser 146.
Kasernenstraße 574.
Rheinstraße 144.
Stadttheater 40. 146. 206. 457 f. 548. 550.
Wirtshaus „Zum Drachenfels“ 49. 130—32. 144. 172. 209—11. 274. 537 f. 561.

Elberfeld 22. 37. 55. 140 f. 166. 190. 193. 264. 575. 577.
Elsaß 550.
Erdmannsdorf 269.

Erlangen
Universität 372.
Exten, Rittergut 270.

Frankfurt a. M. 22. 26. 30. 37. 51. 55 f. 135—40. 166 f. 178. 183 f. 204. 250. 264. 275. 311. 350. 352. 354. 401. 444. 447 f. 508. 524. 541. 561. 575. 577. 585. 587 f. 593.
Stadtbibliothek 588.
Frankreich 332.

Gießen
Fakultät, Philosophische 99 f.
Gmunden 50.
Görlitz 51. 371.
Bibliothek der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften 6. 50 f. 274. 332. 343.
Gesellschaft der Wissenschaften, Oberlausitzische 338.
Göttingen 141. 265. 549.
Georg-Augusts-Universität 57. 291. 312f. 373.
Gotha 53. 266.
Lebensversicherungsbank, Gothaer 542.
Gräben II, Rittergut 266. 330 f.
Greiffenberg in Schlesien 274.
Greifswald
Fakultät, Philosophische 98. 100.
Gröditzberg 336.
Groß-Zschocher 266.

Habsdorf in Hessen 587.
Hagen bei Lage 204.
Hagen i. W. 29. 243. 460.
Halle a. d. S. 264. 335. 371. 373.
Fakultät, Philosophische 104. 369. 374.
Hamburg 22. 27 f. 50. 52 f. 57. 140. 178. 184. 186. 193. 207 f. 234. 263 f. 271. 275. 278.
Staatsarchiv 46.
Hamm i. W. 273.
Hanau a. M. 271.
Hannover 22. 27. 37. 47. 52 f. 76. 128 f. 133. 170. 263 f. 273. 560. 575.
Harta bei Greiffenberg 274.
Hasenbrede bei Lemgo 439.
Heidelberg 269.
Heidenoldendorf(f) (Heydenoldendorff) 84. 86.
Heiligenkirchen (Heyligenkirchen) 86.
Herford 88. 567.
Münsterkirchgemeinde 87 f.
Hessen 587.
Hiddesen (Hitzen) 63. 84—90.
Höxter 190.
Holland: s. Niederlande, Die.
Holzhausen (Holtzhaußen) (Dorf in Lippe) 84.
Holzhausen (im Bezirk Paderborn) 330.
Horn (Horrn) 24. 72. 84. 91. 203. 363. 416. 586.
Hovedissen 408.

Italien 138.
Jena 199. 264.
Jerichow 266.

Kassel (Cassel) 42. 166. 190. 278. 335. 587.
Kettwig 92.
Kiel
Fakultät, Philosophische 100.
Koblenz 401.
Köln 46. 272. 276. 589.
Fakultät, Philosophische 97.
Königswinter 43. 271. 537.
Kötterberg (Köterberg) 439. 441.
Kohlstädt (Kohlstette) 86.
Konstantinopel (Constantinopel) 293.
Kopenhagen 249.

Lage 204.
Leipzig 4. 6. 27. 29. 36 f. 41—43. 45—47. 51 f. 54—58. 71. 112 f. 116. 128. 134 f. 141. 211—26. 264. 266—68. 272. 289—93. 308—17. 337. 371. 372 f. 560. 571. 588 f.
Brühl 223.
Burgstraße 309.
Gasthaus „zum Schwarzen Brett“ 313 f.
Gewandhaus 589.
Konvikt 313.
Messe 134. 291. 311.
Linckesche Leihbibliothek 312.
Magistrat 373.
Polizeiamt 46.
Ratsbibliothek 373.
Rosental 317.
Staatsgerichtshof 373.
Theater 214. 373.
Thomaskirchhof 308 f.
Tuchhalle 268.
Universität 37. 41. 43. 45 f. 71. 89. 92. 98. 106. 203. 242 f. 267. 288—92.

308—17. 348. 369. 371—73.
Universitäts-Bibliothek 372 f.
Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte 332.
Leipzig-Groß-Zschocher 266.
Leipzig-Möckern 266.
Lemgo 24 f. 29 f. 43. 49. 51—53. 64. 88 f. 93. 114. 147. 172. 203. 209. 289 f. 439. 586.
Magistrat 64. 91.
Marienstift 484.
St. Marien 88.
St. Nicolai 88.
Tröger-Bauerschaft 89.
Lippstadt 368. 563.
London 21 f. 54. 518.
Lübeck 271.
Luxemburg (Luxembourg) 73. 203. 350. 385. 400 f. 418 f. 422. 444.

Maas 38.
Magdeburg 331.
Main 419.
Mainz 38. 52. 161. 207 f. 267. 401.
Gemeinde, Freireligiöse 267.
Mannheim 31. 33. 35. 267. 298.
Marburg 25.
Fakultät, Philosophische 98.
Marienwerder 44.
Mark, vormalige deutsche Grafschaft 29.
Matorf 54.
Meinberg 49. 91. 175. 189. 200. 464. 586. 589.
Minden 22. 128. 189 f. 262. 264 f. 270. 589.
München 270. 577.
Nationaltheater 97.
Fakultät, Philosophische 98. 104.
Münster i. W. 21. 25. 203. 264. 459.
Akademie, Königliche 99.
Fakultät, Philosophische 12. 97—100.

Neuenheim bei Heidelberg 269.
Niederlande, Die 331. 335.
Niederrhein 51. 129 f.
Niedersachsen 129.
Niemen 262. 265.
Nossen 270.
Nürnberg 38.

Oberlausitz 337.
Oderberg (Mark) 35. 331.
Oerlinghausen 43. 72. 189. 361 f.
Oesterreich 337.
Oldenburg (Land) 272.
Oldenburg (Stadt) 27. 41. 57 f.
Osnabrück 42.

Paderborn 330. 564. 567.
Paris 51. 57. 129. 144. 227. 267. 301. 350. 402. 498. 501 f.
Konsulat, Deutsches 267.
Pennsylvanien 100.
Philadelphia
Universität von Pennsylvanien 100.
Potsdam 335.
Prag 27.
Universität, Deutsche 99.
Preußen 135. 190. 204. 210. 300. 335. 338. 422.
Pyrmont 291.

Quedlinburg 512.

Regensburg 476. 561.
Rhein 51. 129 f. 209. 262. 265. 335. 401. 419.
Rinteln 270. 587 f.
Rostock
Fakultät, Philosophische 12. 97.
Rotterdam 209. 335.

Sachsen 372.
Salzuflen (Salzuffeln) 172. 409.
Schaumburg-Lippe 400.
Schlesien 262 f. 274.
Schmedissen 86.
Schötmar 88 f.
Schweiz 272.
Soest 28 f. 197 f.
Sternberg (Sterrnberg) 86.
Stolzenau 254.
Straßburg 270. 402. 498. 501.
Universität 105.
Strüh (Strüe, Strühen, Ströh, Struehen) 88 f.
Stuttgart 27. 29. 37. 53. 55. 101. 267. 575.
Süddeutschland 476.

Teutoburger Wald 137. 140. 190.
Trier 332.
Troja 190.
Tübingen 53. 270.

Vlotho 52. 54. 203.

Waldeck 400.

Waldheim, Sa.
Landesanstalt 115.
Wehrendorf bei Vlotho 52. 54. 203.
Weimar 47.
Goethe- und Schiller-Archiv 6. 24. 27 f. 32. 34. 39. 42. 44. 48 f. 57. 145. 156 f. 269.
Wendlinghausen 73.
Wesel 44.
Weser 38. 52. 54. 190. 254. 262. 265.
Westerburg
Gräfl. Leiningen-Westerburgisches Archiv 367.
Westerburg-Schadeck 367.
Westerwald 367.
Westindien 433.
Wien 50. 59. 145. 191. 217. 237. 264. 274. 476.
Hofbibliothek 274.
Wiesbaden 269.
Würzburg
Fakultät, Philosophische 97.

Ziesar 331.

III. Titel von Zeitschriften und Zeitungen.

Abendzeitung 26. 53. 141. 230. 263 f. 562.
Almanach der Universität Leipzig 92.
Anzeiger, Rheinisch-Westphälischer 21. 25 f. 265. 273 f.
—, Täglicher. Elberfeld 55.
Archiv, Herrigs 54. 230.
Argus. Hamburg 22. 140 f.
Athenäum, hrsg. von Riedel 135. 210. 264.
Autographen-Rundschau 35. 271.

Bär, Der. Berlinische Blätter für Vaterländische Geschichte und Altertumskunde 324.
Blätter, Humoristische 27. 41. 57 f. 210. 264.
— (der Börsenhalle), Literarische und kritische 27. 53. 163 f. 234. 264.
—, Stuttgarter Dramaturgische: s. Thalia, Stuttgarter.
—, Vaterländische 26. 63. 265.
—, Westliche, für Unterhaltung, Kunst, Literatur und Leben 47. 265. 268.
Blätter aus der Gegenwart 264.
— für lippische Heimatkunde 59.
— für literarische Unterhaltung 27. 571.
— für Scherz und Ernst 47.
Bücherstube, Die 263.

Chronik Westphalens und der Rheinlande 21.
Conversations-Blatt, Berliner 59. 133 f.
Conversationsblatt, Frankfurter: s. Konversationsblatt, Frankfurter.

Damen-Zeitung 264.
Dampfboot, Danziger 263.
Didaskalia. Blätter für Geist, Gemüth u. Publizität 22. 37. 49. 55. 178. 191. 193. 264. 560. 586.
Domino auf dem Maskenballe des Lebens, Der Schwarze 217. 262. 265.

Echo, Das literarische 27. 101.
Eisenbahn, Die 264.
Erholungsstunden 264.
Euphorion 10. 577.
Europa. Chronik der gebildeten Welt 27. 55. 166. 190. 264. 575. 586.

Figaro, Berliner 53. 208. 264.
Flora 264.
—, Rheinische 265.
Freihafen, Der 264.
Freimüthige, Der 264.
Fremdenblatt, Düsseldorfer 3. 4. 132. 262. 271. 273. 457 f.
—, Hamburger 28. 278.

Gegenwart, Die 60.
Generalanzeiger, Düsseldorfer 267.
Gesellschafter, Der, oder Blätter für Geist und Herz 25. 35. 135 f. 210. 263 f. 571.
Grenzboten, Die 53. 230. 237 f. 264. 320 f.

Hausblätter, Frankfurter 55.
Hermann. Zeitschrift für die Lande zwischen der Weser und Maas 38. 263 f.
Hermione 264.

Hesperus 264.

Intelligenzblatt, Lippisches 74. 93. 203. 302. 308. 403. 544. 553.
Iris. Frankfurt a. M. 264.
Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, Literaturwissenschaftliches 98.
— der Grillparzer-Gesellschaft 518.
— der Philosophischen Fakultät Leipzig 98.
— der Philosophischen Fakultät Marburg 98.
— der Philosophischen Fakultät der Deutschen Universität in Prag 99.
— der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät Münster i. W. 97 f.
Jahrbücher, Frankfurter 264.
—, Hallische 264.
—, Preußische 275. 508.
— der Literatur 264.
— für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur ...., Neue 113.
— für Drama, Dramaturgie und Theater 27. 60. 142.
Journal, Frankfurter 588.

Kinderfehler, Die 299.
Komet, Der 55. 200. 217. 223. 263 f.
Konversationsblatt, Frankfurter 51. 264. 575. 577.
Korrespondent von und für Deutschland 38.
Korrespondenzblatt, Rheinisch-Westphälisches 21. 25 f. 127.
Kreisblatt, Düsseldorfer 264.
Kunst- und Wissenschaftsblatt 264.

Landeszeitung, Lippische 24. 59.
Literatur, Die: s. Echo, Das literarische.
Literaturblatt für german. und roman. Philologie 251.
Literaturzeitung, Deutsche 105. 111.
Literatur-Zeitung, Jenaische Allgemeine 264.
—, Leipziger 264.

Magazin, Braunschweigisches 41. 50.
—, Lippisches 35. 37. 43. 49. 52. 77—81. 91. 172—80. 189 f. 192—200. 207. 245. 258. 264. 481. 487—89. 493. 569.
—, Westfälisches 32. 122. 152. 157. 209. 255—59. 469. 477. 484.
Masken. Halbmonatsschrift des Düsseldorfer Schauspielhauses 23.
Mefistofeles 264.
Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 336.
Mitternachtzeitung für gebildete Stände (anfangs: Mitternachtblatt) 27. 51 f. 130. 133. 135. 141. 189 f. 263. 265.
Monatsblätter, Protestantische 53. 235.
Monatshefte, Süddeutsche 113.
Monatsschrift, Literarische 263.
Morgenblatt für gebildete Leser 53. 133. 160. 209. 264. 570.
Morgenzeitung, Hannoversche 264.
Museum, Deutsches. Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben 41. 211.
—, Frankfurter 55.

National-Zeitung 114.
Nekrolog der Deutschen, Neuer 11. 47. 244.
Nord und Süd 44.
Novellen-Zeitung 265.

Odeon, Rheinisches 160. 478.
Omnibus zwischen Rhein und Weser (später: Niemen) 209. 262. 265.
Ost und West. Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben 27. 265.

Pandora, Deutsche 264.
Phönix 12. 26. 133. 136—40. 157. 160. 188. 201. 244. 263.
—, Der. Rheinisches Unterhaltungsblatt 265.
Pilot, Der 265.
Posaune, Die 22. 27. 47. 52. 164. 170—72. 185. 207. 263. 265. 510. 516.
Provinzialblätter, Schlesische 262 f.

Regierungs- und Anzeige-Blatt, Fürstlich Lippisches: s. Intelligenzblatt, Lippisches.
Revue, Deutsche 29.
Rheinland wie es ernst und heiter ist, Das.

(Später: Blätter für geistige Unterhaltung) 38. 52. 207 f. 210. 265.
Rosen, Die 265.

Salon. Eine Wochenschrift für Heimat und Fremde 190.
—, Der. Hrsg. von S. Engländer 262. 265.
Scene, Die 101.
Sonntags-Blätter 265.
Sonntagsblatt, Das. Minden 22. 25. 49. 128. 189 f. 262. 264 f. 270. 589.
—, Neues. Lemgo 53. 203. 209.
Sprecher: s. Anzeiger, Rhein.-Westphälischer.
Staats-Zeitung, Allgemeine Preußische 37. 47. 560.

Tageblatt, Berliner 71.
Taschenbuch, Literarhistorisches 264.
— der briefadeligen Häuser, Perthes' 36.
— dramatischer Originalien 40. 145. 150. 187.
Telegraph für Deutschland 50. 52. 57. 178. 184—86. 193 f. 201. 207 f. 263. 265.
Thalia, Stuttgarter 101.
Theaterchronik, Allgemeine 264. 577.
—, Hamburger 264.
Theater-Locomotive, Die 265.
Theater-Revue, Allgemeine 37.
Theaterzeitung, Allgemeine 264.
—, Rheinische 265.

Unter der Grotenburg 55.
Unterhaltungen am häuslichen Herd 54. 230.
Unterhaltungs-Blätter, Allgemeine, zur Verbreitung des Schönen, Guten und Nützlichen 21. 127. 264.
Unterhaltungsblatt, Bremisches 264.

Vaterland, Das. Darmstadt 56. 263. 265. 385.
Vierteljahrsschrift, Deutsche 264.
Volksblatt, Rheinisches 265.

Wandelstern, Der 265.
Westphalia 25.
Wochenblatt, Deutsches. Zeitschrift für nationale Politik, für Kunst und Litteratur 28.
Wochenschrift, Wiener Klinische 115.
Zeitschrift für Bücherfreunde 56. 274. 326. 567.
— für den deutschen Unterricht 10.
— für Musik, Neue 43. 211.
Zeitspiegel, Der 265.
Zeitung, Allgemeine 11. 37. 51. 59. 141. 244. 575. 577.
—, Berliner: s. Staats-Zeitung, Allgemeine Preußische.
—, Deutsche. Berlin 271.
—, Deutsche Allgemeine 72.
—, Düsseldorfer 47. 264.
—, Elberfelder 22. 37. 140 f. 190. 193. 264. 575. 577.
—, Frankfurter: s. Konversationsblatt, Frankfurter.
—, Hannoversche 37. 133. 560. 575.
—, Kölnische 46. 276.
—, Literarische 27. 164. 264.
—, Rheinische 265.
—, Vossische 39 f. 47.
— für die elegante Welt 27. 52. 54. 58. 131. 134. 140. 163. 170 f. 180. 187. 190. 265. 511. 561 f. 577.

Druckfehler- und andere Verbesserungen

S. 44, Z. 17 lies: Marienwerder *statt* Marienweder
S. 53, Z. 11 lies: Fassung. *statt* Fassung
S. 56, Z. 8 v. u. lies: den *statt* der
S. 81, Z. 18 lies: Frage *statt* frage
S. 113, Anm. 46 lies: Bd. 1, S. 135/36.
S. 118, Z. 15/16 lies: Soweit seine Berufsarbeit es zulasse, beschäftige er sich mit der Abfassung dramatischer Dichtungen. *statt* Soweit ihm sein Beruf es zulasse.
S. 119, Z. 7 lies: bedeutender *statt* bedeutendes
S. 131, Z. 21 lies: Anhange *statt* ersten Hauptteile
S. 134, Z. 19 lies: das *statt* daß
S. 152, Z. 7 v. u. lies: haben *statt* laben
S. 166, Anm. 6 lies: S. 586 f. *statt* Anhang im 2. Band.
S. 189, Anm. 34 lies: S. 587 *statt* Anhang im 2. Band.
S. 209, Anm. 32 lies: S. 588 f. *statt* Anhang im 2. Band.
S. 215, Z. 12 v. u. lies: das *statt* daß
S. 259, Z. 8 v. u. lies: vor *statt* von
S. 263, Z. 7 lies: der *statt* den
S. 268, Z. 13 v. u. streiche: gleichfalls
S. 268, Z. 11 v. u. lies: sind, *statt* sind;
S. 269, Z. 19 lies: Ludwig *statt* Luwig
S. 405, Z. 6 v. u. lies: Karikatur *statt* Karrikatur

Nachträge und Berichtigungen

Zu S. 32, Anm. 27: Zur Angabe des ersten Satzes vgl. Anm. 16 auf S. 544.
Zu S. 41, Nr. 66a: Als Nr. 66b ist nachzutragen: Elberfeld und Düsseldorf. Von Theodor von Kobbe.: Telegraph für Deutschland. Nr. 181—85. November 1841. (Auf diesen Abdruck aus den „Humoresken" wurde der Verfasser durch Herrn Prof. Dr. Werner Deetjen in Weimar aufmerksam gemacht.)
Zu S. 47: Zu den von Schnaase stammenden biographischen Quellen gehört ferner ein aus Düsseldorf vom 24. März 1842 datierter Brief an Dr. Wiest, Redakteur des „Rheinlandes wie es ernst und heiter ist", abgedruckt in der Nr. 39 dieser Zeitschrift vom 31. März 1842, S. 155 mit der Überschrift: „Schnaase in Düsseldorf — für Immermann." Schnaase nimmt in dieser Zuschrift Stellung zu der in Nr. 23 des

„Rheinlands“ vom 22. Februar 1842 enthaltenen Publikation: „Briefe von Immermann an Grabbe. Original-Mittheilung von Emil Belana. Eingeleitet von Dr. Wiest.“ (Der Verfasser verdankt den Hinweis auf diesen Brief Herrn Prof. Dr. Deetjen in Weimar.)

Zu S. 50/51: Zu den von Friedrich von Uechtritz stammenden biographischen Berichten gehört auch das durch Hebbels Tagebucheintrag aus Marienbad vom 19. Juli 1854 Überlieferte. (Vgl. Tagebücher, hrsg. von R. M. Werner, Bd. 4, S. 22/23.)

Zu S. 191, Z. 11 v. u.: Nur Althof war Kriminalgerichtssekretär, Kestner aber (seit dem 1. April 1834) Kammersekretär.

Zu S. 211, Z. 6/8: Diese Angabe bedarf noch einer weiteren Einschränkung: auf S. 10405 hat Ziegler aus der S. 210, Anm. 36 angeführten Publikation Hubs zwei Bruchstücke aus Billets Grabbes an Louise Christiane Clostermeier abgedruckt.

Zu S. 263, Z. 8/9: Diese Arbeit ist während der Drucklegung der vorliegenden erschienen: H. Fleischhauer: Theodor Hell (Winkler) und seine Tätigkeit als Journalleiter, Herausgeber, Übersetzer und am Theater. Borna: Noske 1930. (Dissertation der Münchener Philosophischen Fakultät.)

Adolf Henrich Grabbes Einnahmen als Zuchtmeister 1803—1832

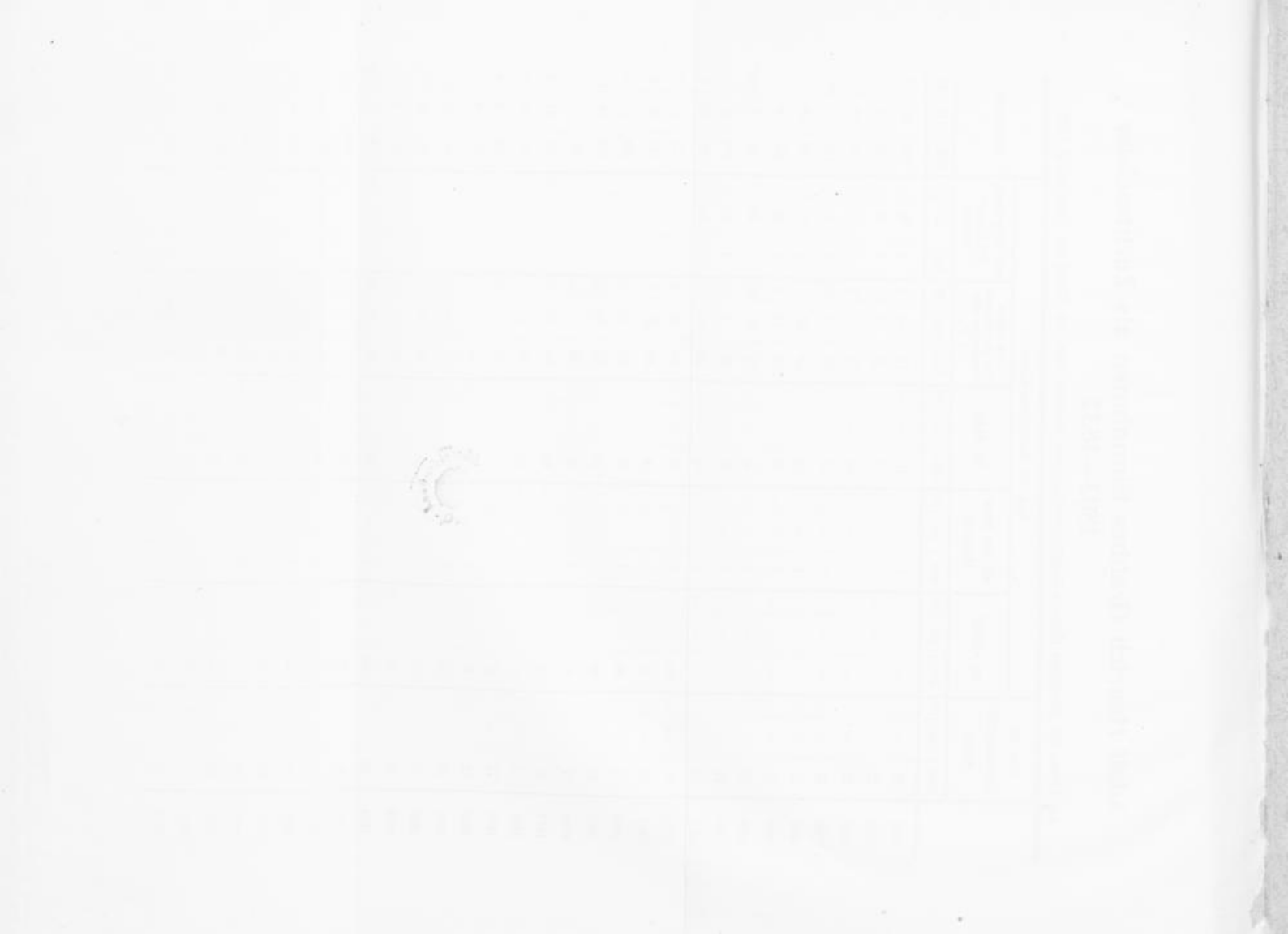
Auf Grund der jährlichen General-Zuchthausrechnungen, formiert nach den Titeln des Etats (s. Q. 152).

												Aus der Zuchthaus-Kasse								
1825	72	—	—	52	—	—	1	—	—	10	—	—	55	7	3	—	—	—	190	7	3
1826	72	—	—	52	—	—	1	—	—	10	—	—	42	5	5	—	—	—	177	5	5
1827	72	—	—	52	—	—	1	—	—	10	—	—	46	22	1	—	—	—	181	22	1
1828	72	—	—	52	—	—	1	—	—	10	—	—	62	2	—	—	—	—	197	2	—
1829	72	—	—	52	—	—	1	—	—	10	—	—	59	34	4½	—	—	—	194	34	4½
1830	72	—	—	52	—	—	1	—	—	14	18	—	48	16	4½	—	—	—	187	34	4½
1831	72	—	—	52	—	—	1	—	—	14	18	—	42	22	1½	—	—	—	182	4	1½
1832	72	—	—	52	—	—	1	—	—	14	18	—	46	35	1½	—	—	—	186	17	1½

Adolf Henrich Grabbes Einnahmen als Zuchtmeister 1803—1832

Auf Grund der jährlichen General-Zuchthausrechnungen, formiert nach den Titeln des Etats (s. Q. 152).

	Aus der Konsistorial-Kasse			Aus der Zuchthaus-Kasse																		insgesamt		
				an Gehalt			als ein fixes Douceur			für Holz			von jedem im Zuchthause verdienten Mgr. 1 Pf.			zur Vergütung der Kriegs-steuer								
	Rtlr.	Gr.	Pf.	Rtlr.	Gr.	Pf.	Rtlr.	Gr.	Pf.	Rtlr.	Gr.	Pf.	Rtlr.	Gr.	Pf.	Rtlr.	Gr.	Pf.	Rtlr.	Gr.	Pf.	Rtlr.	Gr.	Pf.
1803	72	—	—	—	—	—	1	—	—	10	—	—	17	34	2	1	30	—	102	28	2
1804	72	—	—	—	—	—	1	—	—	10	—	—	28	5	—	1	30	—	112	35	—
1805	72	—	—	—	—	—	1	—	—	10	—	—	21	5	1	1	30	—	105	35	1
1806	72	—	—	—	—	—	1	—	—	10	—	—	27	19	3½	1	30	—	112	13	3½
1807	72	—	—	—	—	—	1	—	—	10	—	—	24	25	—	1	30	—	109	19	—
1808	72	—	—	—	—	—	1	—	—	10	—	—	22	15	1	1	30	—	107	9	1
1809	72	—	—	—	—	—	1	—	—	10	—	—	31	21	4½	1	30	—	116	15	4½
1810	72	—	—	—	—	—	1	—	—	10	—	—	32	5	½	1	30	—	116	35	½
1811	72	—	—	—	—	—	1	—	—	10	—	—	45	21	3	1	30	—	130	15	3
1812	72	—	—	40	—	—	1	—	—	10	—	—	50	11	3	—	—	—	173	11	3
1813	72	—	—	40	—	—	1	—	—	10	—	—	48	21	5	—	—	—	171	21	5
1814	72	—	—	40	—	—	1	—	—	10	—	—	50	13	3	—	—	—	173	13	3
1815	72	—	—	40	—	—	1	—	—	10	—	—	43	26	1½	—	—	—	166	26	1½
1816	72	—	—	40	—	—	1	—	—	10	—	—	56	7	½	—	—	—	189	7	½
1817	72	—	—	40	—	—	1	—	—	10	—	—	50	27	5	—	—	—	183	27	5
1818	72	—	—	40	—	—	1	—	—	10	—	—	53	12	4	—	—	—	186	12	4
1819	72	—	—	40	—	—	1	—	—	10	—	—	65	8	4	—	—	—	198	8	4
1820	72	—	—	40	—	—	1	—	—	10	—	—	58	7	½	—	—	—	191	7	½
1821	72	—	—	52	—	—	1	—	—	10	—	—	51	20	5½	—	—	—	186	20	5½
1822	72	—	—	52	—	—	1	—	—	10	—	—	49	20	1½	—	—	—	184	20	1½
1823	72	—	—	52	—	—	1	—	—	10	—	—	43	3	3	—	—	—	178	3	3
1824	72	—	—	52	—	—	1	—	—	10	—	—	45	17	2½	—	—	—	180	17	2½
1825	72	—	—	52	—	—	1	—	—	10	—	—	55	7	3	—	—	—	190	7	3
1826	72	—	—	52	—	—	1	—	—	10	—	—	42	5	5	—	—	—	177	5	5
1827	72	—	—	52	—	—	1	—	—	10	—	—	46	22	1	—	—	—	181	22	1
1828	72	—	—	52	—	—	1	—	—	10	—	—	62	2	—	—	—	—	197	2	—
1829	72	—	—	52	—	—	1	—	—	10	—	—	59	34	4½	—	—	—	194	34	4½
1830	72	—	—	52	—	—	1	—	—	14	18	—	48	16	4½	—	—	—	187	34	4½
1831	72	—	—	52	—	—	1	—	—	14	18	—	42	22	1½	—	—	—	182	4	1½
1832	72	—	—	52	—	—	1	—	—	14	18	—	46	35	1½	—	—	—	186	17	1½



Germanische Studien

106.	Tyroff, Edgar, Das Heimaterlebnis in den Werken Otto Ludwigs	6.80
107.	Richter, Paul K., Willibald Alexis als Literatur- u. Theaterkritiker	6.60
108.	Greulich, Helmut, Georg Heym (1887—1912). Leben und Werk	6.—
109.	Einsiedel, Wolfgang v., Die dramatische Charaktergestaltung bei Heinrich von Kleist, besonders in seiner „Penthesilea"	5.—
110.	Mahl, Ilse, Der Prosastil in den Märchen Clemens Brentanos	5.—
111.	Junker, Christof, Das Weltraumbild in der deutschen Lyrik von Opitz bis Klopstock	5.—
112.	Kube, Ulrich, Vier Meistergesänge von Heinrich von Mügeln	5.60
113.	Krogmann, Willy, Das Friederikenmotiv in den Dichtungen Goethes. Eine Motivanalyse	5.80
114.	Drews, Wolfgang, König Lear auf der deutschen Bühne bis zur Gegenwart	11.60
115.	vom Hagen, Paul, Richard Dehmel. Die dichterische Komposition seines lyrischen Gesamtwerks	11.—
116.	Krogmann, Willy, Goethes Ringen mit Wetzlar	2.40
117.	Heinrichsdorff, Paul, J. M. R. Lenzens religiöse Haltung	6.80
118.	Ehrlich, Elisabeth, Das französische Element in der Lyrik Chamissos	6.80
119.	Niedner, Helmut, Die deutschen und französischen Osterspiele bis zum 15. Jahrhundert	7.20
120.	Stern, Gerhard Wilhelm, Die Liebe im deutschen Roman des siebzehnten Jahrhunderts	9.60
121.	Majut, Rudolf, Studien um Büchner	13.50
122.	Horn, Fritz, Das Liebesproblem in Richard Dehmels Werken	3.30
123.	Seibold, Lilli, Studien über die Huote	4.80
124.	Sawicki, Stanisław, Gottfried von Straßburg und die Poetik des Mittelalters	7.20
125.	Neuendorff, Otto, George Hesekiel	7.60
126.	Spink, Gerald W., Ferdinand Freiligraths Verbannungsjahre in London	4.20
127.	Franke, Ruth, Peter van Zirns Handschrift	5.60
128.	Kube, Karl Heinz, Goethes Faust in französischer Auffassung und Bühnendarstellung	15.60
129.	Sommermeyer, Edwin, Hauffs „Memoiren des Satan"	5.20
130.	Weil, Edgar, Alexander von Sternberg	5.80
131.	Prill, Vera, Caroline de la Motte Fouqué	3.80
132.	Hofmann, Werner, Stilgeschichtliche Untersuchungen zu den Meisterliedern des Hans Folz	5.60
133.	Schönfeld, Margarete, Gutzkows Frauengestalten	4.80
134.	Lieske, Rudolf, Tiecks Abwendung von der Romantik	6.—
135.	Ziemendorff, Ingeborg, Die Metapher bei den weltlichen Lyrikern des deutschen Barock	5.60
136.	Radczun, Willi, Das englische Urteil über die Deutschen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts	8.40

7953958

